A Thaer
Thaer
628

Univ.-Bibl.
Giessen

G. 1.
3.
Bzc

628

Oekonomisches Reallexicon

worinn alles

was nach den Theorien und erprobten Erfahrungen

der bewährtesten Oekonomen unsrer Zeit

zu wissen nöthig ist

in alphabetischer Ordnung zusammengetragen, berichtiget

und mit eigenen Zusätzen begleitet wird

von

Christian Friedrich Germershausen

Pastor zu Schlalach

und Mitglied verschiedener gelehrten Gesellschaften.

BIBLIOTHEK
D. KÖNIGLICHEN
ACADEMIE
DES LANDBAUES
ZU MOEGLIN

Dritter Band.

Leipzig, bey Johann Gottlob Feind. 1797.



Vorrede.

In dem ersten Bande dieses Lexicons hatte ich unsern Landwirthen den Wink gegeben, zur Gewinnung des Ahornzuckers doch den Nordamerikanern, und nun auch denen Schweden, nachzueifern, um eine unsrer stärksten Ausgaben für ein unentbehrlich gewordenes Product zu vermindern. Man äußerte hierauf den Zweifel, ob nicht dieser Zucker einen so genannten grusichten oder kräuterichten Geschmack beybehalten, und er also unserm gewöhnlichen Zucker nicht gleichkommen, noch weniger ihn verdrängen würde. Wie sehr kam ich nun aber diese Zweifler durch die so glücklichen Versuche des Hrn. Prof. Hermbstädts zu Berlin auf einmal beruhigen! Er unternahm im Februar dieses Jahres eine Reise nach Harbke, um von den mancherley

daselbst befindlichen Ahornarten zum Zuckerbereiten Saft zu gewinnen, und fand, daß der rothblühende Ahornbaum (Acer rubrum) den besten Saft gebe. Hieraus verfertigte er Zucker von ganz reinem und feinen Geschmacke, und sandte zwey Brodte seinem Könige, Friedrich Wilhelm, zu, welcher diese Erstlinge des Deutschen Zuckers mit Bezeugung seines gnädigsten und völligsten Gefallens aufnahm. Der verdienstvolle Hr. Hermbstädt versprach auch, als Mitglied der königl. ök. Societät in der Mark Brandenburg, selbiger bey ihrer Versammlung am 2ten May d. J. seinen Ahornzucker vorzulegen, und über die Anfertigung desselben eine Vorlesung zu halten. Nach seiner Ausrechnung kann Deutschland, wenn es will, binnen dreyßig Jahren das Pfund Zucker um achtzehen Pfennige haben, und öffnet hiemit seiner Mit- und Nachwelt die frohesten Aussichten.

Möchte doch der gegenwärtige dritte Band auch das ök. Publikum für einen oder mehrere Gegenstände des Erwerbfleißes, hauptsächlich aber in Ansehung der Färbekräuter, einnehmen! als wozu, nebst vielen andern, besonders der Artikel: Megerkraut, hinzielet. Wer wollte zweifeln, daß unser Forschungsgeist nicht noch fernerhin Glück machen, nicht noch fernerhin durch manche dem Deutschen Vaterlande ersprießliche Erfindungen sich hervor thun sollte und könnte!

C. F. Germershausen.

Gerstenärndte, die Einsammlung der Gerste. Man muß ihre Zeitigung anders nehmen, als die der andern Getreidearten. Sobald der erste Grad der Reife da ist, schreitet sie sehr schnell zur Vollendung derselben fort. Starke Sonnenhitze übertreibt ihre Reife, besonders der kleinen Gerste, so sehr, daß sie, ehe man es sich versiehet, an den Aehren einknicket, daß letztere beym Abmähen und Harken gar sehr abbrechen und verloren gehen, oder die Körner bey erfolgenden Sturmwinden ausgeschlagen werden. Man muß daher die Gerstenärndte anfangen, wenn sie in der so genannten Gelbreife steht, d. i. gelb, aber noch nicht weiß, geworden ist. Dann ist sie in der Mitte ihres Reifwerdens noch. Es ist genug, wenn die Körner nicht mehr ihr milchartiges, zu weiches Mark haben; sie dürfen noch nicht ganz hart seyn. Hiernächst muß darauf gehalten werden, daß die Gerste nicht gegen, sondern nach den Strich abgemähet werde, d. i. die Neigung der Aehren nach einer Weltgegend zu in Acht genommen werden muß. Sind z. B. die Aehren nach dem Morgen zu geneiget oder hin hängend, so wird von der Abendseite her angemähet, damit die Aehren nicht abgerissen oder ihre Körner ausgeschlagen werden. Hat man also Aecker, die nach der Länge hin sich zwar gegen Mittag zu erstrecken, so müssen die Mäher, wenn gleich die Ackerstücken nicht breit sind, immer wieder zurück gehen, wenn sie nach dem Strich der Aehren zu mähen angefangen haben, um immer von neuen Schwade zu machen. Dieses öftere Zurückgehen hält freylich auf, und nimmt ungleich mehr Zeit hinweg, als wenn die Mäher ohne Rückkehr der ganzen Länge eines Ackerstücks nachgehen oder folgen können; aber der Schaden würde viel zu groß seyn, wenn gegen den Strich gemähet, und hiemit die Aehren abgeschnitten, abgebrochen oder abgerissen würden. Lieget die Gerste zu sehr, und ist durch starke Regen unter einander verwirret worden, so ist noch mehr Behutsamkeit nöthig, da in diesem Falle die Mäher nur wenig mit der Sense eingreifen, und sich bald hie, bald dorthin wenden müssen, um die unter einander verschlungenen Aehren nicht mit der Sense abzureißen oder abzuhauen.

Ist viel Gras und Unkraut unter der Gerste, so muß letztere nicht eher zusammen gebracht werden, als bis alles genugsam auf dem Felde trocken geworden. Kein Stroh erhitzet sich mehr, wird schwarz, schimmlicht, stinkend und zur Fütterung untauglich, als nicht trocken eingebrachtes Gerstenstroh. Sollte aber eine anhaltend nasse Witterung es durchaus nicht zulassen, daß das Stroh nach Wunsche recht trocken eingebracht werden könnte, so muß es in

solchem Zustande auf Stangen in die Höhe, und nicht unten in den Tässen ein- und aufgepackt werden. Man hüte sich aber in allen Fällen, so früh Gerste einzufahren, ehe solche, wie man sagt, ausgewittert ist, d. i. durch längeres Liegen ihre innere Feuchtigkeit, die sie währenden Stehens auf dem Halme noch hatte, ausdünsten oder verlieren können. Will man sie also binnen 3 Tagen nach dem Abmähen zusammen bringen, so muß man die dick liegenden Schwade, etwa am zweyten Tage, wenn solche oberwärts gut abgetrocknet sind, mit der Harke umwenden. Fällt aber bey oder bald nach dem Abmähen Regenwetter ein, so muß man die Gerste noch länger liegen lassen; und ist dieses Regenwetter zu anhaltend, daß man ein Anstocken der untern Seite, oder ein Auswachsen der Körner besorgen muß, so wird die Gerste umgekehret, als welches, wenn anhaltend nasse Witterung einfällt, öfters wohl mehr- als einmal geschehen muß. Diejenige Gerste aber wird am ersten auswachsen, welche beym Abmähen schon völlig harte Körner hat.

Lieget die Gerste zu lange auf dem Schwade, und wird stark beregnet, so werden die Körner grauschwarz, und fallen beym Harken und Einfahren sehr aus. Beym Malzmachen schadet es aber nicht, wenn die Körner nicht weiß oder gelb aussehen; die Brauer halten sogar dafür, daß die Körner sodann beym Malzen desto besser keimen oder schießen. Immittelst muß doch der Landwirth eilen, seine Gerste, sobald sie ausgewittert ist, unters Dach zu bringen, um sich die Mühe zu ersparen, bey dem in der Folge einfallen könnenden Regen durch öfteres Wenden die Gerste vor dem Verderben zu bewahren. Diejenige Gerste, welche auf frischem Schaafmist oder Pferch erbauet worden, muß mit der übrigen Gerste, die zum Malzmachen bestimmt ist, nicht vermischt werden, indem jene einige Tage später auskeimet, auch manche Körner gar zurück bleiben. Wo aber große und kleine Gerste zugleich gebauet wird, da muß ebenfalls das Vermengen der Körner vermieden werden, weil die kleine Gerste einige Tage früher beym Malzmachen auskeimet. Auch muß die auf Pferch oder Schaafmist erbauete Gerste, wenn davon der dritte Theil, wie gewöhnlich, zum Breyhahn kommen soll, dazu nicht genommen werden, weil sie den guten Geschmack desselben gar merklich herunter setzt. Unter dem braunen Biere aber, besonders, wenn es als Lagerbier sehr bitter gemacht wird, kann sie wohl gebraucht werden.

Die Gerste, besonders die kleine, muß nicht in der heißen Sonne geharket werden, weil sie bey selbiger zu sehr abbricht; so wie sie, im Fall sie zu reif geworden, gleichfalls nicht in der Sonne, sondern im Thaue, abgemähet werden muß. Daß die Gerste überreif geworden ist, erkennet man daran, wenn die Körner beym Sonnenscheine, da sie ganz trocken sind, beym Mähen abfallen. Letzteres unterbleibt, sobald die Aehren vom Thaue befeuchtet werden.

In der Churmark, wo mehr kleine als große Gerste gebauet wird, pflegen sich die Landwirthe mit der Gerstenärndte gemeiniglich so einzurichten, daß, um die Aehren nicht abzubrechen, das Harken erstlich gegen Abend angefangen, und damit bis 10 Uhr, wenn es so lange nicht allzu finster ist, fortgefahren wird. Gegend Abend werden die Halme wieder etwas geschmeidig, und vor der Zeit beschäfftigen sich die

Arbeits-

Arbeitsleute mit mancherley andern Arbeiten, besonders aber mit dem Heumachen.

Es kommen zuweilen so schlechte Jahre, in welchen die Gerste ganz kurzhalmicht bleibt, und den Harkern durch ihre weitzankige Harkenzähne durchwischet, und daher viele Gerste auf dem Acker liegen bleiben muß. In diesem Falle müssen die Harker angehalten werden, engere Zähne in die Harken einzusetzen, um damit recht rein harken zu können. Es ist Ausfall genug, wenn in Mißjahren die Gerste kurz und dünn stehet; er wird aber noch größer, wenn man selbige in diesem Zustande mit der gewöhnlichen Harke zusammen bringen will.

Wenn die Gerste eingefahren worden, so darf man eben nicht eilen, in Mäusejahren (in Jahren, da die Mäuse häufiger als sonst, besonders in den Scheunen, sich einfinden, und von dem eingefahrnen Getreide stark zehren,) die Gerste auszudreschen. Es ist besser, die andern Getreidearten eher, besonders Haber und Weizen, zu retten. Der Gerste thun die Mäuse weniger Schaden; sie nisten sich in selbige deshalb nicht sonderlich ein, weil sie von den Grannen derselben, bey Anlegung ihrer Hin- und Wiedergänge in den Schichten und Garben, immer gestochen, und besonders an ihren Augen dadurch verletzet werden.

Das Gerstenstroh wird hauptsächlich zur Fütterung des Rindviehes verwendet. Hat man alte Pferde, welche mit ihren Zähnen nicht mehr gut beißen können, so bekommen sie ihren Häcksel vom Gerstenstroh. Auch ist in manchen Gegenden der Gebrauch, den abgesetzten Fohlen, mittelst des zu Häcksel geschnittenen Gerstenstrohes, ein weiches Futter zu bereiten; so wie man auch wohl halb Roggen- und halb Gerstenstroh unter einander schneidet, um den Ochsen und Kühen einen desto annehmlichern Häcksel, oder kurz Futter, wie es in der Mark genannt wird, zu verschaffen. Den Spänekälbern, d.i. den zur Nachzucht abgesetzten Kälbern, giebt man puren Häcksel von Gerstenstroh, mit unter gemengtem Schrot von Roggen oder Gerste, wenn man nicht gutes und genug kräftiges Heu hat, um damit die Kälber ganz allein auferziehen zu können. Das Stroh von der kleinen Gerste ist weicher, und daher besseres Viehfutter, als das von der großen Gerste.

Gerstengraupen, s. Graupen.

Gerstenmehl, Mehl von Gerste gemacht. Man feuchtet die Gerste erst an, wie den Roggen, und läßt sie 24 Stunden liegen, worauf sie zum erstenmal grob geschroten wird. Ist das Schrotmehl aus dem Beutelkasten heraus genommen worden, so wird der grobe Schrot wieder aufgeschüttet und fein geschroten; dieser feine Schrot durch ein Gerstengriessieb, oder durch ein grobes Weizengriessieb gesiebet und wieder aufgeschüttet. Wenn er nun insgesammt durch die Mühle gegangen ist, werden die zween Gänge Mehl aus dem Beutelkasten genommen, und dieses ist das weiße Gerstenmehl. Den übrigen Gries kann man noch 3 — 4 auch mehrmal aufschütten, nachdem man mehr oder weniger schwarzes Mehl oder Kleye haben will. Die Kleye und die im Siebe gebliebenen Spelzen werden unter einander geschüttet, und zum Futter für das Vieh gebrauchet. Das von purem Gerstenmehl gemachte Brodt kömmt selten oder gar nicht in unsern Haushaltungen vor. Hat man aber seinen Vortheil dabey, wenn

die Gerste sehr gut gerathen und sehr wohlfeil ist, so kann man die Hälfte Weizen- und die Hälfte Gerstenmehl unter einander nehmen. Nimmt man mehr Gersten- als Weizenmehl, wird das Brodt, besonders im heißen Sommer, leicht sauer und unangenehm. Nimmt man Roggenmehl, so muß die Proportion diese seyn: Gerstenmehl $\frac{1}{3}$, und Roggenmehl $\frac{2}{3}$. Im umgekehrten Falle bekömmt man weniger gutes Brodt, und es krümelt sich bey den Mahlzeiten zu sehr entzwey.

Man will bemerkt haben, daß ein aus Gersten- und Roggenmehl vermischtes Brodt mehr sättiget, wenigstens davon nicht so viel gegessen wird, als vom lautern Roggenbrodte, so daß z. E. in einer Haushaltung, wo täglich 2 Brodte, also in 8 Tagen 16 Roggenbrodte, verzehret werden, man mit 14 melirten Brodten ebenfalls diese 8 Tage auskomme. Es würde also hieraus folgen, daß in der Brödtung des Gesindes ein Scheffel Gerste, wo nicht mehr, doch eben so sättige, als ein Scheffel Korn; daß folglich die Gerste in diesem Falle dem Roggen gleich zu schätzen sey, und, gegen den rohen Verkauf, ein Plus von 4—6 Groschen, und nach Beschaffenheit des höhern Roggen- und niedrigern Gerstenpreises noch mehr verschaffen könne.

Gerstenschleim, ist die dicke, schleimige Brühe, welche von gekochter Gerste oder Gerstengraupen erhalten, und von kranken Personen gebraucht wird. Ist sie dünner, so wird sie **Gerstentrank, Gerstenwasser,** oder **Ptisane,** Fr. Orgeade, genannt. Die Gerste wird mit Wasser so lange abgekocht, bis sie aufspringt. Man kann diese Ptisane, nach Erfordern, mit allerley Wurzeln und Kräutern kochen. Man kann sie mit Oxymel vermischen, auch mit Citronensafte oder Wein trinken. Dergleichen Tränke verdienen in hitzigen Krankheiten alle Achtung. Es werden dadurch die zur Fäulniß geneigten Theile verbessert, die scharfen Theile eingewickelt, und zur Ausführung geschickter gemacht; sie kühlen auch, befeuchten die trocknen und gespannten Theile, und geben einige Nahrung. Man verfertiget auch dergleichen Tränke aus Gerstengraupen und Grütze. Der Gerstenschleim aber wird gemeiniglich aus den Graupen bereitet.

Gerüst, Rüstung, ein aus Zimmerholz zusammen gesetztes Gestelle, um Rüstbretter darauf zu legen. Ein solches wird errichtet, wenn ein Gebäude aufgeführet werden soll, damit die Maurer und andere Leute ihre Arbeit füglich verrichten können. Es wird in Stockwerke von 6—7 F. hoch getheilet. Um von dem einen zu dem andern zu gelangen, macht man Laufgerüste, um über dieselben die Baumaterialien hinauf zu bringen.

Gerüst, Stellage, besteht aus Pfählen, Lagerhölzern und Bohlen, welches an einem Ufer, wo Vorpfähle geschlagen werden müssen, oder auch mitten im Wasser gemacht wird, um das Schlagwerk, oder die Rammmaschine, darauf zu stellen. Man macht auch **fliegende** Gerüste von Schiffen oder Flössen, Pfähle in der Mitte des Wassers einzuschlagen.

Gerüststangen, Rüststangen, sind starke Stangen, wovon eine auf die andere gefüget und gebunden wird.

Gesackt, wenn der Hirsch einen starken Unterleib hat, so sagt der Jäger: er ist gut gesackt; und wenn er viel Geäß zu sich

sich genommen hat, so sagt man: der Hirsch ist wohl erfüllt.

Gesäuge, bey den Jägern und in der anständigen Sprechart, das Euter der Thiere, woran die Jungen saugen.

Gesammte Hand, im Lehnswesen, der Zustand, die Eigenschaft, da mehrere zugleich mit einem und eben demselben Lehen belehnet werden, die **Mitbelehnschaft**; da denn dergleichen Mitbelehnte auch wohl die **Gesammthänder** genannt werden. Daher **Gesammtbelehnung**, oder **Sammtbelehnung**, wo mehrere mit einem und eben demselben Dinge gemeinschaftlich belehnet werden; die **Mitbelehnung**.

Gesammtkauf, Sammtkauf. 1) Ein Kauf, wo mehrere eine Sache gemeinschaftlich kaufen; 2) ein Kauf, wo man eine Waare überhaupt, oder im Ganzen kaufet.

Gesammtrath, Sammtrath, ein Rathscollegium, welches von mehrern gemeinschaftlich ernannt wird; ingleichen ein einzelnes Mitglied eines solchen Collegii.

Gesammtschrift, Sammtschrift, eine Schrift, welche im Namen mehrerer abgefaßt wird.

Gescheid, ein kleines Getreidemaaß in Frankfurt am Mayn und in der Nachbarschaft, deren 4 einen Sechter; 8 eine Metze; 16 einen Simmer, und 64 einen Achter oder Malter machen.

Gescheide, Geschaide, bey den Jägern die Därme sammt dem Wanst der wilden Thiere.

Geschenk, bey den Handwerkern eine festgesetzte Gabe, so den wandernden Gesellen mancher Innungen von den Mitgliedern ihrer Zunft in jeder Stadt, auch in Dörfern, wo Professionisten wohnen, gereicht wird. Bey manchen Zünften bestehet dieses Geschenk in freyer Herberge; bey manchen blos im Gelde; bey manchen wieder aus beyden zugleich. So wird auch das Geschenk zuweilen blos von den Meistern, z. B. bey den **Bäckern**, oft aber von beyden zugleich, gereicht; daher **geschenkte Handwerker**, deren einwandernde Gesellen ein Geschenk bekommen. Blos die ältesten Professionen scheinen geschenkte Handwerke zu seyn, und man hat ohne Zweifel hiedurch das Wandern der Gesellen erleichtern und befördern wollen.

Geschichtsäule, Fr. Colonne historique, so nennt man in der Baukunst eine Säule, um deren Schaft außerhalb herum die Geschichte einer Person oder Begebenheit, in halb erhabner Arbeit, entweder nach Absätzen oder nach einer Schraubenwindung, und im letztern Fall in einem Zuge, abgebildet ist.

Geschiedenes Jagen, ein Jagen, wobey nur eine Art von Wildpret vorkömmt, und nicht Hirsche, Thiere und Sauen untermengt sind.

Geschildert, wird bey der Jägerey gesagt, wenn die Haselhühner sowohl, als die Feld- oder Rebhühner völlig ausgewachsen sind, da dann die ersten glänzende schwarze, die andern aber ziemlich große braune Federn auf der Brust, und zwar der Hahn allemal mehrere und größere, als das Huhn, welche Schilder heißen, bekommen.

Geschirr, alles Geräthe, das zur Fischerey oder zum Ackerbau gehöret. In beyden Fällen sagt man auch wohl Schiff und Geschirr, und in Ansehung der Landwirthschaft wird dieser Ausdruck selbst in gerichtlichen Schriften gebraucht. Bey den Zugpferden ist es das Lederwerk, vermittelst dessen sie ziehen, das Pferdegeschirr. Im besondersten Verstande heißt Schiff und Geschirr bey den Fuhr- und Landleuten der Wagen, und das dazu gehörige Geräth, hauptsächlich zum Behuf der Pferde.

Geschirrbürste, eine Bürste, die Pferde- und Wagengeschirre damit zu reinigen.

Geschirrholz, Schirrholz, Nutz- oder Geräthholz, ist im Gegensatze des Brennholzes dasjenige Holz, welches zur Anfertigung und Unterhaltung allerley Acker- und Hofgeräthes gebraucht wird. Hievon muß immer Vorrath gehalten, und der Abgang jährlich mit neuem ersetzet werden. Es wird zur Winterszeit gefället, und wenn solches in Brüchern oder Lachen befindlich ist, zur Frostzeit, und wenn Schnee ist, auf Schlitten abgefahren. Auch läßt man es, wenn es noch grün ist, abputzen, d. i. aus dem Gröbsten ausarbeiten, und sodann trocken werden, da es denn zu seiner Zeit vollends fertig gemacht wird. Einige Landwirthe pflegen auch die kleinern ausgeputzten Stücken, z. E. Flegelkeulen, Leitersprossen u. s. f. in die Rauchkammern zu bringen, wo das Holz vom Rauche vollends abgehärtet, und zugleich wider den Wurmfraß im Alter gesichert wird.

Geschirrkammer, Schirrkammer, eine Kammer bey der Landwirthschaft zur Aufbewahrung des Acker- und Hofgeräthes, besonders aber des Schirrholzes und der Werkzeuge zur Bearbeitung desselben, so wie eben diese Schirrkammer gemeiniglich auch die Werkstäte ist in welcher gearbeitet wird. In einigen Gegenden nennt man diese Kammer auch Haukammer, und derjenige, welcher die Hauptarbeit darinn verrichtet, wird gemeiniglich **Schirrmeister**, in der Mark aber meistens **Meyer**, genannt. Hauptsächlich muß der Schirrmeister Pflüge zu machen verstehen, ingleichen auch alles Wagenzeug, die Räder ausgenommen, als welche der Stell- oder Rademacher anfertiget, wie wohl der Schirrmeister die Pflug- und Schubkarrenräder auch selbst anfertigen muß, so wie in einigen Gegenden der Mark die Meyer auch die Wagenräder machen, als welches letztere sogar von vielen Bauern geschiehet, die ihre neu gefertigten Wagenräder, hölzernes Sensenzeug und Harken, zu Markte bringen, und damit erlaubte Handlung treiben. Siehe **Meyer**.

Geschlagene Arbeit, ist bey den Silberarbeitern jede Arbeit, die, was das Ganze betrifft, blos durch Hammer und Ambos verfertiget wird, z. B. Schüsseln und Teller.

Geschlampe, ist bey den Jägern die Suppe, welche den Jagdhunden aus Wasser und Brodt bereitet, und auch die Schlampe genannt wird.

Geschlecht, überhaupt die Aehnlichkeit der verschiedenen Gattungen und Arten der Dinge. **Art, Gattung** und **Geschlecht** werden oft mit einander verwechselt. Doch wird das letztere am beständigsten in der Kräuterlehre von der Aehn-

Aehnlichkeit der Gattungen; **Gattung** von der Aehnlichkeit der Arten; **Art** von der Aehnlichkeit einzelner Dinge gebraucht. Wir haben also z. B. dieses oder jenes Pflanzengeschlecht, dieses hat wieder seine Gattungen, und diese wieder ihre Arten.

Geschlechtsalter, das Alter, d. i. die gewöhnliche Zeitdauer eines Geschlechts, d. i. einer Generation, eines einzelnen Gliedes eines Geschlechts, wofür man gemeiniglich 30 oder 33 Jahr annimmt; ein **Menschenalter**. Zuweilen auch die Dauer eines ganzen Geschlechts.

Geschlechtsart, die Art, d. i. die Aehnlichkeit eines Geschlechts in der weitesten Bedeutung; dasjenige, worinn alle Arten und Gattungen überein kommen.

Geschlechtsregister, Geschlechtstafel, Genealogie, das Register oder Verzeichniß der einzelnen Glieder eines Geschlechts und ihrer Folge auf einander.

Geschlechtssäule, Fr. Colonne genealogique, eine Säule, woran auf einem umgewundenen Zweig die Namen, Bildnisse, Wappen und Abstammungen einer Familie entworfen sind.

Geschleif, die Eingänge oder Löcher in einem Dachs- Fuchs- oder Biberbaue.

Geschlepp, bey der Jägerey, wenn ein Stück stark riechenden Luders um einen Wald bis zur Falle, zum Eisen, oder bis zum Schuß gezogen wird. Trifft nun ein Raubthier auf die Spur des Geschlepps, so eilt es ihm nach, und geräth in die Falle.

Geschlinge, Geräusch, Gehänge, Pänschel, ist, bey Schlächtern und Jägern, Herz, Leber, Lunge, (auch Milz) von einem geschlachteten oder erlegten Wilde, zuweilen mit Inbegriff des Schlundes, woran diese Theile hängen.

Geschlossen, wird vom Hirsche gesagt, wenn er langsam gehet, da er nämlich alsdann die Schalen geschlossen zusammen hält.

Geschlossene Arbeit, ist an einem Korbe, wenn das Flechtwerk nicht durchbrochen, sondern dicht an einander gefüget ist.

Geschlossene Jagd, theils eine Jagd, die mit Zeug umstellet ist, theils auch eine gewisse Gegend, worinn niemand anders, als der Besitzer, Wild zu schiessen berechtigt ist. Das letztere heißt auch ein **geschlossenes Revier**.

Geschlossene Zeit, 1) bey der Landwirthschaft, wenn die Aecker, Wiesen, Holzungen und Fischwasser gehäget werden, so daß man die drey ersten nicht mit dem Viehe betreibet, in den letztern aber nicht fischet, oder darinn Krebse fängt. Diese Zeit wird nach dem Herkommen, oder auch durch Polizeygesetze verschiedentlich nach der Natur dieser Dinge und der Landesgegend, bestimmet, daher man hierinn nichts allgemeines sagen kann. Die Tage: **Jacobi, Georgii, Mariä, Walpurgis, Michaelis, Martini** sind in dieser Absicht besonders merkwürdige Zeiten, wornach sich der Landwirth in jeder Gegend erkundigen und halten muß. Bey den gewöhnlichen Hüthungsplätzen, die nicht aus einer besondern Wirthschaftsursache, wohin z. B. der junge Aufschlag in den Wäldern und Masthölzern zu rechnen ist, gänzlich geschonet werden müssen, gehet die geschlossene Zeit nach allgemeinem

nem Landesgebrauche in Obersachsen gemeiniglich von Walpurgis bis Michaelis, und die ungeschlossene von Michaelis bis Walpurgis. 2) Bey der Jägerey wird in manchen Gegenden blos zur Setzzeit, in manchen aber überdem noch in der Brunstzeit eine geschlossene Zeit beobachtet, in welcher niemand Wild schießen, und in manchen Gegenden auch niemand weiter in den Wald kommen darf, als der Jäger. Diese geschlossene Zeit der Jäger heißt auch Häge- Gruß- und Waldsperrzeit. Ueberhaupt aber ist die Schonzeit des Wildes bey uns vom März bis zu Bartholomäi, in Sachsen aber bis Aegidii hin.

Geschneide, das, nennt man aufgestellte Biegel zum Vogelfang, so auch Schneide, Schneiße, bey uns aber Dohnen heißt.

Geschnittene Steine, Edelsteine, denen der Künstler auf der Schleifmaschine kleine gebrochene Flächen, Fr. Facettes, gegeben hat. Sie werden vorzüglich in Dicksteine, Tafelsteine, Brillanten und Rosensteine abgetheilet.

Geschränket; sagt man: 1) vom Hirsche, der von Natur so geartet ist, daß er seine Läufte nicht so gerade hinter einander setzet, als ein Thier, sondern aus einander gebreitet gehet, so daß man öfters meynet, es wären ihrer zwey neben einander gegangen, welches im Thau und Schnee vollkommen zu sehen, und ein gutes Kennzeichen ist, den Hirsch vor dem Thiere aus der Fährte zu unterscheiden. Je älter, größer und stärker der Hirsch ist, je weiter schränket er auch; 2) auch dann, wenn mit dem hohen Zeuge gestellet wird, so werden oftmals im Wechsel, wo es nicht nach einer geraden Linie fort gehet, die beyden Oberleinen kreuzweise über einander geschlagen, damit ein Tuch das andere desto besser halte, und eine gerade Linie bringen helfe, und auch die Knebel im Wechsel nicht so viel ausstehen dürfen.

Geschröt, der Hodensack an den größern Thieren des männlichen Geschlechts, besonders an den Pferden; das Gemächt.

Geschühe, Geschütz, bey den Falkenierern, die Schuhe oder Riemen, welche den Falken um die Füße gelegt, und woran die Wurfriemen befestiget werden.

Geschwärzet, ist bey den Schmieden eine von Eisen gemachte Arbeit, auf eine doppelte Art: 1) Am gewöhnlichsten macht man das Eisen warm, überschmieret es gut mit schwarzem Pech, und hält es wieder über Kohlen, daß das Pech sich allenthalben auf der Oberfläche ausbreitet. Während dieser Arbeit muß das Eisen oft gewendet, oder auch mit einem wollenen Lappen gewischet werden, damit das Pech überall verschmieret werde, und sich gut auf der Arbeit ausbreite. 2) Kleinere Stücke schwärzt man auch mit Leinöl, da man das Eisen entweder mit Leinöl bestreicht, und jenes so lange über glühende Kohlen hält, bis das Oel abgedampft ist; oder dagegen mehrere Stücke von Eisen, die man schwärzen will, in einem eisernen Topfe mit Leinöl so lange vom Feuer stehen läßt, bis das Leinöl abgedampft ist. Alsdann wird das Eisen noch einige Zeit im Topfe geschüttelt. Auf die letzte Art werden z. B. kleine Nägel und die schwarzen Trauerstecknadeln geschwärzet. Der Anstrich sowohl mit Pech, als mit Leinöl

soll dem Eisen zwar Ansehen geben, es aber vorzüglich vor Rost schützen.

Geschwülste, Beulen, bey den Pferden, sind entweder heiß oder kalt. Die kalten Geschwülste enthalten gemeiniglich Wasser oder Blut, oder es sind Fleischgewächse, Knochengewächse, oder Windgeschwülste, u. s. w. und diese muß man durch verschiedene auflösende erwärmende Mittel, durch Reiben, durch Umschläge von wärmenden würzhaften Kräutern, Thymian, Salbey, Kamillenblumen u. dergl. die man in Wasser oder Bier kocht; durch Seifenbranntwein, Terpenthinöl, Spieköl, u. dergl. nach der verschiedenen Art der Geschwülste zu vertheilen suchen. Die, welche Eiter oder Materie enthalten, werden Beulen genannt, und müssen mit einem Messer geöffnet werden. Wäßerichte Geschwülste der Beine zertheilt man durch Reiben und fleißige Bewegung des Pferdes, wenigstens zweymal täglich, durch Bähen mit kaltem Wasser und innerliche Mittel, welche die Säfte verbessern; Meerrettig gehackt, und dem Pferde aufs Futter bis zu einem halben Pfunde täglich gegeben. Ebenfalls dienet Senf gemahlen, und dem Pferde aufs Futter bis zu einem halben Pfunde täglich gegeben.

Beulen, erhabene und runde Geschwülste sind ebenfalls von zweyerley Art: heiße und kalte. Die heißen Beulen oder Geschwülste nennt man auch Entzündungsbeulen, Entzündungsgeschwülste. Sie sind anfänglich hart, heiß, schmerzhaft, nehmen allmählig an Größe zu, werden am dritten oder vierten Tage gern weich in ihrer Mitte, als welches ein Zeichen ist, daß sie in Vereiterung übergegangen sind, und die Materie sich zu sammlen anfängt. Es giebt eine andre Art heißer Beulen, welche eben so anfangen, wie diese, aber nicht in Vereiterung gehen, bleiben vielmehr schmerzhaft, heiß und hart, bis ein ganzes Stück Haut abfällt, und das zurück gebliebene Geschwür ein wenig mit Blut vermischte Feuchtigkeit von sich giebt. Dieses sind aber eigentlich die so genannten Brandbeulen, wovon gleich nachher.

Diejenigen heißen oder Entzündungsgeschwülste, die ihren Sitz in der Haut haben, werden rosenartige Geschwülste genannt. Sie entstehen zuweilen am Kopfe von starker Sonnenhitze, zuweilen an den Beinen, selten an andern Theilen des Leibes. Von diesen auch nachher.

Die kalten Beulen enthalten gleich im Anfange Materie, sie schmerzen nicht, sind weich, haben aber die Eigenschaft, daß sie plötzlich von einer Stelle zur andern gehen, und oft von außen zu nach inwendig schlagen. Von solcher Art sind gewisse Kropfbeulen. Das Wichtigste in der Behandlung dieser Kropfbeulen besteht darinn, sie an dem Orte fest zu halten, wohin sie sich geworfen haben. Dieses geschiehet am besten, wenn man sie gleich öffnet, und die Beulen mit scharfen Salben, insbesondere mit der Spanischen Fliegensalbe (Nr. 1.) beschmieret, oder, indem man eine Haarschnur durch selbige ziehet; wenn sie anfangen zu schmerzen, sie öffnet, und das zurück gebliebene Geschwür mit Terpenthinöl oder dicken Terpenthin verbindet.

Die heißen Beulen muß man zur Vereiterung oder zur Reife zu bringen suchen. Dieß geschieht, indem man sie mit erweichenden Salben und Oelen schmieret, oder Umschläge von Schleim gebenden Wurzeln, Kräutern oder Saamen darauf legt.

legt. Alle fette Dinge, ausgepreßte Oele, die nicht ranzicht sind, Altheensalbe, ausgewaschene Butter, (Butter, die durch das Auswaschen von Salz befreyet worden,) Leinöl, Rüböl sind dienlich. Zu Umschlägen dienen die gehackten Blätter von Käsepappeln, Königskerzen, Bilsenkraut, die Wurzeln von Käsepappeln, Leinsaat, Roggenmehl, Habergrütze u. dergl. gestoßen und gehackt, mit Wasser zu einem Teig oder einer Grütze gekocht, und warm aufgelegt. Ist die Hitze und Härte nur geringe, so muß etwas mehr erwärmendes gebraucht werden, welches Hitze erregen, und dadurch die Beule zur Vereiterung bringen kann. Zu dem Ende mischet man zu den Salben etwas Terpenthinöl, oder man nimmt Sauerteig oder Leinsaat mit etwas Hopfen, oder gequetschte Zwiebeln zu den Umschlägen.

Sobald man bemerkt, daß die Beule in der Mitte vollkommen weich ist, so öffnet man selbige mit einem scharfen Messer an dem niedrigsten Orte der Beule, damit die Materie desto besser abfließen kann. Nach der Oeffnung der Beule unterhält man die Eiterung durch die Salbe (Nr. 2.), bis die Härte im Umkreise der Beule fast ganz hinweg ist; alsdann heilt das Geschwür von selbst, oder doch vermittelst der Salbe (Nr. 3.), die, außer der in allen solchen gewöhnlichen Zufällen unschädlichen Wirkung, den guten Nutzen hat, daß sie die Fliegen abhält, ihre Eyer in das Geschwür zu legen, woraus nachher Maden werden, die sich wiederum in Fliegen verwandeln, und wovon der Schade immer größer oder gefährlicher werden kann. Bey dem Gebrauch dieser Salbe muß man das Geschwür ordentlich verbinden. Ist das Geschwür aber so klein, daß kein Verband mehr nöthig ist, so bedarf man auch keiner Salbe. Um die Fliegen abzuhalten, kann man es mit einer Salzlake waschen, oder, noch besser, mit Wermuthpulver bestreuen.

Brandbeulen entstehen so leicht bey Pferden, als auch beym Horn- Schaaf- nnd Schweineviehe. Es sind Knoten oder Geschwülste von verschiedener Größe, welche geschwind an unbestimmten Stellen entstehen, an den Schenkeln, an der Brust, dem Halse, dem Kopfe, der Zunge, oft nur eine allein, oft verschiedene auf einmal an verschiedenen Theilen des Körpers; sie sind den Thieren sehr schmerzhaft. Diese Geschwülste oder Beulen sind anfangs hart, schmerzhaft und heiß, bald darauf werden sie weich, schlaff, und in der Mitte gefühllos, doch bleibt der Umkreis noch hart, schmerzhaft und heiß. Sie gehen auch nicht ordentlich in Vereiterung, sondern der Brand breitet sich entweder weiter aus, zerstört die angegriffenen Theile und tödtet zuletzt das Thier, oder das angegriffene Stück fällt mit der Haut ab, und das zurück bleibende Geschwür ist unrein und schwammicht, giebt keine ordentliche Materie, sondern ein scharfes, gelbes, graues, oder mit Blut vermischtes Wasser.

Die gewöhnlichste Art Brandbeulen, denen die Pferde unterworfen sind, sind die so genannten **Maukbeulen**, so benannt, weil sie sich hinten an der Köthe setzen, wo die Mauke ihren Sitz hat. Man kann aber eine solche Brandbeule leicht von der ausbrechenden Mauke unterscheiden, indem sie mehr schmerzhaft und heiß ist, und das Pferd mehr hinkt, als bey der Maukegeschwulst.

Eine solche Beule, sie mag sich hinsetzen, wo sie will, muß gleich mit einem Kreuzschnitt geöffnet, und mit einer star-

ken

ken Abkochung des Wermuths gebähet werden; ist es aber eine Maukbeule an der Köthe, so muß man einen Umschlag von in Wasser gekochten Wermuthsknospen auflegen. Hat man diese nicht zur Hand, so kann man Salbey und Thymian nehmen; sollten auch diese nicht zu haben seyn, so kann auch hier sowohl, wie bey den andern Geschwüren, Terpenthinöl gebraucht werden; man befeuchtet Bäuschchen von Flachs oder Hanf damit, und leget diese auf.

(Nr. 1.) **Spanische Fliegensalbe:** 4 Loth Spanischfliegenpulver werden in 10 Loth Schweinschmalz, oder 8 Loth Leinöl, und 1 Loth oder 2 Speiselöffel voll Terpenthinöl umgerühret. — Diese scharfe Salbe dienet ebenfalls in der Rehe, den Bug und andere steife Theile zu schmieren, wenn andere mildere Mittel nicht helfen wollen.

(Nr. 2.) **Basiliconsalbe:** Man verfertigt sie aus Pech, Harz und gelbem Wachs, von jedem 4 Loth, mit 1 Pfund Baumöl zusammen geschmolzen. — Dieser Salbe bedienet man sich bey solchen Geschwüren, welche nicht recht gut eitern, und trocken und hart am Rande sind. Sie erweicht und befördert die Eiterung, welche zur Heilung eines Geschwürs nothwendig ist. Auch ist sie dienlich, sprödes und trocknes Horn am Hufe zu erweichen, indem man die Krone damit schmiert. Sie muß aber nicht gebraucht werden bey Knochen, Sehnen und Knorpeln.

(Nr. 3.) **Digestivsalbe:** Wird aus einem Pfunde Terpenthin und zwey Lothen Terpenthinöl mit 6 Eyerdottern wohl umgerührt verfertigt, daß es eine egale gelbe Salbe wird. — Mit dieser Salbe müssen alle Geschwüre, die weich sind, und viel eitern, behandelt, auch alle Geschwüre, welche in der Nähe von Knochen, Knorpeln und Sehnen befindlich sind, verbunden werden. Hieher gehören unter andern Geschwüre am Wiederrist, an der Krone und andern Theilen des Fußes.

(Nr. 4.) **Seifenbranntwein:** Wird von 4 Lothen grüner Seife in 2 Pfund starken Branntwein aufgelöst bereitet. — Dieses Mittel ist gut, um damit Verstauchungen und Geschwülste, die man vertheilen will, zu baden. Man kann diesen Branntwein durch einen Zusatz von 100 Tropfen Terpenthinöl verstärken, und dann dient er Gallen, Stollschwamm, Piphaken und andere dergleichen Geschwülste zu vertreiben, wenn sie nicht zu alt sind. Will man ihn zum Vertheilen schmerzhafter und heißer Geschwülste gebrauchen, so mischt man, Statt des Terpenthinöls, 1 Loth Campher hinzu.

Geschwülste, rosenartige, sind öfter bey Pferden als bey andern Hausthieren, da entweder am Kopfe oder an den Beinen eine harte, schmerzhafte und heiße, über den ganzen Theil ausgebreitete Geschwulst entstehet, die sich aber doch an keiner Stelle merklich erhebet, und überhaupt nur flach ist. Sie ist nicht sehr gefährlich, ausgenommen am Kopfe; alsdann hat das Thier auch stärkeres Fieber, und oft ist zugleich eine Art Raserey oder Koller damit verbunden. Befindet sich aber die Geschwulst an den Beinen oder einem andern Theile des Körpers, so ist wenig oder gar kein Fieber zugegen. Diese Geschwulst hat immer ihren Sitz in der Haut, und wird entweder von zu starker Sonnenhitze oder von einer Schärfe des Bluts, die sich auf die Haut wirft, hervor gebracht.

Schmiert man diese Geschwulst mit Fett oder fettigen Oelen, so wird die Haut wund, und die Haare fallen aus, als wenn das Thier mit einer scharfen Salbe eingeschmieret wäre.

Befindet sich die Geschwulst am Kopfe, so muß dem Pferde nothwendig die Ader geschlagen werden; unter dessen Getränke mischt man Salpeter, 1 — 2 Loth zu einem Eymer Wasser. Die äußern Mittel sind aber immer dieselben, die Geschwulst mag an dem Kopfe oder einem andern Theile ihren Sitz haben. Man bähet die Geschwulst 4 bis 5mal täglich mit einer Mischung aus zwey Theilen Bleywasser (S. Nr. 5. im Art. Geschwülste), und einem Theile Campherspiritus, und bedeckt sie nachher mit einem leinenen Tuche, das mit diesem Wasser angefeuchtet ist. Gewöhnlich ist sie schon nach drey Tagen verschwunden.

Geschwülste beym Hornvieh; sie entstehen am gewöhnlichsten an der Brust, zuweilen auch an den Schenkeln, Lenden oder dem Halse. Sie werden eben so überall, wie bey den Pferden im vorher gehenden Artikel, geheilet.

Geschwülste bey den Schaafen; diese erfordern die nämliche Behandlung.

Geschwülste oder Knoten am Euter der säugenden Hausthiere, kommen am meisten bey den Kühen, zuweilen auch bey Stuten und Schaafen vor. Wenn das Euter aufschwillt, warm und heiß wird, so will die Geschwulst gern in Vereiterung übergehen, weshalb es wie ein anderes Geschwür geheilt werden muß. Es gehet aber mit dieser Eiterung oft sehr langsam, wenn die Kunst nicht nachhilft. Gleich anfangs sucht man die Geschwulst oder den Knoten durch anhaltendes gelindes Reiben mit Campher in der flachen Hand, oder mit Diansalbe oder Leinöl, wo auf 2 Loth Salbe oder Leinöl 3 Quentchen Campher zugemischt sind, zu zertheilen. Vertheilt sich hievon die Geschwulst nicht innerhalb 2 Tagen, und nimmt sie gegentheils an Hitze, Härte und Schmerzen zu, so muß man warme Habergrütze umschlagen, um es damit warm zu halten, und zum Eitern zu bringen. Sobald sie in der Mitte weich wird, muß man sie mit einem Messer öffnen, und nachher, wie ein jedes andres Geschwür, behandeln. Die Digestivsalbe (Nr. 3. s. Art. Geschwülste der Pferde.) ist sehr gut zur Heilung, und hält zugleich die Fliegen von dem Geschwüre ab.

Oft entstehen diese Eutergeschwüre von Insectenstichen. Merkt man dieses bey Zeiten, so kann man gleich anfangs durch Einschmieren geschmolzener ungesalzner Butter oder Baumöl Hülfe schaffen. Noch besser aber ist das Bähen mit Bleywasser. (Nr. 5.)

Risse und Spalten an den Warzen, die den Kühen bey dem Melken Schmerzen verursachen, heilt man mit dem bekannten kühlenden Augenwasser. (Nr. 6.)

(Nr. 5.) Man nehme 2 Quentchen Bleyzucker, und löse sie in 2 Pfunden reinen Wassers auf. Dieses Wasser ist austrocknend, kühlend und der Fäulniß widerstehend.

(Nr. 6.) Ist ein halbes Loth weißer Vitriol in 2 Pfunden reinen Wassers aufgelöst.

Geschwüre, sind überhaupt eine Trennung der festen Theile durch Eiter, und entstehen zuletzt aus den heißen Geschwülsten, welche in Eiter übergegangen sind,

sind, und aus Verwundungen, besonders wenn Holzsplitter oder Dornen zum Grunde liegen. Man theilet die Geschwüre in **gutartige** und **bösartige**. Erstere haben ein weißes Eiter ohne Geruch, und das Fleisch, welches sie umgiebt, ist nicht verartet, also roth und körnicht. Die bösartigen Geschwüre haben, Statt des Eiters, Wasser, dünnes, übelriechendes Blut, und weißes wildes Fleisch, womit sie umgeben sind.

Die gutartigen Geschwüre können, nach Verschiedenheit des Orts, an dem sie sich befinden, mehr oder wenig gefährlich seyn; z. B. wenn sie nahe an den Gelenken sind, so dringt das Eiter leicht in dieselbigen ein, und macht das Thier oft zu allen Verrichtungen untauglich. Eben so sind die Geschwüre der Knorpel, der Beine, der Bänder u. s. w. gefährlich und schwer zu heilen.

Die Heilung **gutartiger** Geschwüre, besonders an gefahrlosen Stellen, ist einfach und leicht. 1) Man sucht das Geschwür in mäßiger Eiterung so lange zu erhalten, bis alles das verzehret ist, was von der Entzündung angegriffen worden, und wobey die Salbe (Nr. 3. im Art. Geschwulst der Pferde.) die beste ist. 2) Ist die Eiterung allgemein geworden, so wird das Geschwür unrein und mit wildem Fleische bedeckt. Nun werden reinigende Mittel gebraucht, welche auch zum Theil die Vereinigung des Geschwürs bewürken. Hiebey kann man nehmen 1 Pfund Wein und 4 Loth Honig; dieses wird gut unter einander gemischt. Beym Gebrauche dieses Mittels kann man die Heilung ganz allein der Natur überlassen. 3) Um aber doch das Fleisch, welches durch die Eiterung verloren gegangen, bald wieder zu ersetzen, braucht man nur allein den **Copaivabalsam** aus der Apotheke. Dieser hat eine zusammen ziehende, stärkende Kraft, ohne daß durch diese seine Wirkung die Eiterung zu schnell unterdrückt würde. 4) Liegen kleine Splitter oder Dornen zum Grunde des Geschwüres, so darf man nur **Hasenfett** aufstreichen, wovon selbige bald hervor gezogen werden. Ohne das Hervorbringen der allerkleinsten Splitter heilt kein Geschwür.

Bösartige oder faule Geschwüre, die wildes Fleisch haben, enthalten einen bösen, stinkenden Eiter, oder gar Wasser mit Blut vermischt, und wollen nicht zusammen heilen. 1) Man muß **innerliche** Mittel gebrauchen, weil man sowohl bey äußerlichen als innerlichen Krankheiten zuerst die Ursach entfernen muß, welche die Krankheit erregt. Größtentheils aber ist das verdorbene Blut an den bösartigen Geschwüren Ursache, das daher zuförderst gebessert und gereiniget werden muß. Man lobet in dieser Absicht Spießglasleber, fein gestoßen 2 Loth; Küchensalz ¼ Loth, mit etwas Honig gemischt, und des Morgens auf einmal auf die Zunge gestrichen. Fährt man mit dem Gebrauche dieses Mittels fort, so darf man nur mit dem vorhin genannten Honig und Wein das Geschwür rein zu halten suchen. 2) Hat man aber mit dieser Heilung eine Zeit lang angehalten, und das Blut gebessert, so gebraucht man äußerlich, um der Fäulung zuvor zu kommen, von der Digestivsalbe (Nr. 3. im Art. Geschwulst) 3 Loth, nachdem man ein halbes Loth Aloe gepulvert damit gut abgerühret hat. 3) Bey diesem Verfahren wird das Geschwür mit der Zeit entweder rein, das Fleisch gesund und die Wunde heil werden, oder in Brand übergehen, und man muß die dabey erforder-

liche Kur unternehmen. Siehe hievon den Artikel: Brand.

Geschwüre an dem Fuß von eingetretenen Nägeln, s. Fußschaden.

Geschwüre in und um das Maul. Wenn das Vieh schorfige Geschwüre, welche dasselbe am Fressen hindern, auf dem Maule oder in demselben und auf der Zunge bekömmt, so muß man solche mit einer Abkochung von Kiefern- oder Fichtenspähnen in Bier so lange wärmlich waschen, bis sie abgeheilet sind.

Gesenke, sind bey der Fischerey die Gewichte von Eisen, Bley oder Steinen, womit ein Netz am Rande belastet wird, damit es auf den Grund sinke.

Gesenke im Weinbaue, heißt dasjenige Stück eines alten Weinstocks, worinn die Winzer einen Schnitt thun, und solches hernach in die Erde senken, damit es Wurzel fassen und hierauf versetzet werden könne.

Gesicht, Absehen, das Visier auf der Kugelbüchse, durch dessen Einschnitt man nach dem Korn oder Ziel siehet, wenn man schießen will. Es stehet hinten auf dem Lauf der Büchse.

Gesimse, Gesims, Sims, ist ursprünglich das Gebälke einer oder der andern Säulenordnung, so unmittelbar auf dem Kapital des Säulenschaftes ruhet. Man bringt aber oft einen Theil dieses Gebälkes zur Auszierung einer Sache an, wenn gleich keine Säulenordnung vorhanden ist. So erhält ein Gebäude ein Gesimse unter dem Dach, und die Zargen der Fenster und Thüren werden von dem Tischler gleichfalls mit Gesimsen verzieret, und zwar mit mehrern oder wenigern zunehmend vorspringenden Gliedern der Baukunst, je nachdem die Sache mehr oder weniger verziert werden soll. Soll ferner eine Sache vorzüglich verzieret werden, so nimmt man ein Gesimse von den höhern Säulenordnungen, im Gegentheil aber von den niedern. Es werden aber die Gesimse nicht blos in der Baukunst, sondern auch besonders von den Metall- und Holzarbeitern an dem Fuße eines metallenen Geschirrs oder an dem Aufsatze eines hölzernen Hausgeräthes angebracht.

Gesims ohne Unterbalken und Borten, das Gesimse unter dem Dach eines Gebäudes ohne Säulen.

Gesimshobel, Simshobel, eine Art Falzhobel, womit an einer Falze ein kleines Gesimse ausgestoßen wird.

Gesimskacheln, Simskacheln, die Kacheln, so den Kasten der Kachelofen von ihrem so genannten Thurm scheiden, und diesen auch beschließen.

Gesimssteine, Simssteine, sind Backsteine, die aber nur bey hohen Gesimsen mit einer starken Ausladung gebraucht werden. Denn zu kleinen Gesimsen hauet sich der Maurer mit seinem Hammer Simssteine aus gewöhnlichen Ziegeln. In hiesiger Gegend sind sie 18 — 20 Zoll lang, und 8 — 9 Zoll breit.

Gesinde, Dienstboten, Brödtlinge, diejenigen Personen männlichen und weiblichen Geschlechts, welche sich um ein gewisses Lohn und gewöhnliche Kost zur Verrichtung mancherley Haus- und Wirthschaftsarbeiten auf eine bestimmte Zeit bey Hausherrschaften vermiethen.

Da

Da das Gesinde zur Förderung und Erhaltung der Haus- und Feldwirthschaften unentbehrlich ist, so kömmt es bey selbigem darauf an, daß es folgsam, fleißig, treu und ehrlich sey. Je mehr es dem Gesinde an diesen Eigenschaften fehlet, desto mehr haben Hausväter und Hausmütter ein Hauskreuz zu erdulden.

Wenn wir Hausväter und Hausmütter anhören, die ein halbes Jahrhundert hindurch gewirthschaftet haben, so sagen sie uns ganz laut, daß sie in den ersten Dekaden ihrer Haushaltungen weit besseres Gesinde vorgefunden haben, als es gegenwärtig, der mehrern Zahl nach, zu finden ist. Es sind dieserhalb, zur Minderung der Gesindeplage, gar mancherley Vorschläge in neuern Zeiten geschehen, die theils mehr, theils weniger, zum Ziel treffen. Der kürzeste Weg hiezu aber ist derjenige, den uns, auch von dem Hausstande sehr werth zu schätzende, Luther in der Erklärung der vierten Bitte des Vaterunsers angewiesen: **Fromm Gemahl, fromme Kinder, fromm Gesinde.** Von frommen Aeltern, und von Schul- und Kirchenlehrern fromm erzogne Kinder zum künftigen Gesindestande; von frommen Hausvätern und frommen Hausmüttern, und von deren Kindern bey der Frömmigkeit erhaltenes, und immer mehr darinn befestigtes Gesinde ist das einzig gewisseste Mittel, der Gesindenoth in der Welt weniger zu haben. Ist aber Christenthum oder Frommseyn nicht mehr nach dem Geschmack der heutigen Welt, so mag sie auch fürlieb nehmen, wie es mit dem Gesindestande gehen kann und mag. S. H. V. B. V. Kap. 3. ingleichen H. M. B. V. Kap. 2.

Gesindeordnung, die gesetzliche Vorschrift, wie sich Gesinde und Herrschaften verhalten sollen. Das A. L. R. Th. II. Tit. V. weiset die Pflichten des Gesindes also an: §. 56. nur zu erlaubten Geschäfften können Dienstboten gemiethet werden; §. 57. gemeines Gesinde, welches nicht ausschließend zu gewissen bestimmten Geschäfften gemiethet worden, muß sich allen häuslichen Verrichtungen nach dem Willen der Herrschaft unterziehen; §. 58. allen zur herrschaftlichen Familie gehörenden, oder darinn aufgenommenen Personen ist es diese Dienste zu leisten schuldig; §. 59. dem Haupte der Familie kommt es zu, die Art und Ordnung zu bestimmen, in welcher ein jedes Mitglied der Familie die Dienste gebrauchen soll; §. 60. auch Gesinde, welches zu gewissen Arten der Dienste angenommen ist, muß dennoch, auf Verlangen der Herrschaft, andre häusliche Verrichtungen mit übernehmen, wenn das dazu bestimmte Nebengesinde durch Krankheit, oder sonst, auf eine Zeit lang daran verhindert wird; § 61. wenn unter dem Gesinde Streit entsteht, welcher von ihnen diese oder jene Arbeit nach seiner Bestimmung zu verrichten schuldig sey, so entscheidet allein der Wille der Herrschaft; §. 62. das Gesinde ist ohne Erlaubniß der Herrschaft nicht berechtigt, sich in den ihm aufgetragenen Geschäfften von andern vertreten zu lassen; §. 63. hat das Gesinde der Herrschaft eine untaugliche oder verdächtige Person zu seiner Vertretung wissentlich vorgeschlagen, so muß es für den durch selbige verursachten Schaden haften; §. 64. das Gesinde ist schuldig, seine Dienste treu, fleißig und aufmerksam zu verrichten; §. 65. fügt es der Herrschaft vorsetzlich, oder aus grobem oder mäßi-

gen Versehen Schaden zu, so muß es denselben ersetzen; §. 66. wegen geringer Versehen ist ein Dienstbote nur alsdann zum Schadensersatze verpflichtet, wenn er wider den ausdrücklichen Befehl der Herrschaft gehandelt hat; §. 67. desgleichen, wenn er sich zu solchen Arten der Geschäffte hat annehmen lassen, die einen vorzüglichen Grad von Aufmerksamkeit oder Geschicklichkeit voraus setzen; §. 68. wegen der Entschädigung, zu welcher ein Dienstbote verpflichtet ist, kann die Herrschaft an den Lohn desselben sich halten; §. 69. kann der Schade weder aus rückständigem Lohne, noch aus andern Habseligkeiten des Dienstboten ersetzt werden, so muß er denselben durch unentgeldliche Dienstleistung auf eine verhältnißmäßige Zeit vergüten; §. 70. auch außer seinen Diensten ist das Gesinde schuldig, der Herrschaft Bestes zu befördern, Schaden und Nachtheil aber, so viel an ihm ist, abzuwenden; §. 71. bemerkte Untreue des Nebengesindes ist es, der Herrschaft anzuzeigen, verbunden; §. 72. verschweigt es dieselbe, so muß es für allen Schaden, welcher durch die Anzeige hätte verhütet werden können, bey dem Unvermögen des Hauptschuldners, selbst haften; §. 73. allen häuslichen Einrichtungen und Anordnungen der Herrschaft muß das Gesinde sich unterwerfen; §. 74. ohne Vorwissen und Genehmigung der Herrschaft darf es sich, auch in eignen Angelegenheiten, vom Hause nicht entfernen; §. 75. die dazu von der Herrschaft gegebene Erlaubniß darf nicht überschritten werden; §. 76. die Befehle der Herrschaft, und ihre Verweise, muß das Gesinde mit Ehrerbietung und Bescheidenheit annehmen; §. 77. reizt das Gesinde die Herrschaft durch ungebührliches Betragen zum Zorn, und wird in selbigem von ihr mit Scheltworten, oder geringen Thätlichkeiten behandelt, so kann es dafür keine gerichtliche Genugthuung fordern; §. 78. auch solche Ausdrücke oder Handlungen, die zwischen andern Personen als Zeichen der Geringschätzung oder Verachtung anerkannt sind, begründen gegen die Herrschaft noch nicht die Vermuthung, daß sie die Ehre des Gesindes dadurch habe kränken wollen; §. 79. außer dem Falle, wo das Leben oder die Gesundheit des Dienstboten durch Mißhandlungen der Herrschaft in gegenwärtige und unvermeidliche Gefahr geräth, darf er sich der Herrschaft nicht thätig widersetzen; §. 80. Vergehungen des Gesindes gegen die Herrschaft müssen durch Gefängniß, oder öffentliche Strafarbeit, nach den Grundsätzen des Criminalrechts, geahndet werden; §. 81. auf die Zeit, durch welche das Gesinde, wegen Erleidung solcher Strafen, seine Dienste nicht verrichten kann, ist die Herrschaft befugt, dieselben durch andere auf dessen Kosten besorgen zu lassen.

Gute Gesindeordnungen müssen gleichfalls das Verhalten der Herrschaften gegen das Gesinde bestimmen, wie solches auch in dem A. L. R. geschiehet, und wovon unter dem Titel: Herrschaft, mehreres gesagt werden soll.

Gesindekost, die Speisung des Gesindes, welche in ihrer Zubereitungsart und übriger Beschaffenheit gar sehr von der Herrschaftskost abweichet. Seit der Erscheinung der H. M. kommen von Messe zu Messe Kochbücher heraus, welche die Gesindekost ganz und gar nicht berühren, da es doch immer als das rechte Meisterstück einer bewährten Hausmutter zu achten ist, in der Gesindespeisung weder zu viel, noch zu wenig zu thun. In obgedachter

dachter H. M. B. I. findet sich der ausführlichste Unterricht, wie junge und alte Hausmütter, nach Beschaffenheit der verschiedenen Länder der Gesindeküche wohl vorstehen sollen. Die Churmärk. Gesindeordnung beseget, daß das Gesinde mit der in der Provinz üblichen Kost zufrieden seyn solle. Die Churf. Sächs. neuerläuterte und verbesserte Gesindeordnung enthält hierüber folgendes: Die Dienstboten müssen sich der Ungenügsamkeit mit der ihnen zureichenden Kost enthalten. Diejenigen, welche blos um der Kost oder anderer dergleichen Gebührnisse willen sich entziehen, sollen mit drey Tage Gefängniß belegt werden, und dabey das während der Zeit aufzuwendende Tagelohn erstatten. Sollten aber Dienstboten mit Recht über die unzureichende Kost zu klagen Ursach haben, so müssen sie solches gehörigen Orts anzeigen.

Gesindelohn und Kostgeld. Hierüber verfüget das A. L. R. Th. II. Tit. V. §. 32 ꝛc. also: Lohn und Kostgeld des Gesindes, welches besondere Gesetze bestimmen, darf nicht überschritten werden. Verabredungen, welche solchen Gesetzen zuwider laufen, sind unverbindlich. Weihnachts- Neujahrs- und andere dergleichen Geschenke kann das Gesinde, auch auf den Grund eines Versprechens, niemals gerichtlich einklagen. Wo keine gesetzliche Bestimmung vorhanden ist, hängt dieselbe, sowohl wegen des Lohnes und Kostgeldes, als wegen der Geschenke, von dem bey Schließung des Miethcontracts getroffenen Uebereinkommen ab. In allen Fällen, wo Weihnachts- oder Neujahrsgeschenke, während eines Dienstjahrs, schon wirklich gegeben worden, kann die Herrschaft dieselben auf das Lohn anrechnen, wenn der Contract im Laufe des Jahres durch Schuld des Gesindes wieder aufgehoben wird. Bey männlichen Bedienten ist die Livree ein Theil des Lohnes, und fällt, nach Ablauf der durch Vertrag oder Gewohnheit des Orts bestimmten Zeit, denselben eigenthümlich zu. Wird außer derselben noch besondere Staatslivree gegeben, so hat auf diese der Bediente keinen Anspruch. Mäntel, Kutscherpelze, und dergleichen, gehören nicht zur ordinairen Livree.

Die Churf. Sächs. Gesindeordnung verordnet wegen des Gesindelohnes, daß es in Ansehung desselben bey dem, was diesfalls durch Verträge, Erbregister, Statuten und beständig hergebrachte Gewohnheit eingeführet ist, verbleibe. Bey Concursen kommt das seit 3 Jahren vor Ausbruch desselben, oder vor dem Tode des Herrn, rückständige Gesindelohn gleich in die erste Klasse. Ueber das gesetzte Lohn soll dem Gesinde weder zu Kirchmeß- Jahrmarkts- und Fastnachtszeiten etwas an Gelde, noch sonst einige Zulage an Aerndtelohn, freyer Fuhre, Vieh, Kleidungsstücken, Bettgeräthe, oder andern Geschenken verwilligt werden, bey 10 Thlr. Strafe für die Herrschaft, für das Gesinde aber Verlust der Zulage und Erlegung des Werths derselben. Dabey bleibt es aber den Herrschaften erlaubt, demjenigen Gesinde, welches sich in seinem Dienste vor andern durch Treue, Fleiß und gutes Verhalten hervor gethan, ein Weihnachtsgeschenk zu reichen, auch zu beliebiger Zeit an Kleidung, Wäsche oder Geräthe, auch wohl an Gelde etwas zuzuwerfen. (Manche Herrschaften verfahren am besten, wenn sie ihrem Gesinde, welches 8 — 10 Jahr treu und redlich bey ihnen gedienet, ein Gewisses an Geld, oder lieber an

Hausgeräthe zu ihrer Ausstattung, oder Victualien zur Hochzeit, oder gar die Ausrichtung des Hochzeitmals versprechen. Dieses bindet mehr, als gewisse jährliche Geschenke, mit welchen sie davon ziehen, und sich dergleichen eben so, oder wohl gar mehr, von andern Herrschaften, wo sie hinziehen, versprechen.)

Gesindemäkler, s. Mäkler.

Gesindemiethen, s. Miethen und Miethcontract.

Gespanntes Roß, ist in der Baukunst, wenn zween Träger (s. diese) auf einander gekämmt, und hiedurch dergestalt verstärkt werden, daß sie eine ziemliche Last, als eine darüber stehende Wand, tragen können. (S. Sprengwerk.)

Gespärr, die Holzverbindung, welche aus den Balken, den Sparren und dem Kehlgebälke in einem Dache besteht.

Gesseln, Gerseln, Gasseln, eine Behandlung des Brodts, die nicht nur bey den so genannten Fastbäckern an der Ost- und Nordsee, sondern auch an vielen Orten bey Familienbäckereyen, besonders auf dem Lande, eingeführet ist, um dem Brodte hiemit eine längere Dauer zu verschaffen. Der Teig wird sehr fest geknätet, und, ohne nachher zu gahren, gleich vor den Ofen gebracht, und folgendergestalt gegesselt: Die Kohlen im Ofen werden auf beyden Seiten zurück geschlagen, so, daß von dem Mundloch bis nach hinten ein leerer Platz bleibt. Hierauf besetzt man ein Bret, so man Gessel nennt, mit aufgewirktem Brodteige, schiebt das Bret mit dem Teige zwischen die Kohlen, und läßt es hier so lange stehen, bis der Teig bereits eine gelbe Rinde hat, und zugleich gahret und aufgehet. Wenn nun aller Teig gegesselt ist, dann reiniget man erst den Ofen von Kohlen und Asche, und schiebt das Brodt, wie gewöhnlich, zum Backen in den Ofen.

Gestände, Gestelle, Fänge, Griffe, Gewäffe, die Füße des Raubgeflügels, die beym Adler aber auch von einigen Hände genannt werden.

Gesteckt, heißt bey den Jägern, wenn ein wildes Thier in ein Dickigt geht, und sich allda verbirget oder verborgen hält.

Gestell, überhaupt alles, was dazu dienet, andre Dinge darauf zu stellen, z. B. Fußgestell, Bettgestell, Tischgestell u. s. w. Besonders heißt Gestell: 1) beym Stellmacher, diejenigen Theile, worauf ein Kutschenkasten oder ein anderer Oberwagen befestiget ist. Das Gestell bestehet eigentlich aus dem Vorder- und Hinterwagen, und beyde werden so eingerichtet, daß sie nach vorne zu sich neigen. Hat das Wagengestell eine Neigung von dem Hinterwagen nach dem Vorderwagen, so wird die Bewegung desselben erleichtert; 2) beym Riemer dasjenige Riemenzeug, welches um die Ohren, Backen und Kehle des Pferdes gehet, und mit zum Zaum gehöret. Man nennt es auch Kopfstück; 3) beym Fischer die aufgestellten Reusen, Netze, u. s. w.

Gestöße, Stöße, wenn bey einem angezündeten Meiler die Feuer durch das Gestübe so jählings gedämpfet werden, weil man hiemit zu voreilig war, daß sie einen Knall und Stoß von sich geben, auch wohl alles in einen Haufen stoßen, daß der Meiler in einander fällt.

Gestreifet, wird bey der Jägerey der Balg eines Wildprets oder wilden Thieres, wenn es nicht auf dem Bauche aufgeschärft, sondern ganz über den Kopf gezogen wird, genannt. Man schneidet es alsdann an den Hinterfüßen und unter den Kehlen ein, der Bauch aber bleibt unverletzt. Es findet dieses vorzüglich bey Bälgen Statt, die am liebsten zu Pelzen gahr gemacht werden.

Gestübe, Stübbe, die Decke des Meilers, wodurch das Feuer gehindert wird, auszubrechen. Man bewirft nämlich den Holzstoß des Meilers durchgängig mit Erde, und dieses heißt also eigentlich: Gestübe.

Gestüber, Gelos, Losung, der Koth der Feldhühner.

Gestüberand, der Rand von Gestübe oder Erde, welcher um eine Kohlenstätte geführet wird.

Getöset, sagt man von Hunden, wenn ihnen nach starkem Laufen der Bauch schläget.

Getreide, Korn. Hierunter begreift man theils die Pflanzen, die mit Fleiß angebauet werden, um ihren Saamen hauptsächlich zur Nahrung für Menschen und Thiere zu gewinnen, theils aber diesen eingewonnenen Saamen selbst. In Ansehung des letztern wird gesagt: Getreide- oder Kornpreis, Getreide- oder Kornmarkt, Getreide- oder Kornausfuhre und dergl. Unsre gewöhnlichsten Kornarten sind: Weizen, Roggen, Gerste, Haber, Dinkel, Hirse, Heidekorn, Erbsen, Linsen u. s. f. Von allen diesen Arten wird in besondern Artikeln gehandelt.

Getriebe, Trieb, Trilling, Drilling, Laterne, ein kleines Rad in einer Maschine von Rädern, das von den Zähnen oder Kämmen der eigentlichen Räder bewegt wird, diese Räder unter einander zur Bewegung verknüpft, und zugleich die Bewegung beschleuniget. Je weniger Triebstöcke ein Getriebe hat, desto mehr beschleunigt es die Bewegung. Doch spannt sich öfters der Zahn im Triebstock, und die Reibung ist groß, wenn zu wenig Triebstöcke angebracht sind. In hölzernen Maschinen sind die Getriebe insgemein von Holz, und man nennt sie Trillinge oder Laternen. In unsern Mahlmühlen besteht das Getriebe oder Trilling aus 2 hölzernen Scheiben, die in einiger Entfernung durch Triebstöcke von Holz vereinigt sind. Das Ganze sitzt insgemein auf der Welle desjenigen Rades, dem es die erhaltene Bewegung mittheilen soll. In die Triebstöcke müssen die Zähne des Kamm- oder Stirnrades genau eingreifen. Bey einem einfachen Mühlenwerke wird das Getriebe, welches auf der eisernen Welle des Mühlsteins steckt, von dem Kammrade, dieses durch die Welle, auf der es sich befindet, und die Welle durch das äußere Wasserrad, welches durch das Wasser umgetrieben wird, gedrehet. Sind die Triebstöcke aber nicht in Scheiben eingesetzt, sondern in der Welle eingestämmt, so heißt alsdann ein solches Getriebe ein Kumpf. Diese Getriebe sind stärker. Die Verfertigung eines Getriebes erfordert eine richtige Ausmessung und genaue Bearbeitung.

Gewäff, Gewerf, Gewerft, Gewehr, Waffen, Schneid, die langen Zähne einer Sau, mit welchen sie

um sich schlägt. Gewäff und Schneid sagt man auch von den Zähnen der Raubthiere. Daher heißt es von der Sau und den Raubthieren, daß sie gewaffnet oder gewäffet sind, wenn sie starke und scharfe Zähne haben.

Gewährsleistung, gehört mit zur Erfüllung eines Vertrages, und ist ein Naturale aller lästigen Verträge. Sie wird geleistet: 1) wegen fehlender Eigenschaften überhaupt; 2) wegen fehlender, gewöhnlich voraus gesetzter Eigenschaften; 3) wegen fehlender vorbedungener Eigenschaften; 4) wegen der einer Sache anklebenden Lasten; 5) wegen der Ansprüche eines Dritten. Die Zeit, binnen welcher sie gefordert werden muß, ist bey Landgütern innerhalb dreyer Jahre, bey städtischen Grundstücken innerhalb Eines Jahres, bey beweglichen Sachen aber innerhalb sechs Monathe, nach dem Empfang der Sache. Wegen solcher Mängel hingegen, welche nicht die Sache selbst, sondern nur äußere Eigenschaften, Befugnisse oder Lasten derselben betreffen, muß der Uebernehmer seine Rechte bey Landgütern innerhalb Eines Jahres, bey städtischen Grundstücken innerhalb sechs, und bey beweglichen Sachen innerhalb dreyer Monathe, nach der von dem Mangel erlangten Kenntniß geltend machen. Läßt der Uebernehmer diese Fristen verstreichen, ohne die Klage wider den Geber gerichtlich anzumelden, so geht sein Recht verloren. A. L. R. Th. I. Tit. V. §. 317 ff.

Gewährsleistung, beym Kauf und Pachtung der Güter; s. Kauf und Pachtung.

Gewehr, überhaupt ein jedes Instrument, womit man Andere verletzen oder von sich abwehren kann. Niemand soll, ohne wahrscheinliche Gefahr eines nächtlichen Ueberfalls, geladenes Gewehr in seinem Hause verwahren; noch weniger selbiges an solche Orte hinstellen oder aufhängen, wo Kinder oder andre unerfahrne Leute dazu kommen können. Auch Reisende oder Jäger, welche geladenes Gewehr bey sich führen, müssen, wenn sie in ein Haus treten, oder irgendwo unter Leute sich aufhalten, dasselbe beständig in ihrer unmittelbaren Obsicht haben, oder es des Schusses entledigen. Wer diesen Vorschriften zuwider handelt, soll allemal mit Arrest auf 8 — 14 Tage, oder mit 5 — 10 Thlr. Geldstrafe belegt werden. Gastwirthe, bey welchen obgedachte Personen einkehren, müssen darauf sehen, daß entweder von selbigen obige Vorschriften beobachtet werden; oder erstere müssen das Gewehr dergestalt in eigene sichere Verwahrung nehmen, daß dadurch kein Schade entstehen kann. Wird mit solchem Gewehre, und durch den unvorsichtigen Gebrauch desselben jemand am Leben, Leibe, oder Vermögen beschädigt, so hat nicht nur der, welcher es führt, sondern auch der Haus- und Gastwirth, welcher seine Pflicht nicht beobachtet hat, Gefängniß- oder Festungsstrafe auf 4 Wochen bis zu 6 Monaten verwirkt. Wer in bewohnten, oder gewöhnlich von Menschen besuchten Orten sich des Schießgewehrs, der Windbüchsen oder Armbrüste bedienet, oder Feuerwerk ohne besondere Erlaubniß der Obrigkeit abbrennt, soll, wenn auch kein Schade geschehen ist, in eine Strafe von 5 — 50 Thlr. genommen werden. Niemand soll Stilets und dreykantige, oder so genannte Schilftlingen führen. Gemeinen Leuten ist, in Stöcken oder auf andere Art verborgenes Gewehr zu führen, nicht

nicht erlaubt. Die bloße Führung solcher verbotenen Waffen soll mit Confiscation derselben, und 5 — 20 Thlr. Geldstrafe geahndet werden. A.L.R. Th.II. Tit.XX. §.740 ff.

Gewehrgerecht, ist der Jäger, wenn er mit dem Schießgewehr recht umzugehen weiß.

Gewende, ein Stück Acker von solcher Länge, als man mit dem Pfluge in gerader Linie, ohne umzuwenden, zu pflügen pflegt. Daher führt auch das Ober- Mittel- und Untergewende seinen Namen, wenn nämlich ein langer Acker in 3 solche Theile getheilet wird. Gemeiniglich hat ein Gewende sein bestimmtes Maaß, das aber nicht überall gleich ist. An den meisten Orten kommt es mit einem Morgen überein. Auch heißt es der Ort, wo andere Aecker der Breite nach an andere anstoßen und sich wenden. Bey der Jägerey bedeutet Gewende die von dem Hirsche im Fliehen oder schnellen Gehen mit dem Geweihe umgewendeten Blätter, oder abgebrochenen Aeste in Dickigten, woran man den Hirsch sogleich erkennen kann. Es heißt auch Himmelsspur, Himmelszeichen, zum Unterschied von der Fährte auf der Erde.

Gewinde, Gewerbe, ist eine Vereinigung einer Thür oder eines Deckels mit dem größern Theile eines Geräths, so daß die Thür oder der Deckel zwar geöffnet, aber nicht von dem Hauptheile getrennet werden kann. Das Gewinde, womit eine Thür mit den Thürpfosten vereinigt, und von dem Schlösser angefertiget, und zum Beschlag gerechnet wird, bekommt, wenn es zierlich werden soll, den Namen: Englische Klappe, oder auch Fischbänder, und der Unterschied von den gemeinen Gewinden besteht darinn, daß man blos das Gewinde selbst bemerkt, die Befestigung desselben aber in das Holz eingelassen wird. Ein solcher Fischband ist aus zween Lappen von geschmiedetem Eisen zusammen gesetzt, die vereiniget das Gewinde bilden. Eine Hälfte, welche an der Thür befestiget wird, ist auf dem einen Ende rechtwinklicht umgebogen, und der ganze umgebogene Lappen wird in die Thür eingelassen.

Gewindebohrer, ein starker Stangenbohrer, der zu den Löffelbohrern gehöret. Der hiesige Zimmermann nennt ihn Ringelbohrer.

Gewindefenster, Fenster, die 2 — 4 Flügel haben, welche durch Gewinde, d. i. durch Häspen und Häspenhaken mit dem Fensterrahm zusammen hängen, und hiedurch geöffnet werden können; im Gegensatz derjenigen Fenster, die man in die Höhe schiebt.

Gewirre, die Einrichtung und Besatzung eines Schlosses zusammen genommen, wodurch fremde Schlüssel am Schließen gehindert werden.

Gewitter, das Aufsteigen oder Annähern solcher Wolken, die, öftere Blitze und den daraus folgenden Donner zu verursachen, geschickt sind. Die Gewitter sind theils schädlich, theils nützlich. Schädlich, wenn sie einschlagen, Menschen oder Thiere tödten, oder zünden und Feuersbrünste verursachen; nützlich sind aber die Gewitter der Erde, indem sie den Regen hervor bringen. Sobald eine Gewitterwolke etlichemal abgeschlagen hat, geht in ihr eine gewaltsame innerliche Bewegung der Theile vor. Die Dünste, welche durch

die Elektricität von einander gehalten wurden, treten nunmehr, nach wiederholter Ausladung und Verminderung derselben, zusammen, formiren Tropfen, und so regnet es herab. Daraus ist klar, wie wenig Regen zur Sommerszeit entstehet, wenn die Gewitter entweder vorbey gehen, oder sonst still und sanft, ohne Blitz, zumal in geraumigen Massen, abgeleitet werden, welche die Elektricität der Luft und der Gewitter in großer Quantität aufnehmen, das Anziehen und Häufen der Wolken verhindern, und die Wolken selbst theils zerstreuen, theils wieder zum Aufsteigen veranlassen. Auch in so fern sind die Gewitter heilsam, daß durch sie, mittelst Abbrennung der öftern Blitze, mittelst Abregnens der Wolken, sogar mittelst Erregung der Winde, (denn auch zu dieser ihrer Erzeugung geben vielmals die Gewitter Anlaß,) der Dunstkreis und die Luft davon überaus gereinigt werden, daß sie ihre geschwächte Elasticität wieder in natürlicher Stärke bekommen, und sie leblosen und lebendigen Dingen auf dem Erdboden heilsam werde. Diese Vereinigung, diese wieder erlangte Elasticität der Luft, werden wir nach geendigtem Gewitter, durchs Gefühl und durchs Athmen, gewahr.

Zu den Wirkungen des Blitzes, die in manchen Fällen ganz sonderbar sind, kann man noch alle diejenigen rechnen, welche dem elektrischen Funken überhaupt eigen sind. Er macht das Eisen magnetisch, giebt auch sogar andern Metallen eine magnetische Richtung; er greift die flüßigen Körper, wie der elektrische Funken, an, und bringt eine unnatürliche Bewegung in ihren Theilen hervor. Z. E. er säuert die Milch; macht, daß verschiedene gährende Feuchtigkeiten, Bier, Wein u. s. w. umschlagen.

Die Gewitter können nicht zu allen Jahrszeiten gleich häufig und gleich gewöhnlich seyn. Unter unserm Erdstriche zeigen sie sich alsdann erst, wenn die Sonne sehr hoch steht, und den Lichtkreis stark erhitzen kann. Ihre Zeit ist bey uns von der Mitte des Mays, bis mitten im September. Dabey sind sie dann auch in einerley Jahrszeit nicht gleich häufig. Trockne Sommer geben wenig Gewitter, so wie auch große Nässe im Winter, selbst im Sommer, ihrer wenige verursachet. Die Electricität der Luft wird im ersten Falle gehindert, sich in den Wolken zu sammlen, und im andern, sich in der Luft anzuhäufen. Auch bey manchen Winden kommen in den unterschiedlichen Gegenden die Gewitter ungleich. Ost- und Nordwind bringen uns nicht viel Gewitter; mehrere der West- und Südwind. Diese letzten führen uns viele Wolken und Feuchtigkeiten herzu, welche die Elektricität der Luft aufnehmen, und in einen engen Raum zusammen bringen. Diese Winde können auch wohl Ursach seyn, daß die Gewitter das Jahr hindurch den Strich halten, welchen das erste gehalten hat; d. i. aus derselben Gegend kommen alle oder die meisten her, woher das erste eintraf. Wenn ein Wind dasselbe Jahr die Oberhand hat, und die mehreste Zeit aus derselben Gegend wehet, so bringet er auch aus derselben Gegend die meisten Gewitter mit. Bey uns herrschet der Westwind durchgängig, und unsre meisten Gewitter kommen aus West und Südwest.

Im Gebirge sind die Gewitter am stärksten und anhaltendsten; sie schlagen gern in großlaubichte Bäume, und überhaupt in

in alle hohe Körper, die in ihre Atmosphäre, oder in der Nähe derselben kommen; sie sind in sumpfichten, waldichten und wasserreichen Gegenden am häufigsten, und werden meistens dahin gezogen; sie schlagen gern in volle Scheuren, in frische Heuböden und Viehställe u. d. m.

Im Winter sind die Gewitter nicht so häufig, als im Sommer; aber zu ersterer Jahreszeit vielmals gefährlicher. Denn im Winter ist die Elektricität der Luft nicht so stark in den Wolken angehäufet. Wenn aber im Winter nach etlichen vorgängigen warmen Tagen ein Gewitter irgendwo eintrifft, so wird es gemeiniglich gefährlich und schlägt ein. Denn es wird durch die Wärme dieser Tage die Elektricität in den Erdkörpern sehr angehäufet, und breitet sich dabey wenig in die anliegende Luft aus. Diese Körper sind also sehr elektrisch. Kommen nun Wolken von entgegen gesetzter negativen Elektricität in ihre Nähe, so geschieht der Blitz aus diesen Körpern gegen die Wolke. Die Ausladung ist also aufwärts durch den ganzen Körper aus dessen Spitze, und so sieht man, wie in ihnen Zerstörung und Feuer entstehen kann, wenn er zündbar ist. Dies ist die wahrscheinliche Natur der Wintergewitter, wie Hr. Prof. Titius davon im Wittenb. Wochenbl. v. J. 1771. St. 49. gehandelt hat.

Die fruchtbarsten Gewitter sind diejenigen, welche einen warmen Regen zur Begleitung oder Folge haben, so wie diejenigen, auf welche kalter Regen und kalte Witterung folget, den Früchten der Gärten und Felder eben nicht gedeihlich sind, manchen zarten Gewächsen aber gar schädlich seyn können.

Gewitterableiter dienen darzu, daß sie den Gewitterwolken das Uebermaaß der Elektricität, es sey an Menge des Aethers oder an Stärke seiner Spannung und Wirkung, entziehen, und zwar also, daß sie keine Blitze, oder doch ganz geringe und unschädliche geben. Es werden metallene spitzige Stangen so hoch in der Luft aufgerichtet, daß sie über andere Körper, die man schützen will, etwas hervor ragen. Die Metallspitzen werden entweder an die Körper selbst, z. E. an Häuser, Thürme, u. s. w. angebracht, und in die Erde oder in das Wasser geleitet; oder man kann sie nur in der Nähe derselben aufrichten. Metall wird hierzu am liebsten gebrauchet, weil es die Elektricität aufzunehmen und fortzupflanzen, seiner Dichtigkeit und Substanz wegen, am geschicktesten ist. Das Gewitter pflegt sich auf 100 Ruthen Weite schon in solche Metalle zu entladen. Die Natur hat inzwischen viele dergleichen Ableiter, die für den Erdboden sehr nützlich sind. Alle Gebirge und hohe Gegenden leiten den Blitz an sich; sie zertheilen oftmals das Gewitter, aber sie nehmen auch die ersten Schläge desselben auf. Alle Holzungen, alle Gewässer, alle weite, sumpfichte Strecken, u. s. w. sind mit ihren überliegenden Dünsten und Dampfsäulen solche Ableiter, in welche die Elektricität der Gewitter entweder still übertritt, oder sich mit Blitzen an ihnen ausladet. Daher entsteht der Begriff von **Wetterscheiden**, welches solche Oerter auf der Erdfläche sind, welche das Gewitter abweisen. (S. **Wetterscheiden.**)

Eine sehr angelegentliche Frage ist es nun aber doch wohl, wie man sich bey Gewittern zu verhalten habe, um sich gegen die schädlichen Würkungen der Blitze sicher zu stellen?

In einem Hause, welches mit keinem Ableiter versehen, und also nicht voraus

zu

zu sehen ist, wie ein etwa darauf fahrender Wetterstrahl herum laufen, schmettern und Sprünge machen könnte, ist es rathsam, sich von allen Wänden, Winkeln, Pfosten, Schornsteinen, Oefen und Feuerheerden entfernt zu halten, und sich in die Mitte hoher und geräumiger Zimmer, oder auf den Hausflur zu begeben. Auch in Bauerhäusern, wo kleine Zimmer sind, wäre der Hausflur immer noch der sicherste Aufenthalt, nur nicht zu nahe beym Vieh oder Feuerheerde. Der Stand gegen einen Spiegel kann auch in ziemlicher Entfernung gefährlich werden. Fensterscheiben pflegen nur von der Erhitzung zu zerspringen, oder von der Platzung meistens nach außen hin gesprengt zu werden; allein das Glas des Spiegels wird von der hintern metallenen Bedeckung abwärts mit großer Gewalt zersprenget. Auch kann der Aufenthalt oben unter dem Dache, wo der Blitz zuerst einbrechen kann, zumal bey Schornsteinen, minder sicher seyn, als anderswo in Häusern; da hingegen in dem mittlern und untern Theile eines Gebäudes, wo sich der Strahl schon mehr zertheilt hat, weniger zu befürchten ist.

Das bloße Vorbeystreichen des Blitzes ist für die Menschen eben nicht gefährlich, wenn nur der Zusprung auf den Menschen selbst, oder eine gar zu nahe Platzung nicht geschiehet. Der Blitz macht aber keinen weiten Sprung durch die Luft auf den Menschen, sondern fährt lieber an den Wänden und dem Hausgeräthe herab. Ist aber das Zimmer niedrig, so möchte der Sprung des Strahls von der Decke über dem menschlichen Körper zum Fußboden leichter seyn, als der Umweg an den Wänden. Eine mit Gyps überzogene Decke, wo solche mit Eisendraht unterzogen ist, schafft deswegen mehr Sicherheit, weil der Blitz davon nicht mitten ins Zimmer herab springt, sondern an dem Drahte zu den Wänden geleitet wird. Der bloße Dampf erstickt nicht leicht, doch wäre es sicherer, in kleinen Zimmern die Thüre offen zu lassen. Schlägt es aber in ein großes Zimmer ein, so werden die Thüren geschwinde geöffnet, auch wohl die Fenster, wenn es nicht darinn brennet. Brennt es aber in dem Zimmer, so wird durch die Zugluft die Flamme verstärket, und nimmt gar leicht die Oberhand; in welchem Falle es denn nicht rathsam seyn könnte, die Fenster zu öffnen.

Einige Naturforscher, z. B. Krüger und Muschenbrök, haben angerathen, wider das Einschlagen eigene kleine Hütten zu bauen, und sich währenden Gewitters darinn aufzuhalten; oder, ein kleines Zimmer seiner Wohnung mit blauseidenen Tapeten und Meublen zu versehen, den Fußboden aber mit Pech zu übergießen. Wem dergleichen Anstalt zu kostbar ist, der kann, besonders in niedrigen Zimmern, sich niederlegen, doch nicht auf einem Bettgestell mit Pfosten und Vorhängen, sondern auf einer bloßen Ruhebank, oder auf einem Lager von Stühlen. Auf dem bloßen Fußboden zu liegen, würde weniger sicher seyn, weil sich daselbst Stellen finden möchten, wo der Blitz auch in einiger Entfernung von den Wänden durch ein oder andres Metall hingelockt würde, um in das untere Stockwerk durchzubrechen, dergleichen Anlockung auch die Nägel geben könnten, womit die Breter im Fußboden befestigt sind.

Wie das Metall, welches in einer Strecke den Blitz neben uns vorbey leitet, zur Sicherheit dienet, so kann hingegen unterbrochenes Metall Gelegenheit zu einem gefähr-

fährlichen Sprunge des Blitzes auf die im Wege befindlichen Menschen geben. Man unterlasse also, sich am Ende eines herunter gehenden Metalls, z. B. einer Stange, eines Klingeldrahts, u. s. f. wie auch überhaupt bey abgesonderten oder durch andere Körper, Holz oder Steine eingeschlossenen Stücken Metall zu befinden. Weniges Metall, welches man bey sich zu tragen pflegt, kann nicht sonderlich gefährlich seyn. Ich habe es in meiner Kindheit erlebet, daß der Blitz einem im Schilderhause stehenden, aber nicht getödtetem Soldaten das an seiner Seite stehende Gewehr weg schlug. Metallene Knöpfe, Tressen u. dergl. würden bey nahen Gewittern eher abzulegen, als am Leibe zu tragen, anzurathen seyn.

Die Vorsicht gebietet, bey nächtlichen Gewittern nicht im Bette, oder in dem Schlafzimmer, besonders wenn mehrere darinn schlafen, zu bleiben. Man kleidet sich an, um bey Vorfällen in und außer dem Hause gleich zur Hand zu seyn. Man hat auch hiebey den Rath mittheilen wollen, sich sodann in ganz weißer leinener Kleidung zu halten.

Ehedem hat man geglaubt, sich in Betten und Kellern wider den Blitz am besten schützen zu können. Die Unzuverläßigkeit hiervon ist aber daraus zu erkennen, wenn man bedenket, wie gefährlich brennbare Dünste und die Würkungen der Zugluft sind. Da man indeß aus mehrmaligen Erfahrungen weiß, daß keine Art von Blitzen leicht über 2 Zoll tief in die Erde dringt, so müssen doch wohl unterirrdische, tiefe, aber dabey hauptsächlich gegen Zugluft verwahrte, Gewölbe zur Zeit der über uns schwebenden Gewitter eine Art von Freystadt seyn.

Oek. Reallexicon III. Theil.

Wer sich auf der Straße befindet, stelle sich ja nicht unter ein Thürgerüst oder andern Schutz, nahe an Wänden und Gebäuden. Er gehe entweder in ein Haus hinein, oder bleibe mitten zwischen den Häusern in einer mäßigen Gasse, oder auf einem nicht gar zu weitem Platze. Der Strahl wird alsdann durch die Gebäude aufgefangen, geht an den Wänden zur Erde herab, und erreicht den Menschen nicht, daher man nie gehöret hat, daß die in Städten auf der Straße gehenden, wenn sie nicht, um Schutz zu suchen, irgendwo untergetreten sind, von einem Wetterstrahl getroffen worden. Sie würden sich daselbst in noch größerer Sicherheit befinden, wenn die Häuser neben ihnen mit bleyernen oder blechernen Regenröhren versehen wären, welche bis zur Erde hinab giengen, und also auch den Blitz, der sich an dem Metalle hält, ohne Schaden herableiten könnten. Hingegen würde es unsicher seyn, neben einer Stelle zu stehen, wo eine von dem Dache gehende Röhre das Regenwasser niederstürzt, als welches auch dem Strahl, daselbst herab zu fahren, Gelegenheit geben könnte, der, wenn er unten kein Metall antrifft, leicht auf einen nahe stehenden Menschen springen könnte.

Auf dem Felde ist man in mehrerer Verlegenheit, weil es gleich gefährlich wäre, im Freyen zu bleiben, wo keine andere Körper vorhanden sind, die den Blitz auffangen könnten, oder sich unter einen Baum zu stellen, davon ein darauf fallender Strahl abspringen, und auf den Menschen zufahren könnte. Höhlen und Klüfte in Bergen geben zwar eine sichere Zuflucht, weil ein daselbst fallender Blitz schon an dem Umfange derselben sein Ziel erreicht, und sich in der Erde vertheilet. Hervorragungen

aber, die den Strahl anlocken, und ihn nicht vorbey leiten, vermehren die Gefahr. Es sollte sich also niemand auf dem Felde in einen Heuhaufen, in Korngarben oder davon aufgesetzte Mandeln oder Stiege, worinn so oft zur Aerndtezeit dahin geflohene Menschen erschlagen worden, verbergen; auch die Schäfer sollten nicht in ihre kleine Hütten kriechen. Der beste Rath wäre, sich, wo möglich, in solcher Entfernung und an diejenige Seite hin zu stellen, daß der Strahl eher auf den Baum, als auf den Menschen falle, aber auch nicht so nahe, daß er noch von jenem auf diesen springen könne. Es wäre demnach ein Abstand von etwa 15 oder 20 Fuß vom Stamme sowohl, als von den untersten Zweigen zu wählen, weil alsdann zu vermuthen ist, daß ein in der Nähe entstehender Wetterstrahl eher den so viel höher hervor ragenden Baum, als den tiefer stehenden Menschen treffen werde. In einem Walde wäre alsdann ein solcher Platz zu nehmen, wo die Bäume, zwischen welchen man sich befände, nicht gar zu nahe an einander ständen, um den erforderlichen Zwischenraum zu lassen.

Man weiß aus unzähligen Beyspielen, daß ungleich mehr Leute unter den Bäumen, als in Zimmern, oder im freyen Felde, bey Gewittern verunglückt sind. Die Weidenbäume haben viel spitzige Blätter, und eine lockere, wässerige Substanz, folglich sind sie dem Donnerwetter stark ausgesetzt. Indessen fährt nur selten ein Wetterstrahl mit einer solchen Gewalt auf die Weiden, als auf andere starke Bäume, theils weil ihm die Weiden durch ihre überflüßige Wässerigkeit hinlängliche Ableitung geben, durch ihren schwachen Zusammenhang aber nur geringen Widerstand leisten, folglich dem Schlage die Gelegenheit benehmen, sich so sehr als an festern Bäumen zu verstärken. Bey großen, von unten bis oben hinaus hohlen Bäumen kommt noch der schädliche Luftzug hinzu, die Gefahr des Aufenthalts unter denselben zu vergrößern.

Wenn kein Baum in der Nähe ist, so möchte man sich doch auch von Teichen und andern Gewässern etwas entfernt halten, (als zu welchen der Strahl, vermittelst des menschlichen Körpers, einen Uebergang suchen könnte) und alsdann sich lieber auf dem Felde niederlegen, als sitzend oder gar stehend bleiben. Man könnte dazu einen hohlen Weg oder eine etwas niedrige Stelle des Bodens aussuchen, und zwar auf solche Weise, daß der etwa daran stoßende Hügel oder die Anhöhe der Gegend, woher die Wetterwolke kommt, zugekehrt sey. Ein Graben aber, an welchem eine Hecke oder ein Zaun steht, ist eine gefährliche Stelle. Da indessen eine solche Lage mit großer Unbequemlichkeit verknüpft ist, und da die im Sommer ausgehenden Personen gemeiniglich keinen Mantel mit sich führen, der ihnen dieselbe noch in etwas erleichtern könnte: so ist es eben nicht zu verwerfen, wenn einige Naturforscher vorgeschlagen haben, daß man sich durch einen dazu eingerichteten Regenschirm auch auf dem Felde für Wetterschlägen sichern solle. Dies nun könnte am kürzesten geschehen, wenn man einen solchen Schirm hätte, der aus gewichstem Seidenzeuge bestünde, an einem langen Spatzierstocke befestigt, und mit recht starken oder doppelt genommenen fischbeinernen Stangen, um dem Sturmwinde widerstehen zu können, versehen wäre; und wenn man daneben eine breite metallene Tresse von zureichender Länge bey sich führte, die man im Nothfalle mit dem einen

nem Ende oben an dem Knopfe des Stocks ansteckte, und mit dem andern in einiger Entfernung auf der Erde befestigte. Der Stock würde sodann in die Erde gesteckt, und wenn man sich unter dem ausgebreiteten Schirm niedersetzte, so hätte man daran einen schützenden Körper, welcher den Strahl auffienge, und nicht herab zu den Menschen, sondern vermittelst der metallenen Tresse abwärts leitete.

In den gefährlichsten Umständen aber befindet sich bey Gewittern ein Reiter im freyen Felde Dieser schwebt alsdann, wenn er nicht lieber vom Pferde absteigt, sich etwas von demselben entfernt, und so lange im Freyen verweilt, bis die drohenden Wolken ihren Abzug genommen haben, in einer vierfachen Gefahr. Er hat nämlich die Folgen seiner eignen Ausdünstung, des Dunstkreises von seinem Pferde, der Erhitzung der Hufeisen und der Zugluft, wenn er fortreitet oder gar fortjagt, mithin alle Veranlassungen, welche den Bliz nach ihm hinlocken können, zu befürchten. (Ein gut gemeynter Rath, sich von seinem Reitpferde zu entfernen. Wo aber damit hin auf dem freyen Felde, wo man keinen Baum findet, um das Pferd an selbigem anzubinden? Man müßte hiebey annehmen, daß der Reiter eine Leine mit einem hölzernen daran befestigtem Pfahle bey sich führte, um solchen einzuschlagen, und, mittelst der Leine, das Pferd daran zu binden. Es müßte aber das Pferd, wie die Campagnepferde daran gewöhnt seyn, um auch bey Sturm und Wetter nicht wild und tobend zu werden.)

Ist man in einem Wagen, so ist es besser, stille zu halten, als schnell zu fahren, oder, noch besser, auszusteigen, und neben oder hinter dem Wagen in einer Entfernung von 3—4 Fuß sich hinzustellen, zumal wenn es ein offener Wagen ist, auf welchem man doch dem Regen ausgesetzt gewesen wäre. Hätte man aber einen bedeckten Wagen, der von außen ganz mit Wachstuch überzogen, oder mit getheertem und geschmierten Leder bedeckt, und ohne hervor ragenden metallenen Knöpfen wäre, so würde man, falls man allein darinn wäre, doch lieber darinn bleiben, als sich der Unbequemlichkeit der äußern Luft blos stellen wollen. Ist aber der Wagen voll Menschen, und hat oben metallene Knöpfe, oder an den Seiten Vergoldungen, so hätte derjenige, der heraus steigt, mehr Sicherheit, als die, welche darinn sitzen bleiben.

Vor einiger Zeit ward in einer periodischen Schrift angefraget: ob bey Gewittern die Pferde vor dem Wagen allein, die darinn sitzenden Personen aber nicht, vom Blitze bisher erschlagen worden, und ob letzteres nicht dem Theer, womit die Wagen geschmieret werden, zuzuschreiben sey? Von Kutschen fehlet mir darüber die Erfahrung; aber von gemeinen offenen Bauerwagen weiß ich mehrere Vorfälle, da die Pferde vor selbigen erschlagen worden, die Knechte und auf solchen Wagen sitzende Personen aber unbeschädigt geblieben sind.

Hiebey wäre nun die Hauptfrage noch übrig: ob nahe an Gebäuden stehende Bäume das Gewitter herbey ziehen, und dergleichen Gebäude anzünden können? In so viel hundert Dörfern, worinn ich gewesen, und einen oder ein Paar Schritt von den Häusern die höchsten und ältesten Bäume, z. B. Linden, Rüstern, wilde Obstbäume, u. s. w. gesehen habe, und noch sehe, habe ich nie gehöret, daß von solchen Bäumen der Wetterstrahl auf die Gebäude geleitet worden sey. Nur ein

einziges Haus kenne ich, wo der Strahl von einem hohen, alten Rüsterbaume, der etwa 3 Fuß von dem Stubenfenster eines Dorfeinwohners abstand, in die Wohnstube hinein gieng. Der Bauer hatte seine Sense an einem Zweige des Baums so hingehänget, daß selbige mit der Spitze beynahe das Fenster berührete. Dieserhalb folgte der Strahl der Sense nach, und von dieser in die Fenstereisen, u. s. w. Sonst habe ich auch nie gehöret, daß in Potsdam, wo eine der längsten Straßen mit Linden seit 70 Jahren, und länger, so besetzt ist, daß ihre Zweige an und über die Hausdächer hinweg gehen, die Bäume je den Wetterstrahl in die Häuser hinein geleitet hätten. Diese und dergleichen Bäume sind vielmehr als Wetterableiter anzusehen, da es in gedachter Stadt mehrmals in Gebäude, die keine Bäume vor den Häusern haben, eingeschlagen hat.

Sind aber hohe Bäume, wie eben gesagt worden, als Blitzableiter zu achten, so sollten die Dorfschaften, die bey entstandenen Feuersbrünsten wegen ihrer Strohdächer immer am übelsten daran sind, darauf sehen, daß die West- und Südseite derselben, außerhalb der Dörfer und Obstgärten, als von welchen Gegenden die meisten Gewitter herkommen, immer mit recht hohen Bäumen besetzt wären. Ich habe nie gesehen oder gehöret, daß das Gewitter in solche Gegenden je eingeschlagen habe, und die Einwohner solcher Orte wissen auch nicht, dergleichen von ihren Vorfahren gehöret zu haben. Die Einwohner solcher Orte sollten daher auch solcher Bäume recht geflissentlich schonen, und sie nicht auf einmal, sondern hie und da nach Nothdurft einen, abhauen, und, Statt der weggehauenen, gleich junge nachpflanzen. Ich hatte in einem benachbarten Orte einen sehr breiten Obstgarten, dessen Abendseite mit den höchsten Weidenbäumen, die nie gekappt worden waren, verwahret war. Als ein in dieser Absicht noch unerfahrner Oekonom ließ ich im Frühjahre 1750 diese hohen Bäume sämmtlich bis unter die Hälfte abstämmen, und von allen Zweigen gänzlich entblößen. Das erste am Orte herauf kommende Gewitter schlug sofort in den Schornstein des dazu gehörenden Wohnhauses ein, warf einige Steine herunter, zündete aber nicht. An einem andern benachbarten Orte wurden die, außerhalb der Obstgärten und an der Südwestseite stehenden, Eichen abgehauen, worauf im nächsten Sommer das Gewitter in die Pfarrgebäude einschlug, und sie in Brand brachte. Einige 20 Jahre hernach wurden die Eichen an der Westseite des nämlichen Ortes abgehauen, worauf das Gewitter in ein Wohnhaus einschlug, daß es nebst den dazu gehörigen Ställen abbrannte. Mehr entfernten und eben so behandelten Dörfern ist bey meinen Lebzeiten gleiches Unglück wiederfahren. Die Stadt Potsdam hat auf der Westseite einen auf einer ziemlichen Anhöhe ganz nahe gelegenen Wald, welcher bis zu dem siebenjährigen Kriege hin mit alten hohen Eichen besetzt war. Nachdem man diese hierauf sämmtlich weggehauen hat, sind die Stadtgebäude mehrmals vom Wetterstrahl getroffen worden, da ich nie gehöret, daß dergleichen vor der bemerkten Zeit geschehen sey.

Was zuletzt noch das öftere Einschlagen in die vollen Scheunen und Heuställe betrifft: so habe ich bemerket, daß die nicht trocken genug eingefahrnen Feldfrüchte, ihrer starken Ausdünstung wegen, den Blitz angelockt haben. Dieserhalb sollte man doch darauf sehen, Getreide und Heu nie anders,

anders, als aufs beste abgetrocknet, einzufahren. Könnte man aber solches bey anhaltend unbeständiger Witterung nicht vermeiden, und müßten dieserhalb Oeffnungen zum Verdünsten der nicht recht trocken eingebrachten Feldfrüchte in Scheunen und Ställen gelassen werden: so sollte man doch gegen die Nachtzeit, oder gegen annahende Gewitter bey Tage, alle Luken und Oeffnungen zumachen, und nirgends einen Luftzug übrig lassen.

Gewölbe, eine, nach einem gewissen Bogen gemauerte Decke. Auch nennt man den Raum oder das Zimmer, welches eine solche Decke hat, eben so, verbindet auch wohl damit die Sache, die darinn aufbehalten wird. Also sagt man: Milch-Speise- Gewürzgewölbe, u. s. w.

Gewölbe im vollen Zirkel, ist ein solches, welches nach einem halben Zirkel gemacht ist.

Gewölbe nach gedrucktem Bogen, ist die Krümmung eines Bogens, oder Gewölbes, welche keinen vollen halben Zirkel hat, z. B. die abhangenden Gewölbe einer Treppe.

Gewölbebock, ein Bock oder hölzernes Gerüste, worauf der Maurer steht, wenn er über dem Gerüst ein Gewölbe aufführet.

Gewölbestein, Keilstein, keilförmige Mauersteine, welche zu den Bogen der Gewölbe gebraucht werden. Gemeiniglich mauert man aber doch nur mit gewöhnlichen Mauersteinen, und füllt die Fugen, wenn das Gewölbe nach einem großen Bogen geht, blos mit Kalk aus, bey flachen Bogen aber zugleich mit Zwicksteinen. Denn die Lehre giebt dem ohnerachtet dem Steine seine erforderliche Lage.

Gewölbter Sturz, ist ein gerades Gewölbe über einer Thür oder einem Fenster, welches unten zwar eine gerade Fläche hat, doch aber bogenartig gemauert wird, damit es nicht einstürzt. Denn man nimmt hierzu Mauersteine, die etwas schräge gestellet, und zugleich unten an einer Kante abgeschräget werden. Die Lehre hiezu ist ein blosses Bret, so man hernach wieder wegnimmt.

Gewölle. Alle Raubvögel reinigen sich alle Morgen, indem sie diejenigen Haare oder Federn, die sich von dem Raube des vorigen Tages in ihrem Kropfe befinden, wieder ausspeyen, welches dann Gewölle bey der Jägerey genannt wird.

Gewundene Säule, Colonne torse, ist eine Säule, deren Schaft wie eine Schraube sich herum drehet, die Hälfte hohl, und die Hälfte erhaben, nach einer Linie, welche nach der Länge des Schafts regulair aufsteigt.

Gewundene Stufen, Wendelstufen, Wendeltreppe, Giron triangulaire, sind Stufen, welche sich von dem schmalsten Theile der Stufe an der Spindel, bis an den Ort, wo sie in den Treppenmantel eintritt, erweitert. Sie werden gebraucht, wo bey gevierten Treppen die Ruheplätze gewendelt werden, ingleichen bey Schneckenstiegen.

Geyer, Vultur. Die zwote Zunft im Geschlechte der Raubvögel, und aus der großen Familie derer Vögel, die vorn drey Zehen und hinten einen haben. Sie gränzen, ihrer Größe, Stärke, Raubbegierde und vieler andern Eigenschaften wegen, ganz

nahe an die Adler. (s. diese.) Die Schnäbel der Geyer, welche sich gleich bey ihrer Wurzel krümmen, laufen in einen starken noch rundern Haken, als bey den Adlern, aus. Ihre Gefräßigkeit, worinn sie gern ausfliegen, und ihre Begierde nach Aase, sind auch noch äußerliche Kennzeichen des Naturells, so wie sich dieses ganz von des Adlers seinem unterscheidet. Die Arten sind folgende: 1) der Geyeradler, Aquila vulturina. Er macht gleichsam den Uebergang von den Adlern zu den Geyern; so nahe ist er jenen dem Ansehen nach. Er hat einen weißblauen Kopf, weißen und blauen, nur mit Flaumfedern bewachsenen, Hals, nebst einem Halsbande unter demselben, das aus kleinen weißen Federn bestehet. Der Augenring ist röthlicht gelb, der Schnabel und die glatte Schnabelhaut schwarz, und der Haken daran weiß. Auf der Brust ist ein brauner, herzförmiger Fleck, mit einem weißen schmalen Rande umgeben. Er hat die Größe des Adlers, und übertrifft darinn noch den gemeinen, kömmt auch sogar dem großen oder Steinadler ziemlich nahe. 2) Der graue Geyer, milvus cinereus; der große gemeine Geyer, wie ihn Büffon nennt; er ist mehr schwarz, als aschgrau; dicker und größer als der gemeine Adler; hat am Halse lange und häufige Flaumfedern von schwarzbrauner Farbe, und daselbst eine Art von Zierrath, wie ein Halsband; die Beine mit braunen Federn besetzt und gelbe Krallen. 3) Der braunrothe Geyer, vultur aeruginosus, ist noch größer, als der Geyeradler, und hält in den ausgespannten Flügeln 8 Fuß; hat, wie dieser, eine Halskrause von weißen Federn, und auch dergleichen auf dem Kopfe, die sich hinterwärts in einen kleinen weißen Federbusch endigen; der Hals ist fast ganz nackend; der Schnabel unten bläulicht, an der Spitze des Hakens und an der Wurzel schwarz; die Klauen schwärzlich, nicht so groß, wie beym Adler. Verschiedene Schriftsteller geben diesem Geyer den Namen Greif. Es mag seyn; nur muß man ihn nicht mit dem Greifgeyer, oder schlechthin mit dem andern Greife, verwechseln, der unter dem Namen, Kondor oder Cuntur, vorkommt, und von dem die Nachrichten so viel seltsames enthalten; hiervon ist der Artikel: Greifgeyer, nachzusehen. 4) Hasengeyer, vultur leporarius; er ist nicht so groß, als der vorher gehende, aber doch in der Größe eines Geyers, und kömmt fast dem Beinbrecher bey; er hat einen schwarzen am Ende gekrümmten Schnabel, häßliche Augen, einen großen starken Körper, breite Flügel, einen langen geraden Schwanz, schwarzröthliche Federn und gelbe Füße. Im Sitzen, wenn er böse wird, pflegt er die Kopffedern, wie einen kleinen Hahnenkamm, aufzurichten; die ausgebreiteten Flügel halten sechs Fuß; er lauert allen, vornehmlich größern, Vögeln auf; stößt auch auf Fische, weiß auch die Hasen im Lager vortrefflich zu erhaschen; nimmt auch wohl junge Rehe und Füchse; er horstet in dicken einsamen Wäldern, auf den erhabensten Bäumen, ist sehr gefräßig, aber doch auch gewohnt, eine vierzehntägige Fastenzeit auszuhalten. Von diesen bisher beschriebenen großen Geyern ist überhaupt zu bemerken, daß sie das Jahr über nur einmal Junge, und auch nur wenige, hervor bringen; sie horsten an so hohen und unzugänglichen Orten, daß man sie höchst selten antrifft. Man muß sie daher auf hohen und wüsten Bergen, und dergleichen Gegenden aufsuchen. Hier halten sie sich vornehmlich während der guten Jahreszeit auf. Wenn aber diese Orte vom Schnee

und Eise belegt werden, dann kommen sie in die Ebenen herab, und ziehen in die wärmern Länder. Sie scheinen den Frost mehr, als die meisten Adler, zu fürchten; daher besuchen sie auch die nördlichen Länder nur sparsam. Die Häute von vielen Geyern sind sehr dick und stark, werden von den Kürschnern zu rechte gemacht, und wie Pelzwerk verkaufet. Denn nach Ausrupfung der größern Federn bleiben die untern Flaumfedern sitzen, und geben fast ein gewöhnliches Pelzwerk. 5) Der **kleine Geyer, weißer Geyer, Hühnerweihe**, Vultur albicans, ist der kleinste unter allen in Europa bekannten Geyern, etwa so groß, wie der Schelladler, der Kopf und Hals röthlich ohne Federn, übrigens allenthalben weiß, mit kleinen erdfahlen Flecken besprenget; nur die Schwungfedern der Flügel sind schwarz.

Gezogene Büchsen und Flinten, Feuerbüchsen, deren Lauf eine Rinne nach einer Schneckenlinie in seiner Seele enthält, wodurch ein solches Rohr zum Schießen geschickter wird, und weiter trägt, als die gewöhnlichen. Die Seele eines gezogenen Rohrs ist kugelgleich, d. i. durchgängig von gleicher Weite. Das Pulver findet darinn einen größern Widerstand, da man die Kugel, in einem barchenden Pflaster gewickelt, in den Lauf hinein stößt. Das Futter preßt sich in die Züge ein, und vermehrt hiedurch den Widerstand, weshalb dann eine stärkere Wirkung erfolgen muß.

Gichtrübe, Zaunrübe, Bryonia L. Diese Gattung begreift krautartige kletternde Pflanzen unter sich, von denen nur zwo hier eine Stelle finden:

1) Gemeine **rauhe Gichtrübe, weiße Zaunrübe, Stickwurz, Hundskürbiß, weiße Weinrebe, Teufelskirsche, Scheißwurzel, Schneerwurzel, weißer Wiederthon,** Bryonia alba L. **Vaterland:** Europa, sehr häufig an Dörfern und Zäunen; **Wurzel:** außerordentlich dick und groß, fleischig, weiß, treibt jährlich neue starke Stengel und Zweige, die lang sind, und an Zäunen, Büschen, u. s. f. hinauf klettern; **Blätter:** groß, handförmig, auf beyden Seiten callös-rauh; **Blumen:** in zahlreichen kleinen Trauben, weiß, im May und Junius; **Beeren:** vortrefflich glänzendroth. Man ziehet diese Pflanze aus ihren Beeren, welche im Frühjahre sogleich an Ort und Stelle in einen leichten, trocknen Boden gelegt werden müssen, verdünnet die Pflanzen nachher nur gehörig, und hält sie so lange vom Unkraute rein, bis sie über denselben hervor gewachsen sind. Man kann von dieser Pflanze, so gemein sie auch unter uns ist, eine oder zwo in großen Gärten, ihres sonderbaren Ansehens wegen, zur Vermehrung der Mannichfaltigkeit, zwischen Büschen oder Sträuchern aufnehmen. Mehr aber wird sie wegen ihrer arzneyischen Kräfte anzubauen seyn: die Aerzte haben die Wurzel zum Gebrauche erwählet; sie ist fleischicht und saftig, nach der Austrocknung aber schwammicht, und mit Ringen und Strahlen bezeichnet; sie hat einen scharfen, bitterlichen, unangenehmen Geschmack, und stinkenden Geruch; sie besitzt eine reizende und auflösende Kraft; vornehmlich löset sie die dicken, zähen, schleimichten Säfte auf, und führet solche von unten und oben aus; die getrocknete Wurzel würket schwächer, und befördert nur den Stuhlgang; ist aber auch alsdann ein heftiges Mittel, und wird daher nur in großen und hartnäckigen Krankheiten, als in der Wassersucht, dem

Wahn-

Wahnwitze, u. dergl. gebrauchet. Sydenham versichert, daß dieses Purgiermittel bey der Raserey, wenn zuvor die Ader geöffnet worden, besonders nützlich sey; er verordnet ein Quentchen Pulver von der Wurzel in Milch, oder ein Loth von dem mit Wein bereiteten Tranke zu nehmen. Die in den Apotheken zubereitete Faecula Bryoniae ist unwirksam, weil sie nur der mehlichte oder erdige Theil der Wurzel ist, welcher zurück bleibt, wenn der Saft gereiniget und abgegossen worden. Die Wurzel wird auch äußerlich, als ein zertheilendes und auflösendes Mittel, sonderlich bey Kröpfen, empfohlen. Die frisch gestoßene Wurzel, mit Leinöl vermischet, soll das Hüftweh stillen, wenn dieses laulicht auf den schmerzhaften Ort geleget wird.

2) Gefleckte Cretische Zaunrübe, B. Cretica. Vaterland: Creta; Stengel: schwach, umher schweifend; ergreifen alles, was ihnen nahe stehet; Blätter: groß, handförmig, auf der Oberfläche mit warzigen Puncten besetzt; die Blumen können im Jul. und Aug. zur Blüthe gebracht werden, ihre Früchte aber, welche eigentlich ihre größte Schönheit ausmachen, kommen, außer dem Glashause, selten zur Vollkommenheit; machen daselbst aber zwischen andern Pflanzen ein artiges Ansehen, indem sie nach dem Unterschiede der Sorten entweder hochroth, oder weiß, oder gescheckt, und einige eyrund, andre rund sind.

Giebel, Schießer, ist bey den Satteldächern die dreyeckichte Mauer oder Wand an dem Ende des Daches.

Giebeldach, Fronton, so wird das niedrige Dach auf dem Vorsprunge eines Gebäudes genannt, welches meistens in der Mitte, oder auch an den Ecken eines Hauses angebracht wird. Es werden auch dergleichen kleine Giebeldächer, oder Frontons über die Fenster und Thüren gemacht. Sie werden auf verschiedene Art zubereitet: einige sind dreyeckicht, andere nach einem Zirkeltrumen; andere sind gebrochen, und auf allerley Art geschweifet; einige gehen oben wie Schnecken zusammen, und was dergleichen Arten noch mehrere sind.

Giebelmauer, Schießmauer, ist die dreyeckichte Mauer, womit der Giebel oder Schießer einer Mauer zugeschlossen wird.

Giebelspieß, Giebelspitze, werden in einem Dache die bis an den First des Daches senkrecht stehenden Stützen oder Ständer genannt, auf welchen die Sparren oben ihre Befestigung haben.

Giebelzinne, sind kleine Bilderstühle im Mittel und an den äußern Seiten eines Frontispice, worauf Bilder oder Gefäße gesetzt werden.

Gießkanne, Sprengkanne, Spritzkanne, Spritzfaß, Sprengkrug, Spritzkrug, ein bekanntes blechernes Gefäß, in Gestalt einer großen Kanne, mit einer Röhre und einem trichterförmigen, durchlöcherten Aufsatze, die Gewächse der Gärten, ingl. die Leinwand auf der Bleiche, u. s. f. damit zu begießen. Man hat dergleichen auch von Böttcherarbeit; sie sind aber weniger, als die blechernen, dauerhaft.

Gift, Venenum, darunter versteht man eine Materie oder Substanz, welche, wenn sie in dem thierischen Körper wirket, von selbigem nicht bezwungen, noch in ihren Wirkungen unkräftig gemacht wird, und daher mit Nachtheil der thierischen

Oekono-

Oekonomie entweder in dem Körper bleibt, oder sich Wege macht, wodurch die Theile des thierischen Körpers mehr oder weniger verletzet, oder wohl gar zur gänzlichen Zerstörung gebracht werden. Wir finden sowohl im Mineral- als Pflanzenreiche viele Körper, welche, nach jetzt angezeigtem Begriffe, für Gift zu halten sind, die fast alle auf einerley Art wirken. Der Ort, welcher damit berühret wird, es sey der Magen, oder auch ein äußerlich verwundeter Theil, wird dadurch entzündet, und gemeiniglich mit dem Brande angesteckt, der sich in kurzer Zeit zu den benachbarten Theilen verbreitet, und in den Nerven und Blutgefäßen mancherley Zufälle hervor bringt. In dem Magen und den Gedärmen entsteht Uebelkeit, Brechen und Kneipen; im Gehirne Wahnwitz und Raserey, zuweilen auch Schläfrigkeit und Ohnmacht; in den Nerven Zuckungen; im Herze Klopfen und unordentlicher Puls; in der Lunge schwerer Athem und Erstickung. Kurz, die ganze thierische Haushaltung wird verwirret und völlig vernichtet. Gifte haben auch ihre Gegengifte, welche nach Beschaffenheit der Gifte selbst verschieden sind. Gifte aus dem Pflanzenreiche werden am besten durch Essig und andere saure Sachen verändert, und in ihrer heftigen Wirkung gemindert. Alle in den Magen gebrachte Gifte können durch fette, schleimichte Sachen unwirksam gemacht, und durch Brechmittel, wenn solche zeitig angebracht werden, ehe sie noch schaden, wieder ausgeführet werden. Die durch Wunden beygebrachten Gifte sind die gefährlichsten, indem sie sich gar zu geschwinde mit den Säften des ganzen Körpers vermischen. Kann man zeitig die Wunden selbst, oder nahe dabey schröpfen und baden: so wird dadurch die Wirkung aufgehalten.

Giftbaum, ein Pflanzengeschlecht, welches vormals als eine besondere Gattung, unter dem Namen Toxicodendron, angesehen, jetzt aber zu der Gattung Rhus, als Arten derselben, geordnet worden. Sie führen meistens einen giftigen Milchsaft, und werden daher in America, woselbst sie in großer Menge angetroffen werden, Giftbäume genannt.

1) **Eschenartiger Giftbaum, Giftesche, Firnißbaum, Flohkraut**, Rhus Vernix L. Stamm: stark, holzig, an allen Seiten zwar ästig, jedoch nicht mit sehr zahlreichen Zweigen, 8—10 Fuß hoch; Blätter: gefiedert, aus 3—4 Paaren, und einem einzelnen Blättchen, zusammengesetzt, welche länglich, gespitzt, glatträndig und schön grün sind. Im Herbste nehmen sie eine rothe oder purpurrothe Farbe an, und haben kurz vorher, ehe sie abfallen, ein reizendes Ansehen, indem einige roth, und andere purpurroth sind, und noch andere eine Mittelfarbe zwischen beyden haben. Die Blätterstiele sind ungetheilt und gleichförmig, und sie sowohl als die Mittelribben sind gleichfalls von unterschiedenen Farben, daher man an einem und eben demselben Baume eine mannichfaltige Farbenschattirung antrifft. Weil der Milchsaft dieses Baumes zum Lackiren gut seyn soll, so wird er Firnißbaum, und weil sein Saft giftig ist, und seine Blätter denen der Esche etwas ähnlich sind, Giftesche genannt. Der Baum hat gestreckte Zweige, die, so wie sie auf der Erde fortwachsen, immer Wurzeln treiben, und jedes bewurzeltes Gelenke giebt eine Pflanze. Diese nehme man im Herbste, im Winter, oder im Frühjahre auf, und pflanze sie. Es verlangt aber dieser Giftbaum, der für unsern Himmelsstrich zu zärtlich ist,

im Winter eine Bedeckung, und will zugleich an einem bedeckten Orte stehen.

2) **Dreyblättrichter, wollichter, eichenblättrichter Giftbaum, Giftsumach, Giftreiche, Giftbaum,** Rhus Toxicodendron L. **Vaterland:** Virginien, Canada. **Stamm:** strauchig, niedrig, ästig, selten über 4 F. hoch, die Zweige glatt und lichtbraun, die untern Zweige gestreckt und Wurzeln schlagend, daher solche, wenn sie das Lustgebüsche oder die Wildniß nicht in Unordnung bringen sollen, immer hinweg zu nehmen sind. **Blätter:** dreyblättrig, die Blättchen leuchtendgrün, geben im Ganzen ein gutes Ansehen. **Blumen:** an den Seiten der Zweige, in lockern Rispen, klein, weißlich, im Jul., hinterlassen weißliche oder milchweiße Beeren, welche im Herbste, und sogar noch im Winter, wenn das Laub bereits abgefallen ist, in einer Art von Rispe an dem Strauche hängen, und ein sehr artiges Ansehen machen.

3) **Dreyblättrichter glatter Giftbaum, wurzelnder Sumach, an den Gelenken der Zweige wurzelntragender Giftbaum,** Rhus radicans L. **Vaterl.** Virginien, Canada. **Stamm:** strauchig, ästig, 4—5 F. hoch, mit gestreckten, wurzelnden Zweigen. **Blätter:** dreyblättrig, glatt, die Blättchen eyrund, glatträndig, gestielt. **Blumen:** in kurzen Aehren, grünlich, im Jun. und Jul., hinterlassen rundliche gelbe Beeren, welche aber auch in England selten reif werden. Hiervon ist eine Abart mit **aufrechten Zweigen,** obgleich die Zweige auch eine Neigung haben, sich zur Erde zu legen, und aus den Gelenken Wurzeln zu treiben. Diese Art will beschützt stehen, wenn nicht die letztjährigen Schüsse den Winter über absterben sollen. Der Saft dieser Giftbäume wird für giftig gehalten. Die berührten Blätter pflegen ein heftiges Jucken zu verursachen, worauf bisweilen Schwulst und Entzündung erfolgen, und wenn der Saft ihres Holzes oder ihrer Blätter nur einige wenige Minuten auf der Haut bleibt: so entstehen Blattern, wie Krätzblattern. Rhus radicans scheinet unter allen am schädlichsten zu seyn.

Gilbe, Gilve, Gilbenblume, Gilbenkraut, eine allgemeine Benennung solcher Färberkräuter, die gelb färben. Man rechnet besonders hiezu die Geniste oder das Pfriemenkraut, und die Scharte.

Gilbkraut, Streichkraut, Färbergras, Wau, Weide, Wiede, Hexenkraut, Luteola, haben Tournefort und einige Neuere als ein eigenes Geschlecht angenommen, ist aber vom Linnäus mit der Reseda vereinigt worden, und nach demselben Reseda luteola. **Vaterland:** Frankreich. **Blätter:** lanzettförmig, ungetheilt, an der Basis zu beyden Seiten mit einem Zahne versehen, auf dem Boden ausgebreitet. **Stengel:** aufrecht, 3 Fuß hoch, mit schmalen lanzettförmigen Blättern. **Blumen:** in lockern, langen Aehren, gelb, mit vierspaltigen Kelchen. Der sandichte Boden ist zur Cultur dieser Pflanze zur Färberey der beste, und vermehret sich in hiesigen Gärten häufig von dem ausgefallenen Saamen. Das ganze Kraut wird gelb, wenn es getrocknet wird, und alle Theile geben eine gute und dauerhafte gelbe Farbe. Es wird trocken versendet. Tücher und Zeuge von Seide, Wolle und Garn können damit gelb gefärbet werden, auch die seladon- apfel- meer-

und andere hellgrüne Farben verlangen dieses Mittel, indem diese Tücher erst alauniret, sodann mit dem Gilbkraute gefärbet, und endlich in die Küpe von Indigo geleget werden. Das kleine und röthlichte Gilbkraut hat mehr Kräfte, als das große und dunkelgrüne, das schwärzliche und schimmlichte ist das geringste, und giebt mehr eine blaue als gelbe Farbe. In der Arzneykunst wird dieses Kraut gar nicht gebrauchet, ob es gleich wirksame Kräfte besitzet. Börhaave vergleicht solches mit der Röthe, und empfiehlt es bey schleimichten Verstopfungen der Eingeweide, der Monathszeit, Gelb- und Bleichsucht.

Gimpel, ist der gemeine Name des Blutfinken, der oben beschrieben ist; sonst auch Thumpfaffe. Gimpel ist ein altes deutsches Wort, und bedeutet einen Schleyer der Weiber, gleichsam einen Wimpel. Von dieser Bedeutung hat der Blutfink seinen Namen, weil er auf dem Kopfe einen ganz schwarzen Fleck, gleich wie einen Schleyer, hat.

Girsch, Gersch, Geere, Gerardskraut, Sirenzei, Ziegenfuß, Zipperleinkraut, Aegopodium L., Podagraria Rivin. Vaterland: Europa, ein gemeines Unkraut bey uns im guten feuchten Boden, an den Dämmen und Hecken und in den Obst-Küchen- und Grasgärten, besonders in schattichten Oertern. Stengel: rund, gestreift, hohl, ästig, der Meisterwurz sehr ähnlich. Wurzelblätter: groß, auf langen starken Stielen, aus 2—3 Paar und einem einzelnen, länglichen, sägeförmigen, gespitzten Blättchen zusammen gesetzt. Stengelblätter: bestehen aus drey Blättchen, welche gleichfalls sägeförmig und gespitzt sind, an den Gelenken paarweise einander gegen über stehend. Blumen: auf den Enden der Stengel und der Zweige, in gewölbten Dolden, weiß, im May und Jun. Saamen: reif im Aug. So gemein diese Pflanze ist, so wenig nützliches ist davon zu erwarten. Die Blätter, weil sie am frühesten hervor kommen, werden in manchen Häusern unter andern frühen grünen Kräutern klein gescherbt, wie Kohl verspeiset, geben aber nicht den besten Geschmack; man hat selbigen eine schmerzstillende Kraft, sonderlich wider die Gicht, zueignen wollen, die aber durch hinlängliche Erfahrungen nicht bestätiget worden. Die Pferde berühren die Blätter nicht, wenn ihnen solche unter den Gräsern aus den Grasgärten vorgelegt werden; das Rindvieh aber pflegt sie, wenn sie besonders nicht zu alt sind, unter den mancherley Gräsern vermischt, mit zu fressen.

Gitter, Gatter, ein jedes Werk, welches aus parallelen, oder kreuzweise mit einander verbundenen, oder auch verschränkten Stäben besteht.

Gitterfenster, ein mit einem Gitter von Eisenstäben oder geflochtenem Draht versehenes Fenster, oder auch ein Fenster, das Statt der Glasscheiben blos aus einem Gitter bestehet, wie man in Gemächern anzubringen pflegt, worin es luftig seyn soll.

Gitterwerk, Bogenwerk, Lattenwerk, Nagelwerk, Fr. Treillage, ein jedes Werk, das in Gestalt eines Gitters verfertiget ist. In den Gärten führen diesen Namen die Wände, Lauben, Portale, Bogengänge, Berceaus und an-

dere Zierrathen, die man entweder aus behobelten, und kreuzweise über einander genagelten dünnen, und schmalen Latten verfertiget, und, der Dauer wegen, mit Oelfarbe grün oder grau zu überstreichen pflegt; oder welche geschickte Gärtner aus Bäumen und Hecken selbst auf das zierlichste, und der Architectur gemäß, zusammen zu setzen, und im Schnitt zu unterhalten wissen.

Glanzgras, Phalaris L. Von diesem Geschlechte sind folgende Arten zu bemerken:

1) **Canarienglanzgras, Canariensaamen,** P. Canariensis L. **Vaterland:** die Canarischen Inseln, von welchen es zuerst mit den Canarienvögeln nach Spanien, und nachher zu uns gekommen ist. **Wurzel:** fasericht, dauert bey uns nur ein Jahr. **Halme:** 1½ Ellen hoch; treiben zuweilen aus dem untersten Knoten Aeste. **Blätter:** hellgrün, breit, auf den beyden Flächen etwas rauh. **Aehren:** dichte, eyförmig und einfach, etwa 1 Zoll lang. **Saamen:** knorplicht, ziemlich hart, weiß oder gelblich, bisweilen auch grau oder schwärzlich, mit einer schlüpfrigen, glänzenden Oberfläche.

2) **Knollichtes Canariengras,** P. bulbosa L. **Vaterland:** der Orient. **Wurzel:** dick, knollicht, fasericht. **Halme:** an 3—4 Stellen gegliedert, etwa 2 Fuß hoch. **Blätter:** schmal, gespitzt, wie bey andern Gräsern an den Gelenken einzeln stehend, mit der Grundfläche den Halm umfassend. **Blumen:** auf den Enden der Halme, in walzenförmigen Rispen, mit nachenförmigen Bälglein, blaßgrün mit weiß gemischt, in völliger Blüthe im Jul. und Aug.

Die Cultur beyder Arten erfordert bey uns ein gutes Mittelland, welches locker und nicht zu fett seyn muß, in welches der Saame im April oder May eingesäet, und nicht tief in die Erde gebracht wird. Die Aehren werden nicht zugleich reif, doch fällt der Saame nicht leicht aus. Die abgeschnittene Frucht wird in Bündel gebunden, und diese einige Tage über einander auf einen Haufen gelegt, daß sie sich erwärmen, und der Saame desto leichter ausgedroschen werden könne. Der Ertrag ist ziemlich reichlich. Das so genannte knollichte giebt mehr, als noch einmal so viel Körner, als das gemeine. Der Saame wird vornehmlich zur Fütterung der Canarienvögel gebrauchet, welche solchen vorzüglich lieben, wiewohl sie leicht davon zu fett, und zum Singen untüchtig werden; er giebt auch ein Mehl, das nicht nur zu allerley Mehlspeisen dienlich ist, sondern auch in Italien bisweilen mit unter das Weizenmehl genommen, und Brodt daraus gebacken wird.

3) **Lieschgrasartiges Glanzgras, Raupengras, Katzenschwanzgras, Birdgras, Rauhkölbleingras,** P. phleoides L. **Vaterland:** Europa. **Halm:** rund, dünn, 1½ F. hoch, ganz hinauf gegliedert. **Wurzelblätter:** 8—10 Z. lang, ⅓ Z. breit, steif, rauh anzufühlen, blaßgraulichgrün. **Halmblätter:** schmal, gespitzt, die Halme mit der Grundfläche weit hinauf umfassend. **Blumen:** auf den Enden der Halme, in langen, glatten, walzenförmigen, hin und wieder ausschießenden Aehren, welche auf starken Pflanzen einem Katzenschwanze gleichen, beynahe 4 Z. lang, fast so dick, wie ein kleiner Mannsfinger, graulich oder lichtbraun, in voller Blüthe im Jun. Jul. und Aug.

4) Schilf-

4) Schilf- oder rohrförmiges Glanzgras, Rohrstraußgras, kleines Riedgras. Vaterland: Europa, an sandigen Ufern der Flüsse; ist an den länglichten, bauchichten Blüthenrispen kenntlich; es ist zum Viehfutter zu hart. Wenn es aber einigemal zum Dachdecken, oder zum Einstreuen in den Ställen abgeschnitten worden, kann der letzte Trieb dazu gebraucht werden.

5) Reißartiges Glanzgras, P. oryzoides L., wächst in Italien auf Reißfeldern. Die Blüthrispe ist ästig, und steht senkrecht ausgebreitet. Die Kelchbälglein sind auf der Schärfe des Rückens mit Haaren besetzet, und die beyden andern Spelzen oder Blumenblätter fehlen gänzlich.

Unter diesen Pflanzen interessirt den Gärtner nur die Abart, welche sehr schön gestreift ist, und in jedem guten Garten eine Stelle verdienet. Es kann aber dieses so genannte bunte Gras zu jeder Jahreszeit, am besten aber im Frühjahre und Herbste, durch Zertheilung vermehret werden. Wenn sich aber seine weißen Streifen nicht verlieren sollen, muß es von andern Gräsern nicht zu sehr umgeben seyn, und oft durch Zertheilung verjüngt werden.

Glas, eine durchsichtige Materie, welche aus Asche, Salz, dazu geschicktem Sande, oder Kieseln, in sehr stark geheizten Oefen zubereitet wird. Man macht allerley Gefäße und Trinkgeschirre daraus, besonders aber Scheiben und Tafeln zu den Fenstern. Auch werden die Tafelgläser zu Spiegeln geschliffen. Das beste Fensterglas ist das weiße, gerade und reine, und dem grünen, windischen und körnichten gar sehr vorzuziehen.

Glaserarbeit, begreift alle Fenstergläser eines Gebäudes unter sich.

Glashaus, Gewächshaus, Orangeriehaus, ein Gebäude, welches gegen Mittag gestellet ist, und dessen Fenster von oben bis fast auf den Fußboden gehen, und wohl gar, nach innen zu, oben zurück geneigt sind, damit die Sonnenstrahlen nicht schräge, sondern mehr gerade durch das Fenster fahren, und wärmen mögen. Auch finden sich in dergleichen Gebäude ein, oder mehrere Oefen, entweder unter der Erde, oder oben, wodurch das Gewächshaus erwärmt werden kann. Es giebt Orangeriehäuser, welche schöne lange Gebäude in Gärten sind, und im Sommer, wenn die Früchte draußen stehen, zu einem Saale dienen, worinn Ball und Redoute gehalten werden kann.

Glaskasse, ein Glashaus, welches, als ein Flügel, an einem Gewächshause angebauet ist, und, mittelst angebrachter Thüren, Gemeinschaft mit demselben hat.

Glaskraut, Parietaria L. Von dieser Gattung finden hier nur folgende zwo perennirende, und eine einjährige Art eine Stelle. Die kleinen grünlichen Blumen derselben entspringen fast dem ganzen Stengel entlängs in den Winkeln der Blätter in kleinen Trauben, und blühen bey jener vom May an fast den ganzen Sommer hindurch, bey dieser aber im Jun. und Jul.

1) Officinelles Glaskraut, Rebhuhnkraut, St. Peterskraut, Tag und Nacht, Mauerkraut, Wandkraut, Traufkraut, P. officinalis. Wurzel: viele dicke, fleischige, röthliche, in alte Mauern und Gebäude, wie auch im harten, steinichten Grund an Wegen eindringende Fasern. Stengel: zahlreich, rund, haarig, nur wenig ästig, 1½ — 2 F. lang. Blätter: lanzettförmig-eyrund, steifborstig, abwechselnd. Blu-

men: auf zweytheiligen Stielen, die Kelche zweyblättrig. Saamen: in Menge. An Geruch und Geſchmack hat die Pflanze nichts beſonders, daher auch viele Aerzte ſolche für unwürkſam achten. Sie gehöret zu den fünf erweichenden Kräutern, die in den Apotheken aufbehalten werden. Am gewöhnlichſten wird das Kraut äußerlich zu Umſchlägen und Clyſtiren gebraucht. Glaskraut wird es deshalb genannt, weil es wegen ſeiner rauhen Oberfläche zum Reinmachen der Gläſer dienen kann.

2) Jüdiſches Glaskraut, P. Iudaica. Vaterland: die Schweiz und Paläſtina, wird auch um Göttingen herum angetroffen. Stengel: zahlreich, dünn, haarig. Blätter: klein, eyrund, faſt ſteifborſtig, abwechſelnd. Blumen: die Kelche dreyblumig, die männlichen Kronen verlängert-walzenförmig.

3) Portugieſiſches Glaskraut, P. Luſitanica. Stengel: fadenförmig, geſtreift, eben, geſtreckt. Blätter: eyrund, ſtumpf, klein. Saamen: reif im Auguſt.

Weil die Saamenkerne dieſer Pflanzen, ſo bald ſie nur reif ſind, abfallen, ſo ſind ſie ſchwer zu ſammeln. Dagegen aber entſpringen um die alten Pflanzen von ſelbſt eine Menge junger Pflanzen.

Glastafeln, ebene und viereckige große Stücken Glas, welche an den Sänften und Kutſchen, an Statt des Spiegelglaſes, gebraucht werden. Sie ſind von verſchiedener Dicke und Farbe.

Glasthüre, eine aus Glasſcheiben ganz oder zum Theil zuſammen geſetzte Thüre in einem Zimmer, Alkoven, Gartenhauſe, oder an einem Schranke. Insgemein werden ſie nach Art der Sproſſenfenſter gemacht; nämlich Statt des Fenſterbleys werden hölzerne Sproſſen angebracht.

Glatt behauen, ein Zimmermannswort, und heißt ſo viel, als mit der Zwergaxt alle Sägeſchnitte, wo zwey zuſammen kommen, von einem geſchnittenen Holze hinweg nehmen, um es glatt und eben zu machen.

Gleditſchie, Gleditſchia, die dauerhafte, in einer jeden Lage fortkommende Art dieſer Gattung iſt ein großer, im Winter unbelaubter, zu Verzierungspflanzen ſchicklicher Baum, welcher in aller Betrachtung ſo ſonderbar und ſchön iſt, daß er ſogar die Aufmerkſamkeit derer auf ſich zieht, denen die Natur allen Bemerkungsgeiſt verſagt zu haben ſcheint.

Dreyſtachlichte Gleditſchie, ſtachlichter Amerikaniſcher Bohnenbaum mit Acacienblättern. Vaterland: Virginien. Stamm: aufrecht, 30—40 Fuß hoch, regelmäßig äſtig, dicht belaubt, mit vielen, 3—4 Z. langen, rothen, rechtwinklich ſtehenden Stacheln auf eine dieſem Baume ganz eigenthümliche Art bewehrt; die Zweige glatt, weiß, mit verhältnißmäßig kleinern, und an ihren Enden oft einzeln ſtehenden Stacheln bewehrt; die jungen Schüſſe des letzten Sommers völlig glatt, röthlichgrün, und oft bis in die Mitte des Nov. mit Blättern bekleidet. Blätter: doppelt gefiedert, vortrefflich glänzendgrün, die gefiederten Blätter, welche die doppelte Fiederung bilden, an der Mittelribbe nicht allezeit paarweiſe gegenüber ſtehend, die Blättchen, aus denen ſie zuſammen geſetzt ſind, klein und zahlreich, und nicht weniger als 4—5 Paar kleine Blätter; daher ein ganzes Blatt oft aus mehr als 200 kleinen Blättchen beſtehet, ungeſtielt, breiten ſich bey guter Witterung

terung angenehm aus einander, hängen aber, sobald schlechte Witterung eintritt, nieder, ziehen sich zusammen; und ihre Oberflächen legen sich beynahe an einander, gleich als ob sie schliefen. Blumen: an den Seiten der jungen Zweige, in grünlichen Kätzchen, im Jul. Schoten: außerordentlich groß, über 1 F. und oft 1½ F. lang, und 2 Z. breit, zur Zeit der Reife nußbraun. Man hat hievon eine Abart: **Gleditschie mit wenigern Stacheln, kleinern Blättern und ovalen Schoten**, in England in den Gärten unter dem Namen: Water-Acacia, **Wasseracacie** bekannt. Sie hat mit jener viele Aehnlichkeit, die Stacheln aber sind bey ihr nicht so häufig anzutreffen; ihre Schoten sind kleiner, und enthalten jede nur einen einzigen Saamenkern, daher sie auch den sonderbaren Effect nicht macht, mit welchem sich jene wegen ihrer Schoten auszeichnet.

Die Cultur dieser beyden schönen Bäume ist nicht sehr schwer. Man erhält den Saamen aus America, welcher, sobald man ihn bekömmt, auf eine gut geschützte warme Rabatte in leichte sandige Erde gesäet wird. Wenn sie zwey Jahr alt sind, werden sie in die Pflanzschule; wenn sie aber 3 — 6 F. hoch sind, auf die ihnen bestimmten Stellen verpflanzet. In den ersten Jahren verlangen sie gegen unsre Winter Schutz, nach dem Hausv. aber sollen die verpflanzten Bäume die Winter ohne Bedeckung aushalten, wenn sie an dieselben jung gewöhnt werden.

Gleichmachung einer Mauer, Aralement, ist, wenn eine obere Steinlage nach der Setzwaage abgeglichen wird; also: die oberste und letzte schnurebene Lage Steine einer Mauer.

Gleiße, die peternsilienähnliche, Hundspetersilie, Cicuta Petroselino similis, Aethusa cynapium L. Diese Pflanze ist in unsern Kohl- und Kräutergärten mehr denn zu häufig, und blühet im Jun. Die weiße Wurzel gleichet fast der Petersilienwurzel, nur kürzer und ohne Geruch; wenn man sie aber zerreibt, zeiget sich etwas knoblauchartiges. Auch die Blätter, zumal wenn sie noch jung sind, gleichen den Petersilienblättern. Das sicherste Unterscheidungszeichen ist wohl der Glanz, den die Blätter auf der untern Seite zeigen; daher auch die Pflanze den Namen Gleiße erhalten hat. Der rundliche, gestreifte Stengel wird 1 — 2 F. hoch, und in Aeste getheilet; welche sich mit einer Dolde endigen. Diese Dolde zeiget bey der Hauptabtheilung keine Einwickelung, bey der besondern aber stehen 3 — 5 zarte fadenförmige Blätter, welche aber nur auf der äußerlichen Seite ansitzen, gerade unterwärts gerichtet sind, und gleichsam einen Bart vorstellen. Dieses ist das ganz besondere Merkmal, wodurch sich die Pflanze von allen verwandten sicher und leicht unterscheiden läßt. Obgleich diese Pflanze unter den giftigen Doldengewächsen eine der gelindesten ist, so ist doch ihr Genuß mehrmals tödtlich gewesen. Es entstehen davon Zuckungen, Verrückung des Verstandes und endlich der Tod. Man muß die Köchinnen, Küchenmägde und diejenigen, welche Petersilie pflücken, mit dem oben angegebenen Unterschiede der Blätter bekannt machen. Auch muß man beym Jäten der Küchengärten darauf halten, daß die Gleiße sorgfältig fortgeschafft, nirgends aber zum Saamentragen geduldet werde, um ihre Vermehrung sorgfältigst zu verhindern.

Glieder, Membres, sind in der Baukunst die Theile eines Gesimses, woraus solches zusammen gesetzet wird. Sie sind theils gerade, theils krumme.

Glitsch, Rhinanthus L. Alectorolophus Hall. Von dieser Gattung wollen wir nur die bey uns bekannteste Art bemerken. Diese ist, der gemeine **Wiesenglitsch**, **Wiesenrodel**, **Geelrodel**, **Schnurre** oder **Schurre**, **Klasser**, **Klapperkraut**, **klingender Hanf**, **gelbes Läusekraut**, **Taschenkraut**, Rhinanthus crista galli L., eine niedrige, und als Unkraut auf Wiesen und Aeckern sehr verhaßte, Pflanze. **Blätter**: an den Zweigen schmal, länglicht, rundlich eingekerbt, dunkelgrün, einander gegenüber gestellt. **Blumen**; gelb in Aehren; die obere Lippe des Blumenblatts ist kürzer als die untere. **Saamenkerne**: geben in ihren trocknen Behältnissen einen klappernden Thon von sich. Die Blätter haben einen zusammen ziehenden, etwas bitterlichen Geschmack, und sind untauglich zur Fütterung. Beym Abmähen der einschürigen Wiesen ist von der ganzen Pflanze nichts mehr zu sehen, als die zarten Stengel und die Saamenbehältnisse ohne alle Blätter, ganz vertrocknet und kraftlos fürs Vieh. Auch im frischen Zustande werden sie ungern vom Viehe gefressen. Von dem mit dem Saamen vermischten Korne erhalten Mehl und Brodt eine ganz dunkle Farbe, nebst einem bitterlichen Geschmacke, wenn der Zusatz häufig ist. Auch der Wachtelweizen, Melampyrum arvense L., macht dunkelblaues Brodt.

In manchen Gegenden findet man Aecker und Wiesen fast ganz mit diesem Unkraute bedeckt. Die Frage, wie es zu vertilgen? ist schwer zu beantworten. Wenn Lein und Hirse irgendswo erbauet, und die Aecker hiezu gejätet werden müssen, so kann das gedachte Unkraut hiemit wohl nach und nach fortgeschafft werden. Sind Wiesen damit bewachsen: so müssen sie, wenn es die Localität zuläßt, aufgerissen, und, vermittelst der Bedüngung und Besäung, mit Klee, oder einer hochwachsenden Grasart, von dem so beschwerlichen Glitsch befreyet werden.

Glockenblume, Campanula. Diese Gattung liefert eine schöne Sammlung von krautartigen, theils ein- theils zweyjährigen, theils perennirenden Blumenpflanzen, mit einfachen Blättern, und mit zahlreichen, einblättrigen, glockenförmigen, sehr ansehnlichen, blauen, purpurrothen und weißen Blumen, deren Mündung bey einigen Arten mehr, bey andern weniger, theils fünftheilig, theils abstehend ist. Die allerschönsten unter ihnen allen sind die nachstehenden vier ersten Arten, und unter diesen ist wiederum die erste die alleredelste.

1) **Die pyramidenförmige**, oder **Thurmglockenblume**, Campanula pyramidalis L. **Vaterland**: um Idria und andern Orten in Crain. Man hat hievon Sorten mit blauen, weißen und gefüllten Blumen, unter denen die erste die gewöhnlichste, die letzte aber mehr selten ist. Diese Pflanze kann nicht gut Nässe und sehr strengen Frost vertragen, und muß also in einen trocknen Boden, und in eine gut geschützte Lage gepflanzt werden. Einige Pflanzen von derselben mag man auch, um sie bey strenger Witterung beysetzen zu können, in Töpfen unterhalten, in welchen man sie, weil sie sehr blumenreich und verzierend sind, im Sommer während ihrer Blüthe zur Verzierung irgend eines beson-

besondern Platzes aufstellen kann, wo sie sodann, wenn sie an Stäben fächermäßig aufgebunden sind, ein beträchtliches feines Ansehen machen; weswegen man sie, während der Flor, auch wohl in Sälen und andern Zimmern aufstellet, wo sie sich, wenn sie in die Camine gestellet werden, eine geraume Zeit in ihrer Zierde erhalten. Die Vermehrung geschiehet durch den Saamen, die Wurzel und Zweige. Diese schlagen aber selten Wurzeln, und die Vermehrung durch den Saamen ist langsam; doch müssen den Saamenpflanzen die durch die andern Methoden erzogene an Schönheit und majestätischer Pracht allezeit sehr weit nachstehen. Um aber dazu guten Saamen zu erhalten, pflanze man einige Pflanzen auf eine der wärmsten Rabatten; bedecke diese während der Flor gegen starken Regen mit gläsernen Glocken, welche jedoch sogleich, als sich die Witterung wieder aufkläret, wieder abgenömmen werden müssen; lasse sie aber doch den wohlthätigen Einfluß eines etwanigen gelinden Staubregens genießen. Wenn diese Vorschrift genau beobachtet wird, so pflegt der Saame im Herbst zur Reife zu kommen. Wird aber jene Bedeckung versäumet, so pflegen die Blumen selten Saamen anzusetzen, indem ihren Zeugungswerkzeugen nichts nachtheiliger ist, als viele Nässe, welche zu der Zeit, da sie in voller Blüthe stehen, oft bey uns einzufallen pflegt. Die Pflanzen, welche man zur Saamenerziehung aussetzt, müssen entweder neue Saamenpflanzen, oder solche seyn, welche durch Zertheilung einer Saamenpflanzwurzel gezogen sind. Denn diejenigen Pflanzen, welche aus immerfort von Jahr zu Jahr zertheilten Pflanzen gezogen werden, verlieren ihre Fruchtbarkeit von Geschlecht zu Geschlecht immer mehr und mehr, und werden zuletzt ganz unfruchtbar. Wenn man also weder Saamenpflanzen, noch solche Pflanzen hat, welche eine noch sehr nahe Abstammung von diesen haben, so ist es besser, aus Frankreich oder Italien Saamen zu verschreiben, woselbst derselbe mit mehrerer Gewißheit zur Reife kömmt. Will man sich aber den Saamen nicht kommen lassen, oder solchen auf vorbeschriebene Weise selbst erziehen, so zerschneidet oder zerbricht man die Wurzel, und pflanzet diese Stücke 2 oder 3 Zoll tief in die Erde, da sie das andere Jahr darauf den Stengel treiben. Wenn die Blumen verblühet, vergehen gemeiniglich die Stöcke; hat man also keine junge Pflanzen, so muß man die Stengel, ehe sie völlig verblühen, abschneiden, da sie denn junge Wurzeln ansetzen. Die im freyen Lande unterhaltenen Stöcke verlangen einen sonnenreichen Ort, nicht zu festen Boden, und bey trocknem Wetter öfteres Begießen. Im Winter faulet die Wurzel leicht, daher man zur Vorsicht einige Stöcke in Scherbeln erhält, den Winter über in ein Glashaus setzet, und wenig oder gar nicht begießt.

2) **Pfirsichblättrige Glockenblume, Waldglöcklein**, C. Persicifolia. Diese Blume gehöret in den rauhen Europäischen Gegenden zu Hause, und unterscheidet sich durch ihre den Pfirsichblättern nicht ganz unähnliche Blätter. Die Sorten sind einfach blau, einfach weiß und gefüllt blau. Die gefüllten Sorten sind zufälliger Weise aus dem Saamen entsprungen; seitdem sie aber in den Gärten bekannt worden sind, werden die einfachen nicht mehr geachtet.

3) **Nesselblättrige Glockenblume, gemeine rauhe Waldglocke, Waldglöcklein, gemeines Halskraut**, C. urticae folio, wächst in den Vorhölzern, in

Feld- und Waldhecken an grasichten hüglichten Orten. Die Blätter sind eyrund, länglich, steif, tief sägeförmig, gestielt, haarig. In den Gärten findet man Stöcke mit gefüllten weißen blauen und blaß purpurrothen Blumen. Sie brauchen wenig Wartung, und können durch Zertheilung der Wurzeln leicht vermehret werden, wenn nur der Boden locker und dabey gut ist.

4) **Breitblättrige Glockenblume,** C. latifolia, wächst hin und wieder bey uns in gutem Boden um fruchtbare Hügel. Die Blätter sind breit, eyrund-lanzettförmig, sägenförmig, wechselsweise stehend. In den Gärten unterhält man gefüllte blaue, gefüllte weiße, und gefüllte theils blasse theils purpurrothe Sorten.

5) **Rundblättrige Glockenblume,** C. rotundifolia. Man findet diese Blume auf unsern Weiden und Mauern; sie ist an ihren Wurzelblättern, die rundlich, wie die der Märzviolen sind, leicht zu erkennen. Die Blumen sind blau, man hat aber auch davon eine Abart mit weißen Blumen.

6) **Knäuelförmige Glockenblume,** C. glomerata. Sie unterscheidet sich durch ihre Blumen auf den Enden der Stengel in runden Büscheln oder Köpfchen, welche je drey und drey aus den Winkeln der Blätter entspringen, glockenförmig und leuchtend-purpurroth sind. Sie blühet vom Jun. bis zum August, in Bergwäldern, auf Hügeln und erhabenen Wiesen.

7) **Spitzstrausförmige Glockenblume,** C. Thyrsoidea. Man findet sie auf Alpen und Bergen. Die Blumen stehen auf den Enden der borstigen Zweige in eyrunden länglichen Büscheln.

8) **Epheublättrige Glockenblume,** C. hederacea, wird auf schattigen, etwas feuchten Stellen gefunden. Die Blätter sind denen des Epheu sehr ähnlich. Die Erziehung aller dieser perennirenden Blumen ist außerordentlich leicht, sie geschiehet nicht nur durch Zertheilung im Sept. Oct. oder zeitig im Frühjahre, sondern auch im Ueberflusse aus Saamen, da sich verschiedene derselben sogar selbst aussäen, und wie Unkraut alle umher stehende Pflanzen verdrängen.

9) **Zweyjährige große Glockenblume, Waldglockenblume, Marienglöcklein,** C. Medium L. Die Gärtner nennen solche Viola Mariana. Sie wächst in Italien, auch hie und da in Deutschland, in sonnigen Wäldern. Wir ziehen die Pflanze aus dem Saamen, und setzen sie sodann in einen schattichten, frischen, lockern Boden, woselbst sie im folgenden Jahre in den Frühlingsmonathen blühet und reifen Saamen giebt. Die schönen, großen Blumen, welche mit blauer, röthlicher und weißer Farbe wechseln, auch zuweilen gedoppelt erscheinen, empfehlen sich den Gartenliebhabern gar sehr.

10) **Frauen- oder Venusspiegel, langstielichte, radförmige Glockenblume,** Campanula Speculum Veneris L. Sie wächst im südlichen Europa, auf den Aeckern, im Korne. **Stengel:** sehr ästig, weitschweifig, eckig, etwa 1 Fuß hoch. **Blätter:** eyrund, länglicht, ein wenig eingekerbt, ungestielt. **Blumen:** auf jedem der zahlreichen Zweige Eine schöne Blume, mäßig groß, glockenförmig, fünftheilig, in langen einzelnen Kelchen. **Saamen:** in prismatischen Kapseln. Hievon hat man Sorten mit leuchtend-blauen, blaß-purpurrothen, weißen Blumen, welche letzte Sorte, ohngeachtet sie minder schön ist, mehr gesucht wird, als die beyden andern. Es ist übrigens

diese

diese Pflanze unter unsern kleinwüchsigen Sommerblumen eine vom ersten Range, weil jedesmal an ihr zugleich eine große Anzahl Blumen blühen, und sie blühet den größten Theil des Sommers und Herbstes hindurch, zumal wenn sie zu verschiedenenmalen ausgesäet wird.

11) **Durchstochene Glockenblume**, C. perfoliata L., ist in Virginien zu Hause, hat eine einjährige Wurzel, einen etwa 1 Fuß hohen Stengel, welcher mit herzförmigen, eingekerbten, platt aufsitzenden Blättern umfaßt ist, daß es scheinet, als ob diese mit dem Stengel durchbohret wären. Die Blumen sind blau und purpurroth, den größten Theil des Sommers und Herbstes blühend und Saamen gebend.

12) **Kurzstielichte Glockenblume**, C. hybrida L., ist der vorher gehenden ganz ähnlich, und vielleicht auch aus selbiger entstanden. Der Stengel ist nur an dem untern Theile verbreitet, und die Blumen sitzen fast ohne Stiel platt auf.

13) **Canarische Glockenblume**, C. Canarienſis. Die Wurzel ist knollicht, und mit Fasern besetzt. Die Stengel gehen 6—7 Fuß hoch. Die Blumen kommen aus den Abtheilungen der obern Aeste einzeln, hängen unterwärts, und haben eine glänzende, gelbe, rothschattirte Farbe. Die Vermehrung geschiehet, wenn die abgeblüheten Stengel verwelkt sind, durch behutsame Zertheilung der Wurzel.

Glockengarn, Glockennetz, Glocke, ein Garn oder Netz in Gestalt einer Glocke, die Rebhühner im Winter darunter zu fangen.

Glockenleisten, ist ein Gesimsglied, welches dem Rinnleisten, oder der Sturzrinne gleichet, aber nicht so viel Vorsprung hat.

Gluthbaum, ein hohler Baum, welcher den Aschenbrennern zum Ausbrennen angewiesen wird, welche ihn stehend zu Asche brennen. Insgemein sind es Büchen. Auch nennt man so diejenigen Bäume, welche zum Aschenbrennen für die Glashütten geliefert werden.

Glyphe, eine Vertiefung bey mancherley Bauzierden, daher Tryglyphe (Dreyschlitz) drey solcher Vertiefungen bedeutet.

Gnadenjagd, die Jagdfreyheit in einer Gegend, welche vom Landesherrn auf einige Zeit und auf Wiederruf ertheilet wird.

Gnadenkraut, officinelles oder gemeines, **Gottesgnade, Gallenkraut, Erdgalle, Wildaurin, Niesekraut, Grafede**, Gratiola officin. L. **Vaterland**: Deutschland, in sumpfichten Gegenden. **Wurzel**: dick, weiß, fleischicht, gegliedert, zaserig, unter der Erde fortkriechend. **Stengel**: aufrecht, viereckig, nahe an der Erde oft röthlich, etwa 1 Fuß hoch. **Blätter**: lanzettförmig, schmal, sägenförmig, an den Stengeln einander gegen über stehend. **Blumen**: auf Stielen, aus den Winkeln der Blätter an den Gelenken, blaßgelblich, im Junius; hinterlassen bisweilen Saamen, der im Sept. reif wird. Man hat hievon eine Abart mit blaßblauen oder weißen Blumen. Es gehöret diese Pflanze zu den starken Purgiermitteln, erreget öfters auch Brechen, und da es an dergleichen, viel sicherern und bessern nicht fehlet, kann man solche lieber ganz entbehren. Wenn man die Blätter oder Wur-

zeln in Milch abkocht, und diese getrunken wird, ist ihre Wirkung gelinder.

Göse, Jeese, Giese, ein schmalbreiter Weißfisch in der Oder, Spree und andern Märkischen Strömen, wie auch in einigen Landseen, ingleichen in Preußen; hat eine bläuliche Farbe, vornehmlich auf dem Rücken, und zum Theil am Kopfe. Die Seiten und der Bauch glänzen wie Silber; die Floßfedern und der Schwanz sind fast gelbroth. Diese Fische werden selten eine Elle lang, die meisten bleiben darunter. Die Breite ist 4, 5, und bisweilen mehrere Zoll. Sie sind am besten im May, und sodann so fett, daß das Fleisch davon gelblich scheinet. Es werden auch die Gösen da, wo sie gefangen werden, in gutem Werth gehalten, weil ihr Fleisch gesotten und gebraten so mürbe ist, daß es fast zerfällt, und weil es dabey von gutem Geschmacke ist. Da sie zum Braten sehr bequem sind, so werden sie an einigen Orten vorzugsweise Bratfische genannt, und kommen als solche zum öftern auf den Tisch des Mittelmannes.

Göstland, Jeestland, die Göst oder Jeest; so wird in Niederdeutschland dasjenige Land genannt, welches, im Gegensatze des Marschlandes oder des niedrigen Landes, höher und trockner lieget.

Götterblume, Göttergabe, Meadie, Dodecatheon L. (Meadia.) Von dieser Gattung ist nur eine Art bekannt, eine niedrige, dauerhafte, perennirende, ungemein schöne Blumenpflanze für die Lustgärten, mit doldenförmigen Büscheln von einblättrigen, niederhängenden, purpurrothen Blumen, mit einer Mischung von Roth, im May. Wenn der Saame im Jul. reif geworden ist, sterben Stengel und Blumen ab, die aber im folgenden Frühjahre aufs neue wieder hervor kommen. Diese Pflanze kommt am besten auf den gemeinen Blumenrabatten fort, noch besser aber in einer etwas schattigen Lage; sie wird sowohl aus Saamen gezogen, als durch Zertheilung vermehret. Sie ist gegen unsre Winter unempfindlich. Um sie aber auch gegen Nässe, die in manchen Jahreszeiten zu viel kömmt, zu sichern, kann man sie auch in Töpfen unterhalten, und sie im Sommer in Schatten, und im Winter unter einen Mistbeetkasten stellen.

Gold, das edelste Metall, gelb und glänzend, unvermischt, ohne Klang und merkliche Elasticität, aber vorzüglich streck- und ziehbar. Es übertrifft alle andere Körper an Schwere, und leidet weder in der Luft noch im Wasser einige Veränderung. Es wird aber das Gold selten so rein, als es von der Schmelzhütte kömmt, vermünzet, oder von den Künstlern verarbeitet, sondern das gangbare Gold wird mit etwas Silber oder Kupfer versetzt oder legiret. Man bestimmt diesen Zusatz nach dem Gewichte des Goldes, welches man beym Schmelzen auf eine Mark rechnet, oder nach Karathen. Man theilet nämlich eine Mark in 24 gleiche Theile, die man Karathe nennet, und jedes Karath in 12 Grän.

Goldblume, Wucherblume, Chrysanthemum. Die hier eine Stelle findenden, dauerhaften Arten dieser Gattung sind krautartige, und zum Theil schöne, für die Lustgärten schickliche, theils einjährige, theils perennirende Blumenpflanzen, meistens mit aufrechten, sehr ästigen, 2—4 F. hohen Stengeln, fein getheilten Blättern, und zusammen gesetzten, strah-

strahligen, entweder weißen oder gelben Blumen.

a) **Ganz gelbe**, welche auch Tournefort deshalb Chrysanthemum genannt hat. Dahin gehöret

1) die **Ackergoldblume, Hungerkraut, Hungerblume**, die eigentliche **Wucherblume**, C. segetum L. Eine einjährige Pflanze, welche sich mit vielen Aesten ausbreitet, und im guten Lande 2 F. Höhe erreichen kann. **Blätter**: dick, saftig, blaugrünlicht, wechselsweise stehend und den Stengel umfassend; die untern sägeförmig ausgezacket, die obern aber eingeschnitten. **Blumen**: viele, an den Enden der Aeste, und goldgelb gefärbt. Es ist solche in vielen Gegenden gemeines und beschwerliches Unkraut, sonderlich auf Getreidefeldern, wovon hauptsächlich Münchhausen im 3ten Th. seines Hausvaters gehandelt hat. Die Pflanze vermehret sich allein durch den Saamen, der eine so dicke Schale hat, daß er dieserhalb 10—20 Jahre in der Erde liegen, und doch nicht auskeimen kann; er keimet aber nicht leicht, wenn er nicht flach in der Erde zu liegen kömmt, und viele Feuchtigkeit erhält; andere, hurtig aufgehende Pflanzen verhindern auch das Aufgehen dieses Saamens; daher dieses Unkraut im Winterkorne nur selten gefunden wird, weil letzteres schon vor dem Winter das Feld überzieht, da der Saame der Ackergoldblume erst im Frühjahre zum Keimen kömmt. Man hat auch den Acker im Herbste und Frühjahre zeitig gepflüget, und dann gewartet, bis dieses Unkraut aufgegangen gewesen; hierauf solches untergepflüget, und Gerste oder Haber darauf gesäet, und solche, um das Aufgehen zu beschleunigen, zuvor in Mistjauche eingeweichet, worauf eine gute Aerndte erfolget, und das Unkraut merklich vermindert worden ist. Um aber das Feld von diesem Unkraute zu befreyen, kann es sehr nützlich seyn, wenn jenes mit größtem Fleiße dergestalt gebrachet, und mehrmals vergebens umgeackert wird, damit aller, in der Erde seit vielen Jahren gesammleter, Saame hervor und zum Keimen komme, und die jungen Pflanzen, ehe sie blühen und Saamen tragen, zerstöret werden. In hiesiger Gegend sind wir noch von diesem verhaßten Unkraute befreyet; nur muß man sich hüten, Saatgetreide von solchen Orten, wo dieses Unkraut wächst, bey sich einzuführen. Es kann jedoch der Saame von der Wucherblume, da er kleiner als Korn ist, ausgerottet und letzteres davon gereiniget werden. Das Stroh, worinn viele Wucherblumen sind, die ihren Saamen noch bey sich führen können, sollte nicht in den Ställen zum Einstreuen gebraucht werden.

2) **Spielende Garten- oder Cretische Gold- auch Goldgartenblume**, C. coronarium L. **Stengel**: einfach, 3 F. hoch und darüber, theilet sich in zahlreiche aufrechte Zweige. **Blätter**: gefiedert, tief eingeschnitten, nach auswärts breiter. **Blumen**: auf den Enden aller Zweige und Seitenschüsse, vortrefflich, von mancherley Farben und Eigenschaften. Man hat Sorten mit einfachen und gefüllten, entweder weißen oder milchrahmfärbigen, oder gelben, oder gelb und weißen oder schwefelgelben Blumen, auch mit röhrigen Blumen, die in England federkielartige Goldblumen genannt werden, deren Blümchen insgesammt röhricht, oder gleich einem Federkiele hohl sind, und von einigen den übrigen Sorten vorgezogen werden. Diese in Creta und Sicilien wachsende Pflanze ist in unsern Gärten gleichsam einheimisch geworden, indem sie sich

von dem ausgefallenen Saamen häufig vermehret. Da jedoch diese Stöcke gemeiniglich nur kleinere und nicht gefüllte Blumen bringen, der letztern wegen aber die Pflanze in den Gärten gehalten wird: so pflegt man den Saamen auf ein Mistbeet zu säen, und die jungen Pflanzen in ein gutes Land zu versetzen. Den Saamen soll man von den schönsten Blumen sammeln, um desto gewisser wieder schöne, große und gefüllte zu erhalten. Man kann aber auch die besten und schönsten gefüllten Sorten in Hinsicht auf eine künftigjährige frühere Flor durch **Stecklinge** fortpflanzen. Man schneide oder reiße im Sept. oder Oct. eine Anzahl starke, noch keine Blumen habende, 3—6 Z. lange Seitenzweige ab, und streife deren untere Blätter ab; stecke ihrer mehrere in große Töpfe 2—3 Z. weit von einander, und so tief, daß sie nur 1—2 Z. hoch über die Erde hervor ragen, und gieße sie ein wenig an; stelle sie bey warmer Witterung auf einen schattigen Platz, und am Ende Octobers, da sie Wurzeln getrieben zu haben pflegen, entweder in ein Gewächshaus, oder, noch besser, in einen Mistbeerkasten, weil man sie in demselben bey milder Witterung der vollen freyen Luft genießen lassen, und gleichwohl auch gegen den Frost schützen kann; und verpflanze sie endlich im folgenden April mit einem Ballen Erde einzeln, theils auf Rabatten, theils in Töpfe. Sie kommen dann um 4—6 Wochen früher zur Blüthe, als Saamenpflanzen. Ob sie sich nun gleich auf diese Art sehr gut fortpflanzen lassen: so muß man dennoch jährlich eine neue Anzahl Saamenpflanzen ziehen, und sich der Methode der Fortpflanzung durch gesteckte Zweige nur in Ansehung verzüglich schöner Sorten, und in Absicht auf eine frühere Flor bedienen, weil ihre Blumen, wenn man eben dieselben Pflanzen allezeit durch Stecklinge fortpflanzte, sehr bald in kleinere, und minder zahlreich blühende Blumen ausarten, oder wenigstens in wenig Jahren unfruchtbar werden würden, wie denn überhaupt die aus Stecklingen gezogene Pflanzen nicht so pictureft, noch so schön blühen, als Saamenpflanzen, und man ohnedem nicht zu fürchten hat, daß man bey der Erziehung der Pflanzen aus Saamen an guten gefüllten Sorten Mangel haben werde. Man kann noch auf eine andere Weise zu einer frühern Flor gelangen, wenn man im Jul. eine Aussaat auf ein schattiges Beet macht, die Pflanzen im Herbste in Töpfe setzt, sie in einem Gewächshause durchwintert, und sie im May mit voller Erde in den Garten pflanzt. Zuweilen kommen von ohngefähr aus dem ausgefallenen Saamen Pflanzen hervor, die besser und vollständiger sind, als sie die Kunst herbey schaffen kann.

3) **Stumpfblättrige Goldblume, Myconsgoldblume**, C. Myconis L. **Vaterland:** Spanien und Italien, auf den Feldern. **Blumen:** haben wegen ihres sehr kurzen Strahles ein unbedeutendes Ansehen.

4) **Geruchlose Goldblume**, C. inodorum L. **Vaterland:** Europa im Steingrunde. **Blumen:** mäßig groß, die Strahlen auf eine schöne Weise ausgebreitet, im Jul. und Aug. Ist bey vielen beliebt, weil sie den unangenehmen Geruch der andern Arten nicht hat.

b) **Mit weißen Randblümchen:**

5) **Straußförmige Goldblume, Berg- oder Wunderheinfarrn**, C. corymbosum L. **Vaterland:** Thüringen, Böhmen. **Blumen:** in einer Art vom Strauße,

Strauße, groß, weiß, mit gelber Scheibe. Diese Pflanze hat wenig oder gar keinen Geruch, und wird oft geruchloser Rheinfarrn genannt.

6) Einblumichte Goldblume, Johannisblume, große Gänseblume, große Maßlieben, Kalbs- oder Rindsauge, C. Leucanthemum L. Vaterland: Europa auf Wiesen. Blumen: auf jedem Stengel eine, groß, weiß, vom Baue wie die der Bellis perennis, aber weit größer, im Jun. von wenigem oder gar keinem Geruche. Wo sie nicht einheimisch ist, wird sie für eine der schönsten Blumen angesehen.

7) Spätblühende große Goldblume, C. serotinum L. Vaterland: America. Blumen: schön, groß, weiß, mit gelber Scheibe, denen des C. Leucanthemum nicht unähnlich, im Jul. und August.

8) Kleinblumichte, geruchlose Goldblume, C. inodorum, Chamaemelum inodorum, Cotula non foetida. Weil die Kelchschuppen, wie bey andern Arten dieses Geschlechts, einen vertrockneten Rand haben, gehöret diese Pflanze auch hieher. Die jährige Pflanze wächst häufig auf den Aeckern, auch an ungebaueten Orten. Die Stengel sind mit weit ausgebreiteten Aesten besetzt, und die gefiederten Blätter in viele Lappen zerschnitten. In Reichards Land- und Gartenschatze, Th. III. kömmt diese Pflanze unter dem Namen Hungerblume vor. Sie wird vielleicht öfters mit der ersten Art verwechselt. In hiesiger Gegend heißt sie auch Hungerblume, und in manchen Jahren ist sie das bey dem Weizen, was der Hederich bey der Gerste ist. Ich habe sie, wenn sie über dem Weizen hervor geraget, und geblühet hat, tief abmähen lassen, da sie dann zurück geblieben ist, und nicht wieder zum Blühen und zur Vermehrung mittelst ihres Saamens hat gelangen können.

Golddistel, Strobeldorn, Scolymus L. Die beyden Arten dieser Gattung sind krautartige Verzierungspflanzen, mit dicken, fleischigen, tief eindringenden Wurzeln, mit steifen, stachlichten, am Stengel herunter laufenden Blättern, und mit 3—4 hohen ästigen Stengeln, auf deren Zweige im Jul. goldgelbe, aus zungenförmigen Blümchen zusammen gesetzte Blumen aufblühen, welche im Herbste reifen Saamen geben.

1) Gefleckte oder einblumichte Golddistel, S. maculatus. Vaterland: Frankreich, Italien. Blätter: länglicht, glatt, glänzend, blaßgrün, oft weiß gefleckt, am Rande knorplicht, fast bis an die Basis des Stengels von Gelenk zu Gelenk herunter laufend, und ungestielt. Blumen: einzeln.

2) Vielblumichte, Spanische Golddistel, S. Hispanicus; Blätter: etwas rauh, aschgrau, am Rande stachlicht und verdeckt, aber nicht knorplich, am Stengel herunter laufend, jedoch so, daß sie vor dem nächsten Blatte aufhören. Blumen: gehäuft stehend.

Beyde Arten werden bey uns aus dem Saamen leichtlich erzogen, und verlangen keine sonderliche Wartung. Die zwote Art verträgt das Versetzen nicht füglich.

Goldgülden, ist ursprünglich eine Goldmünze, die zuweilen noch geschlagen, oder doch als eine Rechenmünze gebraucht wird, z. B. ein Rheinischer Goldgülden in Aachen hält 2 Thlr. 4 Gr. im Golde, ein Hannöverscher 2 Thlr. 3 Gr. Zuweilen ist es auch eine 2 Loth schwere Sil-

Silbermünze, die also 2 Silbergulden gilt.

Goldhaar, Chrysocoma L. Die Arten dieser Gattung sind krautartige, aufrechte Stengel treibende, und auf deren Gipfeln blühende, dauerhafte Blumenpflanzen, mit zusammen gesetzten Blumen, unter denen die erste am meisten geschätzet wird.

1) **Leinblättrichtes Goldhaar, falsches oder güldnes Leinkraut**, C. Linosyris. **Vaterland:** das gemäßigte Europa, in den Vorhölzern und auf den Hügeln. **Blätter:** viele, strichförmig, glatt, lichtgrün. **Blumen:** in schlechten Kelchen, zahlreich, weil sich der Stengel oben in viele dünne Stiele theilet, deren jeder eine Blume trägt, die zusammen einen großen Büschel, oder eine Art von Dolde bilden, glänzend gelb. Eine sehr blumenreiche Pflanze, die von fern ein vortreffliches Ansehen macht.

2) **Zweyblumiges Goldhaar**, C. biflora. **Vaterland:** Sibirien. **Blätter:** steif, lanzettförmig dreyribbig, punktirt, nackt. **Blumen:** in lockern Rispen, groß, gelb.

3) **Grasblättriges** ꝛc. C. graminosa. **Vaterland:** Canada. **Blumen:** in Sträußen, auf jedem einzelnen Stiele oft viele Blumenknöpfchen; groß; von vortrefflichem Ansehen, die Strahlen, wenn solche zugegen sind, himmelblau.

4) **Zottiges** ꝛc. C. villosa. **Vaterland:** die Tatarey. **Blätter:** lanzettförmig, zottig, weißgrau. **Blumen:** in Dolden, gelb, in festen Kelchen.

Diese sehr verzierende Pflanzen kommen in den Lustgärten überall fort, und können im Sept., sobald ihre Stengel abgestorben sind, durch Zertheilung vermehret, auch aus Saamen gezogen werden.

Goldhähnchen, Regulus cristatus, ist die kleinste Art der Zaunkönige, und hat seinen Namen von dem goldgelben Striche über dem Kopfe. Er hält sich am liebsten in Fichten- und Tannenwäldern auf, macht sein Nest unter dicke Fichtenbüsche, auf dem Erdboden. Dieses Vögelchen bleibt im Winter bey uns, und erhält sich von allerley kleinen Gewürmen im Holze, in Ritzen, von Spinnen, von Raupenpuppen, u. s. w.

Goldkäfer, Scarabaeus auratus L. Dieser bekannte Käfer, welchen man auf Rosen und andern Gewächsen, auch in großen Ameisenhaufen, antrifft, ist etwas kürzer, als der Maykäfer, aber viel breiter, und hinten nicht so spitzig. Einige haben über und über eine grüne, mit einem röthlichten und gelben Glanze vermischte Farbe; andere haben zwar einen grünlichten Unterleib, aber braune Flügeldecken, die mit goldgelben Puncten besetzt sind. Sie zeigen sich nicht, wie der Maykäfer und Brachkäfer, blos in einem gewissen Monathe, sondern den ganzen Sommer über, und leben auch länger, als ein Jahr. Sie halten sich über 3 Jahr unter der Erde in Wurmgestalt auf, und nähren sich von Wurzeln und faulem Holze. Die vornehmste Nahrung aber der Goldkäfer besteht in Blüthen und Obste. Wenn man sie berühret, so ziehen sie Kopf und Füße so an sich, daß sie todt scheinen; auch haben sie die Gewohnheit, aus dem hintern Theile ihres Körpers einen sehr übelriechenden, braunen Saft von sich zu lassen, um dadurch der Nachstellung los zu werden.

Goldwaage, eine kleine genaue Waage, die in einem dazu eigends eingerichteten platten Kästchen, nebst den dazu gehörigen Gewichten aufbewahret, und womit das gemünzte Gold im gemeinen Leben gewogen wird.

Goldwasser, ein doppelt abgezogener Brannkwein, der mit verschiedenen willkührlich gewählten Gewürzen abgezogen ist. Wenn der destillirte Spiritus mit Zucker versüßet ist, so schüttet man einige Goldblätter, die im Grunde nichts nützen, und doch nur Zierde seyn sollen, hinein. Das Danziger Goldwasser wird für das beste gehalten.

Gosse, Renne, Rinnstein, diejenige schmale, öfters mit Klinkern oder andern Steinen ausgesetzte Rinne, die auf einer gepflasterten Straße von beyden Seiten des Damms, in einiger Entfernung von den Häusern angebracht wird, und worinn sich das Wasser von beyden Seiten des Steinpflasters sammlet, und seinen Abzug darinn hat. Der Dammsetzer muß den Abfall der Gossen genau abmessen, und er giebt der Gosse einige Zoll Abfall auf jede Strecke mehr, als dem Damm, damit die Nässe überall gut abziehen könne. Wird eine Gosse mit gewöhnlichen Steinen ausgesetzt, so wählt man hiezu große Steine in zwo Reihen, und stellt sie so, daß zween einander gegen über gesetzte Steine einen stumpfen Winkel machen. Uebrigens wird, wie gewöhnlich, gepflastert.

Gothische Bauart, Gothisch, eine Bauart, die öfters sehr kühn, aber ohne allen Geschmack ist, dabey es ihr aber doch nicht am Wesentlichen, auch nicht immer am Großen und Prächtigen, sondern am Schönen, Angenehmen und Feinen fehlet. Sie führet deshalb besonders ihren Namen, weil sie von dem Verhältnisse und Charakter der antiken Bauart der Römer und Griechen merklich abweicht. Sie ist zwar dauerhaft und prächtig, auch zierlich, allein mit tausend unnützen Verzierungen überladen. Man theilt sie in die ältere und jüngere ein. Die ältere wurde im 5ten Jahrhundert von den Gothen aus Norden nach Italien gebracht. Die nach dieser Art errichteten Gebäude sind sehr massiv, schwer und plump. Die nach der jüngern Gothischen Bauart errichteten Gebäude, die im 13ten Jahrhunderte aufkam, und sonderlich in Italien gebräuchlich war, sind weit leichter und feiner. Alle alten Domkirchen sind nach Gothischer Art und Ordnung gebauet, und bey vielen muß man über die kühne Unternehmung solcher Arbeit erstaunen.

Gothisches Gewölbe, Voûte d'ogive, ist ein solches, das oben einen spitzigen Winkel macht, und von den Gothen bey ihrer Bauart eingeführet worden ist.

Gothischer Giebel, ein durchbrochener und mit mancherley altmodischem Laubwerk, mit Rosen, Schlangenzungen u. s. w. verzierter Giebel, wie z. E. der obere Schluß der Fenster in den meisten alten, nach Gothischer Art erbaueten, Kirchen.

Gothische Ordnung, die Säulenordnung, welche die Gothen der Griechischen und Römischen entgegen gesetzet haben. Die Säulen sind theils achteckigt, theils aus gar vielen Säulen gleichsam zusammen gewachsen, theils mit gar wun-

derlichen Auszierungen versehen. Heut zu Tage aber haben sie nicht mehr Beyfall, ob sie gleich noch an alten Kirchen und andern öffentlichen Gebäuden gesehen werden.

Gothische Säule, ein ganz runder Pfeiler an einem Gothischen Gebäude, der zuweilen oben dicker ist, als unten.

Grabekelle, Gartenkelle, Handspädchen, ein Garteninstrument, gleich einer Mauerkelle, nur etwas schmaler, länger und spitziger, doch nicht zu schwach. Man bedienet sich dieser Kelle, um damit in kleinen Beeten etwas behutsam abzustechen, kleine Pflanzen und Zwiebeln auszugraben, aufzuziehende Pflanzen mit ihren Wurzeln oder mit einem Ballen Erde auszuheben und damit wieder einzusetzen, die Blumentöpfe damit umzurühren, u. s. w.

Grabenzug, die Linie oder der Gang, wornach ein Graben fortfließet. Diese richtet sich blos nach der Senkung des Bodens in der möglichst geradesten Linie, wenn es nur ein Abzugsgraben ist. Bey schiffbaren Gräben und Canälen kann man aber nicht immer den geradesten und kürzesten Weg wählen, sondern muß sich neben der Senkung auch nach der Absicht und den Umständen richten.

Grabschaufel, eine flache, ausgehöhlte, eiserne Schaufel, die Gartengänge damit zu reinigen oder gleich zu machen; man sagt daher: die Steige schaufeln oder abschaufeln.

Grabscheit, Grabescheit, oberdeutsch: Grabeisen, niedersächsisch: Spade, Spaten, das bekannte, mit Eisen beschlagene, vorn scharfe, zuweilen auch spitzige Werkzeug, die Erde damit umzugraben. Zwo Arten sind vorzüglich bekannt. Die dauerhaftesten und schwersten haben ein ganz eisernes Blatt, oben mit einer Tille, worinn der Stiel steckt. Man nennt solche bey uns Deichgräberspaden. Bey andern ist an dem Stiel ein Theil des Blattes von Holz, und dieses ist blos mit einem eisernen scharfen Beschlag umgeben. Diese letztere Art wird bey uns Landwirthen in der Mark der erstern immer mehr nachgesetzet, weil solche Spaden gar leicht zerbrechen und öfters neu angekauft werden müssen.

Gradins de Jardin, sind die Aufsätze von Rasen in den Gärten. Sie gehen wie Stufen in die Höhe, stellen auch wohl eine Pyramide vor, auf welche man allerley Gefäße und Blumentöpfe setzet.

Gradsparren, Ecksparren, Gradraken, sind die von der Ecke nach dem First schräg zulaufende Sparren.

Gradstich, so nennt man denjenigen Stichbalken, der an der Ecke eines Daches gegen die Mitte des ersten Bundbalkens schräge zu liegt.

Gränzen, Auszeichnung derselben. Diese, sie mag durch Gränzraine, Graben, Steine, Pfähle, Bäume oder Gränzhügel geschehen, so muß sie doch so beschaffen seyn, daß sie nicht leicht verrückt oder verdunkelt werden könne. Es ist hinlänglich, wenn die Gränzgraben oder Raine zwischen einzelnen Besitzungen Einen Fuß, zwischen verschiedenen Feldmarken aber Vier Fuß breit sind. Doch kann eine bisher bestandene größere Breite zum Nachtheile derjenigen, welche ein Nutzungsrecht darauf haben, solchergestalt nicht eingeschränkt werden. Die Mitte des Grabens

oder Rains, welcher die Gränze bestimmt, ist für die eigentliche Gränzlinie zu achten. Gränzpfähle, Bäume und Steine, müssen durch oberhalb des Bodens eingehauene, oder durch untergelegte unverwesliche Merkmale bezeichnet werden. Ein Hügel, welcher für ein Gränzzeichen angegeben wird, hat diese Eigenschaft nur alsdann, wenn unter demselben dergleichen Merkmale sich befinden; oder wenn die Bestimmung desselben zu einem Gränzzeichen aus andern Umständen deutlich zu entnehmen ist. Wege, Fußsteige und Bäche, welche ihre Lage leicht verändern, sollen zur Bezeichnung der Gränzen in der Regel nicht angenommen werden. Wo die Bezeichnung der Gränzen nicht durch Raine oder Graben, sondern durch Steine, Pfähle oder Hügel geschieht, müssen die Gränzzeichen so angelegt werden, daß der Gränzzug durch eine gerade Linie von einem zum andern bestimmt wird. Vorstehende Regeln sind sowohl bey Bestimmung bisher streitig gewesener, als bey Erneuerung unstreitiger Gränzen zu beobachten.

Gränzen, Ausmittelung der streitigen. Auf Wiederherstellung verdunkelter und ungewiß gewordener Gränzen ist jeder benachbarte Besitzer anzutragen wohl befugt. Diese Befugniß kann durch keine Verjährung erlöschen. Wohl aber kann die Verjährung Statt finden, wenn der Gränzzug selbst nicht streitig ist, sondern ein Nachbar, jenseits desselben, etwas von dem Grunde und Boden des Andern durch rechtsverjährten Besitz erworben zu haben behauptet. Gränzen sind verdunkelt, wenn keine, von beyden Theilen dafür anerkannte, hinlängliche Merkmale mehr vorhanden sind. Daraus also, daß einer oder der andere Gränznachbar, bey seinem Grundstücke, die in ältern Registern oder Vermessungen angegebene Quantität nicht mehr zu haben angiebt, folgt noch keine Verdunkelung der Gränzen. Bey Wiederherstellung verdunkelter Gränzen muß vorzüglich auf die vorhandenen Urkunden gesehen, und nach dem Inhalte derselben beurtheilt werden, ob die von einem oder dem andern Theile angegebenen Gränzzeichen dafür wirklich zu achten sind. Doch ist, zur Erklärung oder Ergänzung des Inhalts der Urkunden, ingleichen bey gänzlichem Mangel derselben, oder der darinn angegebenen Gränzzeichen, auch auf die Aussagen glaubwürdiger Zeugen Rücksicht zu nehmen. Sind die vormaligen richtigen Gränzen gar nicht auszumitteln, so muß das streitige Stück unter die Gränznachbarn getheilt werden. Bey dieser Theilung ist hauptsächlich auf das Verhältniß des bisherigen Besitzstandes der Partheyen Rücksicht zu nehmen. Ist auch kein dergleichen ruhiger Besitzstand vorhanden, so muß durch eine gerade Linie, von dem letzten bis zum nächstfolgenden unstreitigen Gränzzeichen, die Gränze berichtiget werden. Ist jedoch ausgemittelt, daß bey dem letzten unstreitigen Gränzzeichen die Gränze von der geraden Linie abgegangen sey, und nur der eigentliche Punkt, bis wohin sich diese Abweichung erstreckt hat, kann nicht mit rechtlicher Gewißheit bestimmt werden, so wird das streitige Stück zwischen den beyden Gränznachbarn gleich getheilt. Um aber die Verdunkelung der Gränzen zu verhüten, ist jeder Besitzer, seine Nachbarn zu deren **Erneuerung** aufzufordern, wohl befugt. Die Kosten einer solchen Gränzerneuerung müssen von sämmtlichen Nachbarn, nach Verhältniß der Länge ihres Antheils an der Gränzlinie, getragen werden. Bey einer

dergleichen Gränzerneuerung ist die Zuziehung aller Nachbarn, mit deren Gründen die neu aufzunehmende Gränze in Verbindung steht, erforderlich. Gegen die Nichtzugezogenen kann eine solche Gränzerneuerung auch in der Folge nicht angeführt werden. Die Erneuerung sowohl alter, als die Bestimmung neuer Gränzen soll allemal mit Zuziehung einer Gerichtsperson vorgenommen, und ein Protokoll darüber bey den Gerichten aufbewahret werden. A. L. R. Th. I. Tit. XVII. §. 363 ff.

Gran, Grän, ist ein kleines Apothekergewicht, welches den 20sten Theil eines Scrupels, oder den 60sten Theil einer Unze (ohngefähr so schwer als ein trocknes Pfefferkorn) beträgt. Bey dem Mark- oder Silbergewicht theilt man eine Mark in 16 Loth, 1 Loth in 18 Grän, und jedes Grän in 4 Viertel; beym Goldgewicht aber wird jede Mark in 24 Karath, ein Karath aber in 13 Grän abgetheilet.

Granat, ein mehr und weniger durchsichtiger, dunkelrother, gemeiniglich braunrother, bisweilen gelblichrother oder violetrother, vieleckichter Stein, welcher unter die Edelsteine gerechnet wird. Er hat aber keinen solchen Glanz, wie die andern Edelsteine.

Granatapfel, Granatenbaum, Punica L. Von dieser Gattung haben wir zwo Arten:

1) Gemeiner Granatbaum. Stamm: baumig, holzig, im Winter unbelaubt, von unten auf zahlreich ästig, 18—20 F. hoch, die jungen Schüße lang, dünn, und zuweilen stachlicht. Blätter: lanzettförmig, schmal, ein wenig gespißt, lichtgrün, auf kurzen röthlichen Stielen. Blumen: an den Enden der Zweige, groß, sehr schön, roth, im Jul. Aug. und Sept. Früchte: groß, schön, rundlich, von der Größe einer Pomeranze, mit einer harten Rinde, mit weichem Fleische und zahlreichen Saamen, werden im Herbste reif, und Granatäpfel genannt. Man hat eine Abart mit großen gefüllten Blumen, eine merklich schöne Frucht, und eine andere mit gestreiften Blumen. Es verdienet dieser Baum wegen des vortrefflichen Ansehens in jedem guten Garten unterhalten zu werden, so wie er wegen seiner schönen Blumen auch zur Verzierung in Lustgebüsche und andere Pflanzungen gern aufgenommen wird. Er ist dauerhaft genug, unter einer geringen Bedeckung der Kälte unsrer Winter zu widerstehen, vornehmlich in einem warmen Boden und in einer guten Lage. Hr. Walter sagt, dieser Baum solle anfangs eingebunden, und an unsere Winter nach und nach gewöhnet werden.

2) Zwerggranatapfel, ein etwas zärtlicher Strauch, muß meistens in Töpfen unterhalten, und in Gewächshäusern durchwintert werden.

Man pflegt die Vermehrung dieser Bäume gemeiniglich durch Ableger, oder Schößlinge der Wurzeln, zu veranstalten. Will man aber neue Stämmchen aus Saamen ziehen: so muß man letztern aus Spanien oder Italien sich kommen lassen, und ihn hierauf in Töpfe stecken. Die Aerzte bedienen sich der Blumen und Früchte, welche eine gelinde zusammen ziehende Kraft haben, und in allen Zufällen dienen, wo dergleichen Mittel nützlich sind, als bey Blutflüssen, dem weißen Flusse, Durchfalle, schlappen Zahnfleische u. s. w. Die mit Wein abgekochte Blüthe ist ein gutes Gurgelwasser.

Gras, Gramen, eine besondere Abtheilung der Gewächse, welche wir von den übrigen Gewächsen gar leicht zu unterscheiden wissen. Sämmtliche Gräser haben einen hohlen, mit Knoten und Gelenken versehenen Stengel; lange, schmale, gestreifte Blätter, welche auch keinen besondern Stiel haben, sondern an dem untersten Ende sich in eine Scheide verwandeln, welche den Stengel umgiebt, wie auch spelzige Blumen, welche einzelne Saamenkörner hervor bringen; woraus denn schon abzunehmen, daß unsre gewöhnlichen Getreidefrüchte, Weizen, Roggen, u. s. f. nichts anders, als Gräser seyn können. Um den Unterschied zwischen den Gräsern und andern Pflanzen besser einzusehen, und die verschiedenen, bey den verschiedenen Geschlechtern der Gräser vorkommenden, Beschreibungen leichter zu verstehen, muß man sich die besondern Theile derselben und ihre Beschaffenheit bemerken. Die **Wurzel** besteht aus vielen stärkern oder zärtern Fäserchen, diese aber entspringen entweder aus dem untersten Knoten des Halmes, oder aus mehrern Knoten des auf der Erde liegenden Halmes, oder aus einem unter der Erde fortlaufenden Hauptstamme, welcher nichts anders, als ein unterirrdischer Halm ohne Blätter ist. Sonst findet man bey den Graswurzeln einige von denjenigen Verschiedenheiten, welche bey Beschreibung der Wurzel überhaupt anzumerken, und sonderlich die kriechenden, repentes, und die auslaufenden, floloniferae, sehr gewöhnlich sind. Der erste Trieb aus der Wurzel besteht aus mehrern oder wenigern Blättern, welche bey den fortdauernden Arten gemeiniglich unten mit trockenen Schuppen bedeckt sind, die aus den vorjährigen Blättern entstehen. Wenn hingegen der Saamen keimet, erscheint allemal nur ein Blättchen. Den Stengel des Grases nennt man den **Halm**, welcher aus geraden, rundlichen, gestreiften, inwendig hohlen Röhren oder Gelenken zusammen gesetzt ist. Die untersten Gelenke sind immer die kürzesten, und je weiter sie sich von der Wurzel entfernen, desto länger werden sie, so daß das oberste die größte Länge hat. Die Verbindung der Gelenke machen die dazwischen befindlichen **Knoten**, die etwas dicker und glätter sind. Schlagen diese Knoten Wurzeln, so treiben sie auch über sich einen Halm, als worinn die Vermehrung der aufgehenden oder bereits aufgegangenen Saat ihren Grund hat. Hierauf muß denn bey dem Ackerbaue wohl gesehen werden, daß die Saamenkörner in gehöriger Tiefe unter der Erde zu liegen kommen. — Kommen sie zu flach, oder mit zu weniger Erde bedeckt, zu liegen, so wird nur eine geringe oder gar keine Vermehrung aus den Knoten, oder, wie es der Ackermann nennt, ein Bestocken oder Bestauden der Saat geschehen können. Eben hieraus erhellet auch, daß der Acker, je fester er von Natur ist, desto mehr mit dem Pfluge bearbeitet und aufgelockert werden müsse, wenn das Wurzelnausschlagen der Knoten Fortgang haben soll. Die Blätter bestehen aus Gefäßen, die der Länge nach neben einander hinlaufen, ohne ein netzförmiges Gewebe von kleinern oder größern Maschen zu bilden, welches man gemeiniglich an andern Gewächsen wahrnimmt. Jedes Blatt besteht aus zween Theilen, nämlich der **Blattscheide**, und dem eigentlichen **Blatte**. Jene, so die Stelle des Stiels vertritt, entspringt unmittelbar aus dem Knoten, ist in Gestalt einer Röhre zusammen gewickelt, und umschließt das Ge-

lenke des Halmes. Das Blatt selbst steht von der Scheide unter einem Winkel ab, hat eine mehr oder weniger rauhe Oberfläche, hingegen eine glättere Unterfläche, fast gleich breite Ränder, und endiget sich in eine mehr oder weniger scharfe Spitze. Bey vielen ist auf der untern Fläche eine Erhebung, carina, wahrzunehmen. Ehe der Halm schosset, wird man in der Mitte der, aus der Wurzel sehr dick hervor gewachsenen, Blätter gewahr, daß der junge, unausgebildete Halm unter der Bedeckung der noch in einander steckenden vielen Blätterscheiden verborgen sey. Der Landmann pflegt an der Gerste und etlichen andern Grasarten die oberste, noch verschlossene, aufgetriebene und ansehnliche Blatterscheide, vor dem Ausähren derselben, die Hülse, Hose, oder auch die Schoßtiele zu nennen. Der obere Theil oder die Spitze des Halmes und der Aeste ist der gemeinschaftliche Träger der Blumen, und wird von einigen der Hauptstiel genannt. Dieser hat nun keine eigentliche Knoten mehr, sondern, an deren Statt, wechselsweise kleine, nur auf einer Seite hervorragende Knorpel, auf welchen die Blumen, Arme oder Stiele stehen. Diese Hauptstiele lassen sich größtentheils unter zwo Arten bringen. Einige tragen die Blumen in gewissen Reihen oder Zeilen, und zwar mehrentheils unmittelbar ohne Stiele; diese erscheinen, wenn die Blume abgesondert, in viele kurze Gelenke abgetheilet, und jedes Gelenke macht mit dem nächst anliegenden einen kleinen knorplichten Winkel oder Zahn, auf welchem die Blume angewachsen ist. Andere Hauptstiele tragen die Blumen mehr zerstreuet, ohne gewisse und deutliche Reihen vorzustellen, an kürzern oder längern, einfachen oder zerstreuten Stielen, die auf kleinen, in Gestalt eines Körnchens, angesetzten Knorpeln stehen. Wenn die Blumen in gewissen Reihen oder Zeilen an dem verzahnten Hauptstiele sitzen: so machen sie eine Aehre; wenn sie aber an verlängerten Armen und Stielen auf Stielchen von verschiedener Länge stehen, machen sie eine Rispe. Die Blumen der Gräser bestehen zwar überhaupt, wie an den übrigen Gewächsen, aus einer jungen, mit der Zeit reifenden Frucht, oder dem Fruchtkeime, den zur Befruchtung desselben nöthigen Staubgefäßen und Bedeckungen von doppelter Art, worinn jene eingeschlossen sind. Jedoch kann man auch, außer der Farbe, die Grasblumen gar leicht von andern unterscheiden, und der Hauptunterschied besteht darinn, daß die Blättchen, die den jungen Saamen und die Staubgefäße einschließen, diese Theile nur nach zwoen entgegen gesetzten Seiten umgeben, nicht aber, wie bey andern, im Kreise herum stehen, oder nur an einer Seite angesetzet sind, und daß die äußern Deckblättchen oder Bälglein auf dem Rücken der Blüthblättchen oder Spelzen liegen, nicht aber in einer abwechselnden Lage mit denselben stehen. Der Saame ist bey allen Gräsern nackend, und hat keine eigene Einwickelungen; es vertreten aber zuweilen theils die Spelzen, theils die Bälglein die Stelle einer Einwickelung, indem sie an den reifenden Saamen theils anwachsen, wie bey Gerste und Haber, oder indem sie ihn fest einschließen, wie beym Weizen und Spelte, oder die trocknen Spelzen und Bälglein umgeben solchen nur obenhin, so daß er leicht ausfallen kann.

Unter den Gräsern, die auf unsern Wiesen und Triften sich befinden, wird ein ziemlicher Unterschied zur Unterhaltung und Ernäh-

Ernährung der Thiere bemerkt. Diejenigen Gräser sind die besten, welche in einem ihnen natürlich eigenen, gemäßigt feuchten, und nahrhaften lockern Boden sich befinden, und in vollem Wachsthume stehen, und daher weich, locker und saftreich sind, dabey einen reinen, wässericht süßlichen oder schleimicht-süßen, gemäßigten, etwas balsamischen Geschmack haben, der zuweilen etwas versteckles, sehr gelinde zusammen ziehendes verräth, auch einen erquickenden, balsamischen Geruch haben; doch findet man auch einige Gräser, welche weder einen sonderlichen Geruch noch Geschmack haben. Den letztern fehlen die natürlichen guten Eigenschaften zum Theil, oder auch ganz. Sie sind rauh, zähe, grobstengelicht, sauer, herbe, und haben weniger Kraft zur Nahrung und gutem Gedeihen der Thiere. Giftige Gräser, im eigentlichen Verstande, giebt es bey uns nicht; es werden solche aber öfters von Schlamm und Ungeziefer dergestalt verunreiniget, daß sie auf manchen Triften und Wiesen durch ihre hiervon herrührende üble Eigenschaft den Grund zu manchen Krankheiten des Viehes ganz unvermerkt enthalten können.

Da aber unsre Triften und Wiesen mit gar vielerley Arten von Gräsern und Kräutern bewachsen sind, die nicht zu gleicher Zeit blühen, so daß einige bereits längst abgeblühet, den Saamen abgeworfen, und hiedurch ganz strohartig und unkräftig geworden, während andere erst im halben Wachsthume, oder noch im Anfange des Blühens stehen: so ist daraus zu ersehen, daß es mit unsern Gräsern und Kräutern so lange nicht wohl getroffen wird, als lange wir nicht unsre Wiesen und Triften mit einer einzigen Grasart begaben können, welche überall zu einerley Zeit blühet, und daher entweder in oder bald nach der Blüthe abgemähet oder abgeweidet werden kann, indem sich in besagtem Zustande unsre Gräser und Kräuter allein in ihrer besten Kraft befinden, und ein Fuder Heu dieser Art unsern Thieren mehr Gedeihen verschafft, als vier und mehrere Fuder von Wiesen, auf welchen vielerley Arten von Gräsern unter einander stehen; s. Ö. M. B. IV. S. 664 ff.

Unsre guten Gräser sind aber auch nicht durchgängig in einerley Range zu nehmen, indem hiebey das frühere Wachsthum, die innere Güte und Localität gar sehr in Anschlag zu bringen sind, da in Ansehung der letztern auf diesem oder jenem Boden die eine Grasart immer besser, denn anderswo gedeihet, weshalb jeder sorgfältige Landwirth sich überhaupt in seinem Bezirke umsehen muß, was für Gräser darin besser wachsen, und welche vor andern auszuwählen und vorzuziehen sind, als zu welchem Zweck die auf deutschem Boden wachsenden Gräser in diesem Werke nach ihren Kennzeichen, ihrer Beschaffenheit und Güte angegeben werden. Ueberhaupt muß er darauf sehen, welche Gräser bey ihm in den ersten Frühlingsmonathen bereits am längsten gewachsen sind, da wir wirklich einige sehr gute Futtergräser haben, die bereits in der ersten Hälfte des Maymonats Ellen lang ausgewachsen, und nahe am Blühen sind, da die andern alle, oder doch die mehresten, kaum Fingers lang gewachsen sind. Von solchen so hoch hervor ragenden Gräsern kann man erwarten, da sie an Ort und Stelle zu Hause gehören, daß sie drey- bis viermal des Jahres abgeschnitten werden können, und falls sie grobhälmig sind, desto früher abgeschnitten werden müssen, wenn selbige für Schafe, Kälber und Fohlen gebraucht werden sollen,

sollen. Findet man nun dergleichen Gräser bey sich: so zeichne man sich solche zum Saamentragen aus, säe zur Vermehrung einer gut gefundenen Grasart den gesammleten Saamen, und, falls dieses nicht gleich nach der Reife derselben geschehen könnte, noch im Herbste desselben Jahres, um im darauf folgenden Sommer davon einen Einschnitt haben zu können. Wir haben eine Zeit lang uns blos auf Futterkräuter oder allerley Kleearten gelegt, allein unsre guten Grasarten verdienen doch vorgezogen zu werden, weil sie nähren, ohne zu überfüttern, und leicht zu verdauen sind, ohne Blähungen und Hitze zu machen, welches bekanntermaaßen die sämmtlichen Kleearten mehr oder weniger thun, wenn man sie ganz allein füttert, und bey ihnen doch mehr Sicherheit fürs Vieh gefunden wird, wenn der Klee mit guten Gräsern dem größten Theile nach vermenget wird. Hiernächst haben unsre Gräser auch hierinn den Vorzug vor dem Klee, daß sie, besonders bey unbeständiger Witterung, leichter zu Heu zu trocknen sind; da hingegen der Klee, wenn er nicht trocken genug eingebracht wird, eine ungesunde und den Thieren widerstehende Eigenschaft annimmt. Nicht zu gedenken, daß der Klee weit mehr Sorge und Aufmerksamkeit, als das Gras, wegen des Trocknens bey guter Witterung erfordert, da die Blätter des Klees, als der beste Theil desselben, gar leicht, wenn sie zu trocken geworden, abbrechen und verloren gehen können. Man setze noch hinzu, daß in dürren oder zu kalten Frühlingsmonathen der Klee gar schlechten Fortgang hat, wogegen unsre meisten Gräser ungleich weniger zu solcher Zeit aus- und zurückbleiben. Wollte man aber noch hiebey denken, daß doch auf einem gewissen gegebenen Raume der Klee mehr Futter gebe, als auf einem gleichen von Grase zu gewinnen ist: so bedenket man nicht, daß der Klee nur wegen seiner Blätter mehr locker beym Einschnitt zu liegen komme, und dieserhalb mehr austrage, und einen größern Haufen ausmache; da hingegen die Gräser mit ihren schmalen und schlanken Blättern sich mehr zusammen drängen, und im Gewichte mehr betragen. Endlich erwäge man auch noch, daß unsre perennirende Grasarten weit länger fortdauern, als die Kleearten, und ihre Wurzeln sich immer mehr und mehr bestocken, und mehrere Halme und Blätter treiben, je öfter solche abgemähet oder abgeweidet werden. Unter dem Artikel: **Wiesen**, soll hievon noch mehr gesagt werden.

Grasmücke, Grasemücke, ein kleiner bey uns sehr gemeiner Vogel, der so genannt wird, weil er sich gern in grasichten Schlägen aufhält, auch im Grase unter dicke Gesträuche sein Nest anleget. Man nennt ihn öfters Bastartnachtigall, oder Baumnachtigall, weil er dem Gesang der Nachtigallen etwas nachahmet. Er kömmt zwar schon im März bey uns zurück, läßt sich aber mit Singen nicht eher hören, als bis die Kälte vorbey ist. Im Herbste streichet er erst zu Ende Octobers weg, und nähret sich bis zu solcher Zeit noch von Holunderbeeren, wo dergleichen zu finden sind.

Graupen, sind Gersten- oder Weizenkörner, welche auf den Mühlen von ihren groben Hülsen und Spitzen befreyet und abgerundet sind. Die kleinern Graupen werden Perlengraupen genannt, und unsre Müller verstehen sich darauf, solche auch aus der Gerste zu bereiten, da sie sonst aus Weizen gemacht werden. Der

Graupenschleim ist nahrhafter und leichter zu verdauen, als der abgekochten Graupen selbst, daher man ihn kranken und schwachen Personen verordnet, und die Graupen entweder nur in Wasser oder Fleischbrühe abkochen läßt. Das Graupenmachen ist sehr einträglich, weil man, mittelst desselben und des Abgangs davon seine Körner noch ein- oder mehrmal so hoch im Preise ausbringen kann. Das Aufbewahren der Graupen zur Hauskost muß lieber in hölzernen Kästen oder Schachteln, als in Säcken und Beuteln geschehen, indem sie in diesen letztern leichter mehlicht werden.

Grendel, Grindel, Gründel, Gräugel, Grengel, Gringel, heißt hie und da ein Riegel, Pfahl oder Baum von mittlerer Stärke. In manchen Gegenden wird aber auch der Pflugbalken so benennet.

Grendelbaum, Pflugbaum, Pflugbalke, der Baum, worauf der eigentliche Pflug beruhet, wodurch alles zusammen gehalten wird, und seine Richtung erhält.

Grendelkette, eine kurze Kette mit einem starken Ringe. Die Kette ist an dem Vorderpfluge befestiget, der Ring aber liegt beweglich um den Grendelbaum oder Pflugbalken. Mittelst dieser Kette wird der Vorderpflug mit dem Hinterpfluge theils vereiniget, theils kann man aber auch hiemit den Pflug stellen, nachdem er flach oder tief gehen, oder in den Acker eindringen soll. In einem leichten Boden bedienet man sich gemeiniglich, Statt der Kette, gedreheter und geflochtener zäher Wieden, welche **Grendelwieden** genannt werden.

Griebe, Griefe, so nennt man die Ueberbleibsel von ausgelassenem oder ausgeschmolzenem Unschlitt, oder Talg und Schmalz.

Griechisches Gewölbe. Die Griechen führten ihre Gewölbe nach einem elliptischen Bogen.

Griechische Säulenordnung, hiezu wird die Dorische, Jonische und Corinthische Säulenordnung gerechnet.

Griechsäule, Griessäule, ist gleichsam die Stütze, welche des Pfluges Haupt mit dem Grindel verbindet. Sie besteht aus einem länglicht viereckichtem Holze, welches unten in des Pfluges Haupt, oben aber durch den Grindel gezapfet worden. Unten wird es gekeilet; im Grindel aber nur stark hinein getrieben, ohne daß die Säule darinn verbohret würde, weil man zu Zeiten den Kopf der Griessäule durch ein Paar Schläge zurück treiben, und dadurch den Pflug stellen muß. Das mehreste beruhet darauf, daß die Griessäule die gehörige Länge habe; ist sie gegen die Höhe des Sturzes zu kurz, so liegt die Spitze des Grindels zu niedrig, und der Pflug kann keine Erde fassen; ist sie nur um einen Zoll länger, als nöthig wäre, so faßt der Pflug zu tief, und muß mit Gewalt in die Höhe gebracht werden; die Pferde oder Ochsen haben demnach merklich schwerer zu ziehen. Die Richtung der Griessäule muß so seyn, daß sie nicht nach geradem Winkel in des Pfluges Haupt eingezapfet wird, sondern daß sie bey unsern hiesigen Pflügen unten nach einem Winkel von etwa 80 Graden etwas voraus stehet. Denn der Pflüger muß, mittelst dieser Säule, den Pflug in die Erde zwingen, oder nach Beschaffenheit heraus holen; bey-

des fällt durch nur gedachte Stellung leichter, als wenn sie vertical gerichtet wäre, oder vorne gar überhienge.

Gries, eine vorzüglich feine Grütze. 1) **Gries von Buchweizen** oder **Heidekorn**; dieser wird der gemeinen Grütze vorgezogen und theurer bezahlt; 2) **Gries von Weizen**; dieser wird gemeiniglich **Wiener Gries** genannt, weil er im Oesterreichischen früher, als bey uns, gebräuchlich gewesen ist; 3) **Gries von Reiß, Reißgries.** Von Gerste und Dinkel wird auch Gries bereitet. Es wird der Gries von dem Müller auf eine doppelte Art zubereitet. Er mahlt die Getreideart, wie gewöhnlich, zu Mehl, und siebt sodann die Kleyen aus; oder besser, er macht gewöhnliche Grütze, und siebt das Feinste aus. Guter Gries muß nicht allzu mehlicht, sondern auch etwas körnicht seyn; er hält sich überhaupt aber nicht Jahre lang, indem er durch zu langes Aufbewahren wurmicht wird.

Griesdocke, Docken, oder kleine Säulen, zwischen den Griessäulen, auf dem Fachbaum, im Grundwerk, bey Mühlen- und Wasserwehren, zwischen welchen sich die Schutzbreter befinden.

Griesen, den gespitzten Weizen zu Gries mahlen.

Grieshärig, stammhärig, ist diejenige Wolle, die auf dem Boden oder Felle hart, und zum Theil filzig ist, und beym Verarbeiten sich nicht recht legen will.

Grieskleye, die Kleye, die im Mahlen von dem zweyten Gries fällt.

Griesmehl, das aus dem Gries oder erstem Schroten gebeutelte Mehl, so das beste ist.

Griessäulen, zwo starke Säulen auf dem Fachbaume, welche oberhalb durch einen Rahm verknüpft sind. In diesen Säulen sind die Schutzbretter eingefalzet, und können, mittelst eines Haspels über denselben, der gleichfalls zwischen den Griessäulen läuft, aufgezogen werden.

Griswerk, Grundwerk, alles dasjenige, wodurch eine Mühle geschützet, d. i. das Wasser gehemmet wird. Es bestehet aus den eben gedachten zwo Griessäulen, die auf jedem Ende des Fachbaums am Grundwerke stehen, zwischen welchen ein Schieber, das Schutzbrett oder die Schütze genannt, vermittelst eines Haspels, nach Befinden mehr oder weniger senkrecht hinauf oder hinab beweget werden kann. Der wesentliche Nutzen eines Griswerks nebst der Schütze ist, das Oberwasser, oder das Wasser, welches gegen das Mühlrad ströhmet, zu regieren, damit es jederzeit im erforderlichen Verhältnisse über den Fachbaum auf das Wasserrad herab fließe. Nachdem man also die Schütze weiter hinauf- oder hinab schiebet, fließt viel oder wenig Wasser auf das Wasserrad, wodurch dann die Mühle stärker oder schwächer in den Gang gebracht wird. Wenn die Mühle ganz still stehen soll, schützet man solche gleichfalls.

Griffe, sind beym Schlächter gewisse Kennzeichen des Anfühlens oder Angreifens, wodurch derselbe die Fleischigkeit, Fettigkeit, und aus beyden die Schwere eines Thieres beurtheilet oder schätzet, zumal wenn es groß ist, und sich nicht mit der Hand aufheben läßt, z. B. ein Rind. Diese Kennzeichen oder Griffe sind bey jeder

der Art des Schlachtviehes verschieden. Bey einem Rinde z. B. fühlt oder greift er nach der Brust, nach dem Vorderblatt zwischen den Keulen, ferner hinter das Vorderblatt, nach dem Nierenstück, nach dem Sack u. s. f. Von einem geschickten Schlächter oder aus dem Gesellen- in den Meisterstand hinüber gehen wollenden verlangen die Zunftgenossen, daß er aus diesen Kennzeichen die Schwere eines Schlachtviehes bis auf wenige Pfunde, die man übersiehet, schätzen und bestimmen muß.

Griffig, wird von Bäumen gesagt, die man mit einem oder zween Griffen umspannen kann; ein griffiger Baum wird auch anderswo ein spänniger Baum genannt.

Grillenwerk, Grotesque, ein niedrig erhabnes Bild- oder Schnitzwerk, so aus mancherley nach der Phantasie geschlungenen Zügen bestehet, und die Natur nicht nachahmet.

Grind, Grand, an Ströhmen, grober, aus kleinen Steinen bestehender, Triebsand.

Grindort, eine in einen Strohm hinein springende Landzunge, die aus nur gedachtem Grind bestehet. Der Ausdruck ist niedersächsisch.

Grindwurzel, Lapathum Tournef. Obgleich dieses Geschlecht und der Sauerampfer von den Neuern vereiniget, und nach dem Linnäus Rumex, oder nach Hallern Lapathum, und im Deutschen Ampfer genannt werden könnte, so ist es doch billig, den bekannten deutschen Namen nicht zu vertilgen. Man kann daher dieses Geschlecht theilen, und die sauerschmeckenden Arten unter Sauerampfer ordnen, die übrigen aber, welche dergleichen Geschmack nicht haben, hier anführen.

1) Spitzblätterichte Grindwurzel, Halbpferd, Pferdsampfer, halbe Gäule, wilde Rhabarber, Lendenkraut, Bubenkraut, Bardenwurzel, spitziger Mangold, Mengelwurz, Streifwurz, Strippert, Schorflattich, Hungerkraut, L. acutum, Oxylapathum, Rumex acutus L., wächst an den Gräben und Hecken. Wurzel: dick, fäsericht, dauernd. Stengel: 2—3 Fuß hoch. Blätter: lang, herzförmig, spitzig, zuweilen am Rande eingekerbt, auch wohl wellenförmig ausgebogen. Blumenwirtel an den Enden der Zweige, stehen weit aus einander, und haben öfters unter sich keine Blätter.

2) Krausblätterichte G. L. crispo folio, Rumex crispus L., hat mit der vorigen gleichen Geburtsort, und unterscheidet sich von selbiger nur durch die Blätter, die am Rande beständig gefalten oder kraus sind.

3) Stumpfblättrichte G. L. folio obtuso, Rumex obtusifolius L., wächst bey uns gleichfalls an Gräben und Wegen wild. Blätter: herzförmig, länglich, stumpf, am Rande schwach eingekerbt, auch zuweilen ein wenig kraus. Blumenwirtel, nicht weit von einander stehend.

4) Italienische G., wird gemeiniglich das Kräutlein Patientia, sonst auch Zitterwurzel genannt, und von einigen für die Mönchsrhabarber ausgegeben, L. sativum, Britannica antiquorum, Rumex patientia L. Vaterland: Italien. Blätter: gestielt, herzförmig, oder länglich, an beyden Enden spitzig, ganz, öfters am Rande wellenförmig gewunden, und rück-

wärts gebogen. Stengel: 4—5 Fuß hoch, röthlich, gestreift, mit einigen Aesten und wenig kleinen Blumen besetzt. Blumen: klein, bräunlichgelb, scheinen mehr ähren- als wirtelförmig gestellt zu seyn, haben auch keine dazwischen gestellte Blätter.

5) Röthliche G., rothblätteriche Mengelwurzel, Blutampfer, Blutkraut, Drachenblut, Rumex sanguineus. Vaterland: Virginien, Europa. Wurzel: lang, gerade niedergehend. Stengel: aufrecht, roth, 2—3 Fuß hoch. Blätter: herz- oder lanzettförmig, mit blutrothen Adern, und vielen rothen Flecken. Blumen: auf den Enden der Stengel, in Aehren, die Blättlein glatträndig, und nur Eins mit einem Körnchen besetzt. Diese Pflanze wird oft zur Vermehrung der Mannichfaltigkeit in die Lustgärten aufgenommen. Der Saame wird im Herbste gesäet, und wenn die Pflanzen 3 Zoll hoch sind, kann man sie auf die ihnen bestimmten Stellen hinpflanzen.

Die folgenden Arten haben, wie die vorher gehenden, Zwitterblumen, die Deckblätter des Saamens aber gar keine Warzen.

7) Wassergrindwurzel, Dockenblätter, Hydrolapathum, Rumex aquaticus L., wächst bey uns in den Gräben und an feuchten Orten. Wurzel: groß, holzig, inwendig gelb. Stengel: 4—6 Fuß hoch. Blätter: groß, öfters 1 Fuß lang, herzförmig zugespitzt, zuweilen am Rande eingekerbt, auch kraus. Blumenwirtel: groß, dichte, und durch schmale, lanzettförmige Blätter von einander abgesondert. Die Deckblätter des Saamens sind völlig ganz, auch zuweilen eingekerbt.

8) Dreyblumige G., Ochsenkopfampfer, Rumex bucephalophorus L. Vaterland: Italien. Stengel: dünn, ästig, etwa 5 Zoll hoch. Blätter: eyrund, nur an dem untern Theile der Stengel. Blumen: in Quirlen, an den obern Theilen der Stengel, die Blättchen gezähnt und nackt, die Blumenstielchen flach, verdickt, zurück gebogen; die Deckblätter des Saamens sind mit vielen hervor ragenden Zäckchen besetzt, wovon er ein besonderes Ansehen erhält, und daher mit einem Ochsenkopfe verglichen worden ist.

9) Runzlichte Alpengrindwurzel, Rumex Alpinus L., ist der Rhapontikrhabarber dem Ansehen nach völlig ähnlich, und einige halten sie auch für die Mönchsrhabarber; es soll aber die Wurzel innerlich mehr weiß, als gelb seyn, und in der Erde hinkriechen. Blätter: groß, herzförmig, stumpf, runzlich, auch wohl kraus.

Die andern ausländischen Arten werden in den Gärten wenig geachtet, und daher übergangen. Die vierte und neunte Art kann man zwar, wie die fünfte und sechste, im freyen Lande erziehen; da sie aber doch weichlicher sind, kann man zur Vorsorge ein Stöckchen derselben in Scherbel pflanzen, und im Winter in ein gemäßigtes Glashaus setzen. Sonst brauchen alle keine besondere Wartung.

Die meisten dieser Arten besitzen Arzneykräfte, und der Geschlechtsname zeiget schon, daß man selbigen eine eröffnende oder laxirende Eigenschaft beyleget; daher sind auch einige Arten mit der Rhabarber verwechselt, oder, Statt derselben, angerühmet worden. Dieser Irrthum wird heut zu Tage nicht leicht mehr vorkommen, und die Grindwurzel, den Leib zu eröffnen,

nicht

nicht gebraucht werden; indessen behalten doch einige Arten ihren Werth. Vorzüglich kann man solchen eine blutreinigende Kraft zueignen, und annehmen, daß der daraus verfertigte Trank, oder das Bad, bey allen Unreinigkeiten und Ausschlägen der Haut nützlich zu gebrauchen sey. Die Canadier bedienen sich der Britannischen Grindwurzel bey allen fressenden Geschwüren. Unsere **Wasser- und spitzblättrige Grindwurzel** wird in der Wirkung nicht viel schlechter als die Sassaparille seyn. Man will sie wider die Gelbsucht und Wechselfieber empfehlen, und Börhaave hat sie als ein Verwahrungsmittel gegen die Gicht gerühmet. In Frankreich pflegt man aus dieser und der Alantwurzel mit Schwefel eine Krätzsalbe zu verfertigen. Aus der Wurzel kann man verschiedene gelbe Farben, von Strohgelb bis zur Olivenfarbe, erhalten. Einige, wo nicht die mehresten Arten, besitzen auch eine stärkende Kraft. Sonderlich rühmt man deswegen die **röthliche Grindwurzel**, und empfiehlt solche sogar unter gewissen Umständen in der rothen Ruhr. In der Viehharzneykunst kann sie wenigstens bey hartnäckigen Bauchflüßen der Thiere empfohlen werden. Die **Wassergrindwurzel** giebt ein nützliches Zahnpulver.

Groden, ein umgedeichtes, neues angewachsenes Stück Land.

Grodendeich, ein Deich, welcher Vorland hat, und sich also von andern Deichen unterscheidet, vor welchen das Wasser gar nicht wegkömmt, auch von Schlickdeichen, welche noch Schlick oder Schlamm vor sich haben.

Groschel, eine in Böhmen und Schlesien gewöhnliche Scheidemünze, deren fünfe insgemein einen Groschen ausmachen.

Groschen, eine Scheidemünze von nicht durchgängig einerley Werthe. Der **gute Groschen**, oder der gewöhnlich deutsche, ist der 24ste Theil eines Thalers, und hält wieder 12 Pfennige.

Groß, Größ, eine Zahl von 12 Dutzend oder 144 Stück, wornach gewisse Waaren verkauft werden, z. B. Tobackspfeifen in den Pfeifenfabriken.

Großbinder, der eigentliche Böttcher, zum Unterschied des Kleinbinders, der nur kleine Gefäße bindet. Jener macht eigentlich große Brau- und Waschgeräthe.

Große Fenster, Fenster in Pallästen, Kirchen, oder andern großen und öffentlichen Gebäuden, welche über 8 Fuß hoch sind.

Großvaterstuhl, ein großer, gewöhnlicher Stuhl, der Armlehne nebst Stützen hat, die aber beständig gerade sind. Außerdem hat er auch noch an jeder Seite an den Hinterstapfen Backen, welche aus einem Brete zugeschnitten, und in den Hinterstapfen eingezapft sind. Diese dienen dazu, wenn sie so, wie der ganze Stuhl, Lehne, Sitz und Armlehnen, gepolstert sind, daß man den Kopf daran ruhen kann. Die Lehne ist entweder unbeweglich, oder man kann sie hinten überlehnen. Im letztern Fall ist die Lehne entweder über den Sitz mit Häspen befestiget, und hat hinten einen Fuß, womit man sie unterstützen kann; oder sie ist auch mit Riemen an den Stützen befestiget. Die

auf leztere Art eingerichteten Stühle heißen Wechstühle.

Grot, Groot, eine Niedersächsische Scheidemünze, deren insgemein 72 auf 1 Reichsthaler gehen. Ein Grot Flämisch hält in Brabant $3\frac{1}{3}$, in Hamburg $3\frac{1}{2}$, in Holland 4 Meißnische Pfennige.

Grotte, eine Höhle, welche meistens unterirrdisch ist, und zur Abkühlung im heißen Sommer dienet. Man pflegt sie mit allerley Muscheln, Tropfsteinen, Duftsteinen, Erzen, Drusen, petrificirten Steinen, Korallenzinken u. dergl. zu zieren. Auch kann man Moos von Bäumen, Baumrinden, Stücke von Spiegeln, auch anderes Glas, untermischen, und alles ein wenig verwirrt und unordentlich zurichten, so daß es scheinet, als ob weder Fleiß noch Kunst angewandt worden. Das Annehmlichste bey Grotten aber sind die auf verschiedene Art angelegten Springwasser, welche ein Geräusch machen und abkühlen.

Grottensäule, Colonne de rocaille, eine Säule, die mit Muscheln, Drusen, Korallen und andern Sachen ausgelegt ist.

Grottenwerk, jedes Kunstwerk, welches nach Art der Grotten verzieret ist.

Grottirte Säle, Grottensäle, sind solche, deren Wände, nach Art der Grotten, mit Drusen, Muscheln, Schnecken, Korallen, Glaskugeln, Spiegeln u. s. w. verzieret sind. Diese Conchilien und Mineralien müssen aber nicht willkührlich und ohne Ordnung neben einander angebracht werden, sondern nach symmetrischen und architektonischen Gesetzen. Die Oeffnungen in dem Grottenwerk müssen mit einander symmetrisiren, und man ahmt zugleich, durch die Verknüpfung der Schnecken und Muscheln, die Gesimse und Verkehlungen der Baukunst möglichst nach; Muscheln und Korallen werden vermischt auf Draht gereihet, und wie Fruchtschnüre aufgehangen; ja man stellet Figuren von Stuck in dem Grottenwerk auf, die mit Drusen, Schnecken, Muscheln und dergl. überkleidet sind. Kurz, es findet hiebey, wie bey jeder Verzierung eines Zimmers, eine regelmäßige Anordnung Statt, daher man jederzeit vorher einen Plan oder Zeichnung entwerfen muß. In einem Zimmer kann man sicher die verschiedenen Materialien mit Gyps ankleben, weil er hier nicht verwittert; in freyer Luft aber muß man hiezu einen Oelkütt nehmen. Die Farbe des Kütts muß aber bestmöglichst mit der Farbe des Körpers, den man hiemit anklebet, übereinstimmen, um die Zusammensetzung, so viel wie möglich, zu verstecken.

Groupade, ein Sprung des Pferdes, der höher ist, als eine Courbette.

Grube, Mörser, Hafen, so werden die Löcher in dem Grubenbaum oder Grubenstock bey Oel- und andern Stampfmühlen genannt.

Grubenbaum, Grubenstock, der starke Baum oder Trog, in dessen Löcher oder Gruben die von den Daumen der Daumwelle aufgehabenen Stampfen in den Oel- oder andern Stampfmühlen wieder hinab fallen, und in den Gruben den Saamen zerquetschen. Ein solcher Baum führt in den verschiedenen Stampfmühlen nicht einerley Namen, da er bald Löcherbaum, bald Trog u. s. w. heißt.

Grubenende, in Oberdeutschland ein Rebe, welcher zur Fortpflanzung in die Senkgrube gesenket, und auch ein Senkende oder Senker genannt wird.

Grubenkohlen, Ast- Span- Reiser, sind bey den Köhlern diejenigen Kohlen, die aus Abgängen, Spänen, Reisern und Zacken in Gruben gebrannt werden. Die vierkantige Grube ist 6 Fuß ins Gevierte weit, und 3 — 4 Fuß tief. In dieser zündet man von gedachtem Holze ein unbedecktes Feuer an, wirft beständig Holz nach, läßt die oberste Schicht endlich ganz ausbrennen, und löscht die Gluth mit Erde. Nach 24 Stunden werden die Kohlen ausgesiebt. Sie kosten vieles Holz, und sind bey dem allen doch schlecht.

Grubenköhler, Lichtköhler, so heißen diejenigen, die obgedachte Kohlen schwelen.

Grüh, Grau, Gray, unser kleinster Fisch, den der gemeine Mann auch **Tausendfisch,** auch **Mutterlosen** zu nennen pflegt. Viele meynen, dieser Grüh sey der Saame aller Fische, weshalb auch das Fangen desselben hie und da verboten ist. Es ist aber vielmehr anzunehmen, es sey eine besondere Fischart, weil diese Fischchen alle einerley Gestalt haben. Wären sie der Saame von allerhand Fischen, so würde man einen Unterschied unter ihnen bemerken, und einen jungen kleinen Hecht von einem jungen Barse, Bley, Aale, Karpfen u. s. f. unterscheiden können. Einige betrügliche Fischer verkaufen den Saamen von allerhand Weißfischen, als Plötzen, Güstern, Rothaugen, Flinken, welche im Frühlinge und Herbste zusammen laichen, und durch einander gehen, unter dem Namen Grüh: aber man erkennet den Betrug daran, daß der wahre viel kleiner und gleichförmiger ist; bey jenem aber bemerkt man unter den Fischchen einige Ungleichheit; auch wird der falsche bald groß, der rechte aber bleibt immer klein. In der Spree und Havel, sonderlich bey Spandau, wird der rechte Grüh im Frühjahre und Herbste häufig gefunden und gefangen. König Friedrich II. war ein großer Liebhaber davon; die Spandauischen Fischer mußten ihm Grüh, der sehr gut schmeckt, von Zeit zu Zeit zu seiner Küche liefern.

Gründling, Grundel, Bachkresse, eine Art kleiner Fische, die diesen Namen daher führen, weil sie sich gern im Grunde des Wassers aufhalten. Sie gehöret zu der Zahl derjenigen Fische, die nur klein bleiben, da sie gemeiniglich 4 — 5 Zoll, niemals aber über 6 Zoll lang sind. Das Maul ist gebartet, die Schuppen an der Seite silberfarben mit etwas Blau versetzet, der Rücken dunkel mit schwarzen Puncten, der Bauch weiß; die Floßfedern an den Kiefern sind röthlich, am Ende des Bauches noch ein Paar, auf dem Rücken nur eine einzelne. Der Schwanz endiget sich in zwo Spitzen. Diese Fische sind nicht einsam, sondern gehen gesellschaftlich, laichen im März, und sind, außer dieser Zeit, fast das ganze Jahr gut. Sie leben von allerley kleinem Gewürme, Moos und anderm Wassergrase.

Grüne Fische, nennt man im gemeinen Leben frische Fische, zum Unterschiede der getrockneten, geräucherten, eingesalzenen und marinirten; wie man auch frisch geschlachtetes Fleisch grünes zu nennen, und es von eingepökeltem und geräuchertem zu unterscheiden pflegt.

Grünfink, Grünling, oder, wie der gemeine Mann in unsrer Gegend spricht, **Grünzling, Grünschlinz,** unter welchem Namen er auch oft den Goldammer verstehet, ist der grüngelbe Dickschnäbler, und ein Vogel aus dem Untergeschlechte

der

der Sperlinge. Er hat den Namen von seiner grüngelben Farbe. Das Männchen ist am Kopfe grüngelb, Backen aschfarbig, Rücken mehr bräunlich als grün, unten auf dem Bürzel bis an den Schwanz hochgrün, die mittlern Schwanzfedern grün mit schwarzen Spitzen, die andern zur Seiten schwärzlich. Kehle und Brust hochgelb, und unten nach dem Bauche zu weißlich. Das Weibchen ist ganz aschfarbig und grau, hat wenig Grünes und Gelbes. Dieser Vogel brütet zweymal in dicken Gesträuchen, hat 4 — 5 Jungen, die er aus dem Kropfe ätet. Er kann im Winter leicht eingefangen, mit Hanfkörnern, Hirse, ebenfalls auch mit Haber, gefüttert, und auf solche Weise in einem Vogelhause lange erhalten werden, da man ihm denn auch, nach Beschaffenheit der Jahreszeit, zuweilen grüne Kräuter daneben geben, und zum Verspeisen, weil sein Fleisch unter die Delicatessen zu rechnen ist, aufbehalten kann. Wo dieser Vogel im Sommer und Herbste sich aufhält, da befreyet er die verschiedenen Kohlarten bald von den so genannten grünen Kohlraupen. Er schadet aber zugleich auch den verschiedenen Gartengesämen, und verschonet sogar die Gerste und den Haber nicht, deren Körner er, wenn solche noch in der Milch sind, bereits angreift und verzehret.

Grünspecht, ein wegen seiner grünen Farbe so genannter Vogel, zu den Spechtarten gehörig. Er ist kleiner, als der gewöhnliche Schwarzspecht. Der Schnabel ist weißgrau, unten mehr weißlicht; auf dem Kopfe hat das Männchen einen hochrothen Wirbel, wie der schwarze Specht, die Backen bis gegen die Ohren ganz schwarz, so auch das Kinn, nur mit etwas Roth vermischet. Hals und Rücken dunkelgrün bis auf den Bürzel, wo sich ein gelbgrüner Fleck findet. Die Flügel meist grün, Schwingfedern bräunlicht, mit Grün und Weiß vermischet. Der Schwanz bräunlicht mit schwarzen und grauen Flecken gezeichnet. Kehle, Brust und Bauch durchgehends weißgrau. Die Füße blaugrün. Das Weibchen hat überall schlechtere Farben, und nichts von dem Rothen auf dem Kopfe. Dieser Specht nistet gern in hohlen Bäumen, in Espen, Buchen, Eichen, legt seine Eyer auf das faule zermalmte Holz, und brütet 6 bis 8 Jungen nur einmal im Jahre aus. Seine Nahrung sind die Holzwürmer in faulen Bäumen, Regenwürmer, Ameisen und ihre Eyer, bey deren Haufen er leicht gefangen wird. Im Winter sucht er die Raupeneyer und Puppen; aus den Ritzen der Wände und Bäume aber die versteckten Gewürme und andere Nester der Insecten heraus.

Grütze, eine Art Graupen, oder ein gröblich gemahlner, und meistentheils von Hülsen gereinigter, Getreidesaamen. Man wählet hierzu sonderlich den Haber und das Heidekorn, auch Weizen. Die Heidegrütze theilet man in ganz grobe, mittlere und feine, wovon die letztere auf den Tisch des Mittelmannes kömmt, und theurer, als die vorher gehenden Arten, bezahlet wird.

Grützmühle, wird als Wasser- oder Windmühle nur selten allein gefunden, aber wohl auf Mehlmühlenstampfen. Es sind gewöhnliche Stampfmühlen. Die Buchweizen- und Habergrütze läßt sich besser auf Handmühlen, die von Menschen bewegt werden, bereiten, und diese heißen eigentlich Grützmühlen. Eine solche Handmühle hat, wie gewöhnlich, zween kleine Mühlsteine in einem Lauf, die von Menschen-

händen bewegt werden. Der Grützmacher schüttet die Körner verschiedene Mal in den Rumpf dieser Handmühle, siebet die Grütze nach jedem Durchmahlen, nimmt jedesmal das Unreine ab, und bringt endlich die Grütze zur Vollkommenheit.

Grummet, ist dasjenige Heu, welches nach dem ersten Schnitt oder Abmähen der Wiesen gemacht wird. Da der Grummet ein weicheres oder zärteres Heu, als das vom ersten Schnitte, gemeiniglich ist: so wird es von dem jungen Viehe gefressen, und selbiges damit aufgefüttert. Nur ist darauf zu sehen, daß es fein trocken eingebracht werde, welches besonders bey dem allerletzten Grummet, der um oder nach Michaelis vieler Orten erst gemacht wird, am meisten beobachtet werden muß, da alsdenn längere Nächte, weniger warme und öfters viele regnichte Tage einfallen, und der Grummet bey solcher Witterung sehr schwer, in manchen Jahren wohl gar nicht, recht trocken werden kann, und in letzterm Zustande eine ungedeihliche und höchst ungesunde Fütterung für das Vieh abgiebt.

Grund, Grundgraben, ist die Aushöhlung der Erde, in welcher die Grundmauer zu einem Gebäude gelegt wird. Dieses Mauerwerk, welches in dem Grundgraben eingeschlossen wird, und bey den Franzosen fondement heißt, muß nach der Last des darüber aufzuführenden Gebäudes nach der gehörigen Tiefe und Stärke eingerichtet werden.

Grundangel, eine Angel, womit man die Fische auf dem Grunde zu fangen sucht.

Grundbalken, ist 1) der Balken, welcher den Grund eines Gebäudes ausmacht, und auch Grundschwelle genannt wird; 2) der Balken, worauf das Dach errichtet wird; 3) beym Mühlenbau der **Grundbaum**.

Grundbau, bey einem Gebäude alle Veranstaltung der Baukunst in der Erde, um dem Gebäude einen sichern Stand zu verschaffen. Ist das Erdreich, worauf das Gebäude zu stehen kömmt, von guter und fester Beschaffenheit, so bedarf es nur der Grundgräben und der darin aufzuführenden Grundmauern. Ist aber der Boden lose und sumpficht, so wie auch beym Wasserbau, z. B. bey Errichtung einer Brücke, so werden überdem noch Grundpfähle und ein Rost erfordert. Der vor wenig Jahren verstorbene königl. Oberbaurath Manger mußte, auf Befehl des Königs, zu Potsdam im J. 1783, einen sehr kostbaren Grundbau vollführen. Friedrich Wilhelm I. hatte bey Erweiterung nur besagter Stadt einen so genannten faulen See ausfüllen, und einen Theil desselben mit Häusern bebauen lassen. Friedrich II. hatte solche wieder abtragen und an ihrer Statt neue steinerne Häuser, drey Etagen hoch, jedoch auf dem alten Pfahlroste, aufführen lassen. Es dauerte nicht lange hierauf, daß man an dreyen solcher Lastgebäude Spalten in den Mauern und Senkung der Fußböden bemerkte, und von den Einwohnern darüber geklaget wurde. Nachdem also diese und einige benachbarte Häuser kaum sechszehn Jahre gestanden hatten, wurden sie auf königlichen Befehl wieder niedergerissen. Es wurden, da die einzuschlagenden Pfähle eine Länge von mehr als 70 Fuß unter dem Straßenpflaster erforderten, den ganzen Sommer hindurch vom April bis in den Herbst hinein, täglich an die 18 Rammen

ohne Unterlaß gebraucht. Zu 7 auf Pfählen zu stehen kommenden Häusern wurden 506 Pfähle eingeschlagen, und die Grundarbeit allein kostete 63,948 Thlr. der Bau dieser Häuser aber selbst 78,000 Rthlr., woraus man ersiehet, daß ein Grundbau öfters fast eben so viel, als der Oberbau kosten kann. Wer nun einen Grundbau zu unternehmen Willens, und darinn unerfahren ist, dem ist anzurathen, folgende 3 Hefte, die von 1783 bis 1786 unter dem Titel: Mangers Beyträge zur praktischen Baukunst, in Octav heraus gekommen sind, und worinn alles dergleichen Bau Betreffende ausführlich angezeigt wird, sich bekannt zu machen.

Grundbette, Landfeste, Vernätherung, Uferdecke, Deckwerk, eine Bedeckung des schrägen Ufers mit Faschinenlagen. Man stößt zu diesem Behuf von einem ziemlich abschüßig und brüchig gewordenen Ufer so viel strohmwärts herab, daß ein ziemliches Dossement entsteht. Hierauf belegt man diese Fläche etwa 2 Fuß hoch mit Faschinen, deren Spitzen herab in den Strohm hängen, leget Würste queer über die Faschinen, und heftet sie mit gewöhnlichen Handpfählen fest. Endlich überträgt man diese Verflechtung mit Erde, und bepflanzet sie mit Reisern, damit sie begrünen. Dieses ist ein Mittel, steilen und abbrüchigen Ufern der Flüsse und Seen eine Abdachung zu verschaffen.

Grundbohrer, ein Bohrer, womit der Maurer den Grund oder Boden untersucht, worauf ein Gebäude errichtet werden soll. Der Bohrer hat vorne eine in die Erde dringende Spitze, und über dieser einen Löffel oder Sack, der die Erde mit heraus bringt. Er besteht aus mehrern Gliedern, die man nach und nach anschraubet, so wie man nach und nach in die Erde eindringt. Zwo Personen bewegen ihn beym Gebrauch. Der Maurer zieht beym Bohren zum öftern den Bohrer aus der Erde, und aus der damit hervor gezogenen Erdart beurtheilet er die Beschaffenheit des Bodens, und wie tief er den Grundgraben auswerfen muß. Er bohret aber gern so tief, bis er Kiessand findet. Insbesondere dient dieser Versuch dazu, vorläufig den Anschlag zu machen, wie viel der Grundbau etwa kosten möchte. Denn man bohrt auf den Platz des zu errichtenden Gebäudes an verschiedenen Orten.

Grunddamm, ist beym Wasserbau eine Art von Wehr oder Bär. Es ist eigentlich eine unsichtbare, auf dem Grundbette der Flüße angelegte Erhöhung, einen gar zu schnellen Verlust des Wassers in einer gewissen Gegend zu vermeiden. Durch diese Grunddämme wird etwa ein Graben gestauet, der ein Schloß oder eine Stadt umgiebt, und dessen Wasservorrath zu mancherley ökonomischem Gebrauche genutzet werden soll; oder man will einen Fluß nur auf eine gewisse Weite beständig schiffbar erhalten; oder man will ein Gefälle, ohne die Strohmbahn zu schmälern, schwächen. Doch läßt er sich bey großen Flüssen gar nicht anbringen. Hat dieser Grunddamm gar keine große Haltbarkeit nöthig: so ist eine wohl verflochtene Faschine hinreichend genug, das Vorhaben auszuführen. Soll es aber eine dauerhafte Anlage seyn, so lasse man gewöhnliche Pfähle in zwo Reihen einrammen, lege auf die Pfähle in gehöriger Weite Schwellen, verbinde diese mit Riegeln und Klammern, und schlage endlich, wenn es die Flüchtigkeit des Grundsandes, oder die Höhe des Grund-

dammes

dammes erfordert, Spundbretter vor, so ist der Grunddamm fertig.

Grundfeste, Pippau, Crepis L., ein mit dem Habichtskraute nahe verwandtes Geschlecht, welches aus krautartigen Pflanzen mit Blumen bestehet, welche aus zungenförmigen Blümchen zusammen gesetzt sind, unter denen es manche recht artige schön verzierende Blumenpflanzen giebt.

1) **Rothe G.**, C. rubra. **Vaterland:** Apulien. **Wurzelblätter:** lanzettförmig, zerrissen und buchtig, wie die des Taraxacum, auf dem Boden ausgebreitet. **Stengel:** erhebet sich zwischen den Blättern, 1½ F. hoch, theilet sich in viele aufrechte Zweige, mit länglichten, leyer-schlichthobelförmigen, umfassenden Blumen besetzt. **Blumen:** auf jedem Zweige Eine, groß, angenehm roth.

2) **Bärtige G., bärtiger Pippau, Christauge**, C. barbata, Oculus Christi. **Vaterland:** Montpellier, der Vesuv, Sicilien, an den sandigen Seeufern. **Wurzelblätter:** lang, lanzettförmig, glatt, etwas gezähnt. **Blumen:** auf den Enden aller Zweige, die äußern Blümchen oder der Umfang glänzend gelb, die mittlern oder die Scheibe schwarz oder dunkelpurpurroth, mit Hüllen, die aus borstigen, zerstreuten Schuppen bestehen, und länger sind, als der Kelch. Hievon ist eine Abart: **Spanische G.**, C. Baetica. **Vaterland:** Spanien. **Sorten:** 1) mit hochgelben, 2) mit schwefelgelben Blumen, welche beyde eine dunkelpurpurrothe Scheibe haben, und, nebst denen der Hauptart, um so viel besser gehalten werden, je glänzender gelb ihre äußern, und je dunkler ihre innern Blümchen sind.

Die Blumen dieser zwo Arten, die vorzüglichsten unter allen dieser Gattung, sind groß, und aus vielen flachen, dachförmig über einander liegenden Blümchen zusammen gesetzt, welche, wenn sie völlig aufgeblühet sind, eine strahlenförmige Blume bilden. Sie blühen im Jun., Jul. und August, sind außerordentlich schön, und geben im Herbste eine Menge reifen Saamens, aus welchem, wenn er ausfällt, ohne weitere Bemühung viele neue Pflanzen entspringen. Sie sind beyde eine vortreffliche Zierde der Rabatten, und anderer Abtheilungen der Lustgärten, und kommen in allen Gärten fort. Will man Aussaaten machen, so muß die erste, sobald der Saamen reif ist, im Jul., August, Sept. und Octob. geschehen. Die von dieser in demselben Jahre entspringenden Pflanzen dauern den Winter aus, und blühen im May, Jun. und Jul. Die andere Aussaat aber, welche zur Schmückung der Rabatten auf den Herbst bestimmt ist, mache man im Frühjahre, etwa im April, und diese blühet vom Jul. bis zum Oct.; ja man trifft von ihr sogar oft noch im December bey milder und offener Witterung Blumen an, weil solche nicht so zärtlich sind, daß die erste kalte Witterung sie sogleich zu Grunde richtete. Diese sind dann etwas Neues, und können zur Verzierung der Zimmer genutzt werden, weil sie, der späten Jahreszeit ungeachtet, noch recht gut aufzublühen pflegen.

3) **Dachgrundfeste, Dachpippau, gemeines Habichtskraut**, C. tectorum. **Vaterland:** Europa, auf dürren Plätzen und Dächern. **Stengel:** theilet sich in wenige aufrechte Zweige. **Blätter:** lanzett-schlichthobelförmig, ungestielt, eben, die untern gezähnt. **Blumen:** klein, gelb, im Jun. und Jul.

4) **Große Grundfeste, großes Habichtkraut, Dioscoridis-Pippau.** Vaterland: Frankreich, Sibirien, die Pfalz, auch bey uns auf dürren Wiesen, Hügeln und Weinbergen. Blätter: die auf der Wurzel leyerförmig gezahnt, glatt, wie die des Endivien gezähnelt, die am Stengel spießförmig, umfassend. Stengel: fast winklich, ästig, 1 Fuß hoch. Blumen: auf den Enden, einzeln, gelb, im Mittelpuncte purpurroth, mit fast filzigen Kelchen, die gepudert sind. Die Blumen sind, ehe sie sich öffnen, purpurfarbig. Die Pflanze enthält, wie viele andere dieses Geschlechts, eine bittre Milch, und die weichen und saftigen Blätter werden von den Schaafen gern gefressen.

5) **Zweyjährige G., zweyjähriger Pippau, Felshabichtkraut mit rauhen Chondrillenblättern,** C. biennis, wird auf sandigen Brachäckern und Triften gefunden. Eine hochwachsende Pflanze. Stengel: winklich, rauh, ästig, 4—5 Fuß hoch. Blätter: schlichthobelförmig-geschlitzt, rauh, an der Basis nach aufwärts zu gezähnt, die an den Stengeln kleiner. Blumen: auf jedem Zweige Eine, ganz gelb, mit zackigen Kelchen, im Jun. und Jul. Wird diese Pflanze verpflanzt, so werden die Stengel nicht so hoch.

6) **Schöne G., schöner Pippau,** C. pulchra. Vaterland: Frankreich, Italien. Stengel: rinnenförmig, ästig, 1½ Fuß hoch. Blätter: pfeilförmig, gezähnelt. Blumen: in Rispen, klein, mit pyramidenförmigen glatten Kelchen, im Jul.

Es giebt noch einige Arten dieses Pflanzengeschlechts, die, weil sie weniger bekannt sind, übergangen werden.

Grundfische, sind solche, die sich in den Gründen der Gewässer, theils des Fraßes, theils der Sicherheit wegen aufhalten. So haben wir z. B. Grundforellen, Grundhechte, Grundkarpfen, die man so nennet, weil sie sich im Schlamme verbergen, und beym Fischen erst aus ihrem Lager mit Stangen auf- und ausgejagt werden müssen.

Grundgerechtigkeit, ist die einem Grundstücke anklebende Befugniß, den Eigenthümer eines andern Grundstücks in der freyen Ausübung seiner Eigenthumsrechte einzuschränken. Bey einer, von dem angeblich Berechtigten, in dem belasteten Grundstück gemachten neuen Anlage gilt die Vermuthung, daß ihm dadurch eine Grundgerechtigkeit habe eingeräumet werden sollen. Grundgerechtigkeiten, die den Nutzungsertrag des belasteten Grundstücks schmälern, und durch keine in die Augen fallende Kennzeichen angedeutet werden, besonders Huthungs- und Holzungsgerechtigkeiten muß der Berechtigte in das Hypothekenbuch des belasteten Grundstücks eintragen lassen. A. L. R. Th. I. Tit. XXII. §. 15—19.

Grundhaken, bey den Fischern ein Haken an einer langen Stange, womit Dinge, z. B. Reusen, aus dem Grunde des Wassers heraus gehoben werden.

Grundheil, Vielgut, Bergpeterlein, Oreoselinum offic. Vaterland: bey uns in Menge auf hohen Triften, Hügeln, trocknen Wiesen und dergleichen Wäldern. Wurzel: dauerhaft, kegelförmig, oberwärts mit den alten vertrockneten Blätterstielen besetzt. Wurzelblätter: langgestielt, glänzend, oberwärts dunkel-, unterwärts blaßgrün, groß, in viele

viele Aeste getheilet, oder vielfach gefiedert, und die kleinen Blättchen drey- oder fünffach eingeschnitten. Die Ribbe des Blattstieles macht die Pflanze leicht kenntlich. Wo die Aeste ansitzen, und sich vertheilen, ist solche gleichsam eingeknickt und rückwärts gebogen, so daß das ganze Blatt mehr rundlich als flach erscheinet, und die Abtheilungen desselben öfters unter einander verwickelt sind. **Stengel:** selten in Aeste abgetheilet, 2—3 Fuß hoch, glatt, nicht nur, wie bey den meisten schirmtragenden Pflanzen, durch Knoten abgetheilet, sondern auch bey jedem Knoten etwas wenig gebogen, und daselbst mit der Blattscheide umgeben. Die Stengelblätter sind den Wurzelblättern ähnlich, nur viel kleiner. **Dolde:** am Ende des Stengels oder der Aeste, aus 8, auch wohl mehrern schmalen Blättchen bestehend; hat eine allgemeine Einwickelung; auch die einzelnen Dolden haben dergleichen vielblättrige Einwickelung. **Blumenblätter:** fünf weiße, einander ähnlich, in 2 Lappen gespalten. **Saamen:** die beyden eyförmig, platt zusammen gedrücket, doch äußerlich etwas erhaben, und mit 5 Linien bezeichnet. Die ganze Pflanze enthält wirksame Theile. Aus der zerschnittenen Wurzel fließt ein weißlicher, harzichter, bitterlicher Saft. Die Blätter haben einen angenehmen Geruch und gewürzhaften Geschmack, mit welchen auch der Saamen überein kömmt. Die Blätter sind hauptsächlich in Gebrauch, oder verdienen vielmehr, daß sie häufiger, als bisher geschehen, gebraucht werden; denn sie sind ein blutreinigendes, auflösendes, harntreibendes und stärkendes Mittel, und dienen vornehmlich bey Brustkrankheiten, da sie den Schleim auflösen, und den Auswurf befördern, nicht aber, wie viele andere dergleichen Mittel, die Lungengefäße schwächen; man bedienet sich dieser Blätter am besten als Thee; und da solcher angenehm schmecket, könnte er am füglichsten mit dem ausländischen Thee, der schwachen Mägen eine gar empfindliche Erschlaffung macht, verwechselt werden, da der Magen dadurch ungemein gestärket, und dessen Schleim dadurch zugleich aufgelöset wird. Es sind viele Kenner dieser Pflanze bekannt, welche sich an diesem Thee gewöhnet, und da er so wohlschmeckend ist, solchen gern, und mit Nutzen viele Jahre getrunken haben.

Grundhobel, ein Hobel, womit der Tischler Rinnen zu Leisten oder andern Vertiefungen gründet, d. i. in der Tiefe glatt hobelt. Es ist nur ein schmaler Hobel, dessen Eisen in die Vertiefung passen muß, und gleicht übrigens dem Schlichthobel.

Grundholz, ist ein Stück Eichenholz, welches bey Brunnenkünsten in einem Wasserkasten eingesetzet, und sowohl von oben, als auch von einer Seiten durchlöchert wird. Die Löcher an der Seite werden mit Seiherblechen verwahret, damit nichts Unreines zu den Ventilen kommen kann; in die obere Löcher aber werden die Stiefel eingesetzet.

Grundlage, Einbettung, ist beym Wasserbau die Gründung in tiefen Wassern aus Nadelholz, Ellern, Weiden oder aus Faschinen und Würsten, um hernach einen Bau, er sey von welcher Art er wolle (von Steinen ausgenommen) darauf aufzuführen.

Grundlagerhölzer, Sandstracken, sind Bauhölzer, welche in den Grund oder Sand gelegt, auch manchmal auf Pfählen aufgezapft werden, um auf

selbige einen Rost oder Boden zum Bauen zu legen.

Grundlage von Bruchsteinen, ist eine kleine Gründung, welche bey dem Geschosse zur ebnen Erde gemacht wird, um allda das Gebälk, worauf der Fußboden von Brettern genagelt wird, oder die Steinplatten zu legen.

Grundmauer, ist bey den Gebäuden die unterste Mauer, welche sich in der Erde befindet, absatzweise gemauert ist, und zum Fuße der übrigen aufzuführenden Mauer dienet. Unter jeder Umfassungs- und Scheidewand eines massiven Gebäudes muß eine Grundmauer errichtet werden, und alle diese Mauern, unter einem Gebäude zusammen genommen, heißen der Grund oder das Fundament. Ihre Höhe richtet sich nach der jedesmaligen Tiefe des Grundgrabens, doch so, daß sie noch etwas aus der Erde hervor raget. Ihre Dicke oder Stärke wird durch die Dicke der Mauern im ersten Stockwerke bestimmt. Denn die Grundmauer wird einen halben Backstein (diesen nach der Länge genommen) stärker aufgeführet, als die Mauern oder Wände des ersten Stockwerks. Man errichtet die Grundmauern aus festen Backsteinen, oder Sandsteinen, aus ungebrannten Kalksteinen, oder auch aus großen Feldsteinen.

Grund mit verlornen Steinen, Enrochement, Fondation à pierres perdues, ist eine Gründung, welche man an einem wässerichten Orte anlegt, und wo man das Wasser nicht ausschöpfen kann. Man senket daher eine große Menge Steine ein, um eine starke und dicke Mauer bis über das Wasser zu erheben, und wenn dieselbe gut geebnet worden, wird ein Boden von Bohlen darauf gelegt, und sodann eine Maueranlage darauf gemacht.

Grundpfahl, ist derjenige Pfahl von starkem, in der Erde nicht faulendem Holze, an welchem unten eine Spitze angehauen, oder welcher, wenn im Grunde Steine seyn können, mit Eisen beschuhet, und eingerammet wird. Dergleichen Pfähle werden auf einem sumpfigen zu bebauenden Boden, bey Wasserwehren, Schleusen, steinernen Kayen, und zu Brückenpfeilern gebraucht, und müssen tief in den Boden eingeschlagen werden. Alsdann säget man sie oben nach der Schnur in rechter Gleichung ab, schneidet Zapfen daran, und zapfet einen Rost darauf.

Grundreben, Wasserreben, diejenigen Reben oder Sprossen, welche von den Thau- oder Wasserwurzeln hervor getrieben werden.

Grundriß, Plan, ein nach dem verjüngten Maaßstabe gemachter Entwurf, wie eigentlich gewisse Theile eines körperlichen Dinges nach einer horizontalen Lage, wenn sie senkrecht angesehen werden, erscheinen, und welchen Raum sie auf der Erde einnehmen. Dergleichen Grundrisse oder Zeichnungen macht man von allen Stockwerken eines Gebäudes, und bestimmt in dem Riß durch Linien, wie alle Gemächer und andere Behältnisse in jedem Stockwerke angebracht werden sollen.

Grundsauer, in einigen Gegenden, der vom vorigen Backen aufbehaltene gesäuerte Teig, womit beym nächsten Backen gesäuert wird.

Grundschwelle, die unterste Schwelle, oder das starke Holz in dem untersten Stockwerke eines hölzernen Hauses, worauf

auf die Ständer oder die ganze Wand eines hölzernen Gebäudes stehen, wenn solches von Fachwerk aufgeführet wird. Sie trägt also das ganze Gebäude, und daher nimmt der Zimmermann dazu starkes, gesundes Holz, entweder von Eichen oder guten Kiefern. Es ist aber sehr zu widerrathen, diese Schwellen, wie man es leider noch hie und da in manchen Ländern erblicket, auf der blossen Erde hinzulegen. Man kann es nicht genug sagen, wie sehr man sich hiedurch, oder der Zukunft, schader. Auch zu den leichtesten Gebäuden muß vorher tauglicher Grund gesucht, und auf solchen erst eine Fundamentmauer über die Oberfläche des Erdbodens bis $1\frac{1}{2}$ Fuß, oder, wenn der Boden auch nur etwas feucht oder locker ist, 2 Fuß aufgeführet werden, ehe die Schwelle gelegt wird. Eine geringe Ersparung im Anfange kann gar bald die Ursache zu den beschwerlichsten Ausbesserungen geben.

Grundschwelle, beym Wasserbau dasjenige Stück Holz, worinn die Pfanne eingelassen wird, in welcher sich der Zapfen einer Schleusenthür herumdrehet.

Grundsichel, bey der Fischerey eine Sichel auf einer langen Stange, die auf dieser etwas schräge gerichtet ist. Der Fischer räumet hiemit ein Gewässer aus, wenn irgendswo Schilf, Rohr u. dergl. stehet, so ihm in seiner Arbeit hinderlich seyn könnte.

Grundsitz, ein Stück Leinwand, welches von dem Sattler über die beyden Grundgurte nach der ganzen Länge und Breite des Sattelbaums geleimet, und worüber hernach der Ueberzug angebracht wird.

Grundstein: 1) Ein Stein, der in das Fundament eines neuen beträchtlichen Gebäudes öfters mit vielem Gepränge gelegt wird, worauf die Jahrzahl des Baues, auch wohl eine Denkschrift stehet, und wobey man auch öfters eine metallene Kiste oder Büchse mit Münzen, Schriften u. s. w. stellt; 2) das unterste viereckigte Stück des Säulenstuhles, oder das untere Stück einer ganzen Ordnung.

Grundwasser, alles Gewässer, das aus der Erde hervor steigt, und von den benachbarten Flüssen, Seen und Bächen seinen Ursprung hat. Im Deichbau heißt auch oft das Drängewasser Grundwasser, weil es unter dem Grunde, unter und neben den Deichen hervor dringt.

Grundwerk, wird vor allen unterschlächtigen Mühlen, in nicht sonderlich schnell fließenden Ströhmen angeleget, um das Wasser durch das Steigen zum Falle zu nöthigen. In einiger Entfernung von dem Wasserrade wird queer über dem Strohm eine Reihe Pfähle eingerammt, auf welchen der starke Fachbaum horizontal zu liegen kommt. Der Abstand dieser Pfähle von einander hängt von dem Grunde im Bette des Strohmes ab. Je schlechter solcher ist, desto mehr Pfähle müssen neben einander eingerammet werden, und umgekehrt. Unmittelbar vor dem Fachbaum rammet man abermals eine Reihe Spundpfähle dicht neben einander ein. Der Fachbaum liegt einen Zoll höher, als der so genannte Fehr- Wehr- oder Sicherpfahl. Die Höhe dieses Pfahls wird von der Obrigkeit des Orts festgesetzt, damit die übrigen Mühlen auf den Strohm nicht Mangel an Wasser leiden. Damit sich aber der Pfahl nicht abnutze, so beschlägt ihn der Müller oben mit Kupferblech. Vor dem Sicherpfahl kommen 4 Reihen Pfähle

in gleicher Entfernung zu stehen, wovon die erste Reihe 9 Zoll tiefer steht, als die nächst vorher gehende Reihe. Auf diese sämmtlichen Pfähle wird vom Anfange an bis an den Sicherpfahl eine Vertäfelung von Bretern gelegt, auf welche sich das Anschlagewasser bis zu dem Fachbaum heraufspület, und von dem Fachbaum wieder zum Wasserrade hinabfällt. Diese Vertäfelung nebst den Pfählen heißt der Heerd. Auf der Seite des Fachbaums nach dem Wasserrade zu werden abermals einige Reihen Pfähle eingerammet, worauf die Jochstücken liegen, welche den Fachbaum befestigen, und ein Gerinne (s. dieses) von Bretern tragen. Zum Grundwerke gehöret also Heerd, Sicherpfahl, Gerinne und überhaupt sämmtliches Pfahl- und Rostwerk.

Gruppe, ist bey der Bildhauerey und Malerey eine Verknüpfung mehrerer Figuren zu einem Ganzen. Die Figuren einer Gruppe müssen nicht ohne Zweck, sondern dergestalt zusammen gestellt seyn, daß im Ganzen Einheit der Handlung ist, welches von der Erfindung des Künstlers abhängt.

Guckert, eine alte Messerklinge, die mit dem Rücken unter einem kleinen Heft oder hölzernen Stab befestiget ist. Es wird hiemit von dem Bäcker der Teig von dem Beutendeckel abgeschabt, wenn er hierauf der Brodt- oder Semmelteig ausgewirkt hat.

Guckfenster, Kappfenster, ein kleines, in einem größern oder auch in einer Thüre angebrachtes, Fenster, um dadurch zu beobachten, was außer dem Hause, oder innerhalb eines Gemachs vorgehet, ohne nöthig zu haben, die Thüre oder das große Fenster zu öffnen.

Gueridons, Geridons, sind 1) eigentlich die hohen von Silber, Messing und anderm Metalle gedreheten, und auf mancherley Art verzierten Altarleuchter; 2) heißen also die ähnlichen, von Holz auf mancherley Weise gedrehten oder geschnitzten, und sodann braun oder schwarz lackirten, gebeizten, oder auf andere Art verzierten Säulen oder gewundenen Docken, die unten mit einem kleinen Fuße, oben aber mit einer Platte oder einem Teller versehen sind, worauf man einen Leuchter setzen kann. Man bedienet sich ihrer sehr bequem, insonderheit in den Pracht- oder Putzzimmern, wo sie gemeiniglich zu beyden Seiten eines Putztisches an einer Wand stehen, um Leuchter mit brennenden Lichtern bedürfenden Falles darauf zu stellen.

Gugenthürmlein, Donjon, ein kleines, von Holz oder Steinen verfertigtes, Pavillon, welches auf dem Dache eines Hauses in der Höhe errichtet ist, daß man eine schöne Aussicht haben kann.

Gührig, bedeutet bey den Eisenarbeitern so viel, als spröde; besonders wird vom spröden Stahle gesagt: er sey gührig.

Guinee, eine goldene, in England am meisten gangbare, Münze, die etwa 6 Thlr. 7 Gr. in Golde gilt, den Louisd'or zu 5 Thlr. gerechnet. Die ersten Guineen wurden von dem Goldstaube geprägt, den die Engländischen Schiffe von der Küste Guinea mitgebracht hatten, als wovon diese Münze den Namen bekommen.

Günsel, Ajuga L., Bugla. Die zu dieser Gattung gehörende Arten sind kraut-

krautartige, perennirende, zaser- und kriechend-wurzliche, niedrige Verzierungspflanzen mit 6 — 12 hohen Stengeln, welche gestreckte wurzelnde Schüsse treiben, unten mit kleinen, einfachen, eyrunden Blättern besetzt, und aufwärts mit vielen, um die Stengel quirlförmig geordneten, und bey einigen eine dichte Aehre bildenden, kleinen, im Apr. und May blühenden, und eine Menge im Jul. reifenden Saamen hinterlassenden Blumen gezieret sind. Die bekanntesten sind:

1) **Kriechender Günsel, Waldgünsel, Güldengünsel, blauer Guckguck, Wiesenkräutlein, Heilkräutlein**, A. reptans, Consolida media oder Bugula off. **Vaterland:** Europa in Gehölzen, auf Wiesen und feuchten Plätzen. Treibt, außer den sehr einfachen **Stengeln** aus der Wurzel, verschiedene kriechende, wurzelnde Wurzelsprossen, durch welche sich die Wurzel sehr ausbreitet. **Blätter:** umgekehrt eyrund, gekerbt, bräunlich, den Stengel zur Hälfte umfassend. **Blumen:** nahe unter dem Gipfel, in Quirlen, blau. Man hat Abarten mit purpurrothen und weißen Blumen. Die Blätter und Blumen dieser Art sind in der Arzneykunst gebräuchlich. Das Kraut ist bitterlich, etwas zusammen ziehend, und gehöret zu den Wundkräutern; es wird innerlich und äußerlich in allerley Blutflüssen, auch im weißen Flusse angepriesen, und als ein Trank gebrauchet. Man pfleget auch die Wunden und Geschwüre mit diesem Kraute, oder dem aus ihm gepreßten Safte auszuwaschen. Jetzo aber ist der Gebrauch selten.

2) **Pyramidenförmiger Günsel, Berggünsel, Steingünsel**, A. pyramidalis, Bugula pyramidalis. **Vaterl.** Deutschland, Schweden, die Schweiz. **Blätter:** eyrund, stumpf gezähnt, die auf der Wurzel sehr groß. **Stengel:** einfach, viereckig, zottig. **Blumen:** in dichten, pyramidenförmigen, aus Quirlen bestehenden Aehren, blau. Es giebt Abarten mit weißen, blaßrothen und gelben Blumen.

3) **Morgenländischer Günsel**, A. orientalis. **Vaterland:** der Orient. **Blätter:** zottig, eyrund, gezähnt, ungestielt. **Stengel:** zottig. **Blumen:** umgewandt, weiß, mit purpurrothem Rande. Die Abarten sind mit blauen, auch mit blau und weiß gefleckten Blumen.

Die beyden ersten Arten sind so dauerhaft, daß sie auf den Rabatten überall fortkommen, und durch das Verpflanzen zu einer spätern Flor können gebracht werden. Die letzte Art aber ist zärtlich, muß aus dem Saamen erzogen, die Stöcke in Scherbei gepflanzet, und diese den Winter über ins Glashaus gesetzet werden.

Es wird auch ein anderes Geschlecht **Günsel**, und zum Unterschiede **Sonnengünsel**, genannt, welches wir zugleich hier anführen wollen. Es ist solches Helianthemum Tournef. Die Blume ist wie bey den Cistenröslein beschaffen, das Saamenbehältniß aber öffnet sich mit drey Klappen, und ist nur einfächerich.

Von den eigentlich hieher gehörigen Arten wollen wir bemerken den **gemeinen Sonnengünsel, Sonnenrose, gemeine Zwergcisten, Feld- oder Heidenysop, Heidenschmuck, Cist-Gold-Feldröslein, Sonnenblümlein, Sonnengünsel**, Chamaecistus; Helianthemum offic. Cistus Helianthemum L. **Vaterland:** Europa, auf steinichten, sandichten, erhabenen Orten, auf hohen Triften, und um die Gebüsche. **Stengel:** zahlreich, dünne, zähe, gestreckt, holzig, die

Rinde braun. **Blätter**: länglich, zurückgedrehet, grün, auf der Oberfläche ein wenig haarig, auf der Unterfläche filzig, gegen über stehend, die Blattansätze lanzettförmig. **Blumen**: auf den Enden der Stengel, auf mäßig langen Stielen, nicht zahlreich, gelb, im Jun. und Jul. Man hat Abarten mit breiten und weißen, wie auch mit rosenfarbigen Blumen. Die Pflanze hat mit dem Günsel einerley Kräfte, und wurde ehedem zu den Wundmitteln gezählet, ist aber außer Gebrauch gekommen.

Gulden, eine Silbermünze von verschiedenem Werth nach den verschiedenen Gegenden. Z. B. ein Gulden nach dem Conventionsfuß gilt 16 gute Groschen; ein Gulden Giro, eine Rechnungsmünze zu Augspurg, 20 Gr. 4 Pf.; ein Pohlnischer Gulden 6 Gr. u. s. w.

Gummirwachs, geschmolzenes gelbes Wachs mit etwas zerlassenem Pech vermischt, womit die inwendige Seite des zu Bettzüchen bestimmten Zwilligs gummirt oder überstrichen wird, damit die Federn nicht durchkriechen können.

Gundermann, Gundelrebe, Donnerrebe, Erdepheu, Udram, Hedera terrestris off. Glecoma hederacea. Eine officinelle Pflanze. **Vaterland**: das nördliche Europa, an grasichten Orten, Hecken, Dämmen und Zäunen. **Stengel**: viereckigt, darnieder liegend, wurzelnd. **Blätter**: nierenförmig, gekerbt, haarig, gegen über stehend. **Blumen**: früh im März und April, bläulich-purpurroth, wirtelförmig an den Winkeln der Blätter. Abarten sind, mit weißen, rothen und blauen Blumen, alle von starkem, gewürzhaftem Geruch, lassen sich zu jeder Zeit, am besten aber im Herbste, durch Zertheilung vermehren, und breiten sich ungemein stark umher aus. Noch zieht man in Gärten 2 schöne Spielarten, welche entweder silber- oder goldfarbige Blätter tragen, und durch eingelegte Zweige häufig vermehret werden können.

An dieser bey uns so gemeinen Pflanze haben wir ein vortreffliches Arzneygewächse, welchem bey seiner ausnehmenden Eigenschaft und Wirksamkeit nichts fehlet, als daß es nicht aus Ostindien komme, und theuer bezahlt werden muß. Es reizet die festen Theile zu einer lebhaften Bewegung, verdünnet und löset die stockenden Säfte auf, reiniget solche, befördert die Verdauung und den Urin. Diese und andere Wirkungen kann sonderlich die frische und saftige Pflanze leisten, und man soll im Frühjahre den ausgepreßten Saft entweder allein, oder von andern ähnlichen Kräutern zugleich gebrauchen. Auch das getrocknete Kraut ist nicht zu verachten; hingegen kann man das daraus bereitete Extract und den Syrup entbehren. Es ist also von dieser Pflanze anzunehmen, daß sie bey verhärteten Eingeweiden eines Milzsüchtigen, oder bey Verhaltung der güldnen Ader und der monatlichen Reinigung, bey innerlichen Geschwüren, sonderlich der Brust und der Uringänge, beym weißen Flusse, auch bey der Krätze und andern Krankheiten der Haut, dienlich seyn könne. Die Essenz will man als ein untrügliches, Blähungen treibendes, Mittel loben. Die Roßärzte pflegen die gepülverten Blätter den Pferden unter das Futter zu mischen, wenn sie von Würmern geplagt werden; den ausgepreßten Saft aber, mit etwas Wein vermischt, den blind werdenden Pferden in die Augen zu tröpfeln. Die

Schaafe

Schaafe genießen diese Pflanze, wo sie auf Triften gefunden wird, so lange sie zart ist, und sie verwahret dieses Vieh auch vor Schwäche und Verstopfung der Eingeweide, folglich vor Räude, Geschwulst und Fäulniß. Ist aber das Vieh bereits anbrüchig: so wirket es zu stark, daß es den Genuß nicht lange aushalten kann. Vielleicht ist hierinn die Ursache zu suchen, daß in England der Gebrauch dieser Pflanze den Pferden tödtlich gewesen ist. Man hat, wie in den Lond. Chron. No. 1345. berichtet wird, das Herz ungemein erweitert, mit vielem Geblüte angefüllet, und in dem Magen und in den Gedärmen sehr viel Luft gefunden. Die Engländer legen das Kraut in die Bierfässer, um das Bier in der Gährung aufzuhalten und klar zu machen. Bey uns finden sich aber manche Familien auf dem Lande, welche die geschärbten Blätter in den ersten Frühlingstagen unter die bekannten Rühreyer mengen, und solche damit, Statt der sonst dabey gebräuchlichen Petersilie, abwürzen. Die Bienen sammlen aus den Blumen Honig.

Gurgel, Knie, das kleine Stück einer Röhre, welches unten an dem Stiefel bey Wasserkünsten angegossen wird, auf welches hernach die Kropfröhren mit ihren Ventilen angeschraubet werden.

Gurke, Cucumis sativus L., ein unter uns überall bekanntes und beliebtes Küchengewächse. Die bekanntesten Arten sind: 1) die frühe grüne Gurke; 2) die frühe weiße; 3) die lange stachlichte grüne; 4) die frühe Russische; 5) die lange stachlichte weiße; 6) die Bouquet- oder Traubengurke. Zum Anbau im freyen Lande ist die dritte, oder die lange, grüne Sorte, die gewöhnlichste und beste, sowohl zum Einmachen, als zum sonstigen Gebrauche in der Küche. Die Gurken erfordern ein gutes, fettes und sonnenreiches Land, ihre Erziehung aber wird nicht überall auf einerley Art betrieben. Nach des Herrn Bechstedts Anweisung soll man im May, wenn keine Nachtfröste mehr zu besorgen, an einem in Schutz gelegenen und sonnenreichen Orte, ein, oder mehrere Beete, 5 Fuß breit, gehörig umgraben und zubereiten, alsdann in einem jeden Beete, in der Mitte, nach der Schnur, eine kleine Furche ziehen, diese mit 1 bis 2 Zoll guter Erde ausfüllen, hierinn die Gurkenkerne ganz dünne und eben, etwa 2 Zoll aus einander, legen, und sie dann mit derselben Erde bedecken. Die aus den Furchen zu beyden Seiten aufgerissene Erde bleibt, bis weiter, ungerührt liegen, weil der Saame in der Vertiefung wärmer und feuchter, als im platten Lande, liegt, und geschwinder aufgeht. Wenn die Pflanzen etwas heran gewachsen sind, können sie mit dieser Erde, damit sie stärkere Wurzeln schlagen, behäuft werden. Wenn die Rinnen jeden andern Abend begossen werden, gehen die Kerne desto eher auf. Zu beyden Seiten der Beete kann man sogleich eine oder zwo Reihen Salatpflanzen setzen, die, wenn die Art gut und der Boden fett ist, vortreffliche Köpfe geben, und den Gurken, weil sie schon verbraucht sind, ehe diese sich ausbreiten, nicht schaden. Auch kann man zu Ende des Maymonats, allemal zwischen zwo und zwo Sallatpflanzen, in den äußersten Reihen, ein Korn vom schwarzen Erfurter Rettig stecken, als welcher ohne zu hindern, weil die Gurken zwischen ihm durchlaufen, oft zu ansehnlicher Größe wächßet.

Wenn die Gurken das dritte oder rauhe Blatt schießen wollen, so müssen sie bey trockner Witterung wenigstens jeden andern Abend begossen werden. Man darf auch nicht versäumen, die zu beyden Seiten liegende Erde bis unter die Blätter zu ziehen, und ihre Ranken, damit sie sich nicht in einander verwickeln, an beyden Seiten ordentlich auszubreiten. Hält man nun noch überdieß den Boden beständig rein und locker, so werden sie mit Ausgang des Jul. ihre Früchte zu liefern anfangen. Sollte im May und Jun. noch Frost und kalte Witterung einfallen, so kann man die zarten Pflanzen, damit sie nicht erfrieren, oder wenigstens nicht geschwächt werden, mit Matten, Bretern u. dergl. des Nachts bedecken.

Will man aber bey einer frühern Aussaat nichts verlieren, so nimmt man einen mit Sägespänen oder Gerberlohe gefüllten Blumentopf, bedeckt dann diese mit etwas leichter und frischer Erde, legt so viel Gurkenkerne, als man nothig hat, ganz dicht neben einander hinein, und zwar so, daß sie nur eben inwendig mit dieser Erde bedeckt werden, feuchtet sie etwas an, und setzt sie entweder auf, oder an einen Ofen, der warm, aber nicht heiß ist. Die Kerne werden alsdann in wenig Tagen zu keimen anfangen, da man sie dann, ohne sie zu verletzen, da, wo sie stehen sollen, einlegt. Auch kann man den Topf in einem warmen Zimmer vors Fenster setzen, damit die Kerne den Zugang der Luft und Sonne haben, und sie erst alsdann, wenn schon das dritte oder vierte Blatt da ist, an ihren Standort versetzen. Auf diese Weise kann man das Vorübergehen der kalten Nächte abwarten, und mit seinen so behandelten Gurken immer noch zu rechter Zeit nachkommen, und das Versäumte nachholen. Einige Gurkenliebhaber wickeln auch ihre Kerne in einen leinenen Lappen, und vergraben sie mit demselben etwa 2 oder 3 Tage, in frischem Pferdemiste, wo sich ihre Keime in der Geschwindigkeit entwickeln.

Die Kerne, die man legen will, sollen nicht zu neu und nicht zu alt seyn. Die frischen treiben zu sehr in die Ranken. Wenn sie 2 oder 3 Jahr alt sind, taugen sie am besten. Man soll solche nur in Papier oder Beuteln, nicht aber in einem fest verschlossenen Gefäße aufbewahren, da sie denn wohl 5 — 6 Jahre dauern. Man muß von den ersten Früchten die vorzüglichsten und wohl gewachsensten zur **Samenerziehung** auszeichnen, und so lange, bis sie anfangen zu faulen, auf den Beeten an den Ranken liegen lassen, alsdann sie aber der Länge nach in der Mitte durchschneiden, die Kerne absondern, und sie hierauf mit dem Eingeweide, entweder in einem Wassereymer, oder in einem andern Geschirre stehen lassen, und wenn sie dann einigemal abgewaschen, und hierauf wohl auf einem Brete dünne ausgebreitet und gut getrocknet worden, so werden sie wie vorgedacht, aufbewahret, und zwar so, daß die Mäuse nicht dazu kommen können.

Die 6te, oder die so genannte **Bouquetgurke**, welche in Rußland, weil sie so früh trägt und dauerhaft ist, besonders bey den Griechischen Priestern, welche sie in Töpfen häufig vor den Fenstern zu ziehen pflegen, in großer Achtung stehet, ist eine meistens aufrecht wachsende, 16 — 18 Zoll hohe Pflanze, die sich niemals eher biegt, bis das Gewicht ihrer büschelweise wachsenden Früchte sie niederzieht. Ihre kurzen, kleinen und häufigen Früchte haben mit unsern gemeinen Gurken einerley Güte, und, weil sie so frühe fortkommen,

einen

einen nicht geringen Werth. Wer sie daher zu ziehen Gelegenheit hat, der kann sowohl mit dieser, als mit der 4ten Sorte, sich Nutzen und Vergnügen verschaffen. Allein zum Anbau in den Mistbeeten verdienen die 1ste und 2te Sorte, von welchen die grüne zum Einmachen am geschicktesten ist, wegen ihrer größern und schönern Früchte, ihnen vorgezogen zu werden.

Nicht selten sind bey uns die Gurken einer gewissen Krankheit unterworfen, da sie wie gepudert aussehen, welches man gewöhnlich den Mehlthau, der darauf gefallen ist, zu nennen pflegt. Besieht man den Staub oder Puder der Blätter genau, so bemerkt man zuweilen eine Menge kleiner, dem blossen Auge kaum bemerkbarer, Insekten. Gemeiniglich ist hieran der Mangel des Begießens, oder zu magerer, dürrer Boden, auch Erkältung Schuld. Die schadhaften Blätter wegzuschneiden, hält die Fruchtbarkeit auf, indem die Pflanze wieder neues Laub hervor treiben muß. Die schadhaften Früchte aber soll man abbrechen; es treiben wieder neue. Eine fleckichte Frucht schmeckt bitter und taugt nicht viel. Zuweilen hat auch Asche, auf die Blätter bey stillem Wetter gegen die Abendzeit gestreuet, den Mehlthau abgewendet.

Da es aber bey der Küchengärtnerey nicht genug ist, die Gurken in freyer Luft zu ziehen, und die Liebhaber dieser Frucht solche gern aufs früheste haben wollen, auch in großen Städten viel Geld daraus gelöset werden kann, so muß man wissen oder wohl verstehen lernen, wie frühe Gurken zu treiben sind, indem die Gurken beym Treiben eine ganz andre Wartung, als die Melonen, erfordern. Jene nämlich wollen in den Mistbeeten viel mehr Erde, als diese, haben; sie sind härter, und lassen sich auch bey verschlossener Luft stärker treiben, brauchen nicht so viele Wärme, vertragen mehr Wasser, und dürfen niemals beschnitten werden.

Gewöhnlich macht man, um Gurkenkerne zu stecken, am Ende Decembers ein Mistbeet von einem oder mehrern Fenstern, das im Januar fertig ist, und worauf man, da es dauerhafte und anhaltende Wärme hat, zugleich andere Saamenarten zum Verpflanzen mit aussäet. Sobald der Mist in volle Bewegung geräth, füllt man das Beet mit 5 Zoll frischer und leichter Erde. Ist diese durchwärmt, so sticht man sie mit einem kleinen Grabscheit um, zieht sie mit der Harke eben, und bringt einen Zoll hoch alte, und zur Erde gewordene Lohe darauf, damit Nässe oder Feuchtigkeit, eine zu dieser Jahreszeit gefährliche Feindinn der zärtlichen Pflanzen, in der Oberfläche der Erde aufgehalten werde. Man legt gegen die Sonne reihenweise gerade unter den Fensterscheiben, die Kerne einen Zoll weit aus einander, und bedeckt sie ganz dünne mit Erde. Wenn das Beet seine erforderliche Wärme und nicht zu viele Hitze hat: so werden die Kerne, nachdem sie gut sind, innerhalb 3 — 4 Tagen anfangen zu keimen; und man kann, falls sie gut gerathen, unter einem einzigen Fenster unter 2 Reihen von Glasscheiben, so viele Pflanzen ziehen, daß verschiedene Beete hernach damit besetzet werden können. Zum Versetzen können die Pflanzen, voraus gesetzt, daß sie Lust zu wachsen haben, höchstens schon in 14 Tagen tüchtig seyn. Sie werden auf ein neues Beet, das, um ihr Wachsthum zu befördern, mit derselben Erde angefüllt ist, versetzt, nämlich so, daß sie mit ihren Stämmchen bis an die Saamenblätter in die Erde kom-

men. Sie wollen, gleich den Melonen, wenn es die Witterung erlaubt, eine ununterbrochene Wärme, und dabey den Zugang der Luft haben, welchen ihnen zu verschaffen in der frühen Jahrszeit oft sehr schwer fällt, da man jeden dazu bequemen Augenblick, so zu sagen, abstehlen muß. Hier ist überaus große Behutsamkeit nöthig, daß die Wärme in den Beeten nicht zu schwach, oder zu stark wird; daß man ihnen nicht zu viel oder zu wenig Luft giebt. Ohne diese Vorsicht, die man beynahe nicht übertreiben kann, würden die Pflanzen in kurzer Zeit zu Grunde gehen. Es ist daher, wie bey den Melonen, durchaus nöthig, damit die, durch die Bewegung des Feuers, in die Höhe getriebenen Dämpfe sich nicht an den Blättern und Stämmchen fest hängen und sie verderben, die Fenster in der Geschwindigkeit oftmals umzukehren und abzutrocknen, und dadurch, so viel möglich, die Luft zu reinigen. So nöthig aber und unentbehrlich diesen Pflanzen der Zugang der freyen Luft ist: so darf man es zu dieser Jahreszeit doch nicht allemal wagen, sie ungehindert unter die Fenster zu lassen, sondern man muß, nachdem es Zeit und Umstände erheischen, wenn die Fenster ausgehoben sind, Decken und Matten vor die Oeffnung stellen, damit die strenge Luft nicht unmittelbar auf die Pflanzen wirken kann, weil nichts schädlicher ist, als die gar zu schnelle Veränderung der Luft.

Haben die Pflanzen das so genannte rauhe, oder dritte Blatt erlanget, so ist es Zeit, sie dahin, wo sie bleiben sollen, zu versetzen, weshalb im Anfange des Februars ein Beet von anhaltender und dauerhafter Wärme in Bereitschaft zu halten ist. In der Mitte desselben macht man längshin eine kleine Furche, doch aber so, daß die Pflanzen, so weit wie möglich, von dem Mist entfernt zu stehen kommen; setzt diese dergestalt kreuzweise hinein, daß die Wurzeln in der Mitte gegen einander stehen, und drückt die Erde gegen den Stamm herum etwas gelinde an, daß sie bis an die Saamenblätter gehörig damit bedeckt werden, und die zarten Wurzelfasern nicht so leicht versengen. Um aber das Beet mit Vortheil zu benutzen, bedeckt man es einen Fuß hoch mit alter und trockner Lohe-rde, und setzt zu beyden Seiten zwo oder drey Reihen Sallat, und zwischen jede zwote Pflanze ein Paar Radieskörner. Damit die Pflanzen bald zu Kräften kommen, muß man sie so lange, bis sie von neuem angewachsen sind, durch dünnes Gesträuch vor den Sonnenstrahlen zu verwahren suchen. So wie die Pflanzen sich stärker ausbreiten, und ihre Wurzeln sich durch das Beet vertheilen, muß man ihnen nach und nach immer mehr Luft, und, wenn es nöthig ist, Wasser geben, auch zugleich gegen die Sonne, unter einer Reihe Glasscheiben, eine neue Aussaat von Gurken und Melonen zwischen den Sallatpflanzen vornehmen.

Fangen die Pflanzen an zu schießen, so muß die Erde von beyden Seiten bis unter die Blätter gebracht werden, und zugleich sind die Ranken, um ihnen den zu nehmenden Weg zu zeigen, mit einem kleinen Häkchen gegen die Erde zu befestigen, und sofort in die gehörige Lage zu bringen, weil sie nachher nicht mehr ohne Nachtheil gerührt werden können. Man hat nicht nöthig, wie viele thun, die Pflanzen, wenn sie zu frech wachsen, zu beschneiden, sondern man ziehe lieber, bevor sie sich zu viel ausbreiten, eine um die andere aus, damit die Pflanzen das Beet nicht überhäufen, und sich in einander verwickeln. In diesem

sem Falle ist es immer besser, unter einem Fenster 3 — 4 gute, als 6 schlechte Pflanzen zu haben. Das Vorurtheil, daß man durch eine überhäufte Menge von Pflanzen auch viele und gute Früchte erhalte, widerlegt die tägliche Erfahrung, indem sie uns lehret, daß die gar zu dicht sitzenden Früchte, weil die Luft sie nicht gehörig bestreichen kann, gemeiniglich entweder fleckicht werden und abfallen, oder sich anstecken und faulen. Unwissende Gärtner sind diejenigen, (es wird aber in manchen Gartenbüchern auch eben so fälschlich gelehret,) welche die männlichen Blumen, die sie gewöhnlich falsche Blüthen nennen, zum großen Nachtheil der Frucht, fast gänzlich abpflücken, da diese, wie es jedem Kenner bewußt ist, zur Befruchtung unumgänglich nöthig sind.

Werden nun die Pflanzen auf die beschriebene Art wohl gewartet, so werden sie, besonders wenn ihre Wartung von der Witterung begünstiget wird, innerhalb eines Monaths schon anfangen, ihre Früchte zu zeigen. Sie erfordern aber zu dieser Zeit noch die größte Aufmerksamkeit. Sobald sich nämlich die jungen Früchte in den Blüthen sehen lassen, muß Niemand säumen, so lange, bis sie durchgewachsen sind, sie den Tag über durch dünne Reiser zu beschatten, und dadurch die Heftigkeit der auf sie eindringenden Sonnenstrahlen zu mildern. Auch wollen sie, da sie, besonders in der Fruchtzeit, eine mäßige Feuchtigkeit lieben, nicht selten begossen seyn. Bey solcher Wartung kann man sich nun von den zuerst gelegten Kernen im Monat April bereits sichere Früchte versprechen.

Ob endlich die Gurken für ein Nahrungsmittel zu halten, und ob ihr Genuß dienlich oder schädlich sey, läßt sich überhaupt nicht füglich bestimmen. Wegen der häufigen wäßrichten Feuchtigkeit können sie wohl nicht viele und gute Nahrung geben. Die rohen Früchte werden von einigen Aerzten den Kranken, sonderlich denjenigen, empfohlen, welche mit Verstopfung der Eingeweide beschweret sind. Sie sollen demnach eine auflösende und zertheilende Kraft besitzen, auch die schlechte Mischung der Säfte verbessern. Ob aber diejenigen, welche schwache Verdauungswerkzeuge haben, diese Frucht durcharbeiten, und gehörig auflösen möchten, ist wohl zu überlegen. Der ausgepreßte Saft, mit Zucker vermischet, soll den Schwindsüchtigen, und denjenigen, so Blut ausspeyen, nützlich seyn. Beym Wechselfieber loben einige, andere aber tadeln den Genuß der Gurken. Linnäus führet in der Streitschrift de Acetariis eine Beobachtung von einem dergleichen Kranken an, der überaus gern und viel Gurken gegessen, aber auch jährlich über 20 Jahr hinter einander mit dem Wechselfieber beschweret worden, und endlich daran verstorben ist. Die Saamen der Gurken gehören unter die vier großen kühlenden Saamen, woraus man mit Wasser eine Milch bereiten, und diese Statt der Mandelmilch gebrauchen kann.

Gurt, ein breites, von starkem Hanf oder Flachsfäden gewebtes starkes Band, so zum Sattelzeuge, auch bey Betten und Stühlen gebraucht wird. Es giebt drey Arten derselben. Die schlechteste Art wird aus Hanf- oder Flachsfäden, die mittlere und stärkere aus Bindfäden, und die feinste zum guten Sattelzeuge und gebleichtem Garne gewebet. Diejenigen Gurte, welche bey gepolsterten Stühlen und bey Betten gebraucht werden, überziehet der Seiler mit Leimwasser, um sie dadurch haltbarer zu machen.

Gurt der Sättel, der Gurt, womit der Sattel unter dem Bauche des Pferdes fest geschnallet wird. Zum deutschen Sattel gehöret blos ein **Kreuzgurt**, und auf dem eigentlichen Gurt wird ein **Mittelgurt** aufgenähet. Vermittelst 5 Schnallen werden Rieme an den Gurt angenähet, aber nur eine einzige Struppe oder ein Riem zum Anschnallen, weil die übrigen vier Struppen zu den Schnallen an dem Sattel befestiget sind. Dieser Gurt gehet durch den Sattel durch, aber nicht der Gurt zum Englischen Sattel, als welcher einen Ober- und Untergurt bekömmt. Der **Untergurt** hat nämlich an jeder Seite 2 Schnallen, aber keine Struppen. Denn diese werden, wie oben gedacht, an den Sattel befestiget. Der Festigkeit halber schnallet man, außer diesem Untergurt, noch einen **Obergurt** über den Sattel. An dem Ort, wo beym Reiten die Stiefeln des Reuters den Gurt berühren, ist ein Stück Leder an jeder Seite des letztern Gurts angenähet. Bey diesen Gurten werden die Schnallen mit einem Riem eingestochen, so wie gedachtermaaßen die Struppen gleichfalls Riemen sind, in welche der Sattler Löcher zu der Zunge der Schnalle sticht.

Gurt, Kuppel, Wehrgehenk, der mit Messing oder Silber beschlagene Riem, den die Jäger mehrentheils ohne Muschel um den Leib tragen, und den Schrotbeutel daran hängen, auch die Hunde daran führen, oder auch das Seitengewehr daran tragen.

Gurt, eine Zierde der Säulen, die ganz um dieselben herumgeht.

Gurtwerk, ein Band mit Verzierungen an einem Gebäude, welches sich von außen nach der Länge der Mauer unter den Fenstern erstreckt. Läuft ein solches Band in der ganzen Stirnwand gerade in dem Schlußwerk eines Stockwerks fort, so heißt es bey dem Maurer ein **Mauerband**.

Guß, die Menge Wasser, die zu einem Gebäude erfordert wird; so wie man unter **Schurt** die verhältnißmäßige Menge Maiz verstehet.

Gußeisen, das gegossene Eisen, welches nach dem Schmelzen in dem hohen Ofen entweder in bildliche Formen zu mancherley Geräthen, oder aber nur zu Gänsen (Klumpen Eisen, so wie es in einer langen, prismatischen Figur gelaufen) ausgegossen wird.

Gußmündung, der äußere Theil oder das Mundloch bey einem Rohre, welches auf den Springbrunnen aufgeschrauhet wird, durch welches der Wasserstrahl heraus fährt.

Gußröhre, dasjenige metallene Rohr, welches auf eine Wasserkunst aufgesetzet, und durch welches der Wasserstrahl in die Luft dringet und sichtbar wird. Man giebt dieser Röhre und zugleich hierdurch dem Wasserstrahl oft eine künstliche Gestalt. Hat z. E. die Gußröhre oben einen durchlöcherten Kopf, so entstehet ein Staubregen.

Gußstein, Gosse, ein ausgehöhlter und durchlöcherter Stein in der Wand der Küche oder des Flures, das unnütze Wasser dadurch wegzugießen.

Gußwerk, alle aus Eisen gegossene Waare, als Ofenplatten, Grapen, Pfannen u. s. w.

Gut, wird in der Jägerey durchgängig statt schön, vortrefflich, vollkommen, gebraucht, z. E. ein guter Hirsch, d. i. ein vortrefflicher Hirsch.

Gute Bache, eine starke Bache; wenn ein Keuler 4 Jahr alt ist, so heißt er ein angehendes Schwein; eine Bache aber nach dem vierten Jahre heißt eine gute oder starke Bache.

Gute Nase, hat ein Hund, wenn er eine Fährte bald findet, und solche richtig verfolget.

Guter Bock, ein vom Leibe starker, feister und stark gehörnter Rehbock.

Guter Hirsch. Wenn ein Hirsch jagdbar, 10—12 und mehrere Enden auf dem Kopfe hat, auch recht feist und stark vom Leibe und Gehörne ist: so nennt man ihn gut, auch wohl einen Capitalhirsch, wenn er vorzüglich stark ist.

Guter Morgen, ist bey der Jägerey, wenn die Witterung weder windig noch naß ist, damit die Hunde gute Spur haben.

Guter Wind, wenn der Wind von dem Wildpret auf den Jäger zugeht. Geht der Wind vom Jäger oder Zeuge auf das Wildpret zu: so wird der Jäger nichts ausrichten; daher derselbe, sowohl bey dem Anstellen, als auch beym Pürschengehen den Wind genau in Acht zu nehmen hat.

Gutes Ansehen, hat ein Hirsch, wenn er stark vom Leibe und Gehörne ist, und man sagt auch: der Hirsch sieht gut aus. Denn bey dem edlen Hirsche soll besonders nichts schön, sondern alles gut genannt werden.

Gutes, prächtiges Gehörne, ist ein Geweihe, wenn es starke Stangen, hohe und viele Enden, auch oben in der Spitze eine Krone von 4—5 Enden hat.

Gut streichen, beym Anstreichen des Holzes, einer Wand u. dergl. zum letztenmal Farbe auftragen, und hiedurch den Anstrich beendigen. Zuerst wird nämlich mit Farbe gegründet, alsdann aber gut gestrichen. Dieser letzte Anstrich ist also der sorgfältigste und beste, es werde mit Oel oder Wasserfarbe angestrichen.

Gut weißen, beym Weißen einer Wand oder eines Zimmers zum letztenmal überweißen. Zuerst wird nämlich mit Wasser verdünnter Mörtel, worunter beständig etwas gekochter Lackmus, zuweilen auch etwas Gyps ist, geschlämmet, und wenn dieser erste Anstrich trocken ist, dann streicht der Maurer mit eben der Tünche zum letztenmal gut.

Gut werden, wird von Feldhühnern gesagt, wenn sie das Schild annehmen, sich sicher weiden, und vertraulich vor dem Hühnerfänger auf den Treibzeug zugehen und sich fangen lassen.

Gyps, eine weiße, erdichte Zubereitung, welche aus calcinirten oder gebrannten Gypssteinen gemacht wird. Die Gypssteine müssen, wenn ein guter Gyps daraus werden soll, (in manchen Gegenden ist selbiger das einzige Verbindungsmittel des aufzuführenden Mauerwerks,) kein gar zu starkes, aber doch ein solches Feuer erhalten, daß sie mürbe werden, und zu Pulver gerieben werden können. Er kann nicht, wie der bey uns gewöhnliche Mauerkalk, mit Wasser aufgelöset, auf lange Zeit vorräthig gehalten werden, weil er, mit Wasser vermischet, alsbald eine Stein-

härte bekömmt, welche sodann weder durch Calciniren noch durch Wasser wieder zu der vorigen Beschaffenheit gebracht werden kann. Werden die Gypssteine zu stark gebrannt: so will alsdenn der Gyps mit blossem Wasser sich nicht recht verhärten, oder es geschiehet solches gar nicht, wenn der Gyps todt gebrannt ist, d. i. wenn ihm durch das Brennen oder Calciniren fast alles bey sich habende Vitriolsaure entzogen worden. Je reiner die Gypssteine sind, desto feiner und besser wird der Gyps, und je fester wird die, durch die Vermischung mit blossem Wasser entstandene, Verhärtung. Wenn der Stein mehr Kalk- als Gypsstein ist, so kann ein daraus gebrannter Gyps nicht wohl zu den eigentlichen Gypsarbeiten, sondern mit Sand vermischt zu einem gewöhnlichen Mörtel gebraucht werden. Es wird aber der reine Gyps von Maurern und Stuckaturarbeitern, ingleichen zu Statuen und Bildern, und von verschiedenen Arbeitern zu Formen und andern Dingen mehr gebrauchet.

Im trocknen Zustande hält sich der Gyps nach dem Stoßen oder Mahlen nur kurze Zeit gut, daher er bald nach seiner Zubereitung verbraucht werden muß. Doch kann man den so genannten abgestandenen Gyps gleichsam wieder auflebend machen, wenn er in einem eisernen oder kupfernen Kessel von neuem erhitzet, und fleißig umgerühret wird; man muß aber das Gefäß nur halb voll machen, weil er sonst wie kochendes Wasser überläuft.

Der Gyps verträgt bey der Verarbeitung viel weniger Sand als der Marmorkalk, trocknet und bindet aber eher.

Gypsbilder, Gypsfiguren, kleine Statuen, Gruppen, Vasen u. dergl. die von dem Gypser gegossen, und zur Zierde in Kabinettern, Bibliotheken, Zimmern u. dergl. aufgestellet werden. Diejenigen werden am meisten geschätzet, die verjüngte Antiken oder auch berühmte Kunstwerke der neuern Bildhauer vorstellen. Der Gypser oder Bildhauer gießt sie in Formen.

Gypsdecke, eine gedöbelte oder dagegen mit starken Bretern verschälte Decke eines Zimmers, die man nachher berohret und mit einem Gypsanwurf bekleidet, zuweilen auch wohl, aber jetzt selten, mit Simswerk u. dergl. verzieret. Sie sind jetzt die modernsten Zimmerdecken, und gemeiniglich vertäfelt man sie unten nur mit Bretern.

Gypsmarmor, ein Anstrich von Gyps, womit eine Wand in einem Gebäude, eine Säule u. dergl. überzogen wird, und der einem beliebigen Marmor gleichet, auch von der Härte ist, daß er geschliffen und poliret werden kann, so daß man diesen Auftrag für wirklichen Marmor halten sollte.

Gyps schlagen. Der gebrannte Gypsstein wird in einen hölzernen Trog geworfen, und mit hölzernen Hammern, deren Stiel 3 — 4 Fuß lang ist, zu Pulver geschlagen. Alsdann wird er durch verschiedene Haarsiebe, die immer feiner sind, zu einem feinen Mehl gesiebet. Hiedurch entstehen verschiedene Arten Gyps von verschiedener Güte und Feinheit. Alles dieses aber geschiehet nur von Taglöhnern, die die Handgriffe bald erlernen, und Gypsschläger genannt werden.

Gypssteine, Lapides gypsei, sind diejenigen Steinarten, welche sich durch ein mäßiges Feuer calciniren, und zu Pulver stoßen oder reiben lassen, welches sich mit

mit Wasser verhärtet. Ein vollkommener Gypsstein brauset mit keinem Sauern auf; es giebt aber Gypssteine, welche ein wenig mit dem Sauern aufbrausen, welches daher kommt, weil ein solcher Stein in allen seinen Erdtheilen nicht völlig mit der Vitriolsäure gesättigt ist. Denn ein vollkommner Gypsstein ist nichts anders, als eine mit Vitriolsäure gänzlich gesättigte und verhärtete Kalkerde. In Betrachtung der Härte sind die Gypssteine meistens so weich und locker, daß sie sich entweder mit den Fingern zerreiben oder mit dem Messer zerschneiden lassen, und dieser Beschaffenheit wegen keine Politur annehmen. Die Theilchen dieser Steine sind von einer gewissen Figur, obgleich solche nicht immer sichtbar ist. Ist aber die Gestalt sichtbar: so ist dieselbe entweder schuppenartig, oder blätterich, oder faserich, oder strahlich. Es gehören aber zu den Gypssteinen folgende Arten:

1) **Gemeiner Gypsstein**, Lapis gypseus vulgaris, ist ein grauer oder weißer, nicht allzu harter Stein, welcher aus länglich viereckichten und zugleich aus runden, kuglichten Theilen besteht, die bald groß, bald klein und dicht neben einander vermischt sind, und daher nicht würflich brechen, sondern blätterich und schuppenartig fallen. Aus diesem wird der gemeine Gyps gebrannt.

2) **Alabaster**, Alabastrum, ein dichter Gypsstein, welcher entweder ganz weiß, oder schwarz, oder bunt ist. Es läßt sich derselbe sägen und hauen, und nimmt eine matte Politur an; aber doch nie einen solchen Glanz, wie Marmor. Er wird von Bildhauern zu Statuen, Figuren und allerley Dingen gebraucht, und es wird auch aus selbigem Gyps gebrannt, dessen Zubereitung also geschehen muß: Diejenigen Steine, von denen man eigentlichen Gyps haben will, werden auf dem Heerde eines Ofens, der einem großen Bäckerofen völlig gleichet, nachdem solcher gut geheizet worden, 7—9 Stunden durchgeglühet, und sodann zu Pulver gestoßen. Dieser Gyps darf nur einige Minuten vor dem Gebrauche mit Wasser angerühret werden, weil er längstens in 10 Minuten hart wird und bindet. Er wird aber selten ohne Beymischung eines andern Kalkmörtels, und nur bey dem letzten Ueberzuge zu zarten Gesimsen allein, und zwar wegen des geschwinden Bindens hauptsächlich, gebrauchet. Zu gerohrten Decken und ihren Gesimsen wird er vorzüglich erfordert, weil sonst der andere Kalkmörtel wieder abfallen würde, ehe er erhärtet. Aber auch eben hiezu muß immer nur so viel eingerühret werden, als in 15—20 Minuten verarbeitet werden kann. Sonst aber dienet er, ohne allen Sand, für die Bildhauer und Stuckaturarbeiter zu Formen und würklichen Abgießungen ihrer Figuren und Verzierungen, die ins Trockne kommen. Aber auch eben deswegen, weil er in der Nässe nicht taugt, kommt er bey Landgebäuden blos etwa nur in den Wohnhäusern vor, wo Decken und Wände gut und fein sollen überzogen oder getüncht werden; auch an einigen Orten zu Estrichen auf den Fußböden.

Will man aus eben dergleichen Alabastersteinen eine andere Art Gyps haben, den man hier zu Lande **Spaargyps** nennt, so wird solcher in einem Ofen, wie oben gedacht, noch länger, an die 24 Stunden lang, gebrannt, als wodurch das davon kommende Product die Eigenschaft erhält, daß es erst nach 24 Stunden bindet. Diesen brauchen bey uns hauptsächlich die Stuckaturarbeiter mit erforderlicher Beymischung

mischung eines andern Kalkmörtels zu solchen Verzierungen, die nicht in kurzer Zeit können verfertiget werden, sondern bey denen immer noch was nachzutragen und zu ändern ist. Ein allzu schnelles Binden ihrer Masse würde ihnen hinderlich seyn, weil ein zweyter Ueberzug oder Nachtrag auf dem ersten nicht haften würde, da man sonst dergleichen bey nicht prächtigen Landgebäuden nicht nöthig hat.

In der Churmark ist ein berühmter Gypsbruch zu Sperenberg an der Sächsischen Gränze, 6 Meilen von Berlin und 4 Meilen von Potsdam. Der Alabaster bricht zwar nicht felsenartig aus einem Stücke, wie der Marmor zu Rüdersdorf ohnweit davon, sondern er wird nur stellen- oder nesterweise in Sandhügeln gefunden, ist daher meistens mit Sand oder andern Materien vermischt; doch giebt es auch Stücke darunter, die recht reines und durchsichtiges so genanntes Marienglas enthalten, woraus, nach erforderlicher Absonderung des Unreinen, der allerfeinste Gyps zubereitet werden kann. Gewöhnlich bleibt Sand an den gebrochenen Steinen, und bey dem Brennen hängt sich auch noch Asche an dieselben; es schadet aber dieses dem gestoßenen Gypse zu ordinairen Arbeiten nicht viel, weil ohnedem Sandmörtel bey dem Gebrauche zugemischet wird.

3) **Frauenglas, Marienglas**, Glacies Mariae, Selenites, Lapis specularis, ein ganz durchsichtiger Gypsspath, welcher aus lauter Blättern und Scheiben besteht. Aus diesem Steine wird ein sehr feiner Gyps gebrannt.

4) **Schiefergyps** oder **gemeiner Gypsspath**, Gypsum lamellosum, ist undurchsichtiger, wie das Frauenglas; besteht aber auch aus dünnen Scheibchen und Blättchen.

5) **Gypsdrusen**, Drusae gypseae, sind nichts anders, als ein crystallisirter Gyps, halb durchsichtig und von weißer oder gelblichter Farbe. Sie bestehen aus an einander gewachsenen Platten, rhomboidalischen oder länglich eckichten, zugestumpften Crystallen. Sind deren viele beysammen und in einander gewachsen: so heißen sie Gypsdrusen; sind sie aber einzeln und weiß: so heißen sie Gypscrystallen. Sie lassen sich auch zu Gyps brennen.

6) **Federgyps, Strahlgyps**, Gypsum striatum, besteht aus parallelen, fest zusammen gesetzten Fasern, und läßt sich leicht zerreiben.

7) **Flußspath, Glasspath**, Spathum vitreum, ist ein dichter, mehr und weniger durchsichtiger Spath; von Farbe weiß, blau oder violet, grau und grünlich. Der Gestalt nach erscheint er entweder blätterich, schieferich oder würflich; und bisweilen ist das Gefüge, besonders wenn der Spath mit Quarz vermischt ist, so zart, daß man es kaum erkennen kann. Wird der Flußspath calcinirt: so leuchtet er im Finstern.

8) **Bologneser Spath, Bononischer Spath**, Lapis Bononiensis, ist ein halb durchsichtiger Stein, und da er um Bologna gefunden wird: so bemerkt man ihn nur deshalb, daß er, zwischen Kohlen calciniret, das Licht an sich zieht und leuchtet; weshalb man ihn auch besonders mit dem Namen eines leuchtenden Spaths oder Steines bezeichnet hat. Nachmals aber hat man erfahren, daß alle, auf ähnliche Weise behandelte, Gyps- und Kalkarten eben dergleichen Eigenschaften besitzen, und dieser Stein vor andern also nichts Besonderes hat.

Zuletzt

Zuletzt ist noch zu gedenken, daß der Gyps, wo er gefunden wird, oder umsonst, oder um einen geringen Preis zu haben ist, auch zum Bedüngen der Aecker und Wiesen, besonders der Kleefelder, sehr nützlich angewendet wird.

H.

Haardecke, ein grobes Gewebe von Pferdehaaren, worunter auch wohl Ochsen- Küh- oder andere Haare gemengt werden. Wenn diese Haare mit Wasser rein gewaschen, und wieder getrocknet sind, so werden sie, wie die Wolle, kartätschet, oder gekrämpelt, und alsdann auf einem Rade stark gesponnen, hernach gezwirnt oder verdoppelt, hiernächst aber nach Leinwandart mit 2 Schäften und eben so viel Fußtritten gewebet. Man hat zweyerley Arten Haardecken, unter welchen die erste aus lauter groben Haaren gemacht, die zwote aber aus etwas feinern Haaren, entweder allein, oder mit Werrig vom Hanf vermischt gewürkt wird. Daher ist denn die letztere Art etwas dichter und feiner. Sie dienen zum Einpacken und Einballiren der Waaren; desgleichen werden die Fußböden in den Zimmern damit beleget. Ferner bedient man sich ihrer zu Pferdedecken, und sind besonders gut, die Pferde, wenn sie krank sind, damit einzuhüllen, um sie wider Verkältung zu schützen oder eine stärkere Ausdünstung derselben nach Erforderniß hervor zu bringen oder zu unterhalten. Sie wurden ehedem nur in unsern Seestädten gemacht, werden aber nun auch bey uns in verschiedenen Städten gewebet, und sehr nützlich von manchen Hausbewohnern bey zunehmendem Holzmangel gebraucht, besonders zur Nachtzeit, um sie wider die andringenden kalten Winde vor die Fenster und Wände zu hängen.

Haarmörtel, eine Mischung von feinem Kalk und Kühhaaren, damit dieser sich nicht spalte und aufreiße. Die Maurer bedienen sich desselben, Löcher, Brüche und Risse in den Mauern zu verstopfen.

Haarmoos, gemeines astloses, Güldenwiederthon, Jungfernhaar, Wolfsgerste, Zipertll, Polytrichum aureum, Adianthum aureum, Polytrichum commune L. **Vaterland**: Europa, auf feuchten, unfruchtbaren Gegenden, auf Triften und in Wäldern, auch zuweilen im sandichten Boden, wo es kaum einen Finger Höhe erlanget, da es in feuchtem Boden einen halben, auch wohl ganzen Fuß lang erscheinet. **Wurzel**: lang, zart, röthlich, mit zarten Schuppen bedeckt; treibt steife, aufgerichtete, niemals in Aeste abgetheilte, größtentheils mit vielen langen, zarten Blättchen besetzte Stengel. **Blätter**: in frischem Zustande rückwärts gebogen, im trocknen aber aufrecht stehend und am Stengel angedrückt. **Stengel**: nackend, oberwärts goldfarbig, roth, und am obern Ende mit einer viereckichten, anfangs grünen, hernach gelb- und purpurfarbigen Büchse besetzet, unterwärts aber mit einer dunkeln, purpurfarbigen Scheide, welche Linné Perichaetium nennet, umgeben. Die

haarichte Haube hängt lang über die Büchſe herunter, iſt zerriſſen, oberwärts goldgelb, und unterwärts weißlich. Andere Pflanzen tragen nur Blattröschen, aus welchen öfters ein neues Pflänzchen hervor treibt. Man hat die Pflanze ehedem als ein zuſammen ziehendes, auch als ein Wundmittel gelobet. Die neuern Aerzte achten es nicht ſonderlich, nur bey den Thierärzten iſt ſie hie und da noch im Gebrauch. In England macht man Bürſten daraus, und die Lappländer verfertigen davon ihre Betten. Ehedem wollte man auch damit Zauberkünſte treiben; die vermeynten Goldmacher wollen auch daraus Vortheil ziehen.

Haarſeite, Narbenſeite, diejenige Seite der Felle oder Häute, die mit Haaren oder Wolle von Natur bedeckt iſt, im Gegenſatz der Fleiſch- oder Aasſeite.

Haarſieb, hat einen Siebboden von Pferdehaaren und einen hölzernen Rand.

Haarſtrang, Peucedanum Tournef. iſt ein Doldengeſchlecht, und zeiget die gewöhnliche Beſchaffenheit derſelben. Von den mehrern Arten bemerken wir nur:

1) **Gemeinen Haarſtrang, Schwefelwurz, Schnebelwurz, Saufenchel, Himmeldill, Himmelgalle,** Peucedanum officinale L. **Vaterland:** Deutſchland, auf vielen Wieſen. **Wurzel:** viele dicke, fleiſchige Faſern, auswärts ſchwärzlich, inwendig grünlich, von ſtarkem, unangenehmen Geruche, hat auf ihrer Krone gewöhnlich einen haarigen Buſch, der aus den Faſern der abgeſtorbenen Blätter entſteht. **Stengel:** aufrecht, ſteif, rund, geſtreift, gegliedert, 3—4 F. hoch. **Blätter:** 5mal in 3 Abſchnitte zertheilt, fadenförmig, ſtrichförmig, glatt, hochgrün, welche viele Abſchnitte ein großes und ſchönes Blatt bilden; die auf der Wurzel ſtehen auf langen, geſtreiften Stielen, welche zerbrochen einen Schwefelgeruch von ſich geben. **Blumen:** auf den Enden der Zweige, in Dolden, klein, gelb. Die friſche Wurzel giebt, wenn man ſie zerſchneidet, einen zähen, gelben, ſtark riechenden Saft von ſich, zumal wenn ſie im Frühjahre gegraben wird. Daher behaupteten die Alten, daß diejenigen, welche das Ausgraben verrichteten, ſchwindſüchtig und ohnmächtig würden, welches aber falſch iſt. Sie beſitzt eine ſtarke eröffnende Wirkung, und es ſcheint, als ob ſelbige den Nerven beſonders angenehm, und daher als ein krampfſtillendes Mittel zu gebrauchen ſey. Vielleicht hat man aus dieſem Grunde ſolche bey der Mutterbeſchwerung und dergleichen weiblichen Krankheiten ſchon in ältern Zeiten angerühmet. Das Kraut wird zwar von Schaafen und Ziegen gerne, vom andern Vieh aber nicht leicht gefreſſen, daher man es auf den Wieſen eben nicht achtet.

2) Den **eckichten Haarſtrang, Silau, unächte Beerwurz, Mattenſteinbrech,** Seſeli pratenſe, Peucedanum Silaus L. **Vaterland:** Deutſchland, Languedoc, England, auf etwas feuchten Plätzen. **Wurzel:** dick, auswärts ſchwärzlich, inwendig weißlich, voll Saft, theilet ſich in manche Theile. **Stengel:** aufrecht, rund, ſteif, geſtreift, gegliedert, 2—3 F. hoch. **Blätter:** aus vielen, mäßig breiten, lanzettförmigen, in gegen einander über ſtehende Queerſtücke geſchlitzten, ſchwärzlich grünen Blättchen zuſammen geſetzt. **Blumen:** auf den Enden der Stengel, in Dolden mit einer zweyblättrigen allgemeinen Hülle, klein,

von vorne zu gelblich, auswärts weißlich. Die ganze Pflanze, sonderlich die Wurzel, hat wirksame Bestandtheile, und der Geruch von der Wurzel ist viel stärker, als bey der erstern Art. Man kann selbige mit der Beerwurzel vergleichen, auch dafür gebrauchen. Dem melkenden Viehe wird das Kraut für zuträglich gehalten.

Haartuch, ein von Pferdehaaren gewebtes Tuch, worein der Oelmacher den gequetschten oder gestampften Saamen schlägt, und hierinn unter die Presse bringt, daß das Oel durch das Haartuch also hindurch laufen muß.

Haber, eine bey uns sehr gemeine Feldfrucht, wovon in den neuern Zeiten sowohl verschiedene wahre, als auch einige Spielarten bekannt worden, von welchen die merkwürdigsten hier angeführet werden.

1) **Der gemeine Saathaber.** Dieser soll auf der Insel Juan Fernandez, nach Chili zu, wild wachsen, und daselbst schwärzliche Körner tragen; daher man auch a) den **schwarzen Saathaber** für den natürlichen annimmt, hingegen b) den **weißen** oder **schweren Englischen**, auch **Ungarischen Haber**, welcher größer und körnichter, und in so fern dem gemeinen vorzuziehen ist; ingleichen c) den **rothen** oder **braunen Haber**, welcher harte, schwere und volle Körner auch eine reiche Aerndte giebt, wie auch d) den **Rauchhaber** für **Spielarten** hält. Man findet auch eine Sorte mit dem Namen **Morgenhaber**, welcher aber von dem weißen gar nicht verschieden, und der **Zeilenhaber**, dessen Körner nur auf einer Seite hangen, ist bloß zufällig, und artet bald wieder ein.

Der weiße Haber ist bey uns der gewöhnlichste; er kann aber in manchen Gegenden in Rauchhaber gar leicht ausarten, weshalb von Zeit zu Zeit neuer Saathaber angeschafft werden muß. Gemeiniglich wird der Haber bey uns auf solchen Aeckern gesäet, die im Jahre zuvor Roggen getragen haben. Man weiset ihm gern seinen Platz da an, wo nach dem Roggen eben keine Gerste gerathen würde. Es ist aber immer besser oder einträglicher, die Gerste da weg zu lassen, und dafür Haber zu bauen, wo jene, wegen nicht rechter Güte des Bodens, nur so mittelmäßig gerathen kann. Hat man einen sehr leichten Boden: so wird der Haber nur einfährig, d. i. sobald die Stoppeln umgepflüget worden, eingesäet. Ist der Boden etwas besser: so wird der Acker dazu im späten Herbste gepflüget, und im Frühjahre zum andern und letzten Male gewendet oder umgepflüget und zugleich besäet. Hat man einen mehr schweren als leichten Boden: so wird der Haber dreyfährig gesäet. Der Acker wird dann im spätern Herbste umgepflüget, im Frühjahre im März oder April gewendet und geegget, und 4—6 Wochen nachher zum letzten Mal zur Saat gepflüget.

Ob der Haber untergepflüget oder oben aufgesäet und mit der Egge allein untergebracht werden solle, darüber sind die ökonomischen Schriftsteller nicht einig. Sie lassen sich aber leicht vereinigen, wenn man die Beschaffenheit des Bodens nicht aus der Acht lassen will. Im leichten Boden muß der Haber allerdings untergepflüget werden wenn er wider Wind, Sonne und Dürre bestehen soll. Nur in einem schweren Boden, besonders wenn die Saatzeit naß und der Boden voller Feuchtigkeit ist,

kann

kann das Nichtunterpflügen des Habers Statt finden.

Ueber die Zeit des Aussäens ist man auch nicht einig; man wird es aber seyn, wenn vorher bestimmt wird, ob der Boden von Natur kalt oder warm ist. Jener erfordert eine spätere; dieser eine frühere Zeit des Aussäens. In hiesigen Gegenden findet man die beste Zeit zur Aussaat um Wallpurgis, nachdem der Acker im Herbste gestoppelt oder umgepflüget, in den ersten Tagen des Aprils, oder nach Beschaffenheit der Witterung noch eher, gewendet und geegget worden, worauf dann um obgedachte Zeit der Haber untergepflüget und glatt geegget wird. In sehr leichtem Boden säet man auch wohl schon Haber im März; solcher geräth gut, wenn keine anhaltende Fröste oder anhaltende trockne Nordwinde mehr kommen, als in welchen Fällen dieser Haber roth wird, daß man sogleich aus dieser rothen Farbe das Mißgerathen des Märzhabers zum voraus erkennen kann. Man säet aber deshalb diesen Haber so frühe, weil der zu leichte Boden späterhin nicht mehr Winterfeuchtigkeit genug haben würde, die Saat in die Höhe zu treiben, wenn er im April oder May ausgesäet würde.

In einigen Gegenden pflegt man in neu geradetem Boden gern Haber zu säen. Ist der Boden mehr leicht als schwer, so wird er nur im Herbste oder Frühjahre einmal umgepflüget, (aufgerissen) und der Haber in diese so genannte Auftrift gesäet, da er denn besser, als jede andere in solchem neuen Lande gebaucte Frucht, geräth. Da jetzt des Säens in die Auftrift gedacht worden: so ist zu wissen, daß man in schwerem Boden, besonders auf großen Gütern, den im Herbste umgepflügten Acker, ohne ihn zu eggen, in seinen ganzen Furchen liegen läßt, und den Haber im Frühjahre, wenn keine sonderliche Nachtfröste mehr zu befürchten sind, hinein säet und ihn sodann unteregget, welches man denn: in die Auftrift säen, nennet. In krautartigem Boden ist solches Verfahren eben nicht anzurathen, und dasjenige vorzuziehen, welches oben von dreyjähriger Bestellung des Habers gesagt worden.

Wenn die Halme des Habers ihre grüne Farbe verlieren, die Rispen gelb werden, und die Körner mehr hart als weich sind: so hat man daran das Kennzeichen seiner Reife, und eilet zum Abärndten desselben. Wollte man länger damit warten: so fallen die Körner bey dem Abmähen und Einsammeln leicht aus, und dieses geschiehet noch mehr, wenn ein anhaltender Regen die Frucht auf den Schwaden befallen sollte, da die Körner gar bald von der Nässe abstocken. Einige wollen behaupten, man solle den abgemäheten Haber so lange liegen lassen, bis er anzustocken anfängt, und nennen solches: den Haber rösten oder röschen lassen, damit er beym Dreschen desto leichter ausgehen möge. Es ist aber hiervon wenig zu halten, da man, wenn das Wetter regnicht wird und anhält, fast die Hälfte Körner verlieret, und solche auf dem Acker muß liegen lassen. Man lasse den Haber, falls die Körner schwer ausgehen sollten, nur bey Frostwetter ausdreschen, wenn sie bey gelinder, zumal feuchter Witterung nicht wohl aus dem Strohe zu bringen sind. Und wenn ja eines seyn sollte, so ist es doch besser, daß einige Körner im Strohe bleiben, und dem Viehe bey der Fütterung zu gute kommen, als daß der dritte oder zweyte Theil auf dem Acker durchs Röschen verloren geht. In dem Falle könnte das Röschen des Habers etwa Statt finden, wenn er zu frühe bey noch

nicht

nicht harten Körnern abgemähet wird, da er dann durch das längere Liegen auf dem Schwad zum Ausdrusch williger wird, auch bey entstehen könnenden lange anhaltendem Regen nicht sogleich abstocket. Manche Felder sind ungemein krautartig, d. i. es wächset auf solchen vieles Gras und Unkräuter unter und mit dem Getreide zugleich mit auf. Z. B. Hauhechel, (Ononis spinosa); Taschenkraut, (Thlaspi arvense); Distel, (Sonchus spinosus); Flachsseide, (Cuscuta Europaea) können noch sehr grün seyn beym Abmähen des Habers, wenn dieser schon ganz reif ist, und verlangen noch einmal so viel Zeit zum Trockenwerden, als der Haber gebrauchet. Am spätesten trocknet die in manchen Feldern so gemeine Ackerwinde, Päthenwinde (Convolvulus arvensis L.), von welcher man fast jeden Halm des Habers oder einer andern Feldfrucht öfters umschlungen erblicket. Das Blatt dieses Unkrauts kann trocken scheinen, aber der Stengel kann noch saftvoll seyn, da er dann alles Haberstroh so aufeuchten, multrich und übelriechend machen kann, daß es zur Viehfütterung verdorben wird. Man muß daher den Haber so lange auf dem Schwad lassen, bis dieses Unkraut keine Feuchtigkeit mehr von sich giebt, wenn die Stengel zwischen den Daumen der Hand zerdrückt werden. Bringt man aber diese Ackerwinde recht trocken in die Scheune, so hat man daran ein eben so kräftiges Futter, als an dem besten Klee; es wird von jeder Viehart sehr gern gefressen, und ist besonders den abgesetzten Kälbern sehr gedeihlich, wenn mit der Winde verwachsenes Stroh zu Häcksel klein geschnitten, und ihnen verfüttert wird. Hat man nun diese Winde oder ein anderes vorbesagtes Unkraut, wie unter anderm Getreide, also auch unter dem Haber, so

lasse man ihn vor seiner gänzlichen Reife, oder gänzlichem Hartwerden der Körner abmähen, weil selbige im letztern Zustande, wenn die Schwade, zum völligen Austrocknen bey übelm Wetter sowohl, als bey Sonnenschein, ein- oder mehrmals aufgezogen oder umgekehret werden müssen, sonst zu sehr abfallen und verloren gehen würden.

Das Haberstroh muß an vielen Orten die Stelle des mangelnden Heues ersetzen. Es wird aber an solchen Orten bemerket, daß die damit einzig und allein gefütterten Milchkühe eine etwas bitterlich schmeckende Butter geben. Es ist daher solchen Haushaltungen anzurathen, das zu Häcksel geschnittene Haberstroh mit klein gestoßenem Kohl, weißen oder gelben Rüben, Erdäpfeln, Bete u. s. w. zu vermengen.

Die Körner sind das gewöhnliche Futter der Pferde, welche man aber lieber mit alten als neuen füttern soll, indem sie durch letztere leichtlich verstopfet werden. Und da der Haber nicht alle Jahre gut geräth, so muß man damit auf Vorrath um desto lieber halten, da er von den Kornwürmern nicht angegangen wird. Die Hühner und Tauben fressen nicht gern Haber, wenn sie zur Gerste gewöhnt sind, daher der Haber am füglichsten Gänsen und Enten gegeben wird, um sie sowohl damit zu unterhalten, als auch zu mästen. An einigen Orten wird aus gemälztem Haber Bier gebrauet, welches aber für empfindliche Mägen zu kältend ist. In kleiner Menge aber mit anderm Malze vermischt, wird dem Weißbiere nicht nur ein besserer Geschmack gegeben, sondern auch ein mehreres Schäumen des Bieres beym Eingießen in die Trinkgefäße verursacht. Die Habergrütze

ist ein zwar gemeines, aber doch ungemein gesundes, Nahrungsmittel bey unsern Mahlzeiten; man erhält aber von 3 Scheffeln Haber kaum 1 Scheffel Grütze; auch ist sie den Kranken sehr dienlich, und der daraus bereitete Schleim und Trank lindert alle Schärfe, und wird deswegen häufig bey Brustkrankheiten, auch zu Clystieren gebraucht, oder daraus erweichende Umschläge bereitet. Die so genannte Habercur besteht hauptsächlich in einem Tranke von abgekochtem Haber, welcher entweder für sich, oder auch mit andern Ingredienzien versetzet, als ein reinigendes, auflösendes, und vorzüglich durch den Urin abführendes Getränke, sowohl bey hitzigen Fiebern, als langwierigen Krankheiten, sich wirksam erzeiget.

2) **Nackender Haber, zeitiger Weißhaber, Augst- oder Augsthaber**, Avena nuda L. Dieser hat zwar mit der vorigen Art viel ähnliches, ist aber eine wirklich verschiedene Art. Er wird in England und Schottland häufig erbauet, hat aber nach einigen Versuchen unter uns keinen sonderlichen Eingang gefunden. Er kann spät im May gesäet, und doch schon im August eingeärndtet werden. Man könnte also dessen Anbau einigen kältern Gegenden, wo das Getreide nicht allemal zur Reife gelanget, wohl anrathen; er hat zwar kleinere Körner, als der gemeine Haber, sie sind aber dafür desto mehlreicher. Man muß ihn nicht zu lange auf dem Halme stehen lassen, weil die Körner leicht ausfallen.

3) **Bartiger Windhaber, Wildhaber, Windhaber, Taubhaber, Flughaber, Gauchhaber, Mäusehaber, schwarzer Rauchhaber**, Avena pilosa, Avena fatua L. Er wuchert unter der Gerste, Haber und andern Feldgewächsen, die als Sommerfrüchte behandelt werden. Der Saame wird nicht zu einer Zeit reif. Der Wind kann ihn, da er sich so leicht löset, weit und breit umher werfen, indem die Grannen und Haare an den Spelzen an Statt der Flügel dienen. Es fällt aber der Saame mehrentheils noch vor der Aerndte der Sommerfrüchte aus, so daß wenig mit in die Scheure kömmt. Wenn der Saame ausgefallen ist, glitschet er bey der geringsten Wirkung des Windes unter die Stoppeln, oder in die auf dem Acker befindlichen Vertiefungen, daher sich solcher leicht vermehret, aber sehr schwer wieder auszurotten ist. Er nimmt bey seiner so starken Vermehrung wegen der aus einander fallenden Stöcke vielen Raum ein, verdrängt die gute Saat, saugt das Land sehr aus, und nimmt auch in gutem festen Lehmboden so sehr überhand, daß man oft kaum die Aussaat in schlechter Beschaffenheit wieder ärndtet, oder die gute Frucht und den Windhaber zusammen abzuhauen, und Heu daraus zu machen, genöthiget ist. Ist man auf die Ausrottung dieses so schädlichen Unkrauts bedacht: so müssen alle Nachbaren zugleich Hand anlegen, damit die ganze Gegend, so weit sie vom Winde bestrichen wird, auf einmal gereiniget werde. Die Schwedische Akademie der Wissenschaften setzte einst einen Preis auf seine Vertilgung, die am gewissesten erlanget wird, wenn man den Acker in den Stand setzet, sämmtlichen in sich haltenden Saamen des Wildhabers hervor zu treiben, um ihn noch vor der Saamenreife abzumähen, wenn auch gleich darüber eine gute Frucht mit eingebüsset werden sollte. Die Cultur zu bejätender und zu behackender Früchte kann ihn auch vertilgen.

gen. Man kann auch den Acker aufpflügen, und den Acker, wenn sein Saamen nach dem erstmaligen Pflügen aufgegangen, und das erste Blatt getrieben, bey trockner Witterung wieder umackern und verdorren lassen, welches aber mehrmals wiederholt werden muß. In der Brache kann dieser Wildhaber, wenn er schossen will, gehauen, und als Gras oder Heu verfüttert werden, wie man denn, um dieses desto schmackhafter zu machen, bisweilen Wickfutter mit hinein säet. Doch ist bey den folgenden Pflugarten aller Wildhaber wohl zu zerfahren, und bey trocknem Wetter heraus zu eggen, damit er nicht, da er durch das Abhauen im Wachsthume zurück gehalten worden, den Winter über fort daure, und sich hernach desto stärker bestocke. Ein anderes Mittel ist, daß man solche Gewächse anbaue, welche sich theils eher bestocken, und eher als der Wildhaber zu Kräften kommen, und ihn also verdrängen, theils zeitiger als dieser reif, mithin abgebracht werden, ehe derselbe seine Körner ausgestreuet hat. Dahin gehören alle Winterfrüchte, wenn sie gehörig gebauet werden, auch manche Sommerfrüchte, sonderlich der spät gesäete Augusthaber und der schwere Englische Haber; auch der Hanf kann hierzu dienen. Es muß aber dergleichen Anstalt, wenn sie nutzen soll, einige Jahre hindurch fortgesetzet werden. Am gewissesten aber kömmt man zum Zweck, wenn der Acker mit fortdauerden Futtergewächsen besäet wird. In den ersten Jahren gehet zwar der vorhandene Saame mit auf, er vergeht aber nach und nach, da er immer mit den Futterkräutern abgemähet wird. Die grünen Halme sind, ehe sie blühen, ein gutes Futter für das Vieh; der Saame aber wird nur von Pferden gefressen.

4) **Rispichter Wiesenhaber, Glatthaber, Knollhaber, Knollengras, Französisches Raygras, Fromental**, ist mit dem Englischen Raygras der Engländer oder Lolio nicht zu vermengen; Gramen avenaceum, Avena elatior, eines der bekanntesten Futtergräser. Das **knotige Habergras**, Gramen nodosum, ist nur eine Abänderung von dieser Art, und zeiget dickere Wurzeln und Knoten am Halme. Es wächset dieses Habergras hin und wieder bey uns wild, und liebet einen guten Boden, der mäßig feuchte ist; in magerer Erde und im Sande kömmt er zwar auch fort, wächst aber darinn nur dürftig. Man hat daran eines der besten Futtergräser für Pferde, Rindvieh und Schaafe, sowohl frisch zu verfüttern, als auch Heu daraus zu machen; giebt auch anderm Heue, unter welches es in Menge gemischet ist, eine besondere Güte. Man kann ihn entweder allein, oder in Gemenge mit andern Futterkräutern, aussäen, wie solches besonders mit dem rothen Klee zu geschehen pflegt. Bey der Frühlingsaussaat soll man Haber, Klee, Luzerne und Raygras unter einander aussäen, damit letzteres, da es im ersten Jahre sehr schwach ist, der Sonnenhitze widerstehen, und sich besser bestocken könne. Im Herbste aber kann man das Raygras allein aussäen. Vom ersten bis zum sechsten Jahre wird der Ertrag, wenn sonst kein Peetengras oder anderes einheimisches Unkraut dazwischen die Oberhand gewinnet, immer reichlicher, besonders wenn auf das Land im dritten Jahre kurzer Mist, Mergel, Asche, Kalk oder Gyps aufgelegt worden ist, und man kann es vom zweyten bis zum sechsten Jahre drey- auch mehrmale abmähen lassen. Daß er zum Abmähen gut sey, erkennet man, wenn sich die Rispe

anfängt zu zeigen, ehe es aufblühet. Der Saame aber wird gesammelt, wenn die Aehre anfängt gelb zu werden. Er fällt leicht aus, und hiedurch wird beständig neuer Zuwachs auf den Wiesen geschehen. Der Saame ist ziemlich mehlreich, und kann, wenn er aus den Spelzen ausgemacht worden, als Mannagrütze zur Speise genützet werden. Nach 6 Jahren kann eine Raygraswiese wieder umgebrochen und mit andern Feldfrüchten bestellet werden.

5) **Goldhaber**, Avena flavescens L. Er wächst in Deutschland sowohl im feuchten Wiesengrunde, als auf Anhöhen und Bergen, und blühet bey uns zweymal, vor Johannis und vor Michael, hat eine faserichte dauernde Wurzel, öfters einer Ellen lange, aufrechtstehende Halme, fingerslange, bandförmige, am Rande und oben etwas rauhe Blätter, eine nicht sehr ausgebreitete, fingers- auch spannenlange Rispe, und lauter Zwitterblumen, deren allemal in einem kleinen Aehrchen drey bey einander stehen. Das äußere oder kleinere Bälglein ist auf dem Rücken mit sehr kleinen Stacheln nach der Länge besetzet, das innere, oder größere hat auf dem Rücken drey starke Ribben, deren mittlere mit sehr zarten Stacheln nach der Länge besetzet ist; die äußere Spelze ist mit 2 scharfen Spitzen, und auf dem Rücken mit einer fast eben so langen Granne versehen, welche, wenn der Saame reif wird, in der Mitte sich auswärts bieget; die innere Spelze ist kürzer und spitzig; der länglichte Saame ist an beyden Seiten stumpf und gelblicht, und zwar in den Spelzen eingeschlossen, welche bey der Reifung des Saamens ihre grünlichte Farbe in eine glänzende gelbe oder bräunliche verwandeln; doch liegt er darum ganz frey, und würde von selbst heraus fallen, wenn er nicht zu leicht wäre. Er ist ein gutes Futtergras, wie der Wiesenhaber; wie er denn zur Güte des Heues viel beyträgt. Da aber Halm und Blätter klein sind, so ist eben kein reichlicher Ertrag davon zu erwarten. Wenn er indessen auf trockenem, sandichten Boden wächst, ist er ein gutes Schaafgras.

6) **Aehrichter Wiesenhaber, großer Wiesenhaber, wilder Berghaber**, Avena pratensis L., wächst auf hochliegenden, trocknen und geringen Wiesen, in Sandheiden, auch unter dem Flugsande. Da dieser, Statt der Rispe, in einer Aehre blühet, und jedes kleine Aehrchen 3—5 Blättchen einschließt, wird er leicht zu erkennen seyn. Der Grund der Blüthchen ist haaricht, und diese selbst öfters purpurroth und glänzend. Dieser und der rispichte Wiesenhaber haben die Eigenschaft, daß sie um alle Sträucher, bey denen sie wachsen, ihre Wurzeln schlingen, und sie dadurch ersticken, wie Linnäus aus Versuchen angegeben hat. Man könnte sie daher auf solche Wiesen, worauf Buschweiden und anderes Strauchwerk wächst, mit Nutzen aussäen, um selbiges dabey auszurotten.

Habicht, Accipiter. Ein Geschlecht der Raubvögel. Die gemeinen Leute, selbst die Jäger und Vogelsteller, gedenken immer eines Habichts, und zeigen einen eignen Vogel vor, dem sie besonders diesen Namen geben. Hier in unsrer Gegend nennt ihn das Landvolk, das noch viel Niederländische, zum Theil Angelsächsische Wörter hat, Haak, oder Havek, vom itzigen Englischen Hawk, welches eigentlich einen Falken anzeiget. Es ist also der Habicht eine Falkenart, unstreitig der so genannte Taubenfalk. Dieser nun ist am Kopfe dunkelbraun, auf dem Rücken braun,

und die Federn sind theils mit weißen, theils mit gelben Streifen gezeichnet. Beym Schwanze fallen diese Streifen unten mehr ins Weiße, oben aber ins Graue. Der Hals bis zur Brust ist weißlich, mit schwärzlichen Streifen in die Länge; Brust und Bauch sind mehr weißfahl und röthlich, mit schwärzlichten langen Streifen versehen. Die Zunge vorn ganz rund und fleischicht, doch in der Mitte mit einer ziemlichen Vertiefung und Wurzel. Die Fänge sind bleichgelb, mit sehr starken Klauen und Haken bewaffnet, davon der hinterste am stärksten ist; der Schnabel ist bläulicht, scharf und krumm, oben mit gelber Wachshaut. Der Vogel horstet gern auf hohen Fichten und Eichen, und bringt 1 — 3 Junge.

Habichtskorb, Habichtsfang, ist ein viereckiges Gehäuse, fast in der Gestalt eines Tragekorbs, welches im freyen Felde auf einer Säule, die auf einem Hügel steht, aufgerichtet wird. Dieser Korb ist mit schwachem Draht oder Bindfaden als ein spieglichtes Garn umgeben. In diesem Korbe wird nun unten auf dem Boden eine lebendige, gemeiniglich weiße, Taube gesetzt, welche ebenfalls mit einem spieglichten Garne, so in der Mitte des Korbes durchgezogen ist, umgeben wird. Wenn nun der Raubvogel die Taube gewahr wird, und darnach stößt: so wird er mit einem Garn, welches mit Ringen und eisernen Stäben im Gewicht gehet, so überzogen und gefangen, daß er zur Taube nicht gelangen und ihrer nicht habhaft werden kann. Dergleichen Habichtskörbe werden an solchen Orten aufgestellet, wo Fasanen, Rebhühner und Hasen gehegt werden.

Habichtkraut, Hieracium L. Ein krautartiges Pflanzengeschlecht mit zusammen gesetzten Blumen. Wir bemerken davon nur einige.

1) **Pomeranzenfarbiges Habichtkraut, kleines pomeranzenfarbiges Mausöhrlein,** H. (Aurantiacum.) **Vaterland:** Syrien, die Schweiz, Oesterreich, in Wäldern, ist bey uns als Blumenpflanze, die in Gärten unterhalten wird, nicht unbekannt. **Blätter:** länglich, eyrund, ganz, schwärzlichgrün, sehr haarig. **Schaft:** rund, aufrecht, fast nackt, und höchstens nur nahe unter dem Gipfel mit einem kleinen Blatte besetzt, sehr einfach, haarig, 1 F. hoch. **Blumen:** auf dem Gipfel des Stengels, in einem Strauße, dessen zuerst aufblühende Blume allezeit die vollkommenste und schönste ist, glänzend röthlich-pomeranzenfarbig, mit dunkel-kohlenaschfarbigen schuppigen Kelchen. Diese dauerhafte, perennirende, faserwurzliche, sehr artige, kleine Blumenpflanze treibt in jedem Frühjahre neue Stengel, fängt im Anfange des Jun. an zu blühen, fährt 2 — 3 Monathe und noch länger in der Flor fort, und giebt im Herbste reifen Saamen, worauf denn die Stengel jedesmal wieder absterben. Sie schickt sich sehr gut vor die Fronte aller Abtheilungen der Lustgärten. Sie breitet sich, wie alle folgende Arten, mit ihren kriechenden Wurzeln ziemlich weit aus, nimmt bald einen großen Raum ein, und muß daher alle 2 — 3 Jahre aufgenommen, und zertheilet werden. Solche verjüngte Pflanzen blühen auch viel lebhafter, als alte, weit umher ausgelaufene, Pflanzen. Aus ihrem ausfallenden Saamen entspringen gute neue Pflanzen.

2) **Kriechendes, einblumichtes Habichtkraut, Mausöhrlein, Nagelkraut, Ducatenröslein,** Piloſella offic. Auricula muris, Hieracium Piloſella

sella L. ist überall auf trocknen Weiden, Hügeln, und in Heiden bey uns gemein. **Wurzel:** treibt kriechende Ausläufer. **Blätter:** glatträndig, eyrund, völlig ganz, oberwärts grün und haaricht, unterwärts weißwollicht, einander gegen über gestellt. Die Schößlinge oder Stengel kriechen an der Erde hin, schlagen auch an den Knoten neue Wurzeln, wodurch sich diese Pflanze ungemein vermehret. Außer diesen treibt auch die Wurzel einfache und nackende Stengel, welche sich mit einer einzigen, schwefelgelben, unterwärts aber röthlichen Blume endigen, deren Kelch schwärzlich, rauh, und gemeiniglich mit weißem Puder bestreuet ist. Die Pflanze ist bitter und trocknend; wurde ehedem als ein Wundmittel gelobet, in Brustkrankheiten, Bauch- und Blutflüßen, auch bey der Gelb- und Wassersucht und den Brüchen der Kinder angerühmet, ist aber jetzo ganz außer Gebrauch gesetzet. Doch muß sie sich der Landmann wohl bekannt machen, weil sie, wegen ihrer anhaltenden Eigenschaft, besonders den Schaafen, schädlich seyn, und hartnäckige Verstopfungen des Leibes verursachen kann; daher erfahrne Schäfer ihr Vieh an solche Oerter, wo die Pflanze häufig wächst, nicht hin zu treiben pflegen. In manchen Jahren wächst sie, nach Beschaffenheit der Witterung, häufiger als sonst, und manche Oerter des Churfächs. Flämings klagen sodann sehr, daß ihnen auch manches Stück Rindvieh in solchen Jahren davon erkranke und zum Theil sterbe. Da sodann ihre ganze hohe, nicht zu entrathende, Weide mit der gelben Blume, wie die blühende Pflanze also von den Flämingsbewohnern genannt wird, vermischt oder gar überhäuft ist: so haben sie noch kein bewährtes Gegenmittel dawider bisher ausfinden können. Das gewisseste Mittel aber wäre dieses, daß die Einwohner der Dörfer an gewissen Tagen sämmtlich die Felder durchgiengen, die Pflanze nebst der Wurzel ausrotteten, und an der Luft und Sonne vertrocknen ließen. Besagtes Landvolk verspüret die Schädlichkeit dieser Pflanze gemeiniglich nicht eher, als bis sie in voller Blüthe ist.

3) **Weiches, kriechendes Habichtkraut, Mausöhrlein mit glatten Blättern,** Piloſella minus hirſuta, Hieracium dubium L., wächst auf trocknen Wiesen und in den Wäldern; ist mit der zweyten Art nahe verwandt und solcher ganz ähnlich; die zarten Blätter aber sind weniger haaricht, weicher und saftreicher, und die ausgewachsenen mehr eyförmig und länglich; der nackende Stengel trägt 4 — 5 kleine gelbe Blumen; das junge Kraut enthält eine bitterliche Milch, die etwas zusammen ziehend ist, wird aber von den Schaafen gern gefressen. Die zwote und dritte Art sind vielleicht nicht beständig, sondern nur nach dem verschiedenen Boden unter sich verschieden; wie denn die erste Art auch nicht immer nur eine Blume trägt, und daher alle 3 Arten vielleicht aus einer erzeuget worden sind.

4) **Doldenartiges, spitzblättrichtes Habichtkraut, langes oder großes aufrechtwachsendes Mausöhrlein mit vielen Blumen,** Hieracium cymoſum L., wächst in steinichten Feldern, um die Hügel und Heiden. **Wurzel:** ist gleichsam wie abgebissen. **Blätter:** lanzettförmig, ganz, lang, aufrecht, haarig. **Schaft:** an der Basis haarig, 1 F. hoch, fast nackt und nur mit einem kleinen Blatte besetzt. **Blumen:** in fast doldenförmigen Büscheln, gelb, im May und Jun. und den größten Theil des Sommers hindurch.

5) Mauer-

5) **Mauerhabichtkraut, Buchkohl**, gelbes oder **Französisches Lungenkraut, Buchlattig**, Pulmonaria Gallica, Hieracium murorum L., wächst bey uns auf harten, sonnigen Plätzen. **Wurzelblätter**: eyrund, gezähnt, sehr haarig. **Stengel**: sehr ästig, 1 F. hoch, mit einem kleinern Blatte besetzt, die Zweige einblumig. **Blumen**: groß, vortrefflich, gelb, im Jun. **Saamen**: reif im Aug. Eine sehr artige Pflanze, welche, ohngeachtet sie in England auf alten Mauern anzutreffen ist, dennoch wegen ihrer ansehnlichen Blumen vielfältig in die Gärten aufgenommen wird.

Das so genannte **Mäusehabichtkraut**, Hieracium myophorum, ist eine Spielart von diesem. An dem Winkel des Stengelblatts liegt eine, mit weißen oder röthlichen Haaren besetzte, und an dem obern Theile schuppichte Geschwulst, welche, nach Einiger Einbildung, die Gestalt einer Maus haben soll; es ist solches eine Art Gallen, und ein Werk der Insecten, dergleichen man auch mit bloßen Augen darinn wahrnehmen kann. Die Blätter, sonderlich die Wurzel, enthalten einen bitterlichen Milchsaft. Man hat solche, vornehmlich in Frankreich, für ein Wundmittel ausgegeben, und bey dem Blutspeyen und andern Lungenkrankheiten vorzüglich empfohlen. Die Deutschen Aerzte machen davon nicht sonderlich Gebrauch.

6) **Doldenförmiges** oder **schmalblättriges Habichtkraut**, H. umbellatum L., wächst bey uns auf hohen oder dürren Triften. **Stengel**: haarig, zerbrechlich, 1½ F. hoch. **Blätter**: strichförmig, fast gezähnt, zerstreut. **Blumen**: in einer Art von Rispe, (fast doldenförmig, Linn.) gelb, im May und Jun. Wo dieses Kraut gefunden wird, soll es den Schaafen ein angenehmes Futter seyn, auch eine schöne gelbe Farbe, zumal auf Wolle, geben.

Hacke, Haue, Karst, ein bekanntes eisernes Werkzeug, mit einem langen hölzernen Stiel, vor welchem das Blatt der Hacke nach der Queere steht. Nach dem verschiedenen Gebrauch dieses Werkzeugs hat es verschiedene Beynamen; die bekanntesten sind: die Lehm- Garten- und Weinhacke.

Hacken, eine Arbeit der Winzer, die in den Weinbergen jährlich dreymal verrichtet wird, da sie das Erdreich mit der Weinhacke oder Weinhaue brechen, umwerfen, und von allem Unkraute säubern. Das Hacken wird in die **erste**, **andere**, und **dritte** oder **letzte**, oder so genannte **Beerhacke** eingetheilet. Das erste Hacken geschieht ohngefähr um alt Walpurgis oder Philippi-Jacobi, wenn die Senke verrichtet, und der Weinstock unten an der Erde und Wurzel ausgelassen, auch das Holz rauh und zähe geworden ist, damit weder die jungen Kämme verschüttet, noch Sprossenreiserchen abgerissen werden. Man muß aber das Erdreich nicht etwa nur obenhin mit der Hacke ein wenig berühren, sondern so tief, als die Weinhacke ist, hinein hacken, damit der unterste Boden hinauf, und die obere Thau- oder Tagerde hinunter komme, nicht weniger das Erdreich locker, auch die Raumgrube eben am Stocke zugezogen werde, damit der Stock neue Thauwurzeln fasse, und zu seinem Wachsthume gelange. Es müssen auch die aufgerissenen Erdklöße gut zerschlagen, und an den Stock gezogen, die Quecken aber und das Gras in der Hacke ausgeschüttelt, in Haufen geworfen, und aus dem Berge getragen werden. Die andere Hacke fällt kurz vor der

Blüthe,

Blüthe, oder bald hernach, ohngefähr um alt Petri und Pauli, und es wird hiebey alles, wie bey der ersten Hacke, beobachtet. Wo der Boden etwas fest ist, da wartet man gern mit dieser Arbeit, bis ein Regen gefallen, um das Land desto besser zu gewinnen, weil es vor dieser Hacke gemeiniglich von den Winden ausgezogen, und trocken ist. Die letzte, oder Beerhacke, geschiehet um Aegidii. Diese Hacke pfleckt man an manchen Orten, sonderlich an hohen Gebirgen, gar nicht, sondern nur in den Sandgebirgen oder auf der Ebene zu verrichten. Es darf hiebey auch nicht sehr tief gehackt, sondern der Berg nur ein wenig überzogen werden, damit etwa bald einfallen könnende Nachtfröste keinen Schaden thun können.

Hackhopfen, derjenige Hopfen, der des Jahrs zweymal behacket, und einmal gedünget wird; im Gegensatz des Gras- oder Rasenhopfens.

Häftelhaken, kleine Pflöcke mit Haken, die Leinen des Treibzeuges damit auf dem Boden zu befestigen.

Häger, Sandhäger, Sandhügel in den Ströhmen, besonders in ihren Mündungen. Sie entstehen von dem Sande, der sich an den Ufern absondert, und durch den Strohm mit fortgespület wird. Man schafft sie meistens durch Buhnen weg.

Hägereiß, junge schlanke Bäume, oder so genannte Stangen, welche man auf den jungen Schlägen oder Hauen stehen läßt.

Hägesäule, Jagdsäule, eine Säule oder ein Pfahl, der die Gränze eines Jagdgehäges bezeichnet.

Hägeschlag, ein gehägter Schlag, d. i. Theil eines Gehölzes, der nicht verletzt werden darf.

Häge- oder Satz- oder Grußzeit, die Zeit von Walpurgis bis Johannis, da besonders das wilde Geflügel brütet, und daher geschonet werden muß.

Hägewiese, eine Wiese, welche Gartenrecht hat, und daher gehäget wird, daß ohne des Eigenthümers Willen Niemand darauf hüten oder weiden darf.

Hägewisch, Hägeschaub, Hägescheibe, ein Wisch von Stroh, oder Gras, oder Heu, oder Bündel Reißholz an einer Stange, einen gehägten Acker oder Wald zu bezeichnen. Findet man dergleichen auf Wegen und Fußsteigen: so bedeutet es, daß auf solchen nicht gefahren oder gegangen werden soll.

Häkelwerk, ist bey den Bauern in Niedersachsen eine Art der Gartenbezäunung, wo über einen Zaun oder ein Plankenwerk, zwischen verschiedenen langen, kreuzweise in die Erde geschlagenen, Pfählen, ganze Fuder Busch- oder Reißholz gelegt werden.

Häller, eine hie und da noch gangbare Scheidemünze, deren zwey Stück einen ganzen Pfennig ausmachen.

Hälter, Halter, Niedersächsisch **Holder**, ein Ort oder Raum, worinn man etwas aufbehält, daher **Wasserhälter, Fischhälter** oder **Heller**.

Hälterschiff, ein Kahn mit einem Fischhälter oder Fischkasten, worinn die lebendigen Fische verfahren werden.

Hände, bey einigen die Banden oder Vordertatzen der Bären, und die Griffe oder Klauen der Falken.

Hänfling, ein bekannter Gesangvogel, welcher bey uns zweymal im Jahre brütet, und 4—5 Junge ausbringt. Er singt von selbst gar angenehm; man kann ihm aber durch Vorpfeifen gar leicht allerley Weisen und Lieder beybringen; ja man bringt ihn öfters zu einem völligen Gesange der Canarienvögel. In den Käfichten wird er mit Hanf- Leindotter- oder Mohnsaamen unterhalten. Wird er mit Canarienvögeln begattet: so entstehen davon Bastarte, die einen vortrefflichen Gesang haben. In der Freyheit sucht und frißt er allerley Feldgesäme.

Hängebügel, Schweifbügel, eine Art Steigbügel, welche nicht an den Sattel befestiget sind, sondern jedesmal an den Sattelknopf gehänget werden.

Hängebrücke, eine Brücke, welche in einer beträchtlichen Länge ohne Joche gebauet, und gewissermaaßen freyhängend ist, oder aus einem Hängewerk (s. dieses) bestehet.

Hängedohnen, sind zum Vogelfange also eingerichtet: Man schneidet von Haseln- Birken- oder Weidenreisern eine Gabel, so daß jeder Theil wenigstens ¾ Ellen lang, und oben an der Gabel eines kleinen Fingers stark ist. Die Spitzen werden eine gute Viertelelle über einander geflochten, zwischen welchen hernachmals die Vorhangbeeren geklemmet werden. Drey Queerfinger breit unter der Gabel, wo die Ruthen zusammen gewachsen, wird mit einem Messer durchgestochen, und in beyde Theile werden Schlingen von Pferdehaaren eingezogen. Diese Dohnen sind nützlich zu gebrauchen, und überall gut anzubringen. Denn sie können an alle Büsche, auch sogar auf die Bäume gehangen werden, wovon sie auch den Namen führen.

Hängeeisen, dasjenige gekrümmte Eisen oder das Band, mit welchem der Hauptbalken und der Ueberzug eines Daches mit einander verbunden werden. Es besteht aus einem gabelmäßigen eisernen Bande, das an dem einen Ende offen, an dem andern geschlossen ist, und genau sowohl um den Balken, als auch den Ueberzug passen muß. Es hat an den Seiten Löcher, wodurch mit Nägeln und Bolzen das Hängeeisen mit dem Hauptbalken und dem Ueberzuge vereinigt und befestigt wird.

Hängegarn, Ziehgarn, Fr. Pentière, ein Garn, welches zum Vogelfange, besonders aber zum Schnepfen- und Wasserhühnerfange gebraucht wird, und daher hauptsächlich an den Durch- oder Zugängen, oder Schlupfen, die man hier und da um den Forst oder die Holzung herum gemacht hat, aufgestellet wird. Es ist darum sehr bequem, daß eine einzige Person viele derselben richten und aufziehen kann, und nicht dabey immer Stand halten darf, weil die Vögel sich von selbst darinn fangen. Man muß dieses Garn aus zarten, doch festen Fäden verfertigen, und es wird gemeiniglich aus länglichen gevierten Maschen gestrickt; muß aber nicht über 15 Ellen breit, und 20—24 Ellen hoch seyn. An allen Maschen der obersten Reihe werden messingene Ringe angeheftet, um das Netz zum Auf- und Zuziehen desto geläufiger zu machen. Durch diese Ringe zieht man sodann ein mittelmäßiges Seil, oder eine ½ Finger dicke Schnur. Auf beyden Seiten muß man auch kleine Schnüre durch die vordersten Maschen ziehen, und

zu beyden Enden anbinden, damit man das Netz schnell auf- und zuziehen kann, welches dann am allergeschwindesten geschiehet, wenn jede Schnur 9 — 12 Zoll länger, als die Höhe des Garns ist, und weiter abhängt.

Hängepfahl, derjenige Pfahl oder Pfosten einer Gartenthür des Landvolks, in welchem die Angelhaken eingeschlagen sind, und woran also die Thür hänget.

Hängeriemen, die beyden starken und breiten Riemen an Kutschen und ähnlichen Wagen, worauf der Kasten zu stehen kommt. Gewöhnlich gehen diese Riemen von dem Vorderwagen bis zum Hinterwagen, und vorne werden sie an einen Baum, hinten aber jeder an einer eisernen Winde befestigt. Werden aber Englische Federn an einem Wagen angebracht, so gehen sie nicht unter dem Wagen weg, sondern es sind hinten sowohl, als vorne 2 kurze Hängeriemen. In diesem Fall wird der Riemen auf den Stützen befestiget, und an dem Kutschenkasten wird er angeschnallt. Die Hängeriemen mögen nun aber kurz oder lang seyn, so ist jeder stets 2 Zoll dick, und nach Beschaffenheit der Dicke des Leders etwa zehnfach. Zu den innern Lagen dieses starken Riemens wird, der Haltbarkeit wegen, Kaunleder genommen. Die beyden äußern Lagen aber unten und oben sind entweder von Sohlleder, oder von Juchten. Der Sattler nähet diese sämmtlichen Lagen des Riemens über einander mit einer starken Ahle und mit dickem schwarzen Pechdrahte an jeder Seite mit doppelten Stichen, oder zwo Nadeln zusammen.

Hängeriemfutter, das zur Zierde des Hängeriemens um denselben gelegte Leder von schwarzem Ochsenleder, mit weißem Pechdraht gesteppt. Diese Verkleidung wird um den Hängeriemen gelegt, und unter demselben mit einem Riemen zusammen geschnüret.

Hängesäule, Hangsäule, diejenige aufrecht stehende Stütze, welche auf einem Balken aufstehet, und von der Seite mit Strebbändern dergestalt gefaßt wird, daß sie sich nicht senken kann. An diese Säule wird der Balken mit dem Hängeisen befestiget. Bey den Brücken und weit gespannten Dächern werden die Hängesäulen aus zwey verzahnten Zimmerstücken zusammen gesetzet. Steht die Hängesäule in der Mitte, so reichet sie bis an den First des Daches.

Hängeseil, dasjenige Seil, woran der Leithund geführet wird, weil man ihn gleichsam daran anhänget. Die Schweißhunde werden an dem **Fangestrick**; die Jagd- und Rüdenhunde an der **Koppel**; und die Hetzhunde an dem **Hetzriemen** geführet.

Hängeseilkunst, ein Röhrenwerk, worinn man, mittelst eines Seils, und einer daran hangenden Klappe, Wasser aus der Tiefe zieht.

Hängestock, ein hölzerner gekrümmter Stab, woran der Schlächter ein geschlachtetes Stück Vieh aufhänget; weshalb durch jede Hesse des Hinterbeins ein Loch gestochen wird, wodurch der Schlächter die Haken des Hängestocks durchsteckt.

Hängewand, Hangwand. Diese wird gemacht, wenn von innen eines Gebäudes etwas unterbauet seyn soll, um eine darüber befindliche Last zu tragen, welches aber bey Kirchen, Opern- und Comödienhäusern, und überhaupt bey gro-

ßen

ßen Sälen, nicht Statt findet. Man hat darauf gedacht, wie man solches durch eine Verbindung im Dache erhalten könne; und diese Verbindung wird eine **Hängewand** geheißen. Es muß aber selbige nicht allein die Last des Daches tragen, sondern auch das Gebälk, welches über das Gebäude hinweg liegt. Dieserhalb besteht ein jeder Binder aus Hängsäulen, Spannriegeln, Streben, Spannhölzern, und Unter- oder Ueberzügen über die Balken, nebst den dazu gehörigen Hängeisen, mit welchen man die übrigen Balken, welche zwischen den Bindern liegen, anhänget.

Hängwerk, ist in der Zimmermannskunst die Fassung eines frey liegenden Balkens, daß er sich nicht biegen kann, sondern sowohl vor sich selbst gerade liegen bleibt, als auch noch wohl eine andere darüber liegende Last tragen kann.

Hafft, Ephemeris L., eine Gattung geflügelter Wasserinsecten, die vorzüglich deshalb merkwürdig ist, weil ihr Leben, wenn man von der Zeit ihrer Ausschließung aus der Puppe zu rechnen anfängt, nicht über einen Tag dauert; daher sie auch den Namen **Eintagsfliegen** und **Tagthierchen** erhalten haben. Die Larve, nämlich der Wurm, aus welchem sie entstehen, wird gemeiniglich **Uferaas** und **Fischeraas** genannt, weil man diese Thierchen, welche sich bis zu ihrer Verwandlung im Wasser aufhalten, häufig an dem Ufer der Flüße findet, und sich ihrer als eines Aases bedienet, um damit Fische zu fangen. Man hat verschiedene Arten der Hafte. Die größten sind etwas über 1 Zoll lang, ohne die Schwanzbürsten zu rechnen, welche fast eben so lang, auch bisweilen noch länger sind, als der Körper. Die kleinsten Arten aber erreichen noch nicht die Größe einer Mücke.

Haften, die drey eisernen starken Ringe, welche unter jeden Lauf eines Schießgewehrs unterhalb, oben, und in der Mitte eingeschoben und angelöthet werden. Vermittelst dieser 3 Haften wird der Lauf auf dem Schaft befestiget. Eben diesen Namen haben auch die Bleyringe, womit das ordinaire Fensterbley in jeder Vereinigung mehrerer Bleystücke an dem Windeisen befestiget wird. Jeder Haft wird auf dem Fensterbley an seinem Ort angelöthet, um sein Windeisen gebogen, und über diesem werden beyde Enden des Hefts zusammen gelöthet.

Hagel, das kleinste Schrot, mit welchem man nach Vögel schießet.

Hagenwild, Rehhagen, ein eingezäuntes Stück Wald, welches an den Wegen offen gelassen wird. Wenn nun darinn gejaget werden soll: so werden die Oeffnungen bestellt, und das Wildpret daselbst gefangen.

Hahn, dasjenige Stück eines Flinten- oder Büchsenschlosses, welches in seinem obern Theile oder Maule den Flintenstein trägt, und vermittelst dessen die Batterie oder der Deckel der Pfanne zurück und Feuer geschlagen wird, so daß dieses auf der Pfanne liegende Pulver fällt, und solches anzündet. Der Hahn selbst steckt auf dem vierkantigen Zapfen der **Nuß**, der aus dem Schloßblech hervor ragt, unbeweglich fest. Sobald nun die Nuß von dem Abzuge, vermittelst der Stange, hinabgedruckt wird, diese aber den **Hinterrast** verläßt, und sich die Nuß um ihre Achse vermittelst der Schlagfe-

der umdrehet, indem diese gespannte Feder ihre ganze Kraft auf die Vorderrast äußert: so wird hiedurch der Hahn gegen den Pfannendeckel geschlagen, und der in seinem Maule steckende Flintenstein giebt Feuer.

Hahn, eine Röhre von Holz oder Metall, die mit einem Wirbel, Schlüssel, Zapfen oder einer Feder versehen ist. Man steckt solchen in das Zapfenloch der Fässer, um die darinn enthaltene Flüßigkeiten bequem abzuzapfen.

Hahnbalken, Hahnenbalken, der obere in die Queere liegende kleine Balken eines Dachstuhls, welcher mit den beyden Sparren verbunden ist. An einigen Orten wird er auch das kleine Rechenband genannt.

Hahnbohrer, ein Löffelbohrer, womit der Brunnenmacher hölzerne Tillen und Rohrbüchsen ausbohret.

Hahnenkammklee, Onobrychis Tourn., eine Pflanzengattung, deren Blumen schmetterlingsförmig sind. Von den Arten derselben bemerken wir

1) den **aufrechtstehenden Hahnenkammklee, Heilighen, Stachelhen, Sainfoin, Esparcette** und **Esper,** welche letztere Namen jetzt die bekanntesten sind. Ein vortreffliches Futterkraut, welches seit der letztern Hälfte dieses Jahrhunderts häufig bey uns angebauet wird, und daher keiner fernern Beschreibung bedarf. Man findet diese Pflanze in gebürgigen Gegenden bey uns, auf sonnigen, harten, steinichten Plätzen. Die Wurzel ist in einem tiefen Boden 10 — 12 F. tief eindringend, und der Stengel gewöhnlich 2 F lang; in gutem Boden aber bisweilen 4 — 5 F. lang. Zum Anbau dieses Futterkrauts erwähle man ein steinichtes, sandichtes, hitziges Land, weil es in diesem länger, als in einem leimichten, morastigen Boden ausdauert. An Anhöhen und auf einem roththonigten Boden geräth es vorzüglich gut. Der Saame wird in ein zugerichtetes und von Quecken gereinigtes Land, mit oder ohne Hülse, etwa in der Mitte des Märzes ausgestreuet; aber nicht über ½ Zoll tief in die Erde gebracht. Man säet weder zu dicke noch zu dünne, daß die Stöcke so eben Platz haben, sich ohne Hinderniß auszubreiten. Man kann auch die Aussaat im Herbste verrichten. Vom ersten bis zum zweyten Jahre treibt die Pflanze sonderlich in die Wurzel, über sich aber wenig, jedoch hernach desto stärker, so, daß sie jährlich 3 — 4mal abgemahet, und sich in der Wurzel 10 und mehrere Jahre erhalten kann. Um an der Nutzung des Landes vom Anfange an nichts zu verlieren, vermengen einige den Saamen mit Haber und Gerste, oder noch lieber mit Haber und etwas Französischem Raygrase. Das Abmähen geschiehet am nützlichsten, wenn die Stöcke in voller Blüthe stehen, oder wenn dieser Klee über die Hälfte verblühet ist. Läßt man ihn noch länger stehen, so werden die Stengel hart und holzicht. Das Trocknen zu Heu muß langsam geschehen, indem die Blättchen leicht abfallen und verloren gehen; da hingegen der Klee zum frischen Futter ohne Abgang erhalten wird. Am gesundesten ist der Klee, wenn er, mit Stroh vermischt, zu Häcksel geschnitten, und so dem Vieye verfüttert wird. An sich selbst ist die Esparcette unter den Kleearten das kräftigste Futterkraut, indem sie bey den Kühen viele Milch, gute Butter und gutes Fleisch erzeuget. Es ist nicht rathsam, Esparcette in die besten Felder zu säen, weil eigentlich nur die erste Esparcette-

ettearndte im Jahre recht reichlich ist, die zweyte schon magrer ausfällt, und aus der dritten, wenn der Sommer dürre ist, gar nichts wird. In sehr dürren Jahren aber werden auch die ersten Aerndten nicht sonderlich einträglich seyn. Im magern Boden ist sie aber deshalb nutzbar, weil sie so viele Jahre in der Erde stehen bleibt, und ein schlechtes Land, nur den Flugsand ausgenommen, zum Fruchtbau nach und nach tüchtig machen kann. Uebrigens ist noch zu gedenken, daß das Land zu dieser Saat von Unkraut rein gehalten, und auch das Gras wohl ausgejätet werden muß. Das Verhältniß dieses Futterkrauts gegen die andern bekanntesten Kleearten wird so angegeben, daß 1 Pfund Esparcette so viel als 2 Pfund Lucerne und 3 Pfund rother Klee in der Viehfütterung thun solle.

2) **Weitschweifiger Hahnenkammklee**, eigentlicher **Hahnenkopf**, Onobrychis Cretica, Hedysarum caput galli L., ist mit der ersten Art nicht zu verwechseln. **Vaterland**: die Provence, dauert, wenigstens bey uns, nur einen Sommer, ist jedoch der vorigen Art in vielen ähnlich. **Stengel**: weitschweifig. **Blumen**: in kurzen Aehren, die Kronflügel sehr kurz. **Hülsen**: einsaamig, am Kamme pfriemenförmig gezähnt. Diese Hülsen sind schöner als die Blüthen, und um jener willen pflegt man diese Pflanze auch in den Gärten zu unterhalten. Sie wird im freyen Lande jährlich aus dem Saamen gezogen.

Haken, Ackerhaken, eine Art von Pflug, der keine Räder und keinen Vorderpflug hat, und wegen seiner Gestalt, worinn er einem Haken in einem spitzigen Winkel gleicht, also genannt wird. Er kann nur von Ochsen gezogen werden. Die mehresten haben nur einen so genannten Sturz, woran aber kein Streichbret ist. Das Haupt ist etwas höher oder stärker an Holz, als an den Pflügen, und der Sturz steht recht auf der Mitte, daß er also auf beyden Seiten einerley streicht. An Statt des Streichbrets ist vor dem Sturze in dem Haupte auf jeder Seite ein, über einen Daum dicker, starker, hölzerner Nagel, welcher auf 7 — 8 Zoll lang heraus stehet, und die Feder genannt wird. Diese Feder streicht das Erdreich von beyden Seiten auf. Einen Kolter hat der Haken nicht; dagegen ist das Hakeneisen oder der Hakenschaar steiler gerichtet, als der Pflugschaar, und hat vorne eine Spitze oder einen Dorn, so wie er auch an beyden Seiten scharf ist. Da bey diesem Werkzeuge der Vorderpflug fehlet: so tragen die Ochsen den Hakenbaum mit einem gemeinschaftlichen Joche auf dem Halse. Dieser Pflug ist am dienlichsten, einen niedrigen Acker urbar zu machen, weil er, gleich einem Grabscheide, tief in die Erde eindringt. In sehr strengem Boden, und wo unter dem guten Boden schlechte wilde Erde liegt, ist er nicht zu gebrauchen; es wäre denn, daß die zu Tage gebrachte wilde Erde zum öftern wieder aufgerühret und umgepflüget würde. Wenn ein solcher Ackerhaken auf einem Vorderpfluge mit Rädern liegt, und auf diese Weise auch, gleich einem gewöhnlichen Pfluge, von Ochsen und Pferden gezogen werden kann: so wird er gemeiniglich ein **Hakenpflug** genannt.

Hakenbänder, ein Thürbeschlag von Bändern oder Häspen, die kurz und breit sind, und verschiedene Gestalten haben, als wovon sie auch verschiedene Beynamen erhalten, da es auf die Willkühr und Geschicklichkeit des Schlössers ankömmt, ihnen

diese, oder eine andere Gestalt zu geben. Alle kommen darinn überein, daß sie aus einem oder mehrern Lappen bestehen, die mehr oder weniger künstlich ausgehauen sind. In selbigen sind verschiedene Löcher angebracht, wodurch diese Lappen an der Thür angeschlagen werden. An dem einen Ende findet sich das Rohr oder die Hülse, mit welcher auf den Haspenhaken gehangen wird.

Haken, des Backofens; zween Winkel neben dem Mundloche des Ofens auf dem Heerde, welche die vordere Brandmauer, worinn sich das Mundloch befindet, mit dem Gewölbe des Backofens machen.

Hakenhufe, ein übliches Feldmaaß, welches in Pommern 15 Morgen hält, zum Unterschiede von einer Land- oder Dorfhufe, die 30 Morgen hält.

Hakenpflug, ein Pflug, der, an Statt des Pflugschaars, eine breite zweyschneidige Hakenschaar hat; s. Haken.

Hakenschaar, eine große zweyschneidige und dreyeckige Schaar an einem Haken, (s. diesen) zum Unterschiede von der kleinen einschneidigen Pflugschaar. Sie ist massiv von Eisen, stärker als eine Pflugschaar, zweyschneidig, und hat vorne auf der Spitze einen Dorn, der tief in die Erde eindringt.

Hakenscheibe, eine eiserne Scheibe mit einem Haken, welche in den Achsschenkel eines Wagens gesteckt wird, um das dritte auf der Wildbahn gehende Pferd daran zu spannen.

Hakenwendung, in den Ländern, wo man sich des Hakens, Statt des Pfluges, bedienet, die Umwendung mit dem Haken, wenn man den Acker stürzet; auch ein Längenmaaß, welches einen so langen Raum bezeichnet, als man mit einem Haken, ohne umzuwenden, zu ackern pfleget.

Hakzapfen, eine Verzapfung, wodurch der Zimmermann zwey Bauhölzer, z. B. zwo Schwellen, vereiniget, daß sie in gerader Linie neben einander fortlaufen. Die Verzapfung ist 10 Zoll lang, und des Hakens Höhe beträgt die halbe Dicke der Bauhölzer.

Halbe Bretnägel, sind etwa 2 Zoll lang, und kleiner, als die ganzen Bretnägel. Sie sind flach, und haben einen zugespitzten Kopf.

Halbe Bretspieker, dienen zur Austäfelung der Fußböden mit Bretern. Sie haben, wie alle Spieker, einen flachen Kopf, der sich leicht in das Holz versenken läßt.

Halbedelgesteine, sind solche, welche zwar vorzüglich gut sind, und eine gute Politur annehmen, aber doch an Schönheit und Härte den Edelgesteinen weichen, indem sie ihre Farbe entweder im Feuer ganz verlieren, oder durch die Feile sich bearbeiten lassen. Man rechnet hierunter die Achate, Jaspis, Aschstein oder Aschenzieher, Türkis, Gesundheitsstein, u. s. f.

Halberhabene Arbeit, Schnitzwerk, Bas-relief, ist, wenn eine Bildhauerey nicht frey stehet, sondern in einem Felde oder Boden befindlich, und nur etwas wenig erhaben ist.

Halbfenster, Bastardfenster, Flämische Fenster, Mezzanines, sind diejenigen Fenster, welche in den Halbgeschos-

geschossen, oder Entresolen, auch über den Sälen über den gewöhnlichen Fenstern angebracht werden.

Halbgeschoß, Entresole, ein niedriges Geschoß in der Höhe, welches Halbfenster hat.

Halbmetalle, sind metallische Substanzen, welche das Ansehen vollkommener Metalle haben, sich aber von ihnen darinn unterscheiden, daß sie sich nicht unter dem Hammer strecken und fletschen lassen, sondern reißen oder zerspringen. Zu den Halbmetallen werden Wißmuth, Zink, Spießglaskönig, Quecksilber, Arsenik, auch Kupfernickel und Koboltskönig gerechnet.

Halbstulpe, halbe Stulpe, eine steife Stulpe von gebranntem Leder, die an den Stiefeln dazu dienet, das Knie beym Reiten gegen den Druck zu verwahren. Sie unterscheidet sich von einer Stulpe darinn, daß sie nicht rund ums Knie geht, sondern an den Seiten abfällt.

Halbwüchsig, ist ein junger Hase, der so weit erwachsen ist, daß er zum Verspeisen dienet. Er muß wenigstens 2 Monate alt seyn, wenn das Fleisch in seiner rechten Güte seyn soll.

Halbzimmer, ein Zimmer in einem Halbgeschoß.

Halde, ein aufgeschürteter Haufen von Bergen, Erzen oder Steinen; daher Haldensturz, das Befugniß, die ausgeförderten Berge oder Schlacken auf einen gewissen Platz zu bringen; ingleichen der Platz selbst, darauf Berge, Erze und Schlacken gestürzt werden.

Halfter, ein Zaum ohne Zügel, und, Statt dessen, mit einer Kette versehen, woran ein Pferd im Stalle angemacht wird. Man hat verschiedene Arten. Die gewöhnlichste ist die Kreuzhalfter, die nur den Pferden im Stalle angelegt wird. Die Reisehalfter heißt also, weil die Pferde auf Reisen solche unter dem Zaum tragen. Die Ungarische Halfter ist die zierlichste, und wird gleichfalls unter dem Zaum getragen. Die Halfter wird, so wie der Zaum, aus Riemen zusammen gesetzt, nur mit dem Unterschied, daß die Halfterriemen, der Dauer wegen, mit eisernen Ringen zusammen gesetzt, an Statt daß die Riemen des Zaums mit Schnallen vereinigt werden. Nur neben dem Kopf des Pferdes hat die Halfter eine einzige Schnalle, um, vermittelst solcher, die Halfter kürzer oder länger zu schnallen, und um den Kopf zu befestigen.

Halfterkette, eine eiserne Kette an einer Halfter, womit das Pferd, vermittelst der Halfter, an seinem Stand im Stalle befestigt steht. Auf den Eisenfabriken giebt es Kettenschmiede, die größtentheils nur Halfterketten verfertigen.

Halle, ein bedecktes Vorgebäude an Kirchen und öffentlichen Gebäuden, besonders vor den Thüren derselben; desgleichen auch ein großer Saal, besonders wenn er zu öffentlichen Versammlungen bestimmt ist, der ehedem an den Seiten nur frey stehende Säulen hatte. Ferner nennt man Halle einen Ort, wo allerley Buden aufgeschlagen, und Waaren verkauft werden. Es giebt auch bedeckte Hallen, welche einen Marktplatz mit bedeckten Lauben umgeben, worunter man bedeckt gehen, und Waaren wider Sonne und Regen verwahren kann.

Hals, überhaupt bildlich, der schmale Theil an einigen Dingen, als: der Hals an den Raketen ist der Ort, wo sie am Zündloche gebunden werden; der Hals einer Tonne ist bey den Böttchern der schmälere Theil auf beyden Seiten des Bauchs, neben dem obern sowohl, als dem untern Boden.

Hals, der Säulenordnung, ist das glatte Stück an der Toscanischen und Dorischen Ordnung, zwischen dem Rinken und Knauf.

Hals, an einem Zapfenständer der Schleusenthore, der obere Zapfen, woran das Halseisen oder die Halsklammer sich befindet.

Hals, heißt auch der äußerste Theil einer Radwelle, der etwas verloren zugehet, oder verjüngt ist. Er wird, der Dauer wegen, und zu besserer Haltung des Schaufelblattes, mit eisernen Reifen beschlagen.

Halsbraten, Kehlbraten, sind die 2 langen Striche Fleisch, die beym Roth- und Schwarzwildpret neben der Gurgel, auf beyden Seiten an dem Halse, liegen, und unter die zartesten Stücke gerechnet werden.

Halseisen, Halsband, Halsklaue, Halsklammer, Klammereisen, ist eine nach einem halben Cirkel gebogene platte Schiene, welche mit Anker und Döbel in den Seitenmauern einer Schleuse befestiget ist, um die Schleusenthorflügel oben am Halse zurück zu halten.

Halsjoch, ein Joch, welches den Zugochsen um den Hals gehänget wird, zum Unterschiede von einem Kopfjoche.

Halskappe, eine Art Decken, womit der Hals und der ganze Vordertheil eines Pferdes, zur Abhaltung der Fliegen, bedeckt wird.

Halsstück, ein Stück Fleisch des untern Buges am Halse eines geschlachteten Viehes.

Halsung, das breite lederne Halsband um den Hals der Leithunde an dem Hängseil, welches gemeiniglich mit Dachsschwarten oder weichem Leder gefüttert, und oben, wo das Hängseil angeknüpft wird, mit einem starken Würbel versehen ist. An dem Hängseil leitet der Jäger den Leithund vor sich auf den Vorsuch.

Haltkette, Deichselkette, eine kurze Kette, vermittelst welcher die Wagendeichsel mit dem Geschirr an der Brust der Pferde befestigt ist, d. i. mit welcher die Pferde den Wagen, wenn er bergab geht, halten, im Ebenen auch an der Deichsel lenken können. Bey einem förmlichen Wagengeschirr ist diese Haltkette an dem Bruststück des Geschirrs befestigt. Bey einem schwachen Ackergeschirr trägt jedes Deichselpferd einen starken Riemen um den Hals, an dem sich die Haltkette befindet. Dieser mit der Kette vereinigte Riemen heißt bey uns **Halskoppel** oder **Halskette**; plattdeutsch: **Halskuppel**.

Haltnagel, Spannnagel, an einem Sattelwagen ein eiserner Nagel, welcher hinter der Achse durch den Langbaum gesteckt wird, damit dieser nicht zurück weichen könne.

Hamen, ein beutelförmiges Netz, dessen Oeffnung in einem Reifen mit einem Stiel ausgespannt und befestigt ist. Man hat verschiedene Arten dieser zum Fischfang beque-

bequemen Hamen, als: Setzhamen, Kratzhamen, Schleifhamen.

Hamen, Treibzeug, ist bey den Jägern ein langer, spieglicht gestrickter Garnsack, vorne weit, nach und nach immer enger werdend, und inwendig mit Reifen unterbunden. Man bedienet sich solcher Hamen zum Hühnerfangen.

Hameye, Hornmeye, ein Gatterthor, welches zu beyden Seiten ein Pförtchen hat. Man setzt es auf die Mitte langer hölzerner Brücken, als ein Portal, versiehet auch wohl ein solches Thor mit einer Zugbrücke.

Hamme, in Obersachsen der hintere breite Theil der Sense, im Gegensatz der Spitze. Wenn der Mäher nicht blos mit der Spitze der Sense, sondern auch zugleich mit der Hamme hauet, so fördert solches gar sehr, weil er mit der vollen oder ganzen Sense hauet.

Hamme, ist bey einigen Jägern die Hinterkeule des Rothwildprets.

Hammel, Schöps, der Name eines verschnittenen Widders, Schaafbocks, Stähres oder des Männchens von Schaafen. Das Hammeln oder Verschneiden der jungen Lämmer männlichen Geschlechts geschiehet meistens, wenn sie 6—8 Wochen alt sind. Einige verschieben den Schnitt, bis die Lämmer 5—6 Monath alt sind, aus dem Grunde, daß die Hammel nicht so hochbeinicht, sondern stärker im Leibe und wollreicher werden mögen. Ihrem Alter nach sind Hammellämmer diejenigen, die noch nicht 1 Jahr alt sind; Jährlings-Hammel, die 1 Jahr alt; Zeithammel, wenn sie im 2ten Jahre sind, und alte Hammel, wenn sie ihr drittes Jahr antreten. Außer dem gewöhnlichen Schneiden, wird das Hämmeln auch noch durch das Schnüren und Kluppen (s. beydes) verrichtet.

Hammelfleisch, Schöpsenfleisch, das Fleisch von verschnittenen Bocklämmern. Es ist allemal dem Fleische von alten oder ausgemärzten Schaafen, noch mehr aber dem von alten Schaafböcken vorzuziehen, als welches sich sogar im gekochten oder gebratenen Zustande durch einen geilen oder bockichten Geruch und Geschmack unterscheidet, indem die Schlächter die alten ausgedienten Böcke oder Widder eben so gut, als die Hämmel, schlachten, und unter gleichem Namen und Preise verkaufen. Man sollte die ausgedienten Böcke zu Ende des Winters, ehe die Fliegen ihr Geschmeiß anbringen können, durch das Schnüren castriren, da denn ihr Fleisch im nächsten Sommer mit dem Hammel- oder Schöpsenfleische von gleicher Güte seyn würde.

Hammeltalg, Schöpsentalg, Talg von Hammeln und Schaafen; ist weiß, hart und spröde. Wenn er mit etwas Rindertalg versetzt wird, giebt er bessere Lichter, als wenn man ihn allein dazu nimmt.

Hammer, ein Werkzeug zum Schlagen, wo sich das Haupt oder der schlagende Theil auf einem senkrechten Stiele (Helme) befindet. Dieses Haupt des Hammers ist meistens von Eisen. Der oberste Theil wird der **Kopf** oder das **Haupt**; die breite Fläche oder das Untertheil am Haupte die **Bahn**; das oberste schmale Stück die **Finne**, im Nieders. **Pinne**; die Seiten die **Backen**; das Loch, worinn der Stiel befestigt ist, das **Auge**;

und das Ende darüber, die **Haube** genannt.

Bey der Haus- und Landwirthschaft haben die dazu in verschiedener Größe benöthigten Hämmer ihren Platz in der Geschirrkammer, und sind entweder gewöhnliche **Handhämmer**, oder **Dengelhämmer**, im Niederf. **Klopphämmer**, zum Schärfen der Sensen und Sicheln durch das Behämmern der Schneiden.

Hammerschlag, dünne und schieferige Schlacken, die auch an einigen Orten **Sinter**, **Sindel**, und verderbt **Zunder** genannt werden; scheiden sich von den Metallen ab, durch das Glühen, Schmelzen und Hämmern. Man findet 1) Hammerschlag von Bley; 2) von Zinn, welche beyde Sorten weniger glasartig, und weich, wie Leder sind; 3) von Kupfer, der aber gewöhnlicher Kupferschlag heißt; und endlich von Eisen, oder Eisenhammerschlag, welcher insgemein verstanden wird, wenn das Wort **Hammerschlag** allein steht.

Selbst auf das beste Eisen setzen sich in der Gluth kleine Schlacken, welche, wenn sie noch auf dem erwärmten Eisen sitzen, von den Schmieden **Zunder**, erkaltet aber **Hammerschlag** genannt werden. Die hiesigen Grobschmiede pflegen ihn zu sammeln, und den Scheffel für 12 Groschen den Eisenhütten zu überliefern, weil er noch viele Eisentheile enthält, und daher ausgewaschen und eingeschmolzen werden kann. Man mischt diese Schlacken auch unter den Kalk, welcher mit dieser Beymischung besser bindet und härter wird. Unter den Lehm gemischt, und zu Anfertigung der Tennen oder Flure der Scheunen gebraucht, macht äußerst harte und ungemein dauerhafte Tennen, auf welchen das zu dreschende Getreide besser ausgeht, als auf solchen, die aus bloßem Lehm gefertiget werden. Die Glasmacher nehmen den Hammerschlag zu den schwarzen und einigen andern Farben. Zum Färben der Tücher und Zeuge schadet er, wie auch das Eisenfeil, indem jene davon verringert, verhärtet, und wie von Schaben zerfressen werden, weshalb gute Färberordnungen den Gebrauch verbieten. Dagegen gebrauchen die Ziegelbrenner den Hammerschlag mit Nutzen zur Glasur der Dachziegel. In der Arzney dienet er, nachdem er fein gestößen, einigemal wohl gewaschen und getrocknet worden, zu eben dem Gebrauche, wie das Eisen. Man legt ihn auch gern in das Getränke des Hausgeflügels, um es vor dem Pips, Kopf- und Halsgeschwülsten, externden Augen und andern Zufällen zu verwahren.

Hamster, ein Thier aus dem Rattengeschlechte, welches die Hausratte an Größe übertrifft, aber kleiner als ein Kaninichen, an den Seiten rötzlich mit weißen Flecken, und am Bauche schwarz ist, sich im Felde sehr künstliche Höhlen unter der Erde gräbt, und solche mit allen Arten Getreides anfüllet. Sie werfen zweymal des Jahrs, und zwar 6 Junge auf einmal. Sie sind sehr zornige und beißige Thiere, die auch unter sich selbst, und sogar mit ihren Weibchen, außer der Begattungszeit, in Uneinigkeit leben. Ihr Fell giebt wegen der feinen Haare ein gutes Pelzwerk ab. Dem ohngeachtet sucht man sie gern auszurotten, weil sie nicht nur viel Getreide vom Felde wegstehlen, indem man bisweilen 4—8 Metzen davon in der Höhle eines Hamsters findet, sondern auch der Holzsaat überaus vielen Schaden thun. Außer Thüringen finden sie sich auch in mehrern Gegenden Deutschlands,

lands, z. B. in den meisten Strichen von Churſachsen, in Franken, Schwaben, in der Wetterau, in Böhmen und Schlesien, im Herzogthum Magdeburg, bey Halberstadt und Blankenburg, im Anhältischen und Quedlinburgischen, auch in dem mehr nördlichen Deutschlande, z. E. um Bremen, in Ostfriesland, und in andern Gegenden, welche einen ebenen, mehr festen als leichten und sandichten Boden, worinn sie keine haltbare Röhren machen können, haben.

Hamstock, in dem Mühlenbau einiger Gegenden, wo mehrere Mühlen an einem Wasser Theil haben, ein mit gewissen Zeichen bemerkter Stock zwischen den Wassermühlen, woran jeder Müller sehen kann, wenn ihm sein Nachbar das Wasser zur Ungebühr zurück stellet oder schwellet. Er ist von dem Mahlpfahle noch unterschieden. Zuweilen werden dafür gewisse Hamzeichen in die Mühlen gehauen.

Hand, die obere, ist in dem Lehnswesen einiger Gegenden der Lehnsherr, die untere Hand aber der Vasall. **Todte Hand**, Manus mortua, eine gottesdienstliche Stiftung, wo das Wort Hand zunächst den Besitz zu bezeichnen scheinet. **Ein Gut kömmt an die todte Hand**, wenn eine gottesdienstliche Stiftung es erwirbt, weil es sodann aus dem Handel und Wandel kömmt, und für den Staat gleichsam todt ist.

Handbeil, ein kleines Beil, mit welchem man das Holz im Groben behauet und ebnet, zum Unterschiede von dem Breitbeile, Langbeile, ꝛc. die größer und stärker sind. Zuweilen ist der Helm (Stiel) gerade, und das gewöhnlich, zuweilen aber auch gekrümmt, und das letztere vorzüglich alsdann, wenn man mit dem Beile breite Hölzer behauen will, damit der Helm dem Behauen nicht hinderlich seyn könne. In den Haushaltungen und auf Ackerhöfen wird das kleine Beil den größern Beilen der Zimmerleute, Fleischer u. s. w. entgegengesetzt. Aber auch die Zimmerleute haben **Handbeile**, welche einen kurzen Helm und eine breite Schneide haben; zum Unterschiede von den größern Schlichtbeilen.

Handbohrer, ein kleiner Bohrer, welcher mit der bloßen Hand gehandhabet wird; zum Unterschiede von größern Arten.

Handbret, bey den Mäurern dasjenige Bret, welches sie, mittelst des Stieles, in der Hand tragen, den Kalk darauf in der Nähe zu haben.

Handdecke, eine kleine Decke, welche im Stalle den Pferden aufgelegt wird. Ingleichen eine Decke, mit welcher die Handpferde beym Ausreiten zum Staate bedeckt werden.

Handdienst, ein jeder Dienst, welcher unmittelbar mit der Hand geleistet wird. In engerer Bedeutung Frohndienste dieser Art, welche auch **Handfrohnen** und **Leibdienste** genannt werden. Zum Unterschiede von den Fuß- und Spanndiensten. Daher im gemeinen Leben der Handdienster, der zu Handdiensten verpflichtet ist, und auch ein Leibdienster, Handfröhner oder Leibfröhner genannt wird.

Handeisen, eiserne Bänder oder Ringe mit Ketten an den Händen der Gefangenen, **Handfessel**, **Handschellen**; zum Unterschiede von den **Fußeisen** oder **Fußfesseln**.

Handkauf, der Verkauf einer Waare aus freyer Hand oder nach der Hand, d. i. nach muthmaaßlicher Bestimmung ihres Gewichts oder Maaßes; im Gegensatze des Verkaufs nach dem Gewichte oder Maaße. Auch heißt man so den Kauf oder Verkauf im Kleinen, im Gegensatze des Kaufes oder Verkaufes im Ganzen. Endlich nennt man auch dasjenige Geld, welches zuerst aus einer Waare gelöset wird, nachdem sie feil gestellet worden, ingleichen das erste Geld, welches ein Verkäufer an einem Tage löset, das Handgeld.

Handleder, ein starkes Leder, oder ein breiter, starker, jedoch geschmeidiger Riemen, mit welchem die Kummetmacher, Riemer, Sattler, und andre Lederarbeiter, in manchen Fällen, insonderheit beym Laschen und Steppen, die Hand vor der Beschädigung und dem schneidenden Eindrücken des angezogenen Drahtes verwahren.

Handmühle, eine kleine Mahlmühle, welche mit der bloßen Hand in Bewegung gesetzt wird, zum Unterschiede von den Wind- Wasser- Roßmühlen u. s. w.

Handmünze, ist im Oberdeutschen am üblichsten, kleines oder einzelnes Geld zu bezeichnen; im Gegensatze des groben oder harten Geldes (des Courants).

Handschreiben, ein Schreiben eines großen Herrn, worinn er von sich in der einfachen Zahl spricht; zum Unterschiede von einem Kanzleyschreiben, worinn er sich allemal des Wir bedienet. Das Handschreiben wird von dem Secretär geschrieben, und nur von dem Herrn unterschrieben; wodurch es sich noch von einem eigenhändigen Schreiben unterscheidet, als welches ganz von ihm selbst geschrieben wird.

Handwanne, eine kleine hölzerne Wanne, worinn der Handlanger dem Maurer Wasser zum Besprengen der Steine und des Kalks herbey bringt.

Handwerk, Zunft, Innung, Gilde, Gewerk, ein Nahrungsgeschäft, welches mehr durch Uebung als durch besondere Regeln und Vorschriften erlernet wird, und wodurch die rohen oder nur vorläufig bearbeiteten Materialien in Waaren verwandelt werden. Man theilet die Handwerker in Stadt- und Landhandwerker, und letztern wird ihre Handthierung in verschiedenen Ländern theils mehr, theils weniger auf dem platten Lande verstattet. Sie sind aber der Regel nach bey uns schuldig, sich zu einer städtischen Zunft zu halten, wenn die Profession, welche sie treiben, an und für sich eine geschlossene Innung hat. Zimmerleute, Maurer und Schmiede sind durchgehends, auch wenn sie nicht zur Zunft gehören, Gesellen und Jungen zu halten, schuldig. Zu seinem eignen, und der in seinem Hause lebenden Familie Gebrauche kann ein jeder auch solche Arbeiten verfertigen, wozu sonst nur Zunftgenossen berechtigt sind. Nur das, was er seinen Dienstboten als einen Theil ihres Lohns geben muß, kann er selbst verfertigen. Niemand aber darf, auch für sich selbst, ohne Zuziehung eines werkverständigen Meisters Arbeiten unternehmen, aus deren unvollständigen oder unregelmäßigen Verfertigung Nachtheil für einen Dritten, oder für das gemeine Wesen, entstehen könnte. Handwerker, die als Gesinde in Dienste treten, sind für andere, außer ihrer Herrschaft und deren Familie, Arbeiten zu verfert-

fertigen nicht befugt. A. L. R. Th. II. Tit. VIII. §. 185 ff. 241 ff.

Hanf, eine einjährige Pflanze, deren Rinde den bekannten Hanf zu allerley Seilerwaare, hie und da auch zu Leinwand und Segeltuch, giebt. Er gedeihet am besten auf solchen Aeckern, die zum Flachsbau gut befunden werden. In unsern Gegenden wurde sonst viel Hanf gebauet; er ist aber durch den, dem hiesigen Landvolke beliebigern, Flachsbau je mehr und mehr verdränget oder vermindert worden, nachdem das Flachsspinnen und die Leinweberey sich hieselbst dergestalt vermehret hat, daß deshalb der Stein roher Flachs fast immer ⅓ Thlr. mehr gilt, als ein Stein Hanf. Man bauet letztern aber doch noch an vielen Orten, um einen von allerley Unkräutern verwilderten Acker wieder zu überwältigen und zu reinigen, und wählet hiezu gemeiniglich das Brachfeld. Man stürzet im späten Herbste den Acker, wendet ihn im Frühjahre alle 2 — 3 Wochen, und wenn auf solche Weise der Acker 4 — 6mal umgeackert und gut gedünget worden, so geschiehet die Aussaat von der Mitte des Maymonaths bis zu Anfange des Junius. Zur Saat wird frischer Saamen vom vorigen Jahre und von dunkler Farbe genommen. Auf einen Morgen von 180 Quadratruthen wird gemeiniglich 1½ Scheffel ausgesäet, wobey dahin gesehen wird, daß Tauben und Vögel nicht den etwa zu seicht unter die Erde gebrachten und aufquellenden Saamen auffressen. Sobald er aber ein Paar Blättchen ausgetrieben hat, darf man ihn nicht weiter gegen die Vögel hüten. Auf einem zu magern und schlechten Felde wird dieses Gewächs nicht über 3 — 4 Fuß hoch wachsen, aber desto feinern Hanf geben. Im guten Acker kann er über 6 — 7 Fuß, in dem besten aber an die 8 — 9 Fuß hoch werden.

Von dem Hanfe giebt es zweyerley Geschlechter, welche unter einander wachsen. Die eine Gattung trägt Blüthen, die einen zarten Staub enthalten, und keinen Saamen hinterlassen. Dieser Staub befruchtet den Saamen, der auf den Stengeln der andern Gattung wächst. Jene Gattung ist schwächer, als die andere, und wird von den Botanikern der **Blumen tragende, männliche** oder **fruchtbare Hanf**, auch, weil er einige Wochen eher reif wird, **Sommerhanf**, oder **Hanf** in engerer Bedeutung, Niederf. **Hemp**, genannt. Die andre Gattung ist stärker, und bringt runde, gleichsam mit einer Haube bedeckte Saamenhäuschen, worinn der eigentliche Hanfsaamen oder das Hanfkorn ist. Diese Gattung wird in der Botanik **Saamen tragender**, oder **unfruchtbarer**, oder **weiblicher Hanf**, in manchen Gegenden die **Hänfinn**, in andern **Himmel**, in Oesterreich **Bästling**, auch **Winterhanf** genannt, und ist derjenige, welcher, vermittelst der Beschwängerung von dem befruchtenden Staube des männlichen Saamens, den gedachten Saamen hervor bringt, aus welchem die Gewächse beyder Gattungen auf dem damit besäetem Acker entstehen. In Niedersachsen wird der kleinere Hanf, der keinen Saamen trägt, **Gelihemp, gelte Hanf**, d. i. unfruchtbarer, der andere aber **Saathanf** genannt. In einigen Märkischen Provinzen hingegen heißt der erstere der **Hanfhahn**, oder nur der **Hahn**, und der letztere **Hanfhenne** oder **Hempinne**, oder nur schlechthin die **Henne**. Beyde Pflanzen haben in allen Theilen einen starken Geruch und eine besondere Kraft, den Geist zu ermuntern, gleichsam trunken, oder gar verwirrt zu

machen, welches besonders denjenigen begegnet, welche die Hanfkörner aus dem Strohe in den Scheunen heraus dreschen. Die Blätter mit Taback vermischt werden auch den geübtesten Tabackrauchern die Sinne benebeln. Der geröstete Saamen hat, nach Galens Zeugniß, gleiche Wirkung. Es wollen daher einige muthmaaßen, daß der Türken Maslac oder Bangue aus dem Hanfe verfertiget werde. Der Saame enthält viel Oel, welches zu mancherley Gebrauche ausgepresset wird; man hält solches besonders für schmerzstillend und lobet es, die nach den Pocken zurück gebliebenen Flecken und Narben zu vertreiben. Das gemeine Landvolk pflegt auch die Körner zu zerreiben, und mit Wasser oder Milch zur Suppe zu kochen, welche nicht übel schmeckt und sehr nährend ist. Zuweilen machen die Aerzte daraus Milchtränke, indem sie die Körner mit Wasser abreiben. Dergleichen Milch soll den Schwangern zuträglich seyn, und die unzeitige Geburt verhindern, wie dergleichen Gebrauch bey verschiedenen Familien annoch in der Mode ist. Der Hanf soll, nach Einiger Vorgeben, die Kohlraupen, wenn das Kohlfeld rings herum damit besäet wird, vertreiben, welches aber nach andern Erfahrungen nicht eingetroffen ist.

Man hat verschiedene Behandlungsarten des Hanfs, um den Bast davon gut zu gewinnen. Folgende, und wovon das Hauptsächlichste hier berührt wird, scheint die vorzüglichste zu seyn. Sobald der Saamen reif ist, und anfangen will auszufallen, wird er aus dem Lande aufgezogen, armvollweise, so wie er ausgezogen ist, auf eine breite grobe Leinwandsplane gelegt, und diese bey der Arbeit immer mit fort geschleppet; endlich wird dieser Saamen mit einem hölzernen Handschlägel rein abgedroschen, und dann das Hanfstroh oder die Hanfstengel, in Puppen (Bothen oder kleine Bündlein) gebunden, sogleich in die Wasserröste gebracht. Das holzichte Wesen wird, wie beym Flachse, in dem Wasser, zumal wenn es stehend oder in warmen Sümpfen oder Gräben ist, bald mürbe, und durch das darauf folgende Klopfen so weich, daß solches im Brechen den Bast nicht verletzen kann. Bleibt aber dieser Hanf, des Saamens wegen, lange in Hütten stehen: so werden die Stengel zu hart, daß der Bast in kleine Endrn zerbrechen würde; es wäre denn, daß man die Stengel, nachdem sie trocken geworden, noch in die Röste bringen wollte, wie solches auch wohl hie und da, aber mit geringerm Vortheil, geschiehet. Der Saamen wird in Säcke gefüllt, auf dem Boden durch öfteres Umschippen getrocknet, und hierauf rein gemacht, daß also auf solche Weise kein Korn verloren gehen kann. Und wenn nachgehends der Hanf, nach dem Rösten und genugsamen Bleichen, mit Dreschflegeln zwey- bis dreymal, und darzwischen wechselsweise wieder in die Sonne aus einander gebreitet, auf einem reinen, festen Platze geschlagen, und so weich geklopft worden ist, daß er linde wird: so kann hiernächst im Brechen kein Halm entzweyreißen, auch im Hecheln nichts verloren gehen, nur weniges Werg zurück bleiben, und lauter langes, gutes Kaufmannsgut werden. Es ist also das Ausdreschen des Saamens, das baldige Rösten, und das Halmdreschen und Klopfen, ehe der Hanf gebrecht wird, das Hauptwerk, wie in der Folge noch mit mehrern gesagt werden soll.

Die männliche Pflanze wird wie die weibliche behandelt; wird aber zeitiger, als die letztere, ausgezogen, und giebt einen

viel

viel bessern und feinern Hanf. Denn indem die weiblichen bis zur Reife des Saamens stehen bleiben, werden sie härter und geben einen stärkern und gröbern Hanfflachs. Man bringet den Fimmel, oder die männliche Pflanze, alsbald vom Acker in weiches, warmes Wasser, bindet zuvor so viel Stengel, als man mit beyden Händen umfassen kann, mit nassen schwachen Strohseilen, oder Hanfhalmen, unten und oben, locker zusammen, und bedecket selbige im Wasser mit Bretern oder Steinen. Man muß öfters nachsehen, ob sich der Bast oder die äußerliche Schaale von der Wurzel bis an der Spitze vom holzichten Wesen ablöse, und durch das Reiben zwischen den Fingern in Fäden vertheile; zeiget sich dieses: so bringt man die Stengel aus dem Wasser, leget die Bündel der Länge nach auf eine Bank, nimmt einen breiten hölzernen Schlägel, und schlägt damit sachte auf die Bündel, tauchet solche wieder ins Wasser, schweifet sie aus, und wiederholet solches so lange, bis sie sich völlig lösen, und von einander trennen. Die Zeit des Röstens kann nicht so genau bestimmt werden. Im warmen Wasser und bey warmer Witterung sind gemeiniglich 5 Tage hinreichend. Liegt der Hanf zu lange in der Röste: werden die Fasern zernichtet, und zerreissen in kleine Stückchen. Durch das Rösten muß nur das leimartige Wesen, das die Fasern verbindet, aufgelöset werden. Wo das Wasser mangelt, kann man auch die Stengel in Haufen setzen, oder auf den Grasboden legen, und solche öfters umwenden, bis sie durch die Luft genugsam geröstet werden. Man erhält aber auf die letztere Art einen gröbern Faden. Auch ist es weniger dienlich, Fimmel zu trocknen, und getrocknet bis zur Frühlingsröste aufzubehalten, weil sich alsdann der Faden ungleich schwerer ablöset. Die weiblichen Stengel, wenn der Saame, wie oben gezeiget ist, abgenommen worden, soll man auf die nämliche Art behandeln. Da aber dieses späte geschehen muß, und, falls die Aussaat spät im Jahre vorgenommen worden, diese Gattung desto später reif werden, mithin durch die kalte Witterung das Rösten verhindert werden könnte: so kann oder muß man solche auch abtrocknen, und an einem luftigen Orte bis zum Frühjahre verwahren. Die stärksten Hanfstengel werden erst mit dem Schlägel geschlagen, hernach gebrechet (s. Breche). Der gebrechte Hanf wird endlich nach der Farbe und Feinheit abgesondert, und der klare und gut geröstete nochmals unter der Flachsbreche gearbeitet.

Noch ist zu gedenken, daß auf die Reife der Pflanze wohl Achtung zu geben ist. Der **Fimmel** wird, bey guter Witterung, in 7—10 Wochen seine Vollkommenheit erreicht haben. Man muß ihn nicht eher ausraufen, bis die weiblichen Pflanzen blühen, indem sonst der Saamen nicht vollkommen wird. Da aber der Fimmel den besten Hanf giebt, und die männlichen Pflanzen gemeiniglich in mehrerer Menge zugegen sind: so zieht man sie aus, wenn sie obenher gelblich, und unten an der Wurzel weißlich werden. Sollte aber der hierauf ausgezogene weibliche Hanf, der mit dem obern Theile auf ein Tuch gelegt, und mit Stöcken geschlagen wird, nicht alle Saamenkörner fahren lassen, als welches geschiehet, wenn man diesen Hanf nicht länger auf dem Acker hat können oder wollen stehen lassen: so stellet man die Stöcke auf dem Felde stoßweise in die Höhe, bedecket das obere Theil wegen der Vögel mit Stroh, bis der Saamen trocken worden; oder

oder man streifet den Saamen alsbald durch eine Art von weiter Rüffel ab, breitet ihn dünne aus, und wendet ihn oft, damit er gehörig trockne. Andere pflegen den so getrockneten Hanf in der Scheune zu dreschen, und auf diese Weise die Körner mit dem Dreschflegel heraus zu bringen. In manchen Jahren stecken die meisten Körner so fest, daß sie sich eher entzwey schlagen lassen, ehe sie aus den Hülsen hervor gehen. Da wird der Hanf denn nur ein wenig überdroschen, (das Abrüffeln würde die Arbeit doch mehr verkürzen,) daß die reifsten Körner ausspringen; hernach aber wird eine Stange, queer über die Tennenwände, befestiget, der Hanf klobenweise bey den Stürzen in die Hände gefaßt, und mit den Köpfen auf diese Stange aufgeschlagen, daß dann die übrigen Körner vollends heraus springen. Endlich ist in Ansehung des zu brechenden Hanfs noch zu gedenken, daß er hier zu Lande, wie es auch mit dem Flachse zu geschehen pflegt, in den Backöfen gedörret und erwärmet wird, indem ohne solche Erwärmung die holzichten Theile des Hanfs von der Brechmaschine nicht gebrochen werden können, worauf denn der gebrechte Hanf auf dem Schwingeblock, gleich dem Flachse, geschwungen, und hiemit zum Verkauf fertig, zuweilen aber noch zuvor gehechelt wird.

Die Hanfcultur sollte doch bey uns sorgfältiger getrieben werden, indem für Hanf so vieles Geld aus dem Lande gehet. Der Centner einländischer Hanf gilt 8—9 Thlr., der Rheinische 11—19 Thlr. Es kömmt also, da unser Hanf auf einem recht zugerichteten Acker eben so lang erwächset, nur darauf an, daß beym Rösten und Brechen nichts versehen werde. Und da der Hanf den Acker vom Unkraute reiniget, ihn mit seinen abfallenden Blättern düngt, mit den Wurzeln tief in die Erde dringet, und solche locker macht, so ist der Hanfacker sehr geschickt, daß unmittelbar darauf guter Weizen, ohne fernere Düngung, erbauet werden kann. Hat man aber nur einen Mittelboden, und keinen Weizenacker: so muß sich der Landmann schlechterdings des Hanfbaues enthalten, indem er bey Erzielung eines mittelmäßigen Hanfs auf seinem Mittelboden keinen geringen Verlust erleiden würde. In gemeinen und mittelmäßigen Jahren wird bey uns der Hanfertrag von 1 Schefl. Aussaat gemeiniglich nicht höher, als auf 2½ Stein Hanf, und 2 Schfl. Hanfkörner, nach Abzug der Aussaat, angeschlagen.

Harke, Rechen, ein bey der Feldwirthschaft und Gärtnerey bekanntes Werkzeug, das Getreide, wenn es auf dem Schwad liegt, Gras, Kraut, Heu u. s. f. auf einen Haufen zu ziehen, das Land zu ebnen, und den ausgestreueten Saamen mit Erde zu bedecken. Der lange Stiel hat an dem einen Ende einen horizontalen Queerriegel, **Harkenhaupt** (plattdeutsch Höft) genannt, worinn Zähne stecken, mittelst welcher Kraut und Gras zusammen gezogen, oder geharket werden kann. Stiel und Haupt werden überdem noch, der Festigkeit halber, mit einem oder zween Bügeln verknüpft. Bey der Gärtnerey hat man das Haupt nebst engen Zähnen von Eisen, die man besonders Blumen- oder Gartenharken zu nennen pflegt.

Harte Hunde, Hunde, welche Schläge und Strapazen ausstehen können, nicht verdrossen oder launisch werden, sondern nach den Schlägen immer wieder munter sind, und das Ihrige thun. Feige und launische Hunde, die nach dem Schlagen

sich dem Jäger nicht gern wieder nähern, auch keine Liebkosungen annehmen wollen, werden weichlich genannt.

Harthobel, Steilhobel. Dieser weicht von dem Schlichthobel nur darinn ab, daß sein Hobeleisen ungleich steiler steht, also nur wenig schneidet, und deswegen vorzüglich das Holz glättet, wenn es rauh ist, oder Aeste hat.

Hartmeißel, ein Meißel, womit die Eisenarbeiter das Eisen kalt zerschroten.

Harwel, die Thürpfosten an einer Schleuse, an welcher sich die Thürangeln befinden. Einige nennen dieses Holz auch den Stiel.

Harwelpfosten, die hintersten Breter einer kleinen Schleusenthür, welche mit Angeln versehen werden, woran sich die Thür beweget.

Harz, ein klebrichter dicker Saft, der aus manchen Nadelhölzern hervor dringt. Aus der Tanne, dem Lerchen- und Terpenthinbaume erhält man den Terpenthin; das gewöhnlichste Harz aber von den Kiefern und Fichten, woraus Theer, besonders aber Pech und Kienöl bereitet wird.

Harzgallen, Stellen oder Lücken zwischen den Jahrwüchsen (Jahrzirkeln) im Tangelholze, wo sich das Harz gesammelt hat. Diese Harzgallen entstehen dadurch, wenn ein Kienbaum zufällig Risse erhält, worinn das Harz häufig zudringet. Sind dergleichen Risse häufig bey einem Baum ohne äußere Verletzung, so nennt man es **Vogelkien.**

Harzkappe, ein kurzer bis an den Nabel reichender Kittel von Leinwand, welchen der Harzer beym Harzscharren anziehet.

Harzkuchen, die in den Pechhütten von dem ausgesottenen Harz übrig gebliebene Harztrebern, welche in ziemlich großen Ballen, so wie sie in den Pechofen gestanden haben, sich zusammen sammeln.

Harzmesser, Harz- oder Pechscharre, eine Art krummer Beile, womit der Harzscharrer die Rinde des Nadelholzes ablöset und abschälet.

Harzmeste, von fichtenen Rinden, gleich einer Tüte, gemachte Gefässe, worinn das abgeschabte Harz hinein fällt. Der obere breite Theil wird an den Baum gelegt, und die Rundung nimmt der Harzscharrer zwischen den Knieen, damit das ausgeschabte Harz sämmtlich hinein falle.

Harz scharren, Harz reißen, harzen, Pech scharren, pecheln. Der Harzscharrer macht mit dem Harzmesser im May, so weit er reichen kann, die Rinde an den Nadelholzbäumen, etwa 3 Queerfinger breit, los, und schälet sie bis auf 2 Fuß hoch von der Erde ab; läßt hierauf etwa eine Hand breit Rinde stehen, und reißet hiernächst wieder einen solchen Streifen aus, bis der ganze Baum auf solche Art gerissen ist. Das sogleich heraus dringende Harz wird mit dem krummen Harzmesser abgeschabet, und in vorgedachten Harzmesten aufgefangen. Die Harzscharrer können mit ihrer Arbeit in den Waldungen großen Schaden anrichten, daher ihnen gewisse Forstgesetze, worüber sie vereydet sind, vorgeschrieben werden.

Hase, dieses bekannte Thier ist überaus fruchtbar, und gleich im ersten Jahre seines Lebens, welches sich überhaupt nur bis

bis auf 7 od. 8 Jahre erstrecket, zur Zeugung geschickt. Die erste Begattung im Jahre fällt vornehmlich im Februar und März. Die Satzhasen oder Setzhasen, wie man die Weibchen zu nennen pflegt, tragen gemeiniglich nur 30 — 31 Tage, und setzen 3 — 4, auch mehr Junge auf einmal, welche mit offenen Augen auf die Welt kommen, und kaum 20 Tage von der Mutter gesäuget werden. Denn diese läßt bald nach der Geburt, und auch so lange sie trächtig ist, den Rammler wieder zu. Die Jungen vom ersten Satze nennt man Märzhasen. Der zweyte Satz geschieht im May. Bey dem dritten, welcher im Jul. geschieht, bekommen sie zuweilen 5 — 6 Junge, welche sie schon besser, als bey den ersten beyden Sätzen, im Getreide verbergen können. Gegen den September folgt der vierte Satz. Dieser Fruchtbarkeit wegen pflegen die Jäger zu sagen: der Hase gehe selbander vom Holze in das Feld, und gehe um Bartholomäi selb 15 — 17 wieder zu Holze. Sie verlassen nicht leicht die Gegend, wo sie zur Welt gekommen sind, leben aber dennoch einsam, und machen sich in ihrem Revier jedes sein besonderes Lager. Daher kommen die Holzhasen, d. i. diejenigen, die in großen Waldungen gesetzt sind, wenig, oder doch gar nicht weit, in die Felder, weil sie, nächst demjenigen, was sie zu ihrer Nahrung allenfalls auf dem Felde finden, auch Eicheln und allerley Holzkräuter, fressen. Die in den kleinen Feldhölzern gesetzten aber laufen alle Nächte nach ihrer Nahrung aufs Feld, und gehen früh, zumal wenn es windig ist, wieder zu Holze. In den langen Sommertagen gehen sie Abends gegen 5 oder 6 Uhr aus dem Lager. Die noch säugenden Häsinnen stehen auch zuweilen schon Mittags zwischen 11 und 12 Uhr auf. Wenn sie die Jungen säugen oder tränken wollen, locken sie dieselben, indem sie mit den Löffeln zusammen schlagen, und dadurch ein ziemlich lautes Geklapper erregen. Die Feldhasen, oder diejenigen, welche in weiten und flachen Feldern gesetzt werden, bleiben auch meistens beständig daselbst, ändern aber ihr Lager oder Gesäß im Jahre verschiedenemal. Denn im Frühlinge, wenn Schnee und Frost vorbey sind, setzen sie sich gern in die Miststücke oder Stürzäcker; wenn aber die Saat so hoch gewachsen ist, daß sie sich darinn verbergen können: suchen sie ihre Zuflucht in derselben bis zur Aerndtezeit, da sie sich denn immer aus einem Getreidefelde in das andere jagen lassen, bis alles abgeärndtet ist. Alsdenn setzen sie sich in das alte noch stehende Gras, und in die Haberschwaden, oder legen sich in die Ackerfurchen und Feldraine. Zur Winterszeit und bey tiefem Schnee machen sie sich gern in die Windwehen, auch in die Weiden- und Erlengründe, legen sich auch gern gegen die Sonne an die alten Stämme und Wurzeln der Bäume.

Im Winter pflegen die Hasen mit vielen Spuren, Wiedergängen und Absprüngen vorsichtig herum zu laufen. Sie vermerken von Natur Wind und Wetter, und verändern daher ihr Lager; bey Regenwetter machen sie solches im Felde an einem Hügel, einer Furche, einem Stamme oder Wurzel, altem Grase oder Farnkraut, graben vor sich eine längliche Grube gegen den Wind, und setzen sich mit dem Hintern rückwärts hinein, weil sie zu solcher Zeit nicht gern in dem Busche bleiben, noch sich die Regentropfen von den Blättern beunruhigen lassen können. Wenn es hingegen kalt und windig ist, so suchen sie das Holz und die Gebüsche. Im Winter machen sie

ihr Lager gegen die Sonne; im Sommer aber, wegen des Schattens, nach der Nordseite. Wenn sie des Nachts vom Thau oder Regen naß geworden sind, trocknen sie sich bey Tage und bey Sonnenschein in den Furchen wieder ab. Sie schlafen oder ruhen den Tag über im Lager, und leben gleichsam nur des Nachts; denn alsdann laufen sie herum, suchen ihre Nahrung und rammeln. Bey Mondenschein sieht man sie öfters mit einander spielen, springen, und einander jagen. Die geringste Bewegung aber, das Rauschen eines fallenden Blattes, ist hinlänglich, sie zu stören. Sie fliehen, und jeder nimmt einen andern Weg. Sie schlafen viel, und zwar mit offenen Augen. Die Raben und Krähen thun den Hasen vielen Schaden, sowohl wenn sie noch jung sind, als auch, wenn sie alt und erwachsen sind. Zwo Krähen können einen alten Hasen so gut stoßen, als ein Raubvogel. Wenn man die Hasen in den Häusern jung erzieht: füttert man sie mit Sallat, Kohl und Hülsenfrüchten; doch ist dergleichen Wildpret von schlechtem Geschmacke. Das Wildpret der Weibchen ist delicater, als der Männchen. Die jungen Hasen schmecken besser, als die alten. Um solche, da Balg und Größe sich gleich seyn können, zu unterscheiden, muß man dem Hasen die Ohren von einander ziehen; giebt das Fell nach: so zeigt solches an, daß der Hase noch jung sey; hält aber das Fell fest: so ist es ein alter Hase. Je älter er aber ist, desto länger muß man ihn hängen und mürbe werden lassen, ehe er gebraten wird. Wenn die Glieder an den vordern Läufften ziemlich groß sind: so kann man ihn ebenfalls für alt halten. Es ist fast kein Stück vom Hasen, welches man nicht in vorigen Zeiten zur Arzney, theils inn- theils äußerlich, angepriesen hat, wie wohl nicht alles gänzlich zu verwerfen ist. Besonders wird die Asche eines verbrannten frisch abgestreiften Balgs, samt den Haaren, wider den Blasen- und Nierenstein, von 1 Scrupel bis zu 1 Quent genommen, gerühmet. Meiner eigenen Erfahrung gemäß, ist immer von gutem Erfolg gewesen, wenn der Hasenkopf, mit Blut und Haaren in einen verlutirten neuen Topf von dem Töpfer in dem Ofen verbrannt, und die Asche davon gebraucht worden. Mit großer Freude haben mir die Patienten die ihnen hievon abgegangenen Steine vorgezeiget, und wenn sie abermals daran gelitten, durch wiederholten Gebrauch sich von ihrer Noth befreyet.

Haselhuhn, ist die dritte Art der Rauchfüße, oder Wald- und Schneehühner, die mit rauchen, wollichten, federichten Füßen versehen, und über den Augen roth sind, sonst aber die Beschaffenheit der Füße, wie die Hühner, haben. Ein Haselhuhn ist etwas größer, als ein Rebhuhn, bunt und zierlich; der Schnabel kurz und schwärzlich; die Füße rauh, und bis an die Zehen mit Federn bedeckt; die Zehen selbst sind schuppicht, von Farbe graublau; der Rücken fast ganz gesprenkelt, und die Flecken ziegelfarbig, doch etwas mehr gelbroth; der Wirbel des Kopfs ist dunkelroth mit schwarzen Flecken versetzt; das oberste Augenlied scharlach- oder carmoisinroth, mit weißen Flecken auf beyden Seiten; das Kinn schwarz mit dergleichen herab hangenden Federchen, als ein Bart; Die Brust ist rostfarbig eingesprengt, der Bauch aber weiß; der Schwanz, gegen das Ende zu, fast wie bey der Ringeltaube gestaltet, mit einem ziemlich breiten Striche nach der Queere gezieret. Es bleibt nicht

immer auf der Erde, wie das Rebhuhn; es setzet sich auch auf die Bäume, wie andere Vögel, und übernachtet daselbst. Es nähret sich von den Zäpfchen der männlichen Blüthe der Haselstauden und Birken, von Holunder- und Wacholderbeeren, und wohnet deswegen gern in dicken Wäldern dieser Bäume. Auch frißt es allerley Insecten und Beeren. Es brütet auf der Erde, und leget 6 — 12 Eyer. In den Wäldern ist es nur einzeln, und nicht brut- oder volkweise anzutreffen; zuweilen siehet man ihrer etliche beysammen. Die Henne ist etwas aschfarbiger als der Hahn. Man hat verschiedene Abarten davon. Das Wildpret ist weiß, mürbe, wohlschmeckend, und leicht zu verdauen. Casp. Svenck. in Aviar. Sil. erzählet, daß die Haselhühner in den Schlesischen Gebürgen nicht nur sehr häufig anzutreffen wären, sondern daß auch, zu seiner Zeit, die Magnaten in Böhmen und Schlesien sich einander, aus alter Gewohnheit, auf das Osterfest mit Haselhühnern beschenkten, und sprichwortsweise davon sagten: Es sey ein Wildpret, mit welchem man einen Fürsten bewirthen könne.

Haselstaude, Haselnüsse, Nux Avellana, Corylus L. Männliche und weibliche Blumen wachsen auf einem Strauche. Die männlichen stellen ein langes, walzenförmiges Kätzchen vor, welches aus vielen stumpfen, einwärts gebogenen, dreyspaltigen Schuppen besteht. An jeder Schuppe sitzen inwendig 6 — 10 Staubbeutel, mit kaum merklichen Staubfäden. Die weiblichen Blüthen sitzen 10 und mehrere bey einander in dem Blätterwinkel, und sind von dem Auge umschlossen. Linnäus hat nur 2 Arten Haselstauden; Münchhausen, Müller u. du Roy aber haben mehrere angenommen, als welchen letztern wir folgen:

1) **Die gemeine wilde Haselstaude,** Corylus sylvestris. Dieser baumartige Strauch ist bey uns einheimisch, und scheint die Stammart der übrigen zu seyn. Die Stämme wachsen hurtig in die Höhe, und sind biegsam. Abarten sind folgende: a) **große wilde Büschelnuß.** Die Nüsse wachsen in großen Trauben, sind groß und vortrefflich; b) **Zellernuß;** ihre Nüsse sind merklich groß und rund, und haben eine dicke sehr harte Schale; ihr Kern hat im Geschmacke nichts vorzügliches; c) **Mandelnuß;** ihre Nüsse sind 1½ — 2 Z lang, oben etwas breit und gerundet, der Kern wächst aber nicht recht voll; d) **Spanische oder Barcelloner Nuß;** ihre Nüsse sind groß, rundlich und dünnschälig, der Kern sehr vollständig und wohlschmeckend; e) **Lambertsnuß;** ihre Zweige haben einen aufrechtern Wuchs, und ihre stumpfen Blattansätze sind länglicher; ihre Nüsse wachsen oft in Trauben, sind länglich, groß, dünnschalig, und ihre Kerne, die die Schale ganz ausfüllen, wenn man sie reif werden läßt, außerordentlich wohlschmeckend, und in dieser Rücksicht den süssen Mandeln noch vorzuziehen. Man hat von ihr 2 Spielarten: α) **rothe Lambertsnuß;** β) **weiße Lambertsnuß.** Die rothe wird der weißen vorgezogen. Die jungen Schüsse und Blätter der weißen Sorte sind lichtgrün, die der rothen aber dunkelgrün.

2) **Byzantinische Haselstaude.** Vaterl: bey Constantinopel. Stamm: strauchig, aufrecht, ästig, selten über 4 F. hoch. Blätter: rundlich, gespitzt, die Blattansätze strichförmig und spitz; Nüsse: in Trauben, groß, rund.

Alle

Alle diese Arten und Abarten pflegen auch in Lustgärten aufgenommen, und an die Seiten schattiger Wege und anderer an Wege stoßenden Abtheilungen der Wildnisse oder Lustgebüsche, theils zwerg- theils halb- theils hochstämmig gezogen, umher vertheilet zu werden, gleich wie man auch einige Stück unter die auserlesensten Sträucher pflanzt, wozu jedoch die besten Sorten ausgewählt werden müssen. Sie lassen sich auf folgende Weise erziehen und fortpflanzen. **Durch Nüsse:** Man bewahret diese auf einem lustigen Platze bis zum Februar oder März, sobald das Erdreich nach vergangenem Winter aufgekommen, in Sande, damit die Kerne nicht einschrumpfen, legt sie dann in beynahe 2 Zoll tiefe Furchen, in welchen sie in 6—8 Wochen aufgehen; pflanzet die einjährigen jungen Stämme in Pflanzschulenreihen, theils halbstämmig mit einem 3-4 F. hohen Schafte, theils zwergig mit einem nur $1\frac{1}{2}$ F. hohen Stamme, und pflanzet sie nach 2—3 Jahren auf die ihnen bestimmten Stellen. **Durch Absenker**, welches eine der gewissesten Methoden ist, besondere Sorten ächt fortzupflanzen, indem man aus den Nüssen nicht immer eben dieselben, obgleich bisweilen noch bessere Sorten wieder bekömmt. Man befestige im Herbste oder Winter niedrig sitzende, mit vielen jungen Schüssen versehene Zweige in der Erde, und lege ihre jungen Schüsse so ein, daß ihre Gipfel über der Erde hervor ragen, welche alle sehr leicht Wurzeln treiben, und im folgenden Herbste abgenommen werden können, und dann in die Pflanzschulen in 2 F. weit von einander entfernten Reihen verpflanzt werden müssen; oder wenn man eine sehr große Anzahl verlangt, haue man eine Anzahl Stämme zu Absenkerstühlen über der Erde ab, und lege die jungen Schüsse, die sie im nächsten Sommer treiben, im Herbste ein, u. s. w. **Durch Nebenschüsse**, die im Herbste, Winter, oder Frühjahre ausgegraben werden können, jedoch bewurzelt seyn müssen. **Durch Pfropfen und Oculiren**, auf junge Stämme von irgend einer Sorte, welcher Methode man sich auch wohl zur Fortpflanzung gewisser besonderer Sorten bedienet.

Wenn die Nußsträucher nicht verwildern sollen, muß man ihren Schaft von Nebenschossen rein halten, und ihre Kronzweige frey fortwachsen lassen. Man pflanzt auch wohl Hecken von ihnen, auf jede 5 F. einen Strauch, und läßt sie dann frey wachsen. Um der Mannichfaltigkeit willen kann man sie auch, besonders die Lambertsnüsse, 15 F. weit an Spaliere pflanzen, an welchen man ihre Zweige in ihrer völligen natürlichen Länge fortleitet, und nur ab und an einige Seitenschüsse von unten herauf, zu künftigen Trägern, neu zuziehet. Man wählet hiezu gern die Nordseiten, wo keine andere Früchte, aus Mangel der Sonne, gedeihen oder reif werden. Es sind aber alle Sorten so dauerhaft, daß sie in jeder Lage und in jedem Boden fortkommen.

Die **gemeine Haselnuß** wird auch um ihres Holzes willen zu Schlagholze angepflanzt, weil dasselbe zu Stangen, Faßreifen, Vogelsprenkeln, Wieden zu Reisholze ꝛc. sehr brauchbar ist. Wenn man ein solches **Nußgebüsch** anlegen will, lasse man den dazu bestimmten Platz pflügen und eggen; lege die Nüsse wie von den vorher gehenden Saaten gesagt worden; halte die jungen Stämme so lange vom Unkraute rein, bis sie über denselben hervor ragen, und nehme nachher die schwächsten zwischen ihnen nach und nach so weg, daß sie 3 F. weit von einander zu stehen kom-

men. Oder man lege die Nüsse auf ein Saamenbeet so einzeln, daß die jungen Stämme, welche auf denselben zur Ersparung der Verpflanzungskosten in die Pflanzschule 1½ bis 2 Fuß hoch werden müssen, Raum genug haben, und pflanze sie, wenn sie die Höhe erlangt, sogleich von dem Saamenbeete 3 F. weit von einander auf den zum Gehölze bestimmten Grund. Nach etwa 12 Jahren kann ein solches Nußgehölze zum erstenmale, nachher aber alle 6 bis 8 Jahre abgetrieben werden. Wenn die gemeinen Haselnüsse von ihren Schalen entlediget, und die Kerne ausgepreßt werden: so erhält man von ihnen ein Oel, welches dem besten Provenceröle gleich zu schätzen ist. Drey Pfund Nüsse geben gemeiniglich zwey Pfund Oel. Daß die Bienen aus den männlichen Blumen eintragen, ist überall bekannt.

Haselwurz, Asarum L. Diese Pflanzen sind niedrig, krautartig, perennirend, faserwurzlich, dauerhaft, mit unmittelbar aus der Wurzel entspringenden, sowohl einfachen Blättern, als ohnblättrigen, nur aus einem gefärbten glockenförmigen Kelche bestehenden Blumen, die sich nur sehr wenig über der Erde erheben; im May blühen, im Aug. reifen Saamen geben, und in den Gärten zur Mannichfaltigkeit unterhalten werden; die erste aber auch als Arzneypflanze gezogen wird.

1) **Europäische Haselwurz**, A. Europaeum L. **Vaterland:** Europa in Hainen, auch unter den Stäuchern, sonderlich der Haselstaude. **Wurzeln:** länglich, dick, fleischig, kriechend, zahlreich faserig. **Blätter:** nierenförmig, stumpf, je zwey und zwey, glänzend, dick, hochgrün, kurz gestielt. **Blumen:** zwischen den Blättern, auf noch kürzern Stielen, unter den Blättern verborgen, dicht an der Erde, purpurroth. Diese dauerhafte Pflanze grünet fast den ganzen Winter über, und hat einen besondern, fast dem Baldrian ähnlichen Geruch. Die Wurzel ist officinell, läßt sich aber nicht lange gut erhalten. Die gute soll einen starken Geruch, und scharfen, etwas bittern Geschmack haben. Die pulverisirte Wurzel, von 20—30 Granen genommen, erregt starkes Erbrechen, weshalb sie mit Vorsicht zu gebrauchen ist. Kocht man aber die Wurzel mit Wasser ab: so wird sie viel gelinder, verliert auch ganz die Brechen erweckende Kraft, eröffnet alsdann die verstopften Gefäße, treibt den Urin, und wird daher in der Gelb- und Wassersucht, bey Gliederschmerzen, Verhaltung der monatlichen Reinigung, dem viertägigen Fieber u. s. w. angerühmet. Aeußerlich als ein Schnupftoback gebrauchet, führet sie vielen Schleim aus der Nase, und kann bey hartnäckigen Kopfschmerzen, auch Schlagflüssen, nützlich seyn. Die Viehärzte geben Wurzel und Blätter mit Salz vermischt den Kühen und Schaafen zur Verhütung der Fäulung im Leibe; auch die Wurzel allein zu einer Unze giebt man den Pferden als ein kräftiges Mittel wider den Wurm.

2) **Canadische Haselwurz**, A. Canadense L. **Vaterland:** Canada. **Blätter:** groß, nierenförmig, steifgespitzt, haarig, ziemlich lang gestielt. **Blumen:** wie bey der ersten Art zwischen den Blättern, dicht an der Erde, auf der Außenseite grünlich.

3) **Virginische Haselwurz**, A. Virginicum L. **Vaterland:** Virginien, Maryland und Carolina. **Blätter:** herzförmig, sehr gerundet, auf der Oberfläche wie das Cyclamen autumnale; ein wenig adrig und gefleckt, sehr lang gestielt.

Blu-

Blumen: heben sich auf langen Stielen zwischen den Blättern hervor, hoch- oder dunkelpurpurroth. Die Blumen dieser Art fallen ins Auge, dagegen die Stengel der beyden ersten Arten zu kurz sind, als daß sie solche über die Blätter hervor heben könnten. Es dauern aber alle Arten bey uns im freyen Lande; die erste liebet einen feuchten schattigen Boden, die beyden andern lieben gleichfalls den Schatten, und können durch Zertheilung der Wurzel im Herbste vermehret werden.

Hasenadler, heißt eine Art von dem mittlern oder gemeinen Adler, die unter dem Namen: schwarzer Adler, Aquila Valeria, vorkömmt. Er ist tiefschwarz von Farbe, stark und tapfer, und stößt am liebsten auf Hasen. Er ist kleiner, als die große Art der Adler; sein Schnabel bleyfarbig, der Haken daran schwärzlich, das gelbe Wachs am Schnabel geht über die Augen. Die Federn gehen über die Kniee, die Füße sind gelbröthlich; die Fänge länglich gekrümmt und sehr scharf.

Hasengarn, Hasennetz, wird von starkem Bindfaden gemacht, 14—18 Maschen hoch angelegt, und etliche 70 Klafter lang gestrickt. Die Leinen sind nicht so stark, als ein kleiner Finger, und die Maschen sind von einem Knoten bis zum andern 3 Zoll weit. Theils regiert man sie auf Haken, theils nimmt man sie auch auf die Arme, und verschlingt die Leinen daß sie sich nicht verwirren. Es wird zur Hasenjagd gebraucht.

Hasengeyer, Gänsegeyer, eine Art der Geyer, so groß wie der Meeradler oder der Beinbrecher. Er lauert den Vögeln auf, stößt auf Fische und weiß die Hasen in ihrem Lager vortrefflich zu erhaschen; er greift auch junge Rehe und Füchse an.

Hasenhorde, Hasenhürde. Wo Jemandem etwas von der niedrigen Jagd, wie z. B. den Geistlichen an manchen Orten, zugestanden wird, da wird demselben mehrentheils nur das Lauschennetze, oder auch nur die Hasenhorde erlaubt. Solche wird nun von 2 mäßigen, ohngefähr 4 Ellen langen Stangen gemacht, die in einem Abstand von 2 Ellen mit 4 Spathen oder Schwingen vereiniget, auch mit Haseln- oder Fichtenruthen eines Daumes dick, wie eine Schaafhorde, eingeflochten werden. Zwo Ellen von den Stangen bleiben frey, und kommen mit ihren beyden Enden auf der Erde zu liegen. Vorne wird das Netz in die Höhe gestützt, und die Hasen werden im Herbste mit Krautstauden darunter gekörnt.

Hasenkohl, Sonchus L. Der gemeinschaftliche Kelch ist bauchicht, und erhält bey dem reifen Saamen eine platte, kugelförmige Gestalt. Wir bemerken folgende Arten:

1) **Spielenden Hasenkohl, Saudistel, Leberdistel, Saumelk, Saumich**, S. oleraceus L. Es unterscheidet sich diese Art von den andern vorzüglich durch die filzigen Blumenstiele und glatten Kelche, spielet aber mit den Blättern; daher die ältern Schriftsteller 2 Arten daraus gemacht, und die eine den glatten, Sonchus laevis, die andere den scharfen oder rauhen, asper, genannt haben. **Wurzeln**: jährig. **Stengel**: 2—3 F. hoch, hohl, in Aeste verbreitet, welche die Blätter bis zur Hälfte umfassen. **Blumen**: blaßgelb und eisenfarbig. **Saamen**: eingekerbt, und viel kürzer als die Haarkrone. Uebrigens sind die gemeiniglich bläulichtweißen,

weißen, glänzenden, angelaufenen Blätter entweder tief eingeschnitten und glatt, oder mehr ganz, und am Rande mit scharfen Zähnen besetzet. Die Blumenstiele verlieren zuletzt ihr wollichtes Wesen. Beyde Sorten sind ein gemeines Unkraut in den Kraut- oder Küchengärten, wachsen aber auch auf nassen Wiesen, und blühen im Jun. Das noch junge Kraut von beyden enthält einen milchichten Saft, und wird von einigen unter die Kräutersallate genommen. Der ausgepreßte Saft ist ein seifenartiges, eröffnendes Mittel, und bey Verstopfung der Eingeweide, in Gesellschaft anderer, nützlich zu gebrauchen. Das junge gehackte Kraut ist den jungen Gänsen ein gesundes Futter, weshalb man auch die Pflanze **Gänsedistel** zu nennen pflegt. Hasen und Kaninichen gehen derselben begierig nach, und das Heu von solchen Wiesen, worauf viel Hasenkohl wächst, ist ergiebig und nahrhaft für das Rindvieh.

2) **Ackerhasenkohl**, S. arvensis L., wächst bey uns auf thonichten Aeckern, und hat eine dauernde Wurzel. **Stengel**: holzig, 8—10 F. hoch. **Blätter**: federartig zerschnittten, die Einschnitte rückwärts gerichtet, und am Rande mit weichen Stacheln besetzet, sonst aber glatt; sie umfassen den Stengel, an welchem herzförmige Lappen hervor ragen. **Blumen**: groß, schön gelb, doldenartig gestellet, die Blumenstiele und Kelche mit schwarzen Borsten besetzet. Es hat solcher mit der vorigen Art gewiß gleiche nützliche Eigenschaften, ob er gleich auf den Aeckern ein verdrüßliches Unkraut ist.

3) **Sumpfichten Hasenkohl**, S. palustris. Man findet diese Art auf sumpfichten oder nassen Wiesen, Feldern, und in dem Gesträuche. **Wurzel**: breitet sich weit umher aus. **Stengel**: holzig, 8 bis 10 F. hoch. **Blätter**: schlichthobelförmig, an der Basis pfeilförmig. **Blumen**: gelb, die Stiele und Kelche fast doldenartig und steifborstig. Der ganze Unterschied zeiget sich in den Lappen, womit die Blätter den Stiel umfassen; diese sind nun hier spitziger oder pfeilförmig, daher diese Pflanze von einigen nur als eine Spielart der vorher gehenden angenommen wird. Die Bienen lassen sich auf beyden häufig sehen.

4) **Alpenhasenkohl**, S. Alpinus. **Vaterland**: Lappland und die Schweiz auf den Alpen. **Stengel**: 5—6 Fuß hoch. **Blätter**: schlichthobelförmig. **Blumen**: in Trauben, blau, auf schuppigen Stielen. Die Lappen essen den fleischichten Theil des Stengels, ehe die Blumen sich öffnen. Rennthiere und Kühe fressen die Pflanze begierig, die Milch der letztern aber erhält davon einen unangenehmen Geschmack.

5) **Siberischen Hasenkohl**, S. Sibiricus. **Vaterland**: Schweden, Finnland, Siberien. **Stengel**: 2—3 Fuß hoch. **Blätter**: lanzettförmig, ungetheilt, ungestielt. **Blumen**: in rundlichen Büscheln, blau, auf schuppigen Stielen; vermehret sich häufig in hiesigen Gärten durch die Wurzel, und verlanget keine Wartung.

Hasenlager, Hasennest, das Lager oder Nest, wo sich ein Hase niedergethan hat, oder sich gemeiniglich nieder zu thun pfleget.

Hasenlattich, Hasenstrauch, Prenanthe. Hiervon hat man 9 Arten, wovor wir nur bemerken

den fünfblumichten **Mauerhasenlattich, Waldgänsekohl, Mauer- oder Waldsallat, Wildsonchenkraut,** Prenanthes muralis L., wächst in den Eich-

und

und Fichtenwäldern, um die Wurzeln in der Holzerde, auch an steinichten Oertern, auf Mauern. Der hohe Stengel und die Blätter sind blaulicht angelaufen, und diese federartig zerschnitten; der letzte Lappen ist groß, fast dreyeckicht, eingekerbt, auch wohl in drey kleinere abgetheilet. Die kleinen gelben Blumen ruhen auf den nackenden, ästigen Stielen. Der Kelch besteht aus 5 Blättern, und ist unterwärts mit 4 andern umgeben. Die Haarkrone des Saamens sitzt auf einem kurzen Stielchen; der schwarze Saamen ist mit Furchen durchzogen. Die Pflanze enthält einen bitterlich süßen Milchsaft, und ist dabey sehr weich und zart. Die Schaafe lieben solche, und sie ist überhaupt eines der besten und gesundesten Nahrungsmittel in den Wäldern.

Hasennest, s. **Hasenlager.** Beym Ackerbau einiger Gegenden nennt man auch also fehlerhafte Stellen eines gepflügten Ackers, die von ungleicher Führung des Pflugsterzes herrühren.

Hasenöhrlein, Bupleurum. Diese Pflanzengattung begreift theils krautartige, theils strauchartige Pflanzen.

1) Strauchiges Hasenöhrlein, B. fruticosum. Vaterland: das südliche Frankreich und der Orient, am Meerstrande im sandigen Boden. Stamm: strauchig; zertheilt sich in zahlreiche Zweige, macht einen 5 — 6 F. hohen Busch, wird sehr selten über 8 F. hoch, und pflegt schon, ehe er 3 F. hoch ist, eine Menge Blumen zu bringen; die Rinde der ältesten Stämme ist braun, die der jüngern Schossen aber röthlich, bisweilen auch graulich, und an andern auch purpurröthlichblau. Blätter: länglicht- umgekehrt eyrund, glatträndig, glatt, wechselsweise stehend, von schöner, zarter, blaßgrüner Farbe, zieren den Strauch ganz ungemein. Blumen: auf den Enden der Zweige, in etwas langen Dolden, von keinem sonderlichen Ansehen, (denn sie haben eine schlechte gelbe Farbe,) im Jul. und Aug. Dieser Strauch ist, als ein dauerhafter immergrüner Strauch, für die Lustgebüsche von großem Werthe, und nimmt sich vor der Fronte derselben sehr gut aus. Er wird in Deutschland am besten durch Zweigestecken vermehret, welche ein Paar Jahre wider den Frost etwas bedecket, und nachher stufenweise an die freye Witterung gewöhnet werden müssen.

2) Langblättrichtes Hasenöhrlein, B. longifolium. Vaterland: die Schweiz, auch einige gebürgichte Gegenden in Deutschland. Stengel: 2 F. hoch, treibt keine Aeste. Blätter: die untern gestielt und eyförmig, die obern eyförmig zugespitzt den Stengel umgebend.

3) Sichelförmiges Hasenöhrlein, B. falcatum, wächst auch in der Meißner Gegend. Stengel: hoch, gebogen und röthlich. Blätter: lanzett- auch mehr oder weniger sichelförmig, und die untern mit merklichen Stielen versehen; die allgemeine Dolde besteht gemeiniglich aus 7 kleinern, und ihre Bedeckung aus 1 — 5 Blättchen. Man rechnete diese Art ehedem zu den Wundkräutern, und gebrauchte sie wie den Durchwachs.

4) Steifes Hasenöhrlein, B. rigidum, wächst in einigen Gegenden von Deutschland. Stengel: fast nackend und zweyspaltig. Blätter: gestielt, steif und lanzettförmig, die untern breit; die am Stengel aber klein, schmal und spitzig; die 3 Blätter der allgemeinen und besondern Hülle sind auch ganz klein und spitzig.

In Gärten geben diese Pflanzen keine sonderliche Zierde. Die Wurzeln dauern etliche Jahre, wenn man die Stöcke nicht allzu häufig blühen läßt. Sie säen sich im frischen, leichten Boden von selbst aus, und müssen, wenn sie zu dicht stehen, verdünnet werden.

Haspel, ein Rüstzeug, welches aus einer cylindrischen Welle besteht, welche an beyden Enden Zapfen hat, die in Pfannen ruhen. Durch diese Welle kann man entweder kreuzweis Hebel stecken, oder an den Zapfen Handkurbeln befestigen. Beym Bauen dienet diese Maschine, allerley Materialien, mittelst eines um die Welle gewundenen Seiles, in die Höhe zu bringen. Wenn sich der Haspel selbst in der Höhe befindet: so wird nur ein Seil um die Welle gewunden; wenn aber derselbe auf dem Erdboden stehet: so muß in der Höhe eine Rolle aufgehängt werden, über welche das Seil angebracht wird. Auch kann man mit dieser Maschine aus der Tiefe, z. B. beym Brunnengraben u. dergl., das Erdreich in die Höhe bringen.

Haspel, Weife, ein Werkzeug, womit leinenes und wollenes Garn gehaspelt oder geweifet wird, da man es nämlich durch eine bestimmte Anzahl Umgänge um die Haspelarme in Gebind oder Fitzen, und diese wieder in Stücke oder Strähnen abtheilet. Das Gestell an sich ist eine senkrechte Säule mit einem Fuß darunter, und diese Säule hat zuweilen noch eine, mit ihr durch Riegel oberhalb vereinigte, Säule vor sich, um einer Welle ein sichres Zapfenlager zu verschaffen. Beyde Säulen durchbohrt also eine horizontale kleine Welle, die vor der kurzen Säule ein senkrechtes Haspelkreuz träget. Dieses besteht aus 4 gleich langen Haspelarmen, und jeder Arm trägt am äußern Ende ein oberhalb etwas ausgehöhltes Queerholz, um welches sich das Garn beym Haspeln legt. Die Weite oder der Umfang dieses Kreuzholzes in gedachten Queerhölzern ist nach den Gegenden verschieden, und steigt von 1½ bis 4 Ellen. Hiesigen Gesetzen zufolge soll das Haspelkreuz 4 Ellen weit seyn.

Haspelramme, eine Ramme, deren Bär nicht blos durch Menschenhände, sondern zugleich vermittelst eines Haspels oder einer Winde in Bewegung gesetzt wird.

Haspen, Häspen, Hespen, die einfachsten eisernen Bänder an einer Thür, welche aus dem Bande selbst, der mit Nägeln an der Thür befestigt wird, und einer vor der Thüre vorspringenden Röhre oder Hülse bestehet. Mit der letztern wird die Thür in die Haspenhaken eingehangen.

Hasphaken, Thürangeln, sind Haken, worauf sich die Thür, mittelst der beyden Haspen, beweget. Es gehören also zu einer Thür 2 Hasphaken, so in die Thürpfoste eingeschlagen werden. Jeder Thürhaken hat einen Dorn, der in die Thürpfoste eingeschlagen wird, worauf ein senkrechter Zapfen stehet. Auf diesem läuft die Hülse der Haspe, so daß sich die Thür bewegen kann.

Hattstatt, Haltstatt. Wenn die Jäger mit den Leithunden ziehen, und zween zugleich oder mit einander einen Ort versichern oder bestätigen wollen: so zieht einer rechts, der andere links herum. Der Ort nun, wo sie zusammen kommen, und einander Bericht abstatten, was sie gefunden, oder was sie angegangen, heißt: Hattstatt.

Hatze, Hetze, wenn die Hunde so zusammen gebracht sind, daß sie mit einander auf eine Sau oder Hasen gehetzt werden können. Hierzu kommen ohngefähr 3 bis 4 leichte, und 4 bis 5 schwere Hunde, welche die stärkste Sau halten. Zur Hasenjagd werden leichte Jagd- oder so genannte Windhunde genommen.

Hatzschirm, wird bey dem Sausagen vor die Hetzhunde auf dem Laufe dahin gestellt, wo die krummen Ruthen eingestoßen sind.

Hau, Hauung, Gehäue, Schlag, Hieb, ist beym Forstwesen mancher Gegenden sowohl der Ort, wo Holz gefället werden soll, als auch, wo es gefället ist. Im letztern Falle behält es auch diesen Namen, bis das Holz wieder im Aufwuchs die Stärke der Stangen hat.

Haube, Helmdach, Welsche Haube, ein geschweiftes Kuppeldach, insbesondere auf Thürmen und Gartenhäusern. Auch heißt wohl ein Kuppeldach überhaupt Haube.

Haube, die Decke oben auf den Kohlenmeilern von kurzem Holz, so daß der Haufen oder Meiler eine eyrunde Spitze erhält. In der Haube sind kleine Oeffnungen oder so genannte **Räume,** die den Rauch abführen.

Haube, der obere Theil oder das Dach einer Holländischen Windmühle. Es ist rund gezimmert, und läßt sich, nebst den Ruthen, nach dem Winde umdrehen. Dieses geschiehet vermittelst 10 — 24 und mehrerer Walzen, welche eine gemeinschaftliche Scheide haben, oder aus Strichen von weißbüchenem Holze.

Haube, ist bey den Grobschmieden an dem Hammer der oberste stärkere Theil in der Mitte des Eisens, worinn das Auge zum Stiel angebracht ist.

Haue, Haube, Dexel, ein Stück Eisen zu oberst des Mühleneisens, welches in den Läufer, oder obern Mühlstein eingreifet, und eingelassen ist, um denselben umzuwälzen. Es gleichet zween in der Mitte zusammen gesetzten Schwalbenschwänzen.

Hauendes Schwein, ein Hauptschwein, welches 5 und mehrere Jahre alt ist.

Hauhechel, Anonis, auch Ononis. Die zu dieser Gattung gehörende Arten sind theils dauerhafte, krautartige, perennirende und einjährige, zum Theil sehr schön blühende, Pflanzen, meistens von aufrechtem Wuchse, 1, 2 — 3 F. hoch, mit theils einfachen, theils dreyblättrigen Blättern, und mit schmetterlingsförmigen Blumen.

1) **Strauchige, oder strauchige purpurrothe Hauhechel. Vaterland:** die Gebirge der Dauphiné. **Stämme:** dünn, strauchig, bleibend, zahlreich ästig, 2 — 3 F. hoch, die Rinde der Zweige purpurröthlichbraun, ohne Stacheln. **Blätter:** ungestielt, dreyfach, lanzett- und sägeförmig, ohne gewisse Ordnung, die Blattansätze scheidenförmig. **Blumen:** auf den Enden der Zweige, in Rispen, auf langen, gewöhnlich dreyblumigen Stielen, groß, roth, im May. **Saamen:** reif im Jul. oder Aug. Dieser sehr verzierend und ansehnlich blühende Strauch schickt sich sehr gut in Lustgebüsche. In einem trocknen und warmen Boden ist er sehr dauerhaft. Man thut aber wohl, wenn man die jungen aus dem Saamen zu erziehen.

ziehenden Pflanzen im ersten Winter in Töpfen durchwintert, und sie endlich im folgenden Frühjahre mit voller Erde auf die Rabatten pflanzet.

2) Ackerhauhechel, Heuhechel, Heuschel, Stachelkraut, Stallkraut, Ochsenborche, Ochsenkraut, Aglarkraut, Weiberkrieg, Harteihen, Harnkraut, Katzenspeer, Pflugsterz, Weipen, Schmalzhefen, Quesenkraut, Struhlkraut, A. Arvensis L., ist perennirend auf unsern Triften und Feldern, ein lästiges Unkraut, dessen kriechende und starke Wurzeln leichte Pflüge zerreißen können, und daher, um den Acker davon zu befreyen, eigends mit der Hacke heraus gehackt werden müssen. Wurzel: stark, zähe, tief eindringend, weit umher ausgebreitet. Stengel: holzig, zähe, rund, etwas zottig, klebrig, anderthalb Fuß hoch, die Seitenzweige mit starken Stacheln bewehrt. Blumen: den Seiten der Zweige ganz entlangs, im Anfange des Sommers, und oft bis zu Ende des Herbsts; alle sitzen ohne Stiel fast platt auf, und gemeiniglich zwo nahe bey einander. Die Blumenblätter sind röthlich. Man hat Sorten mit blaßrothen, purpurrothen und weißen Blumen. Auch ist eine Abart, die man ohnstachlichte Ackerhauhechel nennt. Sie hat breite Blätter, und aufrechte Stengel mit rothen, purpurrothen, auch weißen Blumen. Man pflegt diese Abarten wohl in die Gärten aufzunehmen; der gemeinen Art aber, so schön sie auch an und für sich selbst ist, bleibt die Aufnahme in die Lustgärten versagt. Die ganze Pflanze der letztern, sonderlich die Wurzel, hält man für eröffnend, und hat solche bey Verstopfung der Leber und der Milz, sonderlich zu Beförderung des Urins angerühmet. Die letzte Wirkung ist durch viele Erfahrungen bestätiget; auch den Pferden wird dieser Trank gegeben, wenn sie nicht stallen können. Den Nieren- und Blasenstein aber aufzulösen ist sie zu schwach. Ohngeachtet des widrigen Geruchs in den Blumen, genießen die Schaafe die Blätter sehr begierig. Es wird dadurch bey diesen Thieren der Urin stark abgetrieben.

3) Hauhechel der Alten, A. Antiquorum. Vaterland: das mittägige Europa. Stengel: aufrecht, holzig, 1 Fuß hoch, die Zweige ziemlich eben, mit langen, starken Stacheln bewehrt. Blätter: die untern dreyfach, die obern einzeln. Blumen: an den Seiten, einzeln, groß, größer als die Blättchen, röthlichpurpurroth, im Jun., Jul. und Aug.

4) Kriechende Hauhechel, A. repens. Vaterland: England an den Seeufern, der Orient. Wurzel: kriechend, beträchtlich weit auslaufend. Stengel: weitschweifig, darnieder liegend, 2 F. lang, die Zweige aufrecht. Blatter: die untern dreyfach, die obern einzeln, die Blattansätze eyrund. Blumen: in den Winkeln der Blätter, einzeln, purpurroth, im Jul.

5) Große, gelbe, oder stinkende Hauhechel, A. Natrix. Vaterland: Languedoc und Spanien unter den Saaten. Stengel: strauchig, holzig, zähe, ohne Stacheln, nahe über dem Boden ästig, 2 F. hoch. Blätter: dreyblättrig, klebrig, oval, haarig, die Blattansätze glatträndig. Blumen: den Stengeln fast ganz entlangs, auf langen, einblumigen, mit Grannen versehenen Stielen, mäßig groß, glänzendgelb, mit einigen braunen Streifen, im Jun. und Jul. Die ganz stark riechende Pflanze ist mit klebrichten Haaren besetzt, und die ausschwitzende balsamische Feuchtigkeit scheinet in Nierenkrank-

krankheiten dienlich zu seyn, worüber es aber noch an hinlänglichen Erfahrungen mangelt.

6) Fette, oder gelbgestreifte Hauhechel, A. pinguis. Vaterland: das südl. Europa. Stengel: winklich, ästig, ohne Stacheln, 2 F. hoch. Blätter: dreyfach, lanzettförmig-länglich, die Blattansätze glatträndig. Blumen: den Zweigen meist ganz entlängs, artig groß, purpurroth, mit vortrefflichen gelben Streifen, auf einblumigen, mit Grannen versehenen Stielen, im Jun., Jul. und Aug.

7) Bunte oder scheckige Hauhechel, A. variegata. Vaterland: Spanien, das südliche Europa am Meerstrande. Stengel: ästig, weitschweifig, klebrig, 9 Zoll hoch. Blätter: einfach, schmal, keilförmig, gestreift, sägeförmig, kurzgestielt. Blattansätze und Deckblättchen: gezähnt. Blumen: in den Winkeln der Blätter, einzeln, kurzgestielt, mäßig groß, auf eine schöne Art gelb gestreift, im Jul. und Aug. Von dieser Pflanze hat man eine Abart mit gelben Blumen.

8) Zurückgebogene oder Italienische Hauhechel, A. reclinata. Vaterland: Italien, die Schweiz, die Dauphiné. Stengel: klein, klebrig, weitschweifig, am Boden liegend. Blätter: dreyfach, haarig, rundlich, gekerbt. Blumen: an den Seiten, einzeln, dünn gestielt, purpurröthlich, mit einer Mischung von Weiß, im Jul. und Aug. Hülsen: umgebogen. Man findet von ihr eine Abart mit roth- und weißen Blumen. Diese Pflanze gehöret zu den einjährigen Arten, deren Saamen im März sogleich an Ort und Stelle in leichte Erde gesäet wird. Die vorher gehenden perennirenden Arten lassen sich zwar im Herbste durch Zertheilung vermehren, am besten aber ziehet man sie aus Saamen, welcher am Ende des März gesäet werden muß, und im May aufzugehen pflegt.

Haupt, heißt 1) jedes von den beyden Enden des Fachbaums, welches in die Erde, oder Ufer an den Seiten des Baches oder Flußes kömmt; 2) das Holzstück, welches in der Mitte der Grundschwelle mit doppelten Zapfen eingeschlagen, und vorne in das Stemmgeschwelle mit einem schwalbenschwanzförmigen Blatte verbunden ist; 3) ein von Holzwerk geschlagenes, von dem festen Ufer nach der Tiefe des Strohms sich erstreckendes, Wassergebäude, wodurch der Strohm vom Lande abgewiesen, und die fernere Vertiefung und der Einbruch des Ufers oder dessen Vergrund verhindert wird. Ein solches Haupt wird in Niedersachsen Höft genannt.

Hauptanschlag, beym Bauwesen, eine allgemeine Denkschrift, von der Menge, Beschaffenheit und Gattung der Materialien und der Werke, wie solche nach der erklärten Vorschrift, und den beygefügten Maaßen in den Rissen gemacht und ausgeführet werden sollen, nebst dem Preise, was für jede Art der Werke bezahlt werden soll; entweder nach Klaftern, oder nach Tagelohne, welche man den Bauübernehmern setzet, um sich bey der Zuerkennung darnach zu richten, und wenn die Werke vollendet sind, selbige aufs neue zu untersuchen, und zu sehen, ob sie dem Hauptanschlage gemäß sind, ehe man die Bezahlung leistet.

Hauptbalken, die vornehmsten und stärksten Balken eines Gebäudes, besonders diejenigen unter einem Dache, welche

von einer Wand des Gebäudes bis zur andern reichen, und worauf das ganze Dach ruhet.

Hauptdeich, Niederf. **Höftdiek, Haffdiek**, der größte und vornehmste Deich, welcher das Land vor der Ueberschwemmung von außen schützet.

Hauptdickicht, das stärkste Dickicht in einem Walde, worinn sich das Wild vorzüglich versteckt.

Hauptflügel, der vornehmste Flügel bey einer Jagd, zum Unterschied von den Treib- und Nebenflügeln.

Hauptgefälle, das Gefälle eines Flusses an demjenigen Orte, wo der Strohm am schnellsten fließet. Das Gefälle eines Strohmes ist nicht an allen Orten gleich, und ein Fluß kann daher zwar an irgend einem Orte ein starkes Gefälle haben, und doch, im Ganzen genommen, langsam fließen.

Hauptgeschoß, das wichtigste Geschoß eines Gebäudes, so die besten Zimmer enthält. Bey Prachtgebäuden ist es gemeiniglich das zweyte von unten.

Hauptgesimse, Kranz, Fr. Corniche, das oberste Gesimswerk einer Säulenordnung. Es wird aber auch dasjenige Gesims so geheißen, welches an den Gebäuden zur Krönung einer Mauer gebraucht wird, und nichts anders, als der oberste Theil eines Gebälks von einem Gesimse der Säulenordnungen ist.

Hauptgestell, Kopfgestell, das Riemenwerk des Zaums, welches den Kopf eines Pferdes umgiebt.

Hauptgewende, ein Gewende, wo viele Ackerstücke, der Breite nach, an einander stoßen.

Hauptglied, in der Baukunst die vorzüglichsten, größten und wesentlichsten Theile oder Glieder einer Säulenordnung, welche nothwendig vorhanden seyn müssen; z. B. die Platte im Fußgesimse, und dergl., zum Unterschied von den Bey- und Nebengliedern.

Haupthahnen, Haupthähne, werden an den Wasserleitungen angeordnet, wenn man mit einer Art Leitungsröhren oder Deichel aufhöret, und mit einer andern von kleinerem Laufe anfänget. Bey der Anlegung derselben muß man die Lage oder Straße wohl untersuchen, weil man diese Hähne auch, wenn eine Feuersbrunst entstehet, gebrauchen kann, wenn sie geöffnet werden, damit das mit Gewalt hervor springende Wasser, ohne den nahe anliegenden Häusern zu schaden, seinen Ablauf haben kann. Auch werden diese Haupthähne geöffnet, und das Wasser aus der Röhrleitung ausgezapfet, wenn an den Röhren eine Ausbesserung vorzunehmen ist.

Hauptholz, so nennt der Zimmermann die Hölzer, welche über den Köpfen der Obertheile einer Säule weglaufen.

Hauptjagen, Haupttreiben, wenn das Wild eines ganzen Waldes in den Zeug zusammen getrieben wird. Auch das letzte Treiben bey einem Hauptjagen, wenn das Wild in die Enge getrieben wird, nennt man das Haupttreiben.

Hauptlaschen, sind beym Mühlenbau 2 Fuß lange Stücken Holz, welche unten an dem Kranz eines großen Rades, da, wo die Wechsel sind, angebracht werden,

den, und zwar so, daß diese Stücke gerade auf der Mitte der Wechsel oder der zusammen gesetzten Kranzstücke zu liegen kommen.

Hauptmauern, sind diejenigen, welche ein Gebäude um und um einschließen. Sie werden ungleich stärker gemacht, als die Scheide- oder Zwischenmauern, welche letztere mit den erstern allezeit verbunden werden müssen.

Hauptnagel, beym Mühlenbau der Nagel, welcher bey den Aich- oder Mahlpfählen in die Mitte der kupfernen Platte eingeschlagen wird.

Hauptqueerbalken, beym Wasserbau ein Stück Holz, welches stark ist, und woran die Spundpfähle befestiget werden. Man bringt sie auch außen an den hölzernen Kayen an, um die eingeschlagenen Pfähle in ihrem Stande zu erhalten.

Hauptreif, der äußerste Reifen einer Tonne, oder eines hölzernen Gefäßes. Der einheimische Böttcher nennt ihn Halsband.

Hauptriegel, die zween äußersten Riegel bey einer Arche, einem Kasten u. dergl.

Hauptriß, Skitze, Fr. Esquisse, Project, ein Riß, der die Eintheilung eines Gebäudes durch blos einfache Linien vorstellet.

Hauptrüstung, ein Gerüst von starken Stangen und Bretern bey Erbauung eines massiven Gebäudes; im Gegensatz einer Rüstung blos von Rüstböcken und Bretern, mit welcher Rüstung man sich beym untersten Stockwerk behilft.

Hauptschiene, eine eiserne Schiene an der Seite des Pflughauptes.

Hauptschlüssel, ein Schlüssel, der alle, oder doch die mehresten Schlösser zu den Zimmern eines Hauses öffnet. Er hat eine vierkantige Oeffnung, und unterscheidet sich hiemit von einem Dieterich, als welcher hakenartig ist.

Hauptschwellen, die stärksten Balken, welche auf die Pfähle eines Rostes aufgezapfet werden, worauf man hernach die Bohlen befestiget, um auf solche eine Grundmauer aufzuführen.

Hauptsohle, die eiserne Sohle oder der Beschlag unten am Haupte oder Kopfe des Pfluges.

Hauptthüre, Fr. Portail, Portal, der vornehmste Eingang in einen Pallast, in eine Kirche oder anderes öffentliches Prachtgebäude, welcher viel schöner und zierlicher als die andern Eingänge, mit architectonischen Verzierungen versehen ist. Man pflegt ihn noch einmal so hoch als breit zu machen.

Haupttreppe, diejenige Treppe, die gleich, wenn man ins Haus tritt, in die Augen fällt. Nach der heutigen Bauart schlängelt sie sich von unten bis oben unter das Dach, nach eyrunden Linien herum, so daß in der Mitte ein Raum bleibt, in welchem man unten vom Flur bis in das Dach hinauf sehen kann. Ueber der Treppe unter dem Dache bringt man ein Deckenstück, Laterne u. s. f. an. Die neuern Baumeister legen die Treppe gern nach dem Hofe zu an, damit sie auf dem Flure nicht hinderlich sey, und unter der Treppe ist gewöhnlich der Eingang zu den Kellern, die man

man dieserhalb gleichfalls gern hinterwärts anleget.

Hauptwände, ein besonderer Lerchenfang, welcher mit 4 Seitenwänden gestellet, und von einem dazu gestrickten Himmel überzogen wird. An diesem Lerchenfange werden die Wände die Hauptwände genannt.

Hauptzeichen, bey der Jägerey, die unbetrüglichen Kennzeichen, woran man einen Hirsch von einem Thier unterscheiden und ohnfehlbar ansprechen kann.

Hauptzimmer, das vornehmste Zimmer in einem Geschoße oder Stockwerke.

Haus, die bekannte Wohnung der Menschen in allen gesitteten Ländern, welche, nach Beschaffenheit des Bewohners, bald kleiner, bald größer, bald prächtiger, bald nur einfach erbauet, und nach der Lebensart oder den Nahrungsgeschäfften des Bewohners eingerichtet ist.

Hausarbeit, eine Arbeit, welche von Hausvätern, Hausmüttern und ihren Hausgenossen zu Hause, oder in und bey dem Hause, vorgenommen wird; im Gegensatze der Feld- Garten- und Weinbergsarbeiten, auch übrigen bey der Viehzucht, Fischerey, Forst- und Jagdwesen vorkommenden Verrichtungen. Kluge Hausväter und Hausmütter sorgen dafür, daß es an nützlichen Hausarbeiten auch dann nicht fehlen möge, wenn die Witterung die nicht häuslichen oder unter freyem Himmel zu verrichtenden Arbeiten unterbricht.

Hausbackenbrodt, dasjenige Brodt, welches Stadt- und Landfamilien selbst backen, im Gegensatz des Bäckerbrodts. In manchen Städten, z. B. in Berlin, ist es aber auch das gröbste Brodt der Bäcker, so aus Roggenmittelmehl fester geknätet wird, und länger im Ofen stehen muß, als das Weißbrodt von feinem Roggenmehle.

Hausbau, die Anfertigung eines neuen Hauses, worzu ein verständiger Landwirth nicht eher schreiten soll, als wenn die Hausreparaturen seines alten Hauses der Kosten nicht mehr werth sind, da sonst das alte Sprichwort lautet: Alte Häuser muß man stützen, alte Gelder aber nützen. Ist der Bau nothwendig, so muß der Hauptanschlag (s. diesen) dazu von einem Bauverständigen, oder mit Zuziehung desselben, angefertiget, und alle Baumaterialien in Zeiten angeschafft werden, damit der Bau nicht aufgehalten werde. Damit aber bey Anführung der Baumaterialien das Gespann nicht auf einmal zu sehr angegriffen werde: so kann man im vorher gehenden Jahre, oder noch früher, bey guten Wegen und gutem Wetter, Holz, Steine, Kalk u. s. f. nach und nach anfahren lassen. Ob der Bauherr selbst, oder auf Verding, da er den ganzen Bau einem Uebernehmer (Entrepreneur) überläßt, bauen solle, solches läßt sich so geradezu weder bejahen noch verneinen. In den meisten Fällen wird es doch aber gerathener seyn, wenn der Bauherr selbst bauet, d. i. den Bau selbst anordnet, und durch angestellte Bauleute ausführet. Soll das Haus, oder ein anderes Wirthschaftsgebäude hölzern, d. i. von Fachwerk seyn: so muß der Zimmermann die Länge und Breite genau messen, die das Gebäude haben soll. Der Riß selbst wird mit Nachdenken, und nach den Absichten des Bauherrn, nach dem verjüngten Maaßstabe gezeichnet, oder man formt auch wohl das Haus in einem Modell von Holz oder Pappe ab,

gerade

gerade so, wie es werden soll. An solchem Modelle lassen sich die Stockwerke abnehmen, die Figur der Zimmer, Treppen, Kammern, Schornsteine u. s. f. Alsdenn werden die Baukosten an Holz und Arbeitslohn überschlagen, und darnach mit dem Bauherrn verdungen, was oder wie viel davon auf Verding gearbeitet werden soll. Wenn das Bauholz auf dem Zimmerplatze beschlagen, oder nach der Schnur behauen werden soll: so müssen zuerst die Mauerlatten zurecht gelegt werden. Man holt das eigentliche Maaß vom Bauplatze her, oder man schlägt, wo ein alter Bau vorkommt, und Verhinderung macht, die Wand durch, um mit dem Richtscheid durchzudringen, und die Länge, Breite und Schiefheit abzunehmen, und sie mit dem gewöhnlichen Zimmerzeichen auf dem Richtscheide zu verzeichnen. Die Scheidewände müssen von Grund auf über einander zu stehen kommen, (Wand auf Wand,) damit der Bau nirgends zu schwach werde. Man sucht den bequemsten Raum zu den Treppen und zur Schleifung der Schornsteine. Zu freyen Sälen ohne Säulen müssen die Hängewerke mit Behutsamkeit im Dache versichert werden. Ferner müssen die Streben nicht zu schräge gelegt werden, damit im Baue kein Uebelstand entstehe, und die Gefahr des Verschiebens dadurch veranlasset werde. Man muß auch dahin sehen, daß das Bauholz nicht zu schwach behauen werde, und daß es nicht zu weit von einander liege. Ein Stück muß dem andern, wie die Linien an den Vestungen, zu Hülfe kommen. Ueberhaupt ist es des Zimmermanns Sache, das Gerippe eines Gebäudes dauerhaft und angenehm anzulegen, ohne es jedoch mit vielem Holze zu überladen. Die Riegel müssen von gleicher Dicke seyn, damit die Wände von innen und außen eine gerade Fläche haben, und eine gute Bindung geben können. Wenn endlich das Gebäude aufgeschlagen oder gerichtet wird: so müssen die Mauerlatten oder Schwellen genau nach der Bleywaage aufgelegt werden. Das Dach ist an den Gebäuden gleichsam der Hut und eine Bedeckung wider den Regen, und es muß sich deswegen auch über die Hervorragungen der Außenwände und der Dachgesimse erstrecken, wofern es, seiner Absicht gemäß, die Mauern oder Aussenwände wider den Abfluß des Regens schützen soll.

Hausbaum, derjenige Baum in einer Bockwindmühle, der auf den Kreuzschwellen des Bocks senkrecht stehet, 5—6 Fuß in das Mühlenhaus hinein raget, und mit einem 8 Zoll dicken und 9 Zoll langen Zapfen in den Mehlbalken eingreift, welcher letztere in der Mitte des Mühlenhauses parallel läuft, neben welcher sich Windflügel oder Ruthen befinden. Der gedachte Zapfen des Hausbaums hält also das Mühlenhaus auf dem Bock fest, und das Haus kann daher auf dem Bock umgedrehet werden.

Hausdiebstahl, ist ein solcher, der vom Gesinde und vom Hausgenossen an demjenigen, in dessen Lohn und Brodte sie stehen, oder an dessen Hausgenossen verübt wird. Er ist entweder ein kleiner; diesen ist der Richter von Amtswegen zu untersuchen und zu bestrafen nicht schuldig. Es steht dem Hausvater frey, den Entwender seines Dienstes sofort zu entlassen. Wird aber der Diebstahl von ihm gerügt: so soll auf Strafbarkeit oder Gefängnißstrafe erkannt, und diese Strafe durch eine mäßige körperliche Züchtigung, am Anfang und Ende derselben, geschärft werden. Bey größern

größern Hausdiebstählen wird die an sich verwirkte Strafe des gemeinen Diebstahls nicht nur um die Hälfte der Dauer, nämlich von 6 Wochen bis auf 3 Jahre, verlängert, sondern auch mit Willkommen und Abschied geschärft. A. L. R. Th. II. Tit. XX. §. 1137 ff.

Hausfrau, ist die Benennung einer Ehefrau zur linken Hand. Sie tritt weder in die Familie des Mannes, noch darf sie sich dessen Namens, Titels und Wappens bedienen; sie wird aber der Gerichtsbarkeit des Mannes unterworfen. A. L. R. Th. II. Tit. I. §. 862 ff.

Hauslaub, Hauswurz, Sedum. Die hier folgenden Arten dieser Gattung sind saftige, niedrige, sehr dauerhafte, krautartige, zaserwurzliche, immergrüne, perennirende, zur Vermehrung der Mannichfaltigkeit in den Lustgärten und zum Arzneygebrauche dienliche Pflanzen, mit unmittelbar auf der Wurzel stehenden, entweder rundlichen, oder länglichen, dicken, fleischigen, saftigen Blättern, und mit jährlich neuen, 1 F. hohen, und bey einigen Arten kaum halb so hohen, aufrechten, runden, saftigen, aus dem Mittelpuncte der rundlichen Blätterbüschel sich erhebenden Stengeln, welche sich mit Büscheln von vielblättrigen, im Jul. und Aug. blühenden, und im Herbste reifen Saamen gebenden Blumen endigen.

1) Gemeine große Hauswurz, gemeines Dachhauslaub, Hauslauch, Donnerbart, Wunderbar, Immergrün, S. sempervivum tectorum L. Vaterland: Europa auf Dächern, alten Mauern, und Hügeln. Wurzelblätter: viele, eyrundlich, gespitzt, gefranzt, auf der Außenseite gewölbt, einwärts flach, in einem Kreise umher ausgebreitet, flach auf dem Boden liegend, mit vielen abstehenden Wurzelsprossen. Stengel: dick, röthlich, mit schmalen gespitzten Blättern, 1 F. hoch. Blumen: mit zurück gebogenen Büscheln, roth oder röthlich. Diese saftige Pflanze hat eine kühlende und gelinde zusammen ziehende Kraft, und den ausgepreßten Saft lobet Börhaave in allen Fällen, wo die Hitze stark ist. Es soll auch solcher, wie Scopoli berichtet, die Fäulniß der Säfte abwenden. Der Saft, in die Ohren getröpfelt, soll das Sausen, und wohl gar die Taubheit, und in die Augen gebracht, die Flecken der Hornhaut vertreiben. Auch äußerlich gebrauchet man die Blätter zu diesem Endzweck; solche mit Butter zu einer Salbe gemacht, oder nur gestoßen und in Säckchen gethan, lobet man bey der schmerzhaften güldenen Ader. Der Saft mit Honig vermischt ist bey verbrannten und andern äußerlichen Schäden, auch bey den Schwämmchen und Hühneraugen, nützlich.

2) Kugeltragendes Hauslaub, S. globiferum. Vaterland: Rußland, Deutschland. Wurzelblätter: zahlreich, schmal, gefranzt, mit der Spitze einwärts gebogen, einen dichten, kuglichten Büschel bildend, mit vielen kuglichen Wurzelsprossen. Stengel: dünn, 6—8 Z. hoch. Blumen: in Büscheln, gelb oder gelblich. Man hat eine Abart mit rothen oder röthlichen Blumen.

3) Spinnenwebartiges Hauslaub, S. arachnoideum. Vaterland: die Italienischen, Schweizerischen und Pyrenäischen Alpen. Wurzelblätter: kurz, schmal, gespitzt, graulich, in kleinen Büscheln, mit vielen haardünnen Fäden, welche von Blatt zu Blatt, wie ein Spinnengewebe, durch einander laufen, mit kleinen, kugelichen Wurzelsprossen. Stengel: oben

oben ästig, 6 Z. hoch, mit schmalen, pfriemenförmigen, abwechselnden Blättern. Blumen: in Aehren, glänzendroth, mit einer durch ein jedes Blumenblatt entlängs herunter laufenden höher rothen Linie, und gelben Staubbeuteln, meistens nach einer Seite gerichtet.

4) Berghauslaub, S. montanum. Vaterland: Schlesien, die Schweiz, auf Felsen. Wurzelblätter: länglich, gespitzt, glatt, gefranzt, aber nicht gezähnt, in ausgebreiteten offenen Büscheln, mit sehr abstehenden Wurzelsprossen. Stengel: oben ästig, mit schmalen Blättern, 8—10 Z. hoch. Blumen: in Aehren, hochroth, mit purpurrothen Staubbeuteln.

5) Borstiges Hauslaub, S. hirtum. Vaterland: die Schweiz, der Taurer bey Rastadt. Blätter: gezähnt. Stengel: 8—9 Z. hoch, und die Spitzen der Blumenblätter der, in zurück gebogenen lockern Aehren, erscheinenden, weißen Blumen mit Borsten besetzt.

Diese Pflanzen werden gar leicht durch ihre Wurzelsprossen vermehret, welche entweder bewurzelt, oder sogar ohne Wurzeln abgerissen, und entweder in einen leichten trocknen Boden, oder auf alten Schutt, Gebäude, künstliche Felsen, Mauern, Ziegel- oder Strohdächer, oder auch in Töpfe in schuttige Erde gepflanzt werden können. Sogar die kleinsten Sprossen, wenn man sie nur in ganz wenig Erde pflanzt, schlagen ohne weitere Wartung an, und breiten sich bald aus. Wenn man sie also auf Dächer pflanzet, lege man auf dieselben trippelweise ein wenig Morast, oder steife Erde oder Lehm, und pflanze in diese die Sprossen. Die kuglichten Sprossen der zweyten Art wurzeln sich sogar von selbst ein, wenn sie von den größern Sprossen etwa abgestoßen werden, und auf die Erde fallen, und werden sehr bald gute Pflanzen. Zur Verzierung künstlicher Felsen, auf denen schwerlich irgend eine andere Pflanze fortkommen kann, schicken sie sich alle vorzüglich gut.

Hausrath, darunter werden alle bewegliche Sachen, welche in einer Wohnung oder einem andern Aufenthalt zum gemeinen Dienst der Einwohner bestimmt sind, verstanden.

Hausrecht, das Recht, d. i. die Befugniß, Gewalt, welche sowohl dem Hausherrn oder Hausbesitzer in seinem Hause, oder in seiner Wohnung, und in Ansehung derselben, als auch dem Hausherrn über die häusliche Gesellschaft zukommt. Sein Hausrecht brauchen, jemanden, der uns in unsrer Wohnung Gewalt anthut, aus dem Hause treiben. Das A. L. R. Th. II. Tit. XX. §. 525—532. ibid. §. 1493. verordnet, wegen Verletzung des Hausrechts, folgendes: Niemand darf in eines Andern Haus, Wohnung oder sonstigen Aufenthaltsort, wider dessen Willen, ohne besondere Befugniß, eindringen. Wer dieses thut, oder, wider Willen des Besitzers, innerhalb seines Bezirks Handlungen vornimmt, zu denen er nicht berechtigt ist, der verletzt das Hausrecht. Der Einwohner ist befugt, den, welcher das Hausrecht verletzt, nach vorgängiger Warnung, zu nöthigen, daß er von dergleichen zudringlichem oder eigenmächtigem Verfahren abstehe. Doch muß bey dem Gebrauche des Hausrechts Leib und Ehre des Eindringenden möglichst geschont werden. Wenn auch ein dergleichen zudringliches oder eigenmächtiges Verfahren, mit der Absicht zu beleidigen, oder ein Verbrechen zu begehen, nicht verbunden gewesen: so soll doch der Thäter, wenn er es auf den Ge-

brauch der Gewalt hat ankommen lassen, mit einer willkührlichen Geld- oder Gefängnißstrafe belegt werden. Sind Zudringlichkeiten dieser Art (§. 525. 526.) mit einem andern Verbrechen, welches nicht schon seiner Natur nach eine Verletzung des Hausrechts in sich schließt, verbunden gewesen: so soll die ordentliche Strafe des Verbrechens, nach Verhältniß dieser Zudringlichkeiten, geschärft werden. — Wenn bey Beschädigungen des Vermögens zugleich das Hausrecht verletzt, oder die persönliche Sicherheit des Beleidigten, oder der Seinen, in Gefahr gesetzt worden: so soll die sonst verwirkte Strafe um ein Drittel geschärft werden.

Haussuchung, eine gerichtliche Durchsuchung eines Hauses und der dazu gehörigen übrigen Gebäude, bey scheinbarer Vermuthung oder starkem Verdachte wegen einer gestohlnen Sache oder andrer schweren Verbrechen, als: falscher Münze, Unterschleif verbotener Güter u. dergl. willen. Würde in solchem Falle z. B. der Diebstahl gleich gefunden: so bleibt der Hausherr deswegen doch ungescholten, wenn er sonst keinen Theil daran gehabt; und wenn nichts gefunden wird, hat keine Injurienklage Statt.

Hauswirth, darunter versteht man theils das Haupt der häuslichen Gesellschaft, theils den Herrn oder Eigenthümer eines Hauses, im Gegensatze der Hausgenossen, Haus- oder Miethsleute. Wenn er wissendlich Miethsleute duldet, die mit Feuer und Licht, bey dem Auswerfen oder Ausgießen, oder in Verschließung des Hauses, unvorsichtig und nachläßig zu verfahren gewohnt sind: so haftet er für allen auf dergleichen Art verursachten Schaden, in so weit, als der Schadenersatz aus dem Vermögen des Beschädigers nicht erfolgen kann. A. L. R. Th. I. Tit. VI. §. 66.

Hausunke, so nennt der gemeine Mann gemeiniglich die Hausschlange. Bisweilen versteht man auch dadurch eine sehr kleine Art von Spitzmäusen mit überaus breiten Ohren. Dieses Thier hat die Gewohnheit, unter den Dielen den Sand aufzuwerfen, und das Weibchen durch eine gluckende Stimme zur Begattung zu rufen. Die gemeinen Leute halten diese Stimme, welche sie bald einer Kröte, bald einem Wiesel, bald einem andern Thiere zuschreiben, für ein Zeichen eines bevorstehenden Glücks, aus welchem Grunde diese Maus vom Hrn. Hallen, in seiner Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere, die Orakelmaus genannt worden ist.

Hazardspiele, sind unerlaubt, sobald aus der Beschaffenheit der spielenden Personen, des Einsatzes, und der übrigen Umstände erhellet, daß sie aus Gewinnsucht gespielet werden. Unter den Hazardspielen werden besonders Bassette, Lansquenet, Faraon, Cinq et Neuf, Quinze, Passe à dix, Lotto, Tritschaken, Würfeln, und ähnliche Spiele verstanden. Wer bey dergleichen Spielen die so genannte Bank macht, hat, nach Beschaffenheit des Spiels, der Höhe des Einsatzes, und der Größe des gesuchten unerlaubten Gewinns, fiscalische Strafe von 100 — 1000 Ducaten verwirkt. Jeder Mitspieler sowohl bey dem Faraon, als allen übrigen Hazardspielen, wie solche Namen haben mögen, soll, nach gleichem Verhältnisse, um 50 — 300 Ducaten fiscalisch bestraft werden. Das Wetten, oder so genannte Pariren, ist, wenn es auch bey erlaubten Spielen geschieht, dennoch dem Hazardspiele gleich zu achten. Leute, die vom Spielen Gewerbe machen, und

und zu solchem Ende Brunnen, Bäder, und andere öffentliche Oerter und Versammlungen besuchen, sollen über die Gränze geschafft; wenn sie aber dennoch zu Treibung ihres verbotenen Gewerbes zurück kehren, auf Ein Jahr zur Festung abgeliefert werden. Gast- und Caffeewirthe, und überhaupt alle Unternehmer öffentlicher Zusammenkünfte, welche bey sich verbotene Spiele dulden, sollen 300 Thaler Strafe entrichten. Haben sie zu solchen Spielen verschlossene Zimmer hergegeben, oder sonst zu deren Verheimlichung mitgewirkt: so wird die Strafe verdoppelt. Werden sie zum zweytenmale wegen einer solchen Uebertretung zur Verantwortung gezogen, und schuldig befunden: so sollen sie, außer der Geldbuße, mit dem Verluste ihres Gewerbes bestraft werden. Officianten, welche von Hazardspielen ein Gewerbe machen, sollen ihres Amts entsetzt werden. A. L. R. Th. II. Tit. XX. §. 1299. ff.

Hebearm, Hebelatten, Hebedaumen, Hebezapfen, Hebeköpfe, Hebling, Halbig, Kämme, Heber, Tangenten, sind in den Mühlen nur einige Zoll hohe und dicke, und auf der Stirn abgerundete harte Hölzer, welche mitten durch die Stampfen gehen, und durch die in der Welle befindlichen Daumen auf die nöthige Höhe erhoben werden.

Hebebalken, Zugbäume, sind die zwey Stücken Holz, welche oben auf dem Kronholze einer Zugbrücke mit ihren Zapfen ruhen, und woran das Zugthor vorne an den Ketten hänget, hinten aber mit kürzern Ketten aufgezogen werden.

Hebebaum, Wuchtbaum, Tremel, Hebetremel, Handkluppe, in Niedersachsen: **Bärboom, Handspeke,** eine gerade Stange aus zähen Holz oder Eisen, mit welcher, wenn sie an rechtem Orte angebracht ist, eine ziemlich schwere Last mit leichter Mühe gehoben und fortgebracht wird, nachdem zuvor dem Hebebaume hinter dem kürzern Ende eine Unterlage gegeben worden.

Hebegabel, ist bey der Jägerey ein kleiner, eiserner Hebel, die Tücher oder Garne beym Zeugjagen auf die Forkel- und Stellstangen zu heben.

Hebel, die erste und vorzüglichste unter den einfachen Maschinen, da fast keine Maschine ist, wo solcher nicht in der Anwendung vorkommen sollte. S. auch Hebebaum, Hebearm.

Hebelade, Wucht, Winde, ist ein einfaches Werkzeug, womit starke Bäume in Waldungen auf den Wegen, oder womit überhaupt Lasten gehoben werden. Fast ein jeder Ackerwirth auf dem Lande ist damit versehen.

Hebelzeug, Hebel, ist beym Forstwesen ein Werkzeug, womit man Wurzeln aus der Erde heber. Es ist sehr einfach, und bestehet aus einem starken Hebebaume der Hebelade und noch einem Hebel.

Heber, eine gläserne oder metallene gerade oder im Winkel gebogene Röhre, womit, vermittelst des Ansaugens, Flüßigkeiten aus einem Gefäße heraus geleitet werden.

Hebeschiene, Aufhelfeisen, ist bey den Mühlen ein Eisen, wodurch die Tragebank, nebst allem, was daran und darauf ist, erhoben und niedergelassen wird.

Hebetuch, Schnapptuch, Schnappe, Falltuch, ein Tuch, welches auf- und niedergelassen wird, und bey dem Stellen einer Jagd dazu dienet, dem Wilde einen freyen Ausgang zu verschaffen.

Hebezeug, so nennt man überhaupt alle Werkzeuge, womit etwas in die Höhe gehoben wird.

Hebschüssel, eine Maschine, womit das Wasser aus solchen Tiefen geschöpfet wird, wo dasselbe mehrentheils in einer Höhe bleibt, und wo man aus einem Brunnen, Deiche oder dergleichen, des Wassers in Gärten, Wiesen, oder auch wohl zur Haushaltung benöthiget ist.

Hechel, ein Werkzeug, womit Flachs und Hanf nach dem Schwingen völlig gereiniget, vom Werg gesäubert, und diese Producte zum Spinnen geschickt gemacht werden. Man hat grobe, mittlere und feine Hecheln, welche letztern die Flachs- und Hanfhärchen zur höchsten Reinigkeit und Feinheit bringen.

Hecht, ein bey uns bekannter Raubfisch, der im Wasser unter den Fischen, wie der Wolf unter den Landthieren, umher raubet, und daher in Seen und Deichen, wo man auf besondere Arten von Fischen halten will, ungern gesehen wird, indem sein Saame von wilden Enten überall umher vertragen wird. Die Milcher oder Männlein sind besser, als die Rögner oder Weiblein. Sonst sind die Hechte das ganze Jahr hindurch gut zu essen, ausgenommen in der Laichzeit, nach welcher er aber sich bald wieder erholet und fett wird. Die Laichzeit fällt in den März und April. März- oder Paddenhechte heißen bey den Fischern die Hechte, weil sie im März schon Padden (Frösche) fressen. Kröten behält der Hecht nicht im Leibe; er speyet sie, wie die Fischer behaupten, wieder aus, wenn er selbige aus Versehen, Statt der Frösche, verschlungen hat. Einige Hechte laichen sehr frühe, schon im Februar. Diese werden Hornungshechte genannt, und für besser als die andern gehalten. Ihrer Größe nach theilet man die Hechte in große Haupthechte, in Mittel- oder Schüsselhechte, und in Gras- oder kleine Hechte; dem Aufenthalte nach theilet man sie in Seehechte, welche nämlich in Landseen gefangen werden; in Deichhechte, und in Strohmhechte, unter welchen in der Mark die Hechte in der Spree und Havel den Vorzug haben. Die Haupthechte haben ein hartes, und daher schwer zu verdauendes Fleisch; die Mittel- und kleinen Hechte aber haben zwar ein härtliches, jedoch weißes und leicht zu verdauendes Fleisch, daher sie bey uns unter die gesundesten Strohmfische mit gezählet, und sonderlich die Grashechte auch den Kranken von den Aerzten zu essen erlaubet werden. Aus dem Hechtrogen, mit der Leber vermischt, wird ein so genannter Caviar, den man in der Neumark Ketzin nennt, bereitet, zu dessen Verdauung freylich ein guter Magen gehöret, der aber mit Sardellen schmackhaft gemacht, und von unsern Leckermäulern sodann für ein delicates Essen geachtet wird.

Hecke, lebendige Hecke, lebendiger Zaun, grüner Hag, grüne Wand, eine Reihe an einander gezogener, wilder oder zahmer Sträucher, oder Stauden, auch Bäume, womit ein Grundstück eingeheget wird, daß es dadurch von andern unterschieden, hauptsächlich aber in solche Sicherheit gesetzet wird, als ob es mit

mit einer Mauer, Planke, oder andern Art eines hölzernen Zaunes umgeben wäre; da hingegen eine Reihe Bäume, wovon die Stämme nackend und bloß zu sehen sind, oder so weit aus einander stehen, daß zwischen jedem ein ansehnlicher Raum bleibt, Allee genannt wird. Spaliere, oder Espaliers sind von lebendigen Hecken wenig oder gar nicht unterschieden. Irrgärten und Labyrinthe sind grüne Wände oder Hecken, welche auf verschiedene Art in krummen und schneckenartigen Gängen angelegt sind.

In unsern Tagen werden die Hecken sehr anempfohlen, um sowohl das Holz zu ersparen, als auch der mühsamen Unterhaltung trockner hölzerner Zäune überhoben zu werden. Es gehöret aber doch auch jährlich Aufsicht und Wartung dazu, um die Hecken in Stande zu erhalten, auch nehmen solche einen ziemlichen Raum ein, da sie wenigstens 4 — 6 Schuhe erfordern, indem die Hecke selbst oben auf beyden Seiten freyen Raum verlanget, um nicht zu ersticken oder im Wachsthum zurück zu bleiben, auch die Wurzeln sich nach beyden Seiten weit ausbreiten, und nichts daneben aufkommen oder recht gedeihen lassen. Wo, vornehmlich nach der Aerndtezeit, das Vieh ohne Hirten zur Nachtzeit frey umher gehend gelassen wird, da muß man, nach außen zu, einen Graben, mit Stangen, oder einer andern trocknen Bezäunung, oberhalb versehen, zur Schutzwehr halten, da sonst Pferde und Ochsen, und bey Tage die Schweine unbezweifelt durchbrechen, und sich von den allerstachlichsten Hecken nicht abhalten lassen, sobald sie durch den Geruch merken, daß innerhalb der Hecke für sie Nahrung zu finden ist. Man siehet hier herum auf Weideplätzen genug Weißdorn, wie auch Schwarzdorn, welche, ihrer Stacheln ohngeachtet, von dem Hornviehe Jahr für Jahr um des Laubes willen benaget und kurz gehalten werden. Am leichtesten läßt sich daher mit lebendigen Hecken da aufkommen, wo kein Weidevieh gehalten wird: und man kann sie entweder pflanzen oder ansäen. Dauerhafte Hecken müssen aus solchen Arten des Holzes bestehen, die den jährlich wiederholten Schnitt wohl vertragen, ohne davon zurück zu trocknen. Ihre Stämme und Aeste müssen nicht zu schnelle und starke Triebe machen, noch, wenn sie in der Hecke zu dicht stehen, zu bald ersticken und absterben, wie man sich denn besonders vor allem Strauchwerke zu hüten hat, das sehr häufige Reben- und Wurzelsprossen macht, oder, wie einige Baumarten thun, nach dem Behauen oder Beschneiden die Wiesen und Fruchtländer durch ihre auslaufende Wurzeln und Brut desto mehr verderben. Zu dergleichen Holzarten, welche keine gute und geschlossene dauerhafte Hecken abgeben, und dazu nicht füglich angewendet werden sollten, gehören sonderlich folgende: Die Werf- oder Saalweide, die verschiedenen Arten Pappelbäume, Hollunder, Haselstrauch, Faulbaum, Lilac, rothblättriger Cornelbaum; hingegen sind vorzuziehen: die Weiß- und Rothbuche, Rüster, Eiche, Linde, Ahorn, Birke, Rheinweide, Quitte, Berberitzenstrauch, Weißdorn, Kreuzbeerstrauch, Schlehdorn, Heckenkirsche und Pfaffenhödchen. Man kann aber unter diesen noch viele ausmustern. Die Weißbuche z. E. dienet nicht wohl im freyen Felde, weil sie vom Viehe zu sehr angegriffen und schadhaft gemacht wird. Schwarzdorn breitet sich mit seinen weit und breit um sich her wuchernden Wurzeln zu sehr aus, treibt zu viel Schößlinge aus, und nimmt daher zu viel Raum ein. Bey

manchen

manchen ausländischen angepriesenen Hölzern hat man sich auch vorzusehen. Englischer stachlichter Genster hält sich zuweilen einige Jahre über in dem nördlichen Deutschlande recht gut; er kann und wird aber öfters in einem Winter doch erfrieren, oder doch ein großer Theil davon verderben. So wird es auch mit der Stechpalme und vielen andern ergehen. Eine Hecke aus Weißdorn wird bey uns die beste seyn. Die Haselstaude schickt sich auch nicht uneben, sie schlägt fast in jedem Boden an, wächst schnell und stark, giebt eine dicht in einander wachsende Befriedigung, und bringt Früchte, dergleichen man bey dem Weißdorne entbehren muß. Es lassen sich aber die Haselstauden weder beschneiden noch einflechten; sie treiben lauter gerade Ruthen ohne Nebenzweige; die jungen Reiser sind brüchig; und stutzet man diese: so bilden sie eine unförmliche Gestalt. Der gemeine Hollunder wird wegen seines leichten und geschwinden Fortkommens in einem schlechten Boden auch von einigen, und besonders aus dem Grunde, daß das Vieh vor den Blättern einen Ekel hat, zu Hecken empfohlen. Eine Hecke von Flieder aber wuchert zu sehr umher, und kann dieserhalb leicht einen Platz von 10 — 16 F. einnehmen und viel Land verderben. Die Pferde berühren freylich nicht das Laub; allein Rind- und Schaafvieh läßt es sich aber im Freyen, obgleich nicht im Stalle, zur Abwechselung, gar wohl gefallen. Vom Schwarzdorne, der wegen seiner Stacheln sonst empfehlbar seyn kann, erfrieren die alten Stämme gar leicht; die Wurzeln wuchern auf 20 und mehrere Fuß umher, sonderlich in einem guten Boden; wenn diese auslaufende Wurzeln austreiben, gehen die Hauptstämme gemeiniglich in der Linie ein, und es entstehen Lücken; die Ausrottung der ausgelaufenen Schößlinge macht dem Landwirthe Mühe und Kosten, und wo der Schwarzdorn wächst, kommt der Weißdorn eben so leicht fort, bey welchem noch überdieß die jetzt bemerkten Fehler nicht gefunden werden.

Obsthecken von Aepfeln, Birnen, Kirschen, Pflaumen und Quitten können nur in Gärten unterhalten werden, indem sie die Scheere nicht vertragen, sondern sehr mühsam mit dem Messer beschnitten werden müssen. Auf eine ergiebige Obstärndte muß man dabey nicht rechnen. Eine Hecke von sauern Kirschen aber wird noch unter allen die meisten Früchte bringen können.

Zu Lusthecken in Gärten schickt sich die gemeine Hainbuche am besten, weil sie in allerley Erdreiche gut fortkömmt, auch die jungen Stämme häufig in den Wäldern zu haben sind. Sie lassen sich gut unter der Scheere halten, schlagen frühzeitig aus, behalten den ganzen Sommer über ihr angenehmes Grün, und werfen die Blätter spät ab.

Heckenkirsche. Unter diesem Worte kann man, nach dem Linnäus, drey verschiedene Geschlechter zu der Lonicera bringen:

1) **Wollichte Heckenkirsche, Wolpertsmay, Walpurgismay, Zaunkirsche, Waldrinde, Zäunling, Beinholz, Sellen- Zweck- Röhr-** auch **Tabacksröhrchenholz, Hundskirsche, Spießbeerholz, Ahlkirsche, Aalbaum, Storzen, Läusbaum, Teufelsmarterholz, Joßpiepen, Fiedelrümpchen, Vogelbeer,** Chamaecerasus dumetorum, Lonicera Xylosteum. **Vaterland:** das kältere Europa, Deutschland,

land, sonderlich in Niedersachsen in Wäldern und Hecken. **Stamm:** strauchig, stark, aufrecht, ästig, 7—8 F. hoch, die Rinde der Zweige weißlich, welches die Mannichfaltigkeit vermehret, und diesen Strauch im Winter sehr auszeichnet. **Blätter:** länglich-eyrund, glatträndig, etwas haarig, paarweise, einander gegenüber stehend. **Blumen:** an allen Seiten der Zweige, aufrecht, weiß, im Jun. auf jedem Stiele zwo Blumen; hinterlassen große doppelte rothe Beeren, die an der Grundfläche mit einander vereinigt sind, und im Sept. reif werden. Aus den Aesten werden Tabacksröhren gemacht. Die Beeren erregen Stuhlgang und Erbrechen, werden aber nicht gebrauchet; die Vögel fressen solche begierig. Der Strauch kann zu niedrigen Hecken in den Gärten dienen, und entweder junge Stämme aus den Waldungen ausgehoben, oder Saamen ausgestreuet, oder auch Ableger gemacht werden, welche leicht Wurzeln schlagen. Er liebt einen feuchten Boden, und verträgt das Beschneiden gern.

2) **Herzförmige Heckenkirsche, Tatarische Heckenkirsche,** L. Tatarica. **Vaterland:** die Tatarey. **Stamm:** strauchig, aufrecht-ästig, 3—4 F. hoch. **Blätter:** herzförmig, stumpf, einander gegen über stehend. **Blumen:** aufrecht, weißlich, im Apr. auf jedem Stiele 2 Blumen, welche rothe Beeren hinterlassen, die bald getrennt, bald vereint sind, und im Aug. reif werden. Der Strauch verträgt unsre Winter im freyen Lande, und kann, wie die erste Art, behandelt werden.

3) **Schwarze Lonicere, schwarzbeerige Heckenkirsche, schwarze Hundsbeere,** L. nigra. **Vaterl.** Frankreich, die Schweiz. **Stamm:** strauchig, aufrecht, ästig, 3—4 Fuß hoch. **Blätter:** länglich, elliptisch, glatträndig. **Blumen:** weiß, im May, auf jedem Stiele zwo Blumen, welche schwarze, getrennte Beeren hinterlassen. Dieser Strauch kann, wie der vorher gehende, behandelt werden, ist aber doch gegen den Frost empfindlicher.

4) **Alpen-Lonicere, Alpen-Heckenkirsche mit rothen Beeren. Vaterland:** die Schweizerischen, Pyrenäischen und Savoyischen Alpen. **Stamm:** strauchig, kurz, dick, aufrecht, mit vielen starken und geraden Zweigen, etwa 5 Fuß hoch, die jungen Schüße eckig, und mit einer braunen Rinde überzogen. **Blätter:** etwas groß, oval-lanzettförmig, paarweise einander gegen über stehend, denen des wilden Jasmin (Philadelphus coronarius L.) ein wenig ähnlich. **Blumen:** an den Seiten der Zweige, viele, roth, im Apr. und May, auf langen Stielen, auf jedem Stiele 2 Blumen, welche 2 an der Grundfläche vereinte, am Ende des Jul. oder früh im Aug. reif werdende rothe Beeren hinterlassen. Die Beeren erregen Erbrechen. Die Wartung und Vermehrung geschieht, wie bey der ersten Art.

5) **Glattblättrichte oder Pyrenäische Heckenkirsche, Pyrenäische Lonicere,** L. Pyrenaica L. **Vaterland:** die Pyrenäischen Gebürge, Sibirien. **Stamm:** niedrig, selten höher als 3 F. hoch, unregelmäßig, ästig. **Blätter:** glatt, länglich, paarweise einander gegen über stehend. **Blumen:** an den Seiten der Zweige, weiß, im Apr. auf dünnen Stielen, auf jedem Stiele zwo Blumen, hinterlassen rundliche Beeren, welche im Sept. reif werden, und getrennt sind.

Hederich, ein bey uns gewöhnlicher Name eines unter dem Getreide befindlichen sehr verhaßten Unkrauts. Es sind aber zwo, einander einigermaaßen ähnliche, doch wirklich verschiedene Pflanzen, welche mit diesem Namen belegt, und auch gemeiniglich auf unsern Ackerfeldern beysammen gefunden werden; die eine gehört zu dem Geschlechte des Senfs, und ist Synapis arvensis L., sonst auch Ackersenf genannt. Die andre hat Linnäus mit dem Rettig vereinigt, und Raphanus Raphanistrum genannt. Man könnte diese also Ackerrettich in unsrer Sprache nennen. Diese letztere unterscheidet sich aber wegen der besonders gestalteten Schote von den andern Arten des Rettigs gar merklich, und wird hier unter dem Namen Hederich besonders beschrieben; der andere Hederich aber, welcher schöne gelbe Blumen, und vieleckichte, knoricht strotzende, mit zwo Klappen sich öffnende Schoten trägt, wird unter den Senfarten angeführet werden.

Unser Hederich ist überall, nur die Schote ausgenommen, rauh und scharf anzufühlen. **Wurzel**: fasericht **Blätter**: einige tief und fast bis in die Mitte eingeschnitten, den Rüben ähnlich, deren Lappen gemeiniglich wechselsweise gestellet, eingekerbet, und von verschiedener Größe sind, wovon der letzte der größte und eyförmig ist, **Stengel**: $1\frac{1}{2}$ — 2 Fuß hoch, theilet sich in einige Zweige. Stengel und Aeste sind mit seichten eingeschnittenen, auch oberwärts mit ganzen und nur eingekerbten Blättern, und an der Spitze mit einer Blumenähre besetzet. **Blumen**: öffnen sich langsam, nach und nach, die Aehre wird immer länger, und man findet auf einer Aehre sowohl Schoten, als auch aufgeblühete und noch verschlossene Blumen. Die Blumenblätter sind entweder gelb oder weiß, mit blaulichen Streifen durchzogen, mit innerlich stehenden, 2 kurzen und 4 langen Staubfäden. Alle diese Theile fallen ab; das dünne, gekrümmte, und gleichsam mit einem Horne geendigte Schötchen besteht aus 4 — 6 unterschiedenen Absätzen oder Gelenken, in deren jedem ein einziger rundlicher Saamenkern liegt; solchergestalt scheint es, als ob viele, an einander gesetzte Schötchen das Ganze ausmachen; wie es denn auch nicht, wie andere dergleichen Schoten, aus 2 Klappen besteht, und sich der Länge nach nicht öffnet. Der Ackersenf ist diesem Hederich oder dem von uns so genannten jetzt beschriebenen Ackerrettich, in Ansehung der Blätter und des Wachsthums, ziemlich ähnlich, auch die Schote mit einem Fortsatze oder Horne geendiget. Die Blumenblätter aber sind durchaus von einerley gelben Farbe, und die eckichte Schote ist nicht in wirkliche Glieder abgetheilet. Es wird daher unser Ackerrettich von dem gemeinen Manne bey uns meistens Knotenhederich genannt, und hiemit sehr gut von dem andern Hederich oder Ackersenf unterschieden. Es ist aber dieser Knotenhederich, wenn er einmal im Acker ist, ungleich schwerer als der Ackersenf auszurotten, weil, wie man aus richtigen Erfahrungen weiß, die Hederichknoten, da sie ungemein hart sind, und so leicht nicht verfaulen, an die 12 Jahre in dem Acker unversehrt liegen können. Diese knotichte oder gegliederte Schoten brechen gar bald unter dem Sommergetreide bey der Aerndte ab, bleiben auf dem Acker liegen, und werden von keinen Thieren gesucht oder gefressen. Dagegen sind die Knoten aber auch gar leicht von dem Saamengetreide zu trennen, wenn sie in der Scheune bey dem

dem Reinmachen nicht mit dem so genannten Flederwische haben abgefiedert, und hiemit fortgeschafft werden können. Man darf nämlich nur die zur Saat bestimmten Getreidearten in einem Gefäße mit Wasser überschütten, umrühren, und die oben auf schwimmenden Knoten, die, wegen ihres holzichten Wesens, vom Wasser gehoben und getragen werden, hinweg nehmen. Unter dem Dreschflegel in der Scheune bleiben die Knoten fast alle ganz, daß also nur wenige Saamenkörner dieser Hederichart ganz blos oder enthüllet unter das Getreide kommen. Wenn den Knechten das Afterkorn für die Pferde gegeben, und solches von ihnen ausgesiebet wird: muß man die im Siebe verbliebenen Knoten ja nicht auf den Hof in den Mist werfen lassen. Auf solche Weise hatten einst die Knechte eines großen Hofes diese ausgesiebten Knoten aus den Stallluken auf einen Haufen geworfen. Der Verwalter ließ aus Unerfahrenheit diese Knotenhaufen als Dünger auf den Acker fahren, und verunreinigte hiemit den Acker so sehr, daß der Guthsherr über 12 Jahre lang zu thun hatte, ehe er seinen dadurch verwahrloseten Acker wieder rein bekommen konnte. Der Ackersenf ist häufiger, als der Ackerrettich, auf unsern Aeckern zu finden. Er säet sich selbst aus in der Aerndte, da seine reif und trocken gewordene Schoten leicht abbrechen, aufplatzen und den Saamen von sich gehen lassen. Was aber davon unter dem Getreide mit in die Scheune kömmt und ausgedroschen wird, muß durch das Reinemachen und Sieben, oder Fegen des ausgedroschenen Korns, geschieden werden. Das Afterkorn, worunter die meisten Hederichkörner sind, sollte den Schweinen gekocht verfüttert werden, indem sie die kleinen runden Saamen sonst meist unverdauet von sich geben, weshalb, wie man es überall gewahr wird, der Schweinemist auch den Acker sehr verunreiniget, und allerley Unkraut aus den feinen unverdaueten Saamenkörnern hervor bringt.

Ueber die Vertilgung des Hederichs haben sich so manche Land- und Ackerwirthe bisher gleichsam den Kopf zerbrochen, und sich von einem dieses, von anderm jenes, anpreisen lassen, ohne ihren Zweck dadurch erreichen zu können. Einige haben das Ausjäten vorgeschlagen; welches wohl angienge, wenn es auf einen oder ein Paar Morgen etwa ankäme. In den so genannten Flachsländern, d. i. in solchen Gegenden, wo vieler Flachs gebauet, und der Acker dazu fast alle drey Jahre einmal gegraben und gejätet wird, sieht man doch, daß die Saamenfelder mit dem Hederich eben sowohl, als anderswo, angefüllet sind, weil von den Gerste- oder andern Sommerfruchtärndten immer wieder der in und auf dem Acker befindliche Hederichssaame aufs neue hervor treibet. Auf vorgedachtem Wege kann also wohl eine Verminderung, aber keine gänzliche Vertilgung erhalten werden; letztere kann nur auf eine zwiefache Weise geschehen: Entweder der Acker muß 6—9 Jahr umgepflügt, und zum Graswuchs oder Futterkrautblau liegen bleiben; od. man muß in der gewöhnlichen Brache ein Stück Acker, oder mehrere, alle 14 Tage umpflügen, und den in der Tiefe liegenden Saamen zu Tage bringen. Geschiehet solches in der warmen Jahreszeit: so zerplatzt der Saame von der Luft und Sonne, und wird untüchtig beym abermaligen Umpflügen auszukeimen. Auf letztere Weise ist hie und da die Vertilgung des Hederichs mit gutem Fortgange versucht worden. Vermindert wird selbiger, wenn bey dem Brache-

pflügen die Zwischenzeiten so getroffen werden, daß vor dem letzten Pflügen der aufgegangene, und ziemlich hoch gewachsene, Hederich wieder untergepflüget, und hiemit dem Acker eine der besten Düngungen verschafft wird. Auch kann man den von breiten Blättern strotzenden und lang genug gewordenen Hederich, noch vor dem Blühen (der blühende Hederich wird vom Viehe weniger geliebet, und muß ihm gleichsam zu geil schmeckend seyn,) abmähen, auf dem Schwad zu Heu trocknen, und im Winter davon den Kühen Brühfutter machen, oder ungebrühet mit anderm Heu vermengen, oder allein, mit Stroh zu Häcksel geschnitten, verfüttern.

Wenn die Gerste bey trockner Witterung gesäet wird: so wird sie wenig von dem Hederich angefochten werden. Ist aber die Saatzeit naß: so geht der Hederich erst auf, und die nachkommende Gerste wird unterdrückt. In diesem Falle ist noch Hülfe zu finden, wenn dem hervor ragenden aufblühenden Hederich mit der Sense die Blüthen abgehauen werden, worauf er nicht fortwächst, und die Gerste Luft bekömmt, daß sie empor kommen kann. Bey der Habersaat, die auf mehr hohen und trocknen Boden geschiehet, ist eine nasse Saatzeit sehr zuträglich. Man läßt den Haber eines Fingers lang hervor wachsen, und fährt sodann mit der Egge über ihn her, wodurch der junge Hederich zerrissen und verdorben, dem Haber aber nicht geschadet wird. Man zweifelt hie und da noch daran, ob aus dem Saamen der Hederichsart, welche wir Ackersenf nennen, Oel gepresset werden könne. Dieses ist aber bey uns hiesiger Orten längst erprobet; der Hederichsaame hat mit dem bekannten Rübsen in der Quantität sowohl, als in der Qualität, einerley Verhältniß. Man sieht öfters ganze Sommerfelder, die, nach Beschaffenheit der Witterung, fast lauter Hederich, und höchst wenig Getreide bringen. Es wird aber der über das Getreide hinweg gewachsene Hederich immer eher reif, als die darunter der Luft zu wenig ausgesetzt gewesene Gerste, welche letztere also nur dann erst abgemähet wird, wenn der zu reif gewordene Hederich bereits seine Schoten größtentheils hat aufplatzen, und die Saamenkörner ausfallen lassen. Sollte es daher wohl nicht gerathener seyn, ein oder das andere zu sehr mit Hederich überwältigte Stück früher abzumähen, um von dem Hederichsaamen eben so viel Nutzen zum Oelschlagen, als von Rübsen, zu haben? Man wird sagen: es ist Schade um die Gerste. Da aber die vom Hederich überwältigt gewesene Gerste, welche öfters weniger mehr, als die Aussaat, wieder giebt, doch kleinkörnicht bleibt, wenn sie auch zum längsten auf dem Halme gelassen wird: so würde also an ihr wohl wenig oder nichts verloren werden, wenn sie zur Gewinnung des Hederichsaamens früher abgemähet werden müßte.

Heerd, in der üblichsten Bedeutung ein Platz, worauf bequem ohne Schaden Feuer gehalten werden kann; wie in unsern Küchen der Feuer- oder Küchenheerd auch schlechthin Heerd genannt wird. In den Schmiedeessen ist der Heerd ein vierkantiges, $3\frac{1}{2}$ bis 4 F. hohes, Mauerwerk, wobey ein Gebläse angelegt wird, und neben diesem auf dem Heerd eine vertiefte Feuerstätte, worinn das Eisen geglühet wird. In Backöfen ist der Heerd die obere Decke innerhalb des Ofens auf dem Fuß oder Fundament, worauf das Feuer brennt, und das Brodt beym Backen stehet. Der hiesige Losbäcker schlägt seinen

Heerd von gutem Lehm (s. Heerd schlagen) so, daß des Ueberstoßens (s. dieses) wegen vor dem Mundloch eine Rundung oder Brust stehet. Diese Brust fehlet bey dem Fastbäckerofen wegen des Gerßelns (s. dieses), und daher ist der Heerd mit Backsteinen in Sand ausgesetzt. Der Bäcker nennt auch oft die Unterrinde des Brodts Heerd, weil sie beym Backen den Heerd des Ofens unmittelber berührt.

Heerd, der etwas erhaben angelegte Platz, der mit Reisern besetzt, und mit Lockvögeln versehen ist, um welchen der Vogelsteller beym Vogelsang das Schlaggarn legt.

Heerd, der obere Raum des Dammes eines Ueberfallwehres, wo das überflüßige Wasser oben abschießet.

Heerdeisen, ein ovales Eisen mit einer Handhabe, oder ein eiserner Schlägel unten mit einer polirten Bahn, und oberhalb mit einer Handhabe, womit der Lehm zu dem Heerde eines Backofens fest geschlagen wird.

Heerdschlagen. Der Lehm eines Backofens hält bey den Bäckern etwa nur 2—3 Jahre vor, da er alsdann uneben wird. Besondere Bäcker oder Maurer, die sich auf das Heerdschlagen verstehen, brechen daher den alten Heerd mit der Heerdstange (s. diese) aus, und schlagen einen neuen. Sie säubern nämlich einen gut bindenden Lehm von allen Steinen und fremdartigen Theilen, feuchten ihn mäßig an, und tragen ihn in dem Ofen, Statt des aufgebrochenen Heerds, durchgängig etwa eine Hand hoch auf. Nunmehr kriecht der Heerdschläger in den Ofen, und schlägt den Lehm durchgängig mit dem Heerdeisen (s. dieses) fest, so daß der Heerd oben durchgängig glatt, eben und ohne Löcher ist. Denn in Lücken setzt sich beym Heizen des Ofens Asche, nebst kleinen Kohlen, wodurch die Unterrinde der Bäckerwaare beschmutzt wird. Einige bedienen sich, Statt des Heerdeisens, auch eines Marmorsteins mit einer polirten Bahn. Nach dem Heerdschlagen macht man zuerst ein mäßiges Feuer mit kleinem Holze auf dem Heerde. Die ganze Arbeit ist mühsam.

Heerdstange, eine eiserne Brechstange, womit der alte unbrauchbare Heerd in dem Backofen ungebrochen wird, wenn man einen neuen schlagen will.

Heerdstein, Heerdplatte, eine steinerne oder eiserne Platte, mit welcher zuweilen diejenige Stelle eines Heerdes beleget wird, wo man eigentlich das Feuer anzündet.

Hefen, Bärme, Gesch, Jäscht. Nach Verschiedenheit des flüßigen Körpers, von welchem sich die Hefen absondern, werden sie auch verschiedentlich benennet. 1) **Weinhefen**, die sich von dem gährenden Weine scheiden. Man nimmt sie mit Vortheil zum Anstellen des Meesches zum Kornbranntwein; so wie aus den Hefen des Weins selbst Branntwein gebrannt wird; 2) **Bierhefen**, die sich bey der Gährung vom Biere scheiden. Aus dem Weizenbiere entstehen die **Weißbierhefen**; aus Gerstenbier aber die **Braunbierhefen**. In Ansehung ihrer verschiedenen Art der Absonderung von dem Biere erhalten die Hefen wieder verschiedene Namen: Oberhefen, stößt das Bier bey der Gährung im Bierbottich aus, dergestalt, daß sie als ein vorzüglich dicker Körper auf dem Biere schwimmen, und hier abgenommen

werden; **Unterhefen** hingegen fallen bey der Gährung auf den Boden des Bottichs, und man sieht auf dem Biere nur Blasen. Jene, die Oberhefen, sind ungleich wirksamer, und endigen die Gährung des Biers in ungleich kürzerer Zeit. Es hängt dieses höchst wahrscheinlich von dem Klima ab. Denn im nördlichen Deutschland findet man Oberhefen; weiter nach Mittag zu aber Unterhefen. Die Weißbierhefen sind in hiesiger Gegend durchgängig Oberhefen. **Spundhefen** stoßen noch in geringem Maaße aus dem Spundloche des Fasses aus, worinn das mit Oberhefen gestellte Bier bereits gefasset ist. **Faßhefen**, oder **Bodenhefen**, findet man auf dem Boden des Fasses, worauf Bier gestanden hat; diese sind die allerunwirksamsten. **Stellhefen** sind frische Hefen zum Bierstellen. Denn je frischer die Hefen sind, desto wirksamer sind sie. Sie werden nach einigen Tagen sauer und unkräftig. Man trocknet auch die Hefen auf, um sie aufzubehalten; so wie auch künstliche Hefen, z. B. von Hopfen, u. s. f., gemacht werden. (S. Zeug.) Der Nutzen der Hefen ist mannichfaltig. Ihr gemeinster Gebrauch ist zum Stellen des Biers und des Biereßigs, und zum Anstellen des Meesches zum Kornbranntwein. Auch der Bäcker bringt hiemit selten Roggenteig, am meisten aber Weizenteig zu Semmel und Kuchen in Gährung, als wozu die Weißbierhefen dienlicher als die Braunbierhefen sind, weil diese den Weizenbrodten einen bittern Beygeschmack geben. Daher suchen auch die Berlinischen Bäcker, denen es oft an Weißbierhefen fehlt, solche folgendergestalt zu verlängern: Sie machen aus gekochten und zerriebenen Ertüffeln einen Brey, stellen diesen mit Weißbierhefen und gestoßenen Krebssteinen, auch wohl mit etwas Franzbranntwein, an, und lassen den Brey gähren. In reichlicherm Maaße läßt sich dieser Brey, Statt der Weißbierhefen, gebrauchen. 3) **Cyderhefen** entstehen bey der Gährung des Cyders. 4) Uneigentlich wird auch der Bodensatz des Oels **Oelhefen** genannt. Man nimmt selbige gern zum Seifenkochen.

Hefenstück, ein bey der Bäckerey vorläufig in kleinem Maaße mit Hefen gemachter Weizenteig, der bey dem Semmelteige, so wie der Sauerteig bey dem Brodteige, die Gähre befördert, und zum Theil die Hefen erspart. Etwa zwo Stunden vor dem Teigmachen zur Semmel nimmt der Bäcker ein Paar Metzen Mehl, und macht aus diesen mit warmem Wasser reichliche Hefen, die er zum Wasser gießt, und etwas Salz, einen Teig, der Hebestück heißt. Dieses ist in der Folge beym Teigmachen zur Semel die Grundlage.

Heft, der Stiel oder die Handhabe eines Geräths, woran man es angreift, fest hält und regiert, z. B. an Meißeln, Stämmeisen, Messern u. s. w.

Heften, die Weinreben und Schößlinge mit Stroh an die Pfähle binden, damit die Trauben an den so genannten Bogen der Sonne mehr frey gestellet werden. Die erste Hefte geschiehet gleich nach der Breche im Junius. Das Stroh zu den Bändern muß zuvor im Wasser gut geweichet werden, damit es nicht breche. Bey dem Aufheben der Schossen aber muß Achtung gegeben werden, daß es nach und nach geschehe, und nicht auf einmal, sonst brechen die Schossen. Auch muß man keine Blätter mit einbinden. Die zweyte Hefte geschiehet gleich nach der andern Hacke,

Hacke, um alle gewachsene Enden anzubinden.

Heftsvan, Heftscharten, Bänder von Weiden, womit die gespaltenen Faßbänder oder Reifen zum Austrocknen rund an beyden Enden zusammen gebunden werden.

Hegereiser, Laßreiser, Stangen von verschiedener Gattung in den Laubhölzern, welche auf den jungen Schlägen stehen bleiben, um sie zu Bäumen erwachsen zu lassen.

Heide, so nennt man in hiesigen Ländern die aus Nadelholz bestehenden, und hoch belegenen Waldungen; auch wohl mit dem Zusatze: Kien- oder Fichtenheide; so wie man im Gegensatz die auf niedrigen Plätzen belegenen, und mit Laubholz bewachsenen Gehölze Büsche, oder Brücher, auch wohl mit dem besondern Zusatze: Ellernbüsche, Ellern- oder Elsbrücher, Elslaken, zu nennen pflegt. Eichenwälder pflegt man auch wohl Eichheiden zu nennen.

Heide, Erica L. Von den zu dieser Gattung gehörenden Pflanzen hat Linnäus 60 Arten angegeben, von welchen die meisten in Aethiopien wachsen, und zu den seltensten gehören. Bey uns findet man nur eine Art, nämlich

die **gemeine Heide, Heidekraut, Brüsch,** E. vulgaris L., wächst in unfruchtbaren Feldern und Wäldern. **Stamm:** etwa 2 F. hoch, strauchartig, **Blätter:** pfeilförmig, einander gegen über stehend. **Blumen:** glänzendroth, auf purpurroth ziehend, im Sommer und Herbst. Insgemein ist diese schnell und häufig wachsende Pflanze verhaßt, und man findet ganze Fluren, wo fast nichts anders als Heidekraut gesehen wird. Es verhindert sonderlich allen Anflug von jungem Holze. Die Vertilgung mit Feuer war ehedem hie und da am gebräuchlichsten und besten, weil die zurückbleibende Asche zugleich den unfruchtbaren Boden dünget. Da aber die nahgelegenen Hölzer leicht in Gefahr kommen können: so ist dieses Heidebrennen abgekommen oder verboten worden. Soll ein mit Heidekraut bestandener Fleck umgerissen und mit Nadelholzsaamen besäet werden: so muß man sich dazu eines starken, tief einschneidenden Pfluges bedienen; oder, im Falle dieses, wegen vieler alten in der Erde noch befindlichen Stubben, nicht möglich ist, den Boden mit der Hacke umhacken. Ist der Boden so gefroren, daß man mit dem Pflugschaar noch unter die gefrorne Erde unter- und eingreifen kann: so läßt sich die Wurzel der Heide leicht mit den Erdschollen losreißen.

Wo es an andrer Weide fehlet, da muß das Rind- und Schaafvieh sich mit der Heide behelfen. Es ist aber die Heide ein sehr trocken machendes Futter, besonders für die Schaafe, selbigen in nassen Jahren auch sehr dienlich, und wider das Faulwerden der Schaafe verwahrend. Auch im Winter, wenn tiefer Schnee liegt, und kein anderes Futter zu finden ist, werden die obersten Sprossen von dem Schaafviehe begierig gefressen. Liegt der Schnee allzu hoch: so pflegen einige Wirthe Pferde an Stangen, und zwar an jedem Ende derselben einen Zug, zu spannen, und hiemit den Schnee von der Heide abzustreifen, daß die Schaafe die Sprossen sehen und abfressen können. Man nennt dieses: Schnee pflügen. Die Bienen haben an der blühenden Heide eines der besten Nahrungsmittel. Je wärmer die Witterung ist, desto mehr Honig ist in der Blüthe zu finden.

den. Kalte oder regnichte Witterung ist der Honigtracht zuwider. Das Rothwildpret muß im Winter ebenfalls mit dem Heidekraute fürlieb nehmen. In dem Lüneburgischen werden aus den Stengeln desselben Besen verfertiget, und solche nach Hamburg und Holland verführet, auch in Frankreich aus den zarten Ruthen Kleiderbesen gemacht. Im nördlichen England wird die Heide, Statt des Hopfens beym Bierbrauen, in andern mitternächtlichen Ländern zur Bedeckung der Häuser, und in Schottland, Statt der Betten, gebrauchet. Auch sollte das Heidekraut, bey dem Abgange der Eichenborke, zum Gerben der Leder nach gerade hervor gesucht werden.

Ob man aus der blühenden Heide eine Vorbedeutung auf die Witterung nehmen, und vorgeben könne: daß, wenn solche hoch wüchse, und lange Blumenähren triebe, ein langer Winter erfolge; läßt man an seinen Ort gestellet seyn. So viel aber ist gewisser, daß vielmals da, wo Heide wächst, auch guter Torfmoor, und an den Wurzeln öfters die Deutsche Cochenille gefunden wird.

Da das Heidekraut, wie vorhin gesagt worden, den Schaafen, dem Rothwilde und den Bienen Nutzen verschafft: so sollte man doch trockne Sandhügel damit besäen, welche es durch das schnelle Wuchern der Wurzeln bald so fest macht, daß der Wind den Sand nicht mehr forttreiben, und die Aecker verderben kann. In dieser Absicht muß der Saame zu Ende des Novembers gesammelt, und im Frühlinge kurz vor einem bevorstehenden Regen gesäet werden, wo er denn sofort nach dem Regen aufgeht und fortwächst. Belegt man den besäeten Fleck von Distanz zu Distanz mit leichtem Tanger oder Strauchwerk: so wird der Wind desto mehr abgehalten, den jungen Aufschlag aufzureißen und zu verwehen.

Heide, Beeren tragende, s. **Beerheide.**

Heideböckchen, in Obersachsen, Haufen, welche auf dem Felde von dem abgemäheten Heidekorne gemacht werden, damit Stroh und Körner desto besser austrocknen können.

Heidedeiche, kleine niedrige Dämme, in unfruchtbaren Gegenden. Das aus diesen herab fließende Wasser bleibt vor den Dämmen stehen, damit es sich selbst verliere, und keine fruchtbare unterhalb gelegene Gegenden überschwemme.

Heidekorn, der oberdeutsche Name des in Ober- und Niedersachsen so genannten Buchweizens. Unter mehrern Arten bemerken wir:

1) Das bey uns überall bekannte **glatte Saatheidekorn, Buchweizen, Heidel, Haden.** Diese nützliche Pflanze ist vor drey oder vier hundert Jahren aus Asien nach Italien gekommen, und in diesem Jahrhunderte erst bey uns recht gemein gemacht worden.

2) Das **eingekerbte Sibirische Heidekorn,** wächst in der Tatarey; hat grünliche Blumen und zackichte Saamenkörner; dagegen die erste Art weiße Blumen hat, auf welche Saamenkörner mit glatten Ecken folgen.

3) Das **kletternde, gestreifte Heidekorn, wild Heidekorn, Vogelzunge, Buchwinde,** Polygonum Convolvulus, ein Unkraut auf den Aeckern. **Stengel:** eckicht gestreckt, winklich, ästig, etwa 3 F. lang. **Blätter:** herzförmig, einzeln, von widrigem Geruche. **Blumen:**

in

in Rispen, grünlich, vom Jun. bis zum Winter. Saamen: dreyseitig, schwarz. Pallas hat diese Art zum Anbau empfohlen, weil sie mehr Saamen, als die übrigen Arten, trägt, der Saamen zu gleicher Zeit reifet, und also besser eingesammlet werden kann. Es gehöret aber diese Pflanze zu den windenden, und muß, wenn sie etwa 3 Zoll hoch ist, mit Stäben versehen werden, weil sie sonst gestreckt liegt.

4) Das kletternde, glatte Heidekorn, große Buchwinde, P. dumetorum, wird zuweilen bey uns in Wäldern gefunden. Stengel: gegliedert, glatt und nicht gestreifet, ästig, windet sich sehr hoch hinauf. Blätter: herzförmig, einzeln. Blumen: in blättrigen Aehren, weißlichgrün, mit einer geflügelten Rückenschärfe versehen, oft ein wenig roth, vom Jul. und Aug. bis an den Frost.

Die erste Art wird bey uns als die nützlichste geachtet. Dieses Heidekorn wächst und reift geschwinde, es verlangt aber zum Wohlgedeihen öftern Regen, und leidet leicht Schaden von der Kälte. Es wächst in einem leichten, oder sandigen ungedüngten Boden, und zehrt den Acker eben nicht aus. Es wird gemeiniglich in das Brachfeld, und damit man bey widriger Witterung oder andern Verderbnissen, nicht leer ausgehe, an vielen Orten zu verschiedenen Zeiten, zu Anfange und Ende des Mayes, auch noch im Junius, und zwar auf den Morgen von 180 Quadratruthen gemeiniglich 1½ Schfl., ausgesäet und untergegget. Wird man gewahr, daß die allermeisten Körner reif und in ihren Behältnissen schwärzlich aussehen, auch bey wenigem Reiben gern ausfallen, und die andern meisten Körner ihre vollkommene Größe haben, und braun aussehen, hiernächst auch die sämmtlichen Spitzen der Pflanzen welk zu werden anfangen: so ist die Aerndtezeit da. Es wird, wie anderes Getreide, in Schwaden gemähet, geharket und so aufgesetzet, daß die obern Saamenenden oberwärts zu stehen kommen. Es trocknet wegen der saftigen Stengel sehr langsam, und brauchet dazu an die 10—14 Tage. Zuletzt wird es in Bündel gebunden, und gemeiniglich bald in der Scheune gedroschen, indem es sonst leicht schimmelt, zumal, wenn es bey lange anhaltender ungünstiger Witterung nicht recht trocken hat eingebracht werden können, da man denn nachher das Stroh an der Sonne muß trocknen lassen.

Eckhart hat in seiner Experimental-Oekonomie folgende Art des Einsammelns vorgeschlagen: Nach Vergleichung der Größe eines Ackers müssen eine Parthie Männer und Weiber bey recht heißem Wetter angestellet werden, die Beete am Ende anzugreifen, und alle diese Frucht, und zwar eine Handvoll nach der andern, mit der Wurzel, welche ganz leicht heraus gehet, auszuziehen. Eine jede Person versiehet sich mit einer Schürze, deren Zipfel aufgesteckt werden, zerreibt die Zöpfe, woran der Saame oder das Heidekorn hänget, in die Schürze, wo alsdann alles, was würklich brauchbare Körner sind, ganz leicht ausfallen wird; das Stroh aber werfen diese Leute immer hinter sich auf die Erde. Ist nun die Schürze voll: so wird der Saame auf darneben ausgebreitete leinene Tücher geschüttet, von andern Personen in Säcke gefüllet, und immerfort nach Hause gefahren, und sobald die Körner, mittelst öftern Umwendens, auf dem Boden trocken geworden, ausgefeget, rein gemacht, und sodann verwahret. Mit dieser Ausreibung wird fortgefahren, bis das

Stück leer ist. Das Stroh bleibt auf dem Acker liegen, bis es recht trocken geworden ist; hierauf wird es auf Haufen zusammen geharket, wie Heu aufgeladen, nach Hause gefahren, und zur Verfütterung aufgehoben. Ob nun schon bey diesem Ausziehen und Abreiben der Frucht viele Leute zu thun haben: so habe ich doch aus der Erfahrung gefunden, daß hiebey mehr als die Hälfte an Menschen erspart wird, weil hiebey kein Abmäher; keine Umwender; keine Bund- oder Garbenbinder, und keine Drescher erfordert werden; und von den Körnern, die sonst bey dem Abmähen, langen Liegen auf dem Schwad und Abstocken, wenn anhaltende Regen einfallen, und bey dem Einsammlen gar sehr ausfallen und verloren gehen, zehnmal mehr, als sonst, ohne alle Gefahr auf den Boden kömmt.

Das Heidekornstroh muß in vielen Gegenden, wie z. B. auf dem Fläminge, ein Surrogat des Heues seyn. Die Schaafe fressen es gern, wenn es recht trocken eingebracht worden ist; nach Marien aber, wenn die Witterung anfängt, wärmer zu werden, will es ihnen nicht mehr bekommen. Auf eben diesem Fläminge dürfen, wegen des Heidekorns, keine weißen Schweine gehalten werden. Denn wenn diese unter den andern auf die Aecker kommen, wo Heidekorn gestanden hat: so fressen sie, wie alle andere, von den abgefallenen Heidekörnern. Hievon bekommen sie aber alsbald Convulsionen, zappeln und schreyen, daß sie darüber von den andern Schweinen zerrissen und getödtet werden. Dieser Ursach wegen wird kein ganz weißes Schwein auf dem Fläminge gesehen. Uebrigens nähret der Saame Menschen und Vieh, und für Hühner und Tauben ist er ein sehr gedeihliches Futter. Den Pferden wird er nicht gern gegeben, weil sie, zumal wenn sie nicht daran gewöhnt sind, stark davon schwitzen; auch geben sie ihn meistentheils ganz wieder von sich. Wird er aber auf der Mühle geschroten, und mit Haber vermischt: so hat man daran ein gutes Pferdefutter. Die Heidegrütze ist berühmt; sie nähret reichlich, und wird sonderlich zu Suppen und Brey gebrauchet. Der rohe Saame kann lange aufbewahret werden, weil er nicht leicht von Würmern angegriffen oder von Mäusen aufgesucht wird.

Die zwote oder Sibirische Art streitet in so fern mit der ersten um den Vorzug, daß sie die Kälte besser vertragen kann. Sie bringt auch vielfältigere Frucht; daher man vor etlichen 20 Jahren anfieng, sie hie und da anzubauen. Man ist aber doch größtentheils nach und nach wieder davon abgegangen.

Endlich ist noch zu gedenken, daß das Heidekorn einen sehr starken Ausschlag bey der Bienenzucht gebe, und zwar wegen der Menge der lange dauernden Blüthe, als welche hinreichend ist, wenn alle andere Blumen fehlen, unsre Körbe zu Ausständern zu machen; weshalb denn auch alle hiesige benachbarte Bienenwirthe, die an ihren Orten, weil der Boden sich nicht dazu eignet, kein Heidekorn erbauen können, ihre Bienen, wenn sie abgeschwärmt haben, auf den Fläming hinbringen. Das einzige Uebel aber ist das Wetterleuchten ohne folgenden Regen, wovon die Honigtracht alsbald geendigt wird.

Heidelbeerstrauch, Vaccinium

Die hier folgenden Arten dieser Gattung sind niedrige, strauchige, eßbare Beeren tragende Pflanzen.

1) Im-

1) Immergrünender rother Heidelbeerstrauch, Kronsbeerstrauch, gemeine Preußelbeere, Stein-Krack-Kran-Kren-Praus-Bücke-Hölperle-Griffel-Grandenbeere, Rothbesingstrauch, Peselbesien, Myrtillus, Vaccinium vitis idaea L. Vaterland: das kältere Europa, in magern Wäldern. Stämme: sehr dünn, ästig, selten über 6 Z. hoch. Blätter: immergrün, dick, umgekehrt eyrund, glatträndig, zurück gerollet, glatt, auf der Oberfläche gefleckt. Blumen: auf den Enden der Zweige, weiß und wohlriechend, in überhängenden Trauben, röthlich, im April und May. Beeren: schön roth. Diese Beeren haben einen angenehmen, säuerlichen, doch auch zusammen ziehenden Geschmack, und werden für sich nicht gegessen. Wenn aber solche für sich allein bey gelindem Feuer geschmoret oder eingesotten werden, damit sie sich besser halten, und hernach mit Wein und Zucker vermischet werden: sind sie nicht allein eine angenehme Speise, und werden auch von vielen bey uns, Statt der Sallate, zum Braten gegessen, sondern auch ein nützliches Arzneymittel, indem sie kühlen und erfrischen, und bey hitzigen Fiebern, auch schwachen Magen nützlich seyn. Die Vögel suchen die Beeren, und die Bienen die Blumen begierig auf. Die Blätter pflegen einige, Statt des Thees, zu gebrauchen, und hoffen davon in der Engbrüstigkeit Linderung; auch sollen sie bey dem Steine nützlich seyn. Da die Pflanze einen besondern, lockern und moosichten Boden liebet: so muß man sie in ihrem natürlichen Standorte mit einem recht großen Ballen Erde ausheben, und sie in eben ein solches Terrain auspflanzen; sie pfleget dann am ersten anzuschlagen, und sich bald stark zu vermehren. Auch kann man den Saamen in einem anständigen Boden, wenn die Beeren reif sind, ansäen, und ihn $\frac{1}{4}$ Zoll hoch mit Erde bedecken.

2) Der eckichte Heidelbeerstrauch, Blaubeeren, Schwarzbeeren, Bick-Pickel-Staudel-Roßbeeren, Besingen, Kütheken, V. nigrum, V. myrtillus L. Vaterland: Europa, in schattigen Wäldern. Stämme: winklich, ästig, strauchig, etwa 2 F. hoch. Blätter: eyrund, sägeförmig, im Winter abfallend. Blumen: auf den Enden und an den Seiten der Zweige, einzeln, gestielt, grünlichweiß, im Apr. und May. Beeren: dunkelblau oder schwärzlich, reif im Jul. Diese werden mit hölzernen Kämmen von den Sträuchern abgestreifet, und enthalten einen süßsäuerlichen, angenehmen, zusammen ziehenden Geschmack. Ihr Gebrauch in der Küche ist bey uns sattsam bekannt. Die Lappen mengen sie unter die Käse, die sie von Rennthiermilch machen, und halten solche für einen Leckerbissen. Man trocknet auch die Beeren, da sie ihre zusammen ziehende Kraft stärker äußern, und bey Durchfällen, nachdem sie genugsam angehalten haben, gebraucht werden. Auch sollen sie mit der Beerentraube einerley Eigenschaft besitzen, und der häufige Genuß der Beeren soll ein sehr gutes Verwahrungsmittel wider den Stein abgeben. Gedörrte Beeren werden häufig nach Frankreich verführet, um die Weine, besonders den Pontac, damit zu färben, wie man denn öfters in den aus Bourdeaux unmittelbar kommenden Weingefäßen die Beeren auf dem Boden derselben vorfindet. Es wird auch ein guter Branntwein aus den gegohrnen Beeren verfertiget; er wird für sich zwar nicht recht helle; man darf aber beym Läutern nur ein Säckchen mit

Holzasche hinein thun: so wird das Trübe ganz verschwinden. Auch dienen die Beeren zum Färben. Wolle, die mit Alaunwasser gekocht ist, erhält eine violette Farbe; ungekochte wird blau, wenn man den Saft mit Alaun und Kupferschlag vermischet; und dunkelblau, wenn Gallapfel dazu gesetzet worden. Wird der Saft mit dem vierten Theile Kalk, Grünspan und Salmiac vermischet, und in Blasen aufgehangen: so wird solcher purpurroth, und für die Maler nützlich zu gebrauchen. Die Vermehrung oder Verpflanzung des Strauchs muß, wie bey der vorher gehenden Art, unternommen werden.

3) Der ganzblättrige Sumpfheidelbeerstrauch, große Heidelbeerstaude, Trünkelbeer- Jägerbeerstrauch, Tunkel- Tringel- Koß- Drümpel- Bruch- Moos- Moor- Krack- Kran- Jugel- Rauschbeere, Kuhteken, V. uliginosum L. Vaterland: Schweden, auch hie und da im nördl. Deutschland, auf leichtem, nassen, guten Moorgrunde. Stamm: holzig, ästig, etwa 3 F. hoch. Blätter: dünn, adrig, umgekehrt eyrund, stumpf, eben, glattrandig, auf der Unterfläche weißlich. Blumen: einzeln, gestielt, weißlich-purpurroth, im April und May. Beeren: groß, nicht sonderlich schmackhaft. In Menge gegessen sollen sie den Kopf einnehmen, und gleichsam trunken machen. Dieser Strauch läßt sich sehr gut verpflanzen, und im Schatten erziehen.

Obschon alle drey jetzt angeführte Sträucher den Bienen in der Blüthe Nahrung geben: so ist doch die zwote Art die vorzüglichste, und noch honigreicher als das Heidekraut, indem man in jeder Blüthe ein Tröpfchen antrifft, welches den völligen Honiggeschmack hat. Es blühet aber diese Heidelbeere, nachdem die Frühlingswitterung ist, bald zu Anfange, bald in der Mitte, und auch zuweilen, wenn es lange kalt bleibet, erst zu Ende des Aprils. Die Trachtzeit der Bienen dauert höchstens 4 Wochen, und wenn die Bienen davon ihren rechten Genuß haben sollen: so muß man sie mitten in die Heide hinein bringen, damit sie darinn wider Sturm und rauhe Luft zum Ausfliegen gesichert seyn. Verdirbt die Heidelbeerblüthe, wie manchmal geschiehet, nicht durch den Frost: so bauen die Bienen, wenn sie auch vorhin ganz schlecht gewesen, ganz voll, so daß die Schwärme schon häufig im May kommen. S. V. W. v. J. 1778, St. 47. und v. J. 1780, St. 51.

Helleborinkraut, Serapias, Stendelwurz, eine Pflanzengattung, die mit der Gattung Orchis nahe verwandt ist.

1) Breitblättrichtes Helleborinkraut, falsche Nieswurz, wildes Nieskraut, Wiesendiegel, Zymbelblume, Serapias latifolia Linn. Vaterland: Europa in Wäldern. Wurzel: zaserige Zwiebeln, oder viele dicke, fleischige, saftige Fasern. Stengel: einfach, gegliedert, 1 F. hoch. Blätter: die untern eyrund, die obern lanzettförmig und gespitzt; alle geribbt, an den Gelenken einzeln stehend, den Stengel umfassend. Blumen: in einer Art von lockern Aehren, orchisartig, größtentheils niederhängend, von verschiedenen Farben, nämlich die ausgespannten Flügel weißlich, das in der Mitte befindliche Honigbehältniß purpurröthlich, und die 3 übrigen Kronblätter mehr oder weniger auf Grün ziehend, im Jun., Jul. und Aug. Saamen: reif im Herbste. Diese Art ist die merk-

merkwürdigste. Die Blätter haben einen widerlichen, bitterlichen und verdächtigen Geschmack, und werden von keinem einzigen zahmen oder wilden Thiere berühret oder gefressen. Gleditsch meldet, daß diese Blätter, unter anderm grünen Futter vorgelegt, einen ganzen Stall voll gesunder und starker Pferde in einer Nacht krank gemacht, und drey davon getödtet haben; daher er auch wahrscheinlich vermuthet, daß der malus Henricus, der böse Heinrich, dessen in den Hannöverischen Anzeigen 1765 Meldung geschehen, und welcher etlichen Thieren schädlich und tödtlich, den Pferden aber vorzüglich und immer schädlich seyn soll, eben diese Helleborinpflanze seyn dürfte.

2) Langblättrichtes Helleborinkraut, S. longifolia. Vaterland: Europa. Wurzel: zaserige Zwiebeln, oder mehrere dicke, fleischige, saftige Fasern. Stengel: aufrecht, rund, zart, gegliedert, etwa 1 F. hoch. Blätter: lanzettförmig, (schwerdtförmig, Linn.) lang, scharfgespitzt, adrig, glänzendgrün, einzeln, an den Gelenken stehend, ungestielt. Blumen: in lockern Aehren, abwechselnd, aufrecht, im Jun. und Jul.

Unter diesem Artikel hat der Ritter Linné vormals nachstehende 3 Pflanzen als Abarten geordnet, welche in den folgenden Ausgaben als so viel besondre Arten aufgeführet sind:

a) Mit weißen Blumen. Diese ist jetzt S. grandiflora, großblumige Serapias. Vaterland: Europa, in Wäldern. Wurzel: zaserige Zwiebeln. Blätter: schwerdtförmig. Blumen: groß, aufrecht, die Lippe des Honigbehältnisses stumpf. Früchte: aufrecht.

b) Mit purpurröthlichen Blumen. Diese ist jetzt S. rubra, rothe Serapias. Unterscheidet sich von der vorigen durch die rothen Blumen.

c) Mit purpurrothen, weißen und gelben Blumen, oder Sumpf-Serapias, Helleborine angustifolia palustris s. pratensis. Blumen: ihre abstehende Blätter sind purpurröthlich, das in der Mitte befindliche Honigbehältniß ist dem Körper einer Fliege ähnlich, und hat einen gelblichen, purpurroth gestreiften Kopf, und einen weißen Körper; die herab hangende Lippe ist gefranzt und weiß. Diese ist jetzt S. longifolia, langblättrige Serapias. Vaterland: Europa auf rauhen Plätzen, in Wäldern, und auf sumpfigen Wiesen. Wurzel: zaserige Zwiebeln. Blätter: schwerdtförmig, ungestielt. Blumen: in langen vielblumigen Aehren. Früchte: hängend.

Alle diese Arten verdienen eine Stelle in Lustgebüschen, und werden nach der Flor, wenn ihre Stengel absterben, mit einem großen Ballen Erde in einem dünn geflochtenen Korb gehoben, und sammt diesem in eine ähnliche Lage an einem schattigen Ort, in die Lustgebüsche, Wildnisse und andere Außenparthien umher gepflanzet.

Helm, 1) der hölzerne Stiel mancher Geräthe, woran man sie ergreift und regieret. Im gemeinen Leben nennt man besonders den Stiel der Axt und des Beiles also; 2) das oberste runde Dach der Thürme, im Ital. Cuppola, sonst auch die Haube oder Kuppel. Helmdach ist also ein solches Thurmdach, welches nicht in eine Spitze geradezu läuft, sondern oben mit einem Helm versehen, und nach mancherley Krümmungen und Ausschweifungen gebildet ist. Dergleichen Dächer werden

zuweilen unter der Spitze der Thürme angebracht.

Helmeisen, ein keilförmiges Eisen des Grobschmiedes, welches die Gestalt eines Helmlochs, oder Auges an einer Axt oder einem Beile hat, und mit welchem solches auch geschmiedet wird, indem man den hintersten Theil einer Axt um dieses hämmert, und über solchem das Helmloch bildet.

Helmkraut, Schildkraut, Scutellaria. Von dieser Gattung sind die bekanntesten Arten diese:

1) **Gemeines Helmkraut, Tertian- oder Fieberkraut**, S. galericulata. **Vaterland**: Europa, an den Ufern. **Stengel**: gestreckt. **Blätter**: herz-lanzettförmig, gekerbt, sehr kurz gestielt. **Blumen**: in den Winkeln der Blätter, klein, blau. Die Pflanze ist bitter, und hat einen knoblauchartigen Geruch. Man rühmte sie ehedem wider die Wechselfieber und zur Reinigung der Wunden; jetzo ist sie meist ganz außer Gebrauch.

2) **Morgenländisches Helmkraut**, S. orientalis. **Vaterland**: Armenien, Mauritanien. **Stengel**: holzig, theilen sich in viele Zweige, liegen ohne Unterstützung auf dem Boden. **Blätter**: beynahe dreyeckig, tief eingeschnitten, auf der Unterfläche filzig, dünn gestielt. **Blumen**: in gerundet-viereckigen Aehren, glänzendgelb.

3 **Alpenhelmkraut**, S. Alpina. **Vaterland**: die Schweizerischen Alpen. **Stengel**: strauchig, gestreckt. **Blätter**: herzförmig, eingeschnitten-sägeförmig, gekerbt. **Blumen**: in dachziegelförmigen, gerundet-viereckigen Aehren, vortrefflich violett, mit weißer Lippe.

4) **Glatträndiges oder Gamanderblättriges Helmkraut**, S. integrifolia. **Vaterland**: Virginien, Canada. **Stengel**: aufrecht, viereckig, ästig, etwa 2 F. hoch. **Blätter**: ungestielt, eyrund, die untern unmerklich sägeförmig, die obern glatträndig. **Blumen**: aus den Winkeln der Blätter, an den obern Theilen der Zweige lang herunter, vortrefflich blau, inwendig gefleckt.

5) **Fremdes oder Italienisches Helmkraut**, S. peregrina. **Vaterland**: Florenz in Wäldern, Sibirien. **Stengel**: viereckig, haarig, steif, $1\frac{1}{2}$ — 2 F. hoch. **Blätter**: fast herz- und sägeförmig, haarig. **Blumen**: in verlängerten, seitwärts stehenden Aehren, maßig groß, purpurroth.

6) **Höchstes Helmkraut**, S. altissima. **Vaterland**: der Orient. **Stengel**: stark, mit einigen wenigen Seitenzweigen, 4 F. hoch. **Blätter**: herzförmig-länglich, scharfgespitzt, sägeförmig. **Blumen**: in fast nackten Aehren, purpurroth.

Diese Pflanzen verdienen alle, wegen ihrer schön gefärbten, eine geraume Zeit blühenden Blumen, unterhalten zu werden, kommen auch überall gut fort, am besten aber an einem warmen trocknen Orte, und sind sehr dauerhaft. Die Saamenpflanzen leiden im ersten Winter oft, und mögen also leicht bedeckt werden; nachher aber schadet ihnen die Kälte nicht. Man verliert sie nie wieder, weil sie eine Menge Saamen geben.

Hemmkette, eine eiserne Kette, welche an dem Langwagen befestiget ist, und, vermittelst des Hemmschuhes, um ein Rad gelegt wird, um den Wagen im Lauf zu-

zuhemmen, wenn sehr steil bergab gefahren wird.

Hemmschuh, ein Stück festes, nach den Felgen eines Wagenrades ausgehöhltes, und an der Hemmkette befestigtes Holz, womit man ein Rad beym Bergabfahren einzuhemmen pflegt.

Hengeschaufeln, sind bey Ablassung der Teiche und Gräben, die für sich selbst nicht ganz ablaufen, und beym Wasserbau am bequemsten, in kurzer Zeit viel Wasser fortzuschaffen, wenn man es nicht höher als eine Elle hoch heben darf. Es werden zween Pfähle mit einem Querholze darüber ins Wasser gesetzt, und daran Schaufeln mit langen Stielen, vermittelst Ketten oder Stricke, gehangen, womit man alsdann das Wasser aus dem Teiche heraus wirft.

Henkel, das Oehr der Lichtdochte auf einem Lichte, welches sich auf dem Dochte bildet, woran derselbe beym Ziehen der Lichte aufgehangen, und woran auch das Licht angezündet wird.

Herbstheerd, ein Vogelheerd, welcher auf die Zugvögel und andere im Herbste zu solcher Zeit gegenwärtige Vögel angerichtet wird.

Herbstwiese, eine Wiese, die des Jahrs nur einmal als Gras gebend, gemeiniglich nach der Mitte des Augusts, gehauen wird. Man heißt dergleichen Wiesen daher auch einschürige, oder einhauige, oder auch einmähdige Wiesen. Sie geben Heu von ungleich geringerer Güte, als die zwo- oder mehrschürigen Wiesen, weil zur Zeit des Abmähens die meisten Grasarten nicht nur schon abgeblühet, sondern als überreif schon längst ihren Saamen verloren haben; weshalb die Halme von nicht viel besserer Kraft, als die in der Scheune ausgedroschenen Strohhalme, zu achten sind. Es werden sich aber an den meisten Orten die Herbstwiesen in zwoschürige auf zweyerley Weise verwandeln lassen: 1) Wenn die Frühjahrsbehütung der Wiesen abgeschafft wird: so wird man schon gegen Johannis das erstemal; und gegen Ende des Augusts das zweytemal mähen können; 2) wenn diese Wiesen jährlich gedünget werden. Hiezu wird man, wenn es an Mergel, Kalk, Gyps und Seifensiederasche fehlet, den Viehdünger sehr gut anwenden können, wenn er im späten Herbste, oder im Februar oder März, aufgelegt, und um die Mitte des Aprils, falls solcher mehr lang als kurz ist, wieder abgeharket wird. (Siehe auch Wiese.)

Herrenbreter, eine Art dünner Breter, gemeiniglich von schönem Holz, die also nicht zu gemeiner, sondern zu Herrenarbeit gebraucht werden.

Herrenloch. So heißen die vordersten Nebenlöcher an dem Grängel des Pfluges; zum Unterschied der **Lohnlöcher** und **Frohnlöcher**; vermuthlich weil man den Pflug nach diesen Löchern gern stellet, je nachdem entweder um Lohn oder zur Frohne (Hofedienst) gepflüget wird.

Herzkammer, ist ein Wort bey der Jägerey, womit bey wilden Thieren der Ort zwischen den Vorderläufen unter den Bügen, wo die Rippen enge zusammen kommen, ingleichen der Ort, worinn das Geräusche, nämlich: Herz, Lunge und Leber, liegen, angedeutet wird.

Hessen,

Hessen, die Schenkel an den Hinterbeinen eines geschlachteten Viehes.

Hessen, gehesset, heißt 1) in der Jägersprache, einem Hirsch oder anderm wilden Thiere die Adern oder Flechsen an den Hinterläuften zerschneiden oder zerhauen, daß das Thier nicht mehr auf den Läuften stehen kann. Es ist ein Jägerspaß. 2) Einem geschossenen Wilde die Flechsen des einen Hinterlaufs durchstechen, um den andern Hinterlauf durchzustecken, damit man das Wild bequem tragen oder aufhängen könne.

Hetzen, ein bey der Jägerey übliches Wort, wenn die Hunde gebraucht werden, ein wildes Thier einzuholen, fest zu halten oder todt zu beißen. Man hat hiebey folgende Redensarten zu bemerken: Der Hund hetzet gern, d. i. der Leithund verfolgt gern alle Thiere, welche ihm vorkommen, er jagt sich mit ihnen herum. Die Sau wird von dem Saubeller gefunden und gehetzet (verfolget). Ins Garn hetzen, d. i. ein Thier, mittelst der Hetzhunde, in das Garn treiben. Von Strick aus hetzen, oder von dem Stricke hetzen, d. i. im freyen Felde hetzen. Auf den Ball hetzen, d. i. die Hetzhunde los lassen, wenn der Saufinder einen Laut von sich giebt, da denn erstere dem Laute zueilen; Hetzenreiten, d. i. ins freye Feld allein oder mit mehrern reiten, um die Hasen mit Windhunden aufzusuchen und zu hetzen, oder zu fangen.

Hetzgarten, ein eingeschlossener Platz, Hetzen darinn anzustellen.

Hetzhaus, Hetzzwinger, Zwinger, das Haus neben einem Hetzgarten, worinn die zum Hetzen bestimmte Thiere aufbehalten werden; oder auch ein Haus, worinn Hetzen angestellt werden.

Hetzhunde, eine Art großer starker Hunde, welche blos zum Hetzen gebraucht werden.

Hetzlos, ein Zuruf, daß derjenige, welcher die Hunde bey sich hat, selbige alsbald los lasse, wenn ein heraus fahrender Hase gesehen wird.

Hetzriemen, ein langer Riemen, woran von Windhetzern die Hunde geführet werden, insonderheit wenn sie zu Pferde sind. Diese Riemen sind an dem einen Ende mit einem Oehr versehen, daß man sie in oder über der Hand befestigen kann. Das andere Ende, so durch den Ring des Halsbandes gesteckt wird, hat der Jäger in der Hand, damit, wenn gerufen wird: Hetze los! er solches gleichsam fahren lassen kann. Man hat auch Leinen oder Stricke, Statt der Riemen, die Hetzstricke genannt werden.

Heu, das zur Stall- oder Winterfütterung unsrer Rinder, Schaafe und Pferde getrocknete Gras oder Kraut. Man hat verschiedene Arten des Heumachens, seitdem man besonders angefangen hat, den Engländern in diesem Geschäffte nachzuahmen.

Man hat überhaupt beym Trocknen des Grases darauf zu sehen, daß es nicht zu ungleich trockne, oder von starker Sonnenhitze ausgezogen, und hiedurch seiner meisten Kräfte beraubet, auch vor Regen, in der Nacht aber vor dem Thaue bewahret werde. Auch muß es sich nicht erhitzen, und in Gährung gerathen, als welche der erste Grad der Fäulniß ist. Hieraus läßt es sich nun bestimmen, wie das Heu auf dem Schwad auszubreiten, umzuwenden, und

und in kleinere oder größere Haufen zu setzen ist. Das Verfahren nach folgender Vorschrift ist zu empfehlen:

Das abgemähete Gras läßt man den ganzen Tag, an welchem es abgemähet worden, unangerühret in Schwaden liegen, um es des andern Tages aus einander zu breiten. Man wendet es sodann oft, und, wenn es seyn kann, alle Stunden, bringt es gegen Abend, ehe der Thau fällt, und indem das Gras noch warm ist, in kleine Häufchen zusammen. Man nennt diese Häufchen in hiesiger Gegend Windhaufen, weil Wind und Luft in die nur ganz lose eingelegte Häufchen hinein dringen und trocknen. Man nennt daher diese Art Heu zu machen: Windheu machen. Am folgenden Morgen, wenn der Thau abgetrocknet und kein Regenwetter eingefallen ist, als in welchem Falle die Häufchen nicht angerühret, sondern gelassen werden, wie sie sind, werden solche Windhaufen wieder dünne aus einander gebreitet, zum öftern umgewendet, hiemit aber so lange fortgefahren, bis das Heu trocken geworden ist. Ist das Heu aber meistens trocken: so macht man des Abends die Windhaufen schon größer. Eher thut man es aber deswegen nicht, damit der zu groß gewordene Haufen von den noch zu vielen vorhandenen Feuchtigkeiten das Heu nicht in Schweiß bringe, als wodurch es an seiner Güte schon viel verlieret. Sollten aber die Windhaufen dennoch schwitzen: so werden sie des Morgens wieder aus einander gebracht, und gehörig getrocknet. Beym Trocknen ist aber dahin zu sehen, daß das Heu nicht allzu trocken werde, wie es in sehr heißen Sommertagen gar leicht geschehen kann. Hievon entsteht zu großer Abgang, da sich die Halme und Blätter in unzählichen Schrötlein verkrümeln und verloren gehen.

Sollte bey dem Heumachen Regenwetter nach dem Abmähen des Grases eingefallen seyn: so muß man das Gras in seinen Schwaden unangerühret liegen lassen; oder, wenn die Schwaden allzu dick und hoch liegen, und durch und durch naß geworden sind, muß man sie nur mit der Harke umwenden, aber nicht aus einander breiten. Dieses darf eben nicht gleich am zweyten Tage, sondern nur am dritten geschehen, falls das Regenwetter anhalten sollte. Sind aber die Windhaufen beregnet: so werden sie nicht eher aus einander genommen, bis die äußerliche Nässe wieder abgetrocknet ist. Begegnet es aber dem ausgebreitetem Heue, daß es auch vom Regen naß gemacht wird: so wird es nicht eher umgekehret, als bis es wenigstens auf der Oberfläche gut abgetrocknet ist.

Hat man endlich das Heu zu seiner Trockenheit gebracht: so wird es in gewöhnlich große Haufen oder Schober eingesetzt, und, wenn keine beständige Witterung ist, bald eingefahren. Kann man aber, andrer dringender Feldarbeiten wegen, nicht zum Einfahren kommen: so müssen die Haufen möglichst groß gemacht werden, weil der Regen in solche weit weniger, als in die kleinern eindringt. Und da die Gewitterregen öfters mit starken Sturmwinden begleitet sind, welche einem Heuschober zuerst die Spitze, und sodann das Uebrige hinweg nehmen: so wird, um dieses zu verhüten, eine eigene Anlage des Heuschobers (s. d.) erfordert.

Es sind Wiesen, welche ein grobes, saures, auch wohl ein bitteres Heu, wenn im letztern Falle z. B. viel Fieber- oder Bi-

berklee (Trifol. fibrinum) darunter ist, geben, welches von den Thieren ungern gefressen wird, dafern solches Heu, das meistens auf nassen oder sumpfichten Oertern gefunden wird, nicht ausgelegen, d. i. viele Tage hindurch auf dem Schwad gelegen; oder, wenn es bitter ist, einen guten Regen ausgehalten hat, indem die Bitterkeit hiedurch gemildert, oder in etwas ausgezogen wird. Kömmt kein Regen: so muß dergleichen Heu desto länger liegen, und durch Luft, Sonne und Thau gemildert werden. In hiesiger Gegend sind viele dergleichen Wiesen auf Brandenburgischem und Sächsischem Boden. Wird dem Viehe nicht recht ausgelegenes Heu dieser Art gegeben: so hungert es dabey, und will es höchst ungern annehmen.

In England wird viel auf das daselbst so genannte grüne und bräunliche Heu gehalten. Jenes behält seine ganz grüne Farbe einige Jahre hindurch; dieses behält eben so lange seine Farbe, übertrifft jenes aber an einem noch bessern Geruche. Das **grüne** Heu wird also gemacht: Sobald das Gras abgemähet worden, und etwas gelegen hat, wird es umgekehret, und zwar wenn die Sonne recht stark scheinet. Das Heu wird sehr oft gewendet, um es desto geschwinder zu trocknen, und es je eher je lieber der Sonnenhitze zu entziehen, von welcher es ausgezogen und bleich gemacht wird. Sobald es trocken ist: wird es unter Obdach gebracht, oder in offenen Stapeln oder Feimen aufbewahret. In vielen Westphälischen Gegenden ist diese Verfahrungsweise längst angenommen worden, da z. B., wenn das Gras in den Frühstunden abgemähet worden, solches alsbald aus einander gebreitet, und nach obiger Weise am geschwindesten zum Trocknen gebracht wird. Das **bräunliche** Heu der Engländer erfordert folgende Manipulation: Das abgemähete Gras wird nach gewöhnlicher Art dann und wann umgekehret, bis es größtentheils getrocknet ist. Hiebey wird darauf geachtet, daß eine gewisse Feuchtigkeit in dem Heue zurück bleibe, zu deren Bestimmung Erfahrung und Geschicklichkeit erfordert wird. Der ganze Heuvorrath wird hierauf in Stapeln oder in Scheuern aufgesetzet. Hierauf treiben die noch eingeschlossen gewesenen Säfte des Heues einen Schweiß hervor, der dem Heue so wenig schädlich ist, daß er ihm vielmehr den annehmlichsten Geruch zuwege bringt. Es kömmt nun, wie eben gesagt worden, darauf an, den rechten Grad der Feuchtigkeit zu treffen, weshalb genau darauf zu sehen und zu halten ist, daß das Heu nicht noch allzu viel Feuchtigkeit in sich habe, als woraus ein dumpfichtes, schimmelndes und ungedeihliches Futter entstehen würde. Wer dieses bräunliche Heu zu machen versuchen will, und davon noch nicht Kenntniß oder Erfahrung hat, der wird bey Stapeln oder Feimen in freyer Luft weit sichrer gehen, als wenn solches Heu in verschlossenen Scheunen und Heuböden dem Durchzuge der freyen Luft entzogen wird, weil letztere dem Heue noch die zu vielen Feuchtigkeiten benehmen kann.

Zum Abmähen der Wiesen ist die Zeit am besten, wenn das Gras blühet, und also in seiner besten Kraft ist. Da aber die Grasarten einer Wiese von so vielfältiger und verschiedener Art sind, daß sie nicht alle zu einer und eben derselben Zeit blühen können: so gewinnet man da das bessere Heu, wo die meisten Gräser zu gleicher Zeit blühen, und das allerbeste, wenn man seine Wiesen außer der Gemeinschaft hat, und solche mit einer einzigen Grasart,

art, z. B. mit Honiggras, Raygras, Timotheygras u. s. f. begatten kann. S. H. M. B. IV. S. 664.

Heuschober, Heustapel. Man hat nicht immer Zeit, das Heu, sonderlich wenn dessen viel ist, auf einmal abzufahren, weshalb es in große Haufen, die man Schober oder Stapel nennet, eingesetzt wird. Sollen dergleichen Schober lange im Freyen gelassen werden: so müssen sie je größer je besser seyn. Und damit sie nicht vom Winde eingerissen werden: so wird eine Stange in die Erde fest eingestoßen, und das Heu in der Rundung umher, bis nach der Spitze zu, aufgethürmet, indem die spitze Gestalt des Haufens das Regenwasser gut ablaufen läßt. Die Stange muß so hoch aus der Spitze des Schobers hervor gehen, daß ein zweymal, nach dem Sturzende zu, verbundenes Bund Stroh in der Mitte durchgesteckt, und das Stroh rings herum die Heuspitze, wie mit einem Dache, bedecken kann. Es muß aber die Stange nicht allzu lang mit dem Strohbunde hervor stehen, damit sie der Gewalt des Windes Widerstand leisten könne. Der längere Theil des Strohes wird wie ein Kranz über die Heuspitze herab hangend ausgebreitet. Sollen dergleichen Schober bis in den Winter hinein stehen bleiben: so muß der Boden, worauf sie zu stehen kommen, mit Stroh oder Reisig belegt werden, damit sich die Nässe von unten hinauf nicht ins Heu hinein ziehen könne. Die Erfahrung lehret, daß das Heu aus dergleichen im Freyen stehenden Schobern von dem Viehe sehr gern und lieber, als das in Scheunen und Ställen eingebansete, gefressen werde; wie ich es denn selbst zum öftern gesehen habe, daß das aus dergleichen Schobern mitten im Winter nach Hause gefahrne Heu ganz rein von dem Viehe aufgefressen worden; da hingegen das Heu von besserer Güte, aber eingebanset, sehr umgebracht und ungleich weniger gern gefressen wird. Es ist zu glauben, daß eben dieser Ursache wegen die Engländer ihr Heu ebenfalls lieber in der freyen Luft aufbewahren; da diejenigen, welche kein Gerüste von Holz, deren hölzerne Decken, nach Erfordern, aufgezogen und niedergelassen werden, und die auch hie und da bey uns nachgemacht zu sehen sind, veranstalten und einen geringern Kostenaufwand machen wollen, also verfahren:

Es wird ein Haufen von Heu so genau und aufs festeste eingeleget, als man ein Fuder Heu einzulegen pflegt. Der Haufen aber steht nicht auf bloßer Erde, von welcher die Feuchtigkeit ins Heu hinüber gehen würde. Weil in England der Schnee selten über eine Viertelelle hoch zu liegen kömmt: so macht man das mit etlichen Balken und Bretern weitläuftig belegte Gerüste kaum eine halbe Elle hoch. Die äußere Figur ist eine Hauptsache bey dem Haufen. Er wird unten schmal, gegen die Mitte aber am breitesten, von da an aber bis an die Höhe wieder abhängig und scharf zugehend, etwa wie das Dach eines Hauses; die äußern Seiten werden überall recht scharf gekämmet oder glatt geharket, wie solches bey unsern Heuschobern auch geschiehet, damit nirgends eine Vertiefung sey, in welche Regen oder Schnee sich einsetzen könnten. Hat nun der Haufen die jetzt beschriebene Form bekommen: so wird er mit langem Stroh bedeckt oder belegt, als wenn man das Dach eines Hauses bedecken wollte, und reichet nicht weiter, als gerade bis über die Mitte, wo der Haufen gegen den Fuß anfängt schmal

zu werden, indem der ganze untere Theil des Haufens frey und unbedeckt bleiben muß, damit die freye Luft ungehindert heran streichen könne. Es wird aber das Stroh nicht in solchen Schoben gebunden, wie man sie zum Decken der Häuser brauchet. Es wird nur oben an dem Forste mit Einschlagung hölzerner Haken zusammen gehangen; welches freylich aber mit Zusammennagelung zweyer Breter, die Statt des Forstes dienen, besser geschehen könnte. Man fängt mit Belegung des Strohes von unten an, schlägt es wohl an, und hängt es nur mit einigen hölzernen Haken an; alsdann legt man eine andere Schicht, und fährt damit fort, bis an den Gipfel, wobey die feste Schlagung des Strohes der beste Handgriff ist. Es liegt aber das Stroh nicht über 4 — 5 Zoll dicke. Die sehr großen Haufen, die wenigstens 24 Ellen lang, und an die 10 Ellen, auch wohl etwas mehr, breit sind, heißen Reaks (Rücken); die kleinern aber, vornehmlich zum Grummet (denn dieser hat es meistentheils mehr nöthig, daß er von der Luft noch ausgetrocknet oder ausgehohlet werde) macht man oftmals rund, und heißen alsdann Cocks (Hähne oder Kämme). Das Heu hält sich vortrefflich darinn, und giebt einen sehr angenehmen Geruch, wenn es angerissen oder angeschnitten wird.

Die Art, das Heu von den Haufen zu nehmen, ist diese: Man hat ein langes Messer, genau so, wie die Englischen Sägen sind; wie man denn auch nichts anders, als solche Sägen dazu gebrauchet, nachdem die Zähne ab- und solche glatt geschliffen sind. Hiemit schneidet und sticht man von oben hinab in den Haufen, und so gleichfalls von den Seiten u. s. f. um allemal ein rechtwinklicht viereckigtes Stück herunter zu schneiden. (Würde das Heu heraus gezupft, so würden Ungleichheiten entstehen, die man aber, des Regens oder Schnees wegen, zu vermeiden hat.) Diese Stücken sind gemeiniglich etwas über eine Elle lang, fast eben so breit, und eine gute halbe Elle dicke. Sie lassen sich also ganz heraus nehmen, ohne zu zerreißen, sind ziemlich derb, und werden alsdann kreuzweise mit einem Strohseile gebunden, um sie fortzuschaffen. Sie laden sich auch überaus bequem, und sind einige der artigsten Gebräuche in der Engländischen Landwirthschaft. Man verkauft sie gewöhnlich alle nach dem Gewichte.

Wenn eine Seite oder Schicht so viereckicht bis auf den Boden heraus geschnitten ist, so fähret man also fort, ferner bis auf den Boden ein Stück nach dem andern herunter zu schneiden, und es schadet dem so angeschnittenen Haufen nichts, weil er so gerade, wie eine Wand, da stehet, und allemal zwey rechtwinklichte Seiten darstellet. Man fährt fort, das Heu in der Maaße herab zu schneiden, bis der Haufen ganz verbraucht ist, als welches bisweilen kaum in einem Jahre geschieht, ohne diese Wände zu bedecken. Es wird nur eine geübte Hand dazu erfordert, daß man gerade stehe und schneide, theils um die Stücken fein ganz und eben heraus zu schneiden, theils eine gerade perpendiculaire Wand zu lassen. In England aber thut es jeder Arbeiter mit Accurateſſe, weil er dazu immer angewöhnet worden.

Diese Aufbewahrungsart des Heues verdient besonders in nassen Jahren allen Beyfall, indem aus nicht recht trocken eingefahrnem Heue, wenn es in verschlossenen Gebäuden eingebanset wird, ein dumpfichtes ungesundes Futter entstehet. Es kann aber auch in nicht nassen Jahren doch irgends-

gendswo von Ueberschwemmungen ein verschlämmtes ungesundes Heufutter entstehen. Ist es nun dergleichen Orten anzurathen, einen Uebervorrath von Heu immer für ein folgendes Mißjahr zu sparen, und die Gelegenheit der Wirthschaftsgebäude verstattet es eben nicht, ein Heumagazin anzulegen: so können recht gut angelegte Stapel oder Feimen nach Englischer Art gar wohl zu solchen Magazinen dienen.

Heuschrecke, Locusta. Unter diesem Namen begreift man alle vierflüglichte Insecten mit harten Flügeldecken, einem niedergebogenen Kopfe mit Kiefern, vier Fühlhörnern und langen Springfüßen, welche mit ihren Flügeln einen Laut von sich geben, und sich von Gras, Getreide und andern Gewächsen nähren. Es giebt in allen Welttheilen mehr als eine Art dieser Thiere; die größten findet man in den Morgenländern, unter denen manche 6 Zoll lang sind. Eine Art derselben hält sich vornehmlich bey uns auf den Wiesen und unter dem Heue auf, woher auch die erste Hälfte ihres Namens rührt. An einigen Orten werden sie auch Grashüpfer, Graspferde, Heupferde (weil ihr Kopf mit dem Kopfe eines Pferdes viel Aehnlichkeit hat), in Niedersachsen Spranken, Sprengsel u. s. f. genannt. Man kann das Geschlecht der Heuschrecken in 4 Ordnungen abtheilen, und rechnet dahin:

1) **Die große orientalische Heuschrecke, die Kammheuschrecke**, Gryllus cristatus L. Sie ist so lang und dick wie ein Finger, und nimmt mit ausgebreiteten Flügeln in der Breite einen größern Raum ein, als man umspannen kann. Sie ist schön roth, grün und gelb gezeichnet. Das Fleisch ist eßbar. In den Morgenländern giebt es eine ungeheure Menge derselben, und sie richten große Verheerungen an, wo sie sich niederlassen. Sie verlassen manchmal die Morgenländer, und wenn sie dahin ziehen: so formiren sie große Wolken. Man muß sie aber mit der Strich- oder Zugheuschrecke, Gryllus migratorius L. nicht verwechseln.

2) **Die grüne Heuschrecke, der allergrößte grüne Baumsprengsel, die Degenklinge**, Gryllus viridissimus L. Diese ist unter unsern Heuschrecken die größte, wie wohl ihr die noch folgende dritte Gattung an Größe ziemlich nahe kömmt. Sie findet sich häufig in unsern Kornfeldern und auf den Wiesen, kann Gras, Kräuter und Baumblätter kauen, und, durch Hülfe einer röthlichen Zunge, hinunter schlucken. Ihr Gesang ist nicht so angenehm, als derjenige, welchen die Schnarrheuschrecken haben, und er kommt, wie bey allen Heuschrecken, nur dem Männchen zu. Bey ihrem Fliegen machet sie mit ihren Flügeln ein deutliches Geräusche. Wenn man eine von hinten an den Hinterfüßen fängt: reißt sie diesen Fuß an der Wurzel des Leibes los, und kann alsdann nicht mehr fliegen, weil sie sich mit Hülfe der Füße in die Höhe heben muß. Man findet diese Art Heuschrecken gemeiniglich $2\frac{3}{4}$ Zoll lang.

3) **Die grüne Heuschrecke mit braunen Flecken, das bunte Heupferd**, Locusta pratensis maxima, varii coloris, antennis longissimis. Diese Art unterscheidet sich von der vorher gehenden sowohl durch Farbe und Größe ihrer Flügel und Fühlhörner, als auch durch die Beschaffenheit ihrer Augen. Die Flügel sind ebenfalls grasgrün, und wenn diese zusammen gelegt sind: so ist ihr Rücken ohne

braune Flecken. Die braunen Flecken stehen auf den Seiten der Flügel ziemlich regelmäßig, haben zum Theil die Größe eines Hirsekorns, und färben in ihrem Schatten die Flügel dergestalt, daß sie die grüne Grundfarbe derselben fast ganz verdrängen. Das ganze Insect ist kaum 2 Zoll lang, und ist in heißen und trocknen Sommern sehr häufig auf Wiesen und sandichten Kornfeldern zu finden, daher die zur Weide gehaltenen Truthühner eine sehr gute Nahrung an ihnen finden. Die Bauern in Schweden bedienen sich dieser Heuschrecke, ihre Warzen wegzubringen, weil, wenn sie daran gehalten wird, solche aufbeißt und eine Feuchtigkeit hinein läßt, wodurch sie vergehen. Eben deswegen nennt Linné diese Gattung Gryllus verrucinovorus, und Müller den Warzenfresser.

4) Die weißgelbliche Heuschrecke, ist eigentlich eine bleße Spielart der grünen, No. 2.

5) Der Graufügel, Gryllus rufus L. Der Körper ist roth, die Flügeldecken aber sind grau; das Bruststück ist kreuzförmig, und die Fühlhörner sehen einer zugespitzten Keule ähnlich.

6) Die Schnarrheuschrecke, Klapperheuschrecke, der Schnarrsprengsel, Acrida. Man nennt sie in einigen Gegenden auch Heime; welcher Namen aber eigentlich den Haus- und Feldgryllen zukommt, da sie mit selbigen nichts, als das schnarrende Getöse, gemein hat, und eben daher auch ihre Benennung entstanden ist. Sie ist nicht so groß, als die gemeine Heuschrecke, aber weit größer, als die Afterheuschrecke; ihre Fußblätter haben an allen Füßen nur 3 Glieder; und ihre Fühlhörner sind um die Hälfte kleiner, als diejenigen, welche man bey den übrigen Gattungen antrifft; doch größer, als bey der Afterheuschrecke. Es sind verschiedene Arten derselben.

7) Die Afterheuschrecke, Locusta pratensis exigua, variorum colorum. Sie unterscheidet sich von allen Heuschrecken, theils durch die Gestalt und Beschaffenheit ihres Rückens, theils durch ihre Größe. Sie hat 2 ganz durchsichtige Flügel, welche den Unterflügeln der übrigen Heuschrecken gleich sind, und unter einem beweglichen Schilde stecken, welches fast die Gestalt eines Dreyeckes hat, beym Kopfe anfängt, und bey einigen länger, bey andern kurzer, bey andern wieder gerade so lang, als der Leib, übrigens aber ganz hart und durchsichtig ist, in der Mitte eine scharfe Erhöhung hat, und sich unten in eine scharfe Spitze endiget. Ihr Flug beträgt auf einmal höchstens einen Raum von 2 Mannsschritten. Ihre Fühlhörner haben kaum den 4ten Theil der Länge des ganzen Thieres. Sie werden fast in allen Gegenden, wo Gras wächst, gefunden. Die größten, bey denen das Schild länger als der Leib ist, sind nicht viel über $\frac{3}{4}$, die kleinern aber kaum $1\frac{1}{2}$ Z. lang.

8) Noch ist eine Art kleiner Heuschrecken, welche Flohheuschrecken genannt werden, weil sie, wie Flöhe, springen, und welche unter allen Heuschrecken allein einen scharfen, spitzigen Stachel haben, womit sie den Saft aus den Pflanzen ziehen, und sich unter einem weißen Schaume, welcher Frühlingsschaum oder Guckucksschaum genannt wird, verwandeln.

9) Die schädlichste Art der Heuschrecken ist die große orientalische Strich- oder Zugheuschrecke, Gryllus migratorius L. Diese Heuschrecken haben ihren Namen deswegen erhalten, weil sie, wie viele Vögel, strich- oder zugweise nach Europa kommen und wieder wegziehen. Sie

sind

sind zwar kleiner, als die Kammheuschrecken, aber größer als alle diejenigen, welche bey uns einheimisch sind; denn sie erreichen eine Länge von 3 — 4 Z. Diese Heuschrecken kommen eigentlich aus Asien und Afrika zu uns nach Europa, wo sie in den östlich Tatarischen und Arabischen Wüsten jährlich in einer erstaunlichen Menge gezeuget werden, und sich nicht leicht, als von Noth und Hunger gezwungen, in andere Länder begeben. Die Asiatischen Heuschrecken pflegen gemeiniglich das nördliche Europa, die Afrikanischen hingegen das südliche Europa zu überziehen. In diesem Jahrhunderte erschienen sie bey uns 1730, 1747 und 1748, da sie in diesen beyden letzten Jahren aus der Wallachey und Moldau nach Siebenbürgen kamen. Insonderheit fielen sie 1749 und 1750, nachdem sie in Pohlen große Verwüstung angerichtet, und sich von Cracau bis Posen ausgebreitet hatten, in die Mark und Schlesien ein, und kamen bis in die Berlinischen Gegenden. Ihr Flug ist sehr schnell, wozu die Größe ihrer Flügel, nebst dem Winde, dem sie gern nachfolgen, das meiste beyträgt. Von ferne sehen sie wie die größten Wolken aus, und wenn sie sich niederlassen, können sie einen Raum von vielen tausend Quadratruthen einnehmen. Sie sind auf einmal da, und man kann die Stunde bemerken, wenn sie ankommen; aber wenn sie wieder Abschied nehmen werden, bleibt allezeit ungewiß. Sie erhalten sich durch ihre Brut, die sie gegen den Herbst legen, aus einem Jahre in das andere. Wer sie im September bey sich hat, der hat sich vor ihrem Zuwachs im folgenden Jahre zu fürchten. Durch eine zu große Menge dieser Thiere, welche Gras, Getreide, Bäume und andere Gewächse abfressen, ist nicht nur bisweilen Hungersnoth, sondern auch oft die Pest entstanden. Wie man sich von einer solchen Landplage befreyen könne, zeigt Hr. D. Krünitz in seiner Encyclopädie, B. XXIII. S. 385 ff.

Heuschreckengrylle, Cicade, Cicada, nennt man diejenigen Insecten, welche eben so, wie die Heuschrecken und Grillen, einen schwirrenden Ton von sich geben, aber sonst in vielen Stücken von beyden unterschieden sind. Mit den Grillen haben sie die meiste Aehnlichkeit, und weil sie sich auf den Bäumen aufzuhalten pflegen, werden sie von einigen Baumgrillen genannt. Die Kennzeichen dieses Geschlechts sind: ein unterwärts gebogener Schnabel, borstenartige Fühlhörner, vier niederhängende, pergamentartige Flügel, und, bey den meisten Arten, Springfüße. Der Kopf ist bey allen Cicaden zwar breit, aber kurz, und vorne mehr stumpf als rund, daher ihre beyden großen Augen nicht nur weit von einander entfernt stehen, sondern auch an beyden Seiten stark hervor ragen. Zwischen diesen großen Augen zeigen sich noch 3 sehr kleine, halb erhabene, roth glänzende Augen, dergleichen man an den Wespen bemerket. Die Fühlhörner, welche nahe bey den größern Augen stehen, und spitzig zulaufen, sind ziemlich kurz, und aus 4 — 5 Gliedern zusammen gesetzt. Diese Insecten sind nicht nur in der Größe, sondern auch in der Farbe, sehr von einander unterschieden. Die meisten Arten sind noch etwas größer als die Grillen, einige aber nicht viel größer, als die Stubenfliegen. Der Körper ist gemeiniglich braun, und mit gelben Strichen und Puncten gezieret. Doch giebt es auch graue, schwärzliche, und noch anders gezeichnete Cicaden. Ihre Nahrung saugen sie aus Blättern, Blüthen und

Aesten

Aesten der Bäume, mittelst ihres Saugestachels, welcher so lang ist, daß er sich bis an die Einlenkung der hintersten Füße erstreckt, an der untern Fläche des Körpers anliegt, und aus 3 hornartigen hohlen Fasern bestehet. Die Weibchen sind mit einem harten Legestachel versehen, welcher in einer zweyblättrigen Scheide steckt, mit welchem sie, wenn sie sich ihrer Eyer entledigen wollen, die abgestandenen und trocknen Baumäste durchbohren, und in ein solches gebohrtes Loch 4 — 5 Eyer legen, dergleichen eine einzige Cicade über 500 legen kann. Die ausgekrochenen jungen Cicaden haben 6 Füße, und suchen sogleich die Erde, worinn sie sich beynahe ein Jahr verbergen. Nachdem sie sich einigemal gehäutet haben, bekommen sie Flügel, und begeben sich alsdann auf die Bäume.

Hiebig, ein nur im Forstwesen übliches Wort. Ein hiebiger Schlag, wird der Schlag genannt, wo Holz gefället werden kann. Daher althiebig von den Laubhölzern gesagt wird, wenn sie über 20 Jahr alt sind. Ein althiebiges Stangenholz, im Gegensatze des jungen, oder hiebigen Stangenholzes, wie diejenigen Schläge genannt werden, die zwischen 12 und 20 Jahr alt sind.

Hief, bey den Jägern, derjenige Laut, welcher aus dem Hiefhorne gestoßen wird; der Jagdhief, Hiefstoß. Ein langer, einfacher, kurzer, doppelter Hief, ein solcher heraus gestoßener Laut.

Hiefhorn, dasjenige gerade Horn, dessen sich die Jäger bedienen, die bey der Jagd nöthigen Zeichen darauf zu geben.

Hiefriemen, derjenige lederne Riemen, woran das Hiefhorn von den Jägern getragen wird.

Himmel, bey dem Vogelfange, ein spiegelicht gestricktes Garn, welches nicht zum Fangen, sondern zum Abhalten und Bedecken üblich ist, wie z. B. beym großen Lerchenfange, desgleichen an den Treibzeugen, und auch an der Schneehaube bey dem Hühnerfange.

Himmelhaut, der lederne Ueberzug des Himmels oder der Decke des Kastens an einer Kutsche. **Himmelnagel**, Nägel oder Pinnen mit runden, messingenen Köpfen, womit der Kutschenhimmel beschlagen, und durch verschiedene Reihen, nach mancherley Figuren, verzieret wird.

Himmelsspur, Himmelszeichen, bey der Jägerey, 1) wenn der edle Hirsch mit seinem Geweihe an einer Stange oder an einem Busche gerieben hat, daß man es sehen kann; 2) auch wenn der Hirsch im Sommermorgen in Laub- oder Buschhölzern zu Holze geht: so kehrt er sich mit dem Kopf hin und her, und verwirret das Laub mit seinem Gehörn. Dieses letztere heißt auch **Wenden**.

Himten, Himt, ein besonderes in Niedersachsen übliches Maaß trockner Dinge, welches am häufigsten vom Getreide gebraucht, und ohngefähr mit dem Obersächsischen Viertel überein kommt, aber nicht aller Orten gleich ist.

Hinterachse, derjenige Theil an dem Hinterwagen, woran die Hinterräder laufen. Es ist bey breiterm Geleise überhaupt etwas über 6 Fuß lang, so daß nämlich ihr stärkstes Mittelfeld 4 F. hat, und jeder runde Schenkel, worauf ein Rad läuft, etwas

etwas über 1 F. beträgt, weil die Nabe des Rades 1 F. lang ist. Ihr Mittelfeld ist etwa 6 Z. hoch und etwas dünner. Gemeiniglich wird zu den Achsen Rothbüchenholz, oder auch wohl Holz von jungen zähen Eichen, auch wohl Eschen, genommen.

Hinterbrand, eine Krankheit der Schweine, wenn sie an dem Hintertheile lahm werden, daß sie nur auf den Vorderfüßen gehen und sich aufrichten können. Dieser Zufall wird gehoben, wenn man sie täglich in die freye Luft treibt, und einem ausgewachsenen Schweine einen Bissen aus einem halben Loth Antimonium, und einem Quentchen Campher, mit etwas Mehl und Honig zu einem Teig gemacht, eingiebt.

Hinterfährte, Nachfährte, die Spur, worauf ein Thier hinaus gegangen ist oder hingewechselt hat, im Gegensatze der Rückfährte; desgleichen die Fährte mit den Hinterfüßen.

Hintergebirge, diejenigen Seiten eines Gebirges nach der Breite dieses genommen, wo es nach dem Ansteigen bis zum höchsten Gipfel wieder hinterwärts niedriger wird, im Gegensatze des Vorgebirges.

Hintergeschirre, das Wagengeschirr der beyden hintersten Kutschpferde, die an der Deichsel ziehen, wenn nämlich eine Kutsche mit mehr als 4 Pferden bespannet ist. Es besteht aus folgenden Theilen: An dem Brustblatte oder dem Brustriemen ist der Aufhaltring angenähet, und in diesem wird der Aufhalter eingeschnallet. Ueberdem hat der Brustriemen 2 Ringe, worinn der Oberblattstößel eingenähet wird. Der Bauchgurt ist in einem dieser Ringe, in dem andern aber die Bauchgurtstruppe eingenähet. In die beyden Oberblattstößel oder Struppen schnallet der Riemer das Oberblatt ein, und an dieses nähet er wieder die Brust- oder Luftstruppen an, welche nun an das Brustblatt angeschnallet werden. Gleichfalls ist an dem Oberblatte ferner eine Schnalle angenähet, worinn der Schwanzriemen eingeschnallet wird. Diese Schnalle wird von dem Kammdeckel und dem Kammkissen bedeckt, welches letztere man an das Oberblatt unterhalb mit Schnüren anschnüret. Ueber dem Kammkissen ist der Kammdeckel, vermittelst der beyden metallenen Leinenschrauben, befestiget, durch deren Ringe die Leine gesteckt wird. Endlich werden zuletzt noch die beyden Stränge an das Brustblatt angeschnallet. Unten wird an jeden Strang ein starker vierkantiger Strangring angenähet, mit dessen Beyhülfe man den Strang um die Ortscheide schlingen kann. In gleicher Entfernung von den beyden Strängen, aber in gleicher Richtung mit diesen, ist der Schwanzriemen an dem Oberblatte angeschnallet. Stränge und Schwanzriemen werden endlich durch 2 Rückenriemen vereiniget.

Hintergestelle eines Sattelbaums, der hintere gekrümmte Riegel, welcher die beyden Seitenstege hinten vereiniget, und dem Kopf gegen über stehet.

Hinterlaß, Zurückbleiben, Erfüllung des Hirsches, ein Zeichen in der Fährte, woran der Jäger die Feistigkeit eines jagdbaren Hirsches abmerken kann. Je feister nämlich der Hirsch wird, je kürzer wird ihm die Hauptflechse (welche in der Keule hinab bis in die Schale geht) durch die Vollkommenheit der Keulen. Die-

serhalb kann er mit dem Hinterfuße nicht genug in den vordersten Tritt vorschreiten, und bleibt eine Hand breit zurück. Dieß letztere ist der Hinterlaß.

Hintermittelsperrhölzer, sind die Riegel oder viereckige Hölzer, die, der Queere nach, in die Hintersäulen der Kutsche eingezapft werden, und den Hintertheil des Kutschkastens, nebst der darinn gesetzten Täfelung, bilden.

Hinterrad, ein Rad am Hinterwagen. Der Wagen hat eine Neigung von vorne nach hinten, weshalb die Hinterräder des Hinterwagens höher, als die Vorderräder des Vorderwagens seyn müssen. Daher z. B. das Hinterrad einer viersitzigen Kutsche in seiner halben Höhe 2 Fuß hat; dagegen die halbe Höhe des Vorderrads nur $8\frac{1}{2}$ Zoll beträgt. Die Höhe der Hinterräder anderer Wagen ist von der Höhe der Vorderräder nicht so sehr verschieden, und verhält sich meistens wie 2 zu 3. (s. Rad.)

Hinterriegel, ist dasjenige Queerholz in den Hinterstapfen oder Hinterständern eines Stuhls, Kanapées u. dergl., welches die beyden Stapfen nicht allein zusammen hält, sondern auch die Höhe bestimmt, wo der Sitz auf dem Unterstuhl zu liegen kommen soll.

Hintersattelholz, ein rund beschnittenes Holz, welches auf dem hintern Ende der Zwieseln eingelassen ist, und mit dem Trageholze durch 2 Tragestützen vereiniget wird, und zu mehrerer Haltbarkeit der Wagenbäume dienet.

Hintersperrhölzer, die hintersten Queerhölzer einer Kutschendecke, welche mit den beyden Mittelsperrhölzern und dem Vordersperrholze die Decke bilden, und dazwischen dann hernach die Vertäfelung kommt. Sie werden in die hintere Ecksäulen des Kutschenkastens eingezapft.

Hinterstapfen, die beyden hintern Säulen eines Stuhls oder Kanapées, welche durch den Unterstuhl und die Leyne durchgehen, und die ganze Länge des Stuhs bestimmen.

Hinterwaage, die hintere Waage an einem Wagen, woran die beyden hintersten Kutschpferde angespannt werden.

Hinterwagen, der hinterste Theil eines Wagens, der bey Kutschen mit dem Vorderwagen, mittelst der Wagenbäume; bey einem Ackerwagen aber, mittelst des Langwagens, zusammen gesetzt wird. Bey einer Kutsche besteht er aus der Hinterachse, den daran befindlichen Hinterrädern, dem Windekloz, welcher hinter der Achse zwischen den Wagebäumen liegt, und den beyden Achsenklotzen, die deswegen angebracht werden, das Achsenbret auf den Bäumen zu tragen und gerade zu richten. Bey einem Fuhrmanns- und Ackerwagen aber hat der Hinterwagen folgende Theile: Die Hinterachse, als das Wichtigste, nebst den beyden Hinterrädern; auf dem Mittelfelde der Hinterachse stehet ein Schemel mit 2 Ringen, und nach dem Vorderwagen zu trägt die Hinterachse 2 Arme, um hiedurch den Hinter- und Vorderwagen, mittelst des Langwagens, zu vereinigen.

Hinterzange, ein, vermittelst einer Schraube, beweglicher Riegel an der rechten schmalen Seite der Hobelbank, worauf ein eiserner Haken stehet. Zwischen gedachtem Haken und einem Bandhaken in einiger Entfernung auf der Hobelbank wird ein Bret eingespannt, wenn man es

auf einer oder der andern flachen Seite behobeln will.

Hinterzeug, bey einem Sattel ein einziger Riemen, der nach dem Schweif des Pferdes hinab geht, und sich hinten mit einem länglichrunden und walzenartig zusammen genäheten Leder endiget. Durch das letztere runde Leder wird der Schweif des Pferdes durchgesteckt. Ein **Schwanzriemen**. Das Hinterzeug wird, so wie das Vorderzeug, an den Sattel angeschnallet.

Hippe, eine Sichel oder kleine Sense zum Abhauen des Grases und Getreides; ingleichen ein krummes Messer zum Beschneiden der Bäume und Weinstöcke; daher der Name: Gartenhippe, Winzerhippe.

Hippocras, oder auch **Claret**, ist ein aus Wein mit Zucker, Zimmt, Würznelken, Ingwer und anderm feinem Gewürz zubereitetes Getränk, zu welchem man im Sommer einen Zusatz von Kirschen, Himbeeren, und dergleichen kühlenden Früchten, zu nehmen pflegt. Die Zubereitung ist sehr verschieden.

Hirn, über Hirn, ist bey den Holzarbeitern, wenn man ein Stück von einem Bret an derjenigen Seite, wo sich die Holzfäden endigen, abhauet, absäget ꝛc. welches dann: über oder vor Hirn hauen, sägen ꝛc. genannt wird.

Hirnende, das Ende eines Stück Holzes, wo sich die Holzfäden endigen. An einem abgehauenen Baume z. B. ist also das Hirnende der Ort, wo der Baum vom Stamme abgehauen ist.

Hirnleiste, Hornleiste, eine Leiste, die über 2 zusammen gesetzte Breter an einer Seite in eine Nuthe eingeschoben wird, damit sich das zusammen gesetzte Holz nicht werfe. Den Namen führt sie davon, weil sie über die Fasern des Holzes, neben dem Hirn oder Hirnende, queer über gehet.

Hirsch, das edelste unter allen wilden Thieren in Deutschland. Im engern Verstande wird nur die größere Art dieser Thiere, der **Rothhirsch**, (wegen seiner rothbraunen Farbe) mit diesem Namen belegt; dagegen man in weiterm Verstande auch wohl den **Rehbock**, dessen Weibchen das Reh ist, und dessen kegelförmiges Gehörn in zwo Spitzen getheilt ist; und den **Damhirsch** (Tannhirsch), dessen Geweih breit ist, und das man daher Schaufeln nennt, mit unter die Hirsche zu rechnen pflegt.

Der Hirsch männlichen Geschlechts wird der **Hirschbock**, von den Jägern auch nur schlechthin der **Hirsch**, genannt. Das Weibchen nennt man so lange eine **Hirschkuh**, eine **Hindinn**, bis sich der Hirsch mit ihr begattet (sie beschlägt); hat diese geworfen (gesetzt): so nennen sie die Jäger ein **Thier** oder **Wild**. Das männliche Junge der Hirschkuh wird **Hirschkalb**; das weibliche aber ein **Wildkalb** genannt. Wenn das Wildkalb ein Jahr alt ist: so erhält es, bis zur Zeit der Begattung im zweyten oder dritten Jahre, den Namen **Schmalthier**; das Hirschkalb aber, nach dem ersten Jahre, da es nur einzelne Spieße aufsetzt, den Namen eines **Spießers**; im zweyten, wenn es einen Spieß mit einem Ende hat, eines **Gablers**; im sechsten Jahre aber heißt es ein schlechtjagdbarer Hirsch, im siebenten ein jagdbarer, und in der Folge ein **Kapitalhirsch**.

Hirschbrunst, Hirschbrunft, der Trieb der Hirsche zur Begattung, und die Zeit, zu welcher sich dieser Trieb bey denselben äußert. Die Brunst der jagdbaren Hirsche nimmt mit dem 1sten Sept. ihren Anfang, und geht den 20sten d. M. zu Ende. Bey schlechtjagdbaren Hirschen fängt sie gegen den 10ten Sept. an, und endiget sich in den ersten Tagen des Octobers. Bey jungen Hirschen währet sie vom 20. Sept. bis zum 15. Oct.; und zu Ende dieses Monaths stehen nur noch die Spießer auf der Brunft, weil sie am spätesten eintreten. Sehr kalte Witterung und schlechte Aeßung können verursachen, daß die Hirsche später auf die Brunst treten.

Wenn 2 Hirsche bey einem Thiere zusammen treffen: so geht es an ein Kämpfen, und der stärste behält den Platz. Der Hirsch wendet alsdann alle seine Stärke und Geschicklichkeit an, seinen Feind zu überwinden; und wenn er einen tapfern, eben so starken Hirsch zu seinem Gegner findet: so drohen sie sich erst beyde in der Ferne, schreyen mit Heftigkeit, und scharren mit den Vorderläufen die Erde auf. Will bey diesen Drohungen keiner von beyden weichen: so fahren sie wüthend auf einander los. Der Kampf besteht in einem starken Zusammenschlagen des Gehörnes, da einer dem andern Stöße beyzubringen, und sie sich abzuwehren suchet. Im Anfange fahren sie, nach einem angebrachten Stoße, oder, wie es die Jäger nennen, Schlage, wieder von einander, um durch einen gewaltigen Anlauf die Wirkung des zweyten Schlages zu vermehren; und wenn dieses erste flüchtige Vorspiel eines feurigen Kampfes keinen zum Weichen bringet: so fahren sie mit dem Gehörne so heftig zusammen, daß man das Krachen davon sehr weit hören kann, und bleiben so mit angeschlossenen Köpfen gegen einander stehen, indem das gleiche Maaß der angewandten Kräfte sie im Gleichgewichte erhält, und ihre Wirkung aufhebet. Bey dieser Gelegenheit geschieht es oft, wenn der Gegner zu schwach, oder minder geschickt, als der andere, ist, daß ein Hirsch dem andern mit den Augensprossen eine oft so gefährliche Wunde anbringt, daß der Hirsch davon verenden (sterben) muß. Ereignet sich nicht dergleichen Zufall: so endigt sich der Kampf mit der Flucht des einen Theils, und der Ueberwinder genießt alsdann, ohne einen Augenblick Zeit zu verlieren, bey der Hindinn die Frucht des Sieges. Denn das Thier, welches bis dahin vor den Hirschen flüchtig zu seyn schien, steht bey solchen Kämpfen still, und sieht dem Streite gelassen zu; sobald sich aber der Ueberwinder ihm nahet, hält es ihm geduldig stille. Dieser geht also in der heftigsten Brunst zu Werke, und erhitzt sich dabey dergestalt, daß er, um sich abzukühlen, sich gleich darauf in ein fließendes Wasser stürzt, oder auch wohl sich in Moräste, Pfützen und Sümpfe legt, und darinn abkühlt. Man nennt dieses in der Jägersprache: sich sühlen, und eine solche Pfütze, worinn das Wild sich zu sühlen oder zu wälzen pflegt, die **Sühllache, Sühlung, Sühle, Sudel.** Oft stellt sich, nachdem der eine Kämpfer abgeschlagen worden, ein neuer ein, da denn der Sieger auch sogleich auf diesen losgeht, um ihn, wie den vorigen, zu empfangen. Die alten Hirsche behalten immer den Platz, weil sie stolzer und kühner, als die jungen, sind, die sich ihnen so wenig, als den Thieren, nähern dürfen, sondern abwarten, bis sie von den alten Hirschen verlassen werden, und sodann

dann ihre Stellen einnehmen. Indessen nehmen sie auch die Zeit in Acht, wenn 2 Hirsche mit einander kämpfen; und fliehen, nachdem sie die Hindinn in aller Eile beschlagen haben, schnell davon. Die Hindinnen aber ziehen die alten Hirsche den jungen vor, weil sie hitziger und begieriger auf die Brunst sind. Indessen sind die alten Hirsche sehr unbeständig, und haben meistens mehrere Thiere zu einer Zeit. Wenn sie nur Eines haben, so bleiben sie nur wenige Tage bey demselben, suchen sich alsdann wieder ein anderes auf, welches sie denn auch verlassen, und so flattern und schwärmen sie von dem einen zum andern, bis sie völlig entkräftet und erschöpft sind. Während dieser verliebten Wuth, die ungefähr 3, bisweilen auch einige Wochen länger, dauert, äßen die Hirsche wenig, schlafen und ruhen gar nicht, sondern schweifen Tag und Nacht umher, indem sie immer entweder mit niederhangendem Kopfe dem Thiere auf der Fährte folgen, oder schreyen, bald mit einem Nebenbuhler kämpfen, und alsdann wieder beschlagen oder fliehen. Sie können daher nicht anders, als sehr schwach und mager aus der Brunst kommen, daß sie sich daher erst nach langer Zeit wieder erholen können.

Hirschfeiste, Hirschfeistezeit, die Zeit, da die Hirsche am feistesten, und folglich am besten sind. Diese Zeit geht gegen Jacobi an.

Hirschgerechter Jäger, so nennen sich die Jäger, welche von Fürsten und Herren zur großen, und besonders zur Hirschjagd, gebraucht werden, im Gegensatz der kleinern Jäger auf blossen Feldmarken, die man Flug- und Feldjäger nennet. Der hirschgerechte Jäger glaubt, allein berechtigt zu seyn, Hornfessel, Hirschfänger u. dergl. zu tragen. In hiesiger Gegend wird auf diesen Unterschied eben nicht geachtet.

Hirschkolben, das Geweihe eines Hirsches, wenn er erst aufgesetzet hat, und solches noch weich und mit einer rauhen Haut oder Bast überzogen ist. Der Hirsch bekommt alle Jahre neue Kolben und neues Gehörne.

Hirschruf, ein kleines Werkzeug, gewöhnlich von Horn, oder auch von Holz oder Meerschneckenschalen, worauf der Jäger in der Brunstzeit das Geschrey der Hirsche nachahmet.

Hirschschalen, Schalen, die beyden hornartigen Theile oder Klauen unter den Hirschläufen, d. i. Füßen, worauf sie gehen.

Hirschschwaden, Bürzel, Feder, Galle, Ende, Sturz, Wedel, der kurze Schwanz des Hirsches.

Hirschwildpret, heißt überhaupt alles an dem Hirsche zum Speisen taugliche Fleisch, besonders aber im Gegensatz des so genannten Rochwildprets, worunter Hals, Brust, die Krieben oder Wände u. dergl. verstanden werden, das derb gewachsene Fleisch an den Keulen oder Bug, Ziemen oder Rücken, welches theils gekocht, theils gebraten, theils gedämpft, theils in Pasteten geschlagen, mit und ohne Brühe zubereitet wird. Das vorzüglichste Stück ist der Hintertheil von dem Rücken des Hirsches nach abgelöseten Keulen, welches Hirschzimmer, Hirschziemer, Ziemer u. s. f. genennet wird.

Das Wildpret des Hirsches ist, nach dem Alter, Geschlecht und der Jahrszeit, von unterschiedner Güte. Das Fleisch der Kälber ist das delicateste Wildpret. Man giebt dem Kalbe weiblichen Geschlechts (dem Wildkalbe) noch den Vorzug vor dem Kalbe männlichen Geschlechts, (dem Hirschkalbe). Das Fleisch vom Spießer ist mittelmäßig; das von einem Schmalthiere ist niedlicher. Das Wildpret der jungen Hirsche im zweyten und dritten Jahre hat, der Güte nach, den dritten Rang. Vom vierten bis zum siebenten Jahre wird das Fleisch immer härter und weniger delicat. Das Wildpret eines Thieres oder Wildes (des Weibchens) ist weit milder, als das Wildpret der Hirsche männlichen Geschlechts. Zur Zeit der Hirschfeiste, da der Hirsch auf dem Felde das meiste Geäß hat, wenn er in die Kornfelder tritt, und sich von den Getreidekörnern nähret, nämlich von Jacobi an, haben die alten Hirsche den besten Geschmack. Vor dieser Zeit haben sie nur schlechtes Wildpret, nach der Brunst aber noch schlechteres. Spießer und Schmalthiere sind, weil ihr Wildpret, der wenigern Jahre wegen, auch ohne Feist noch schmeckt, schon eher gut zu essen. Wenn sie des Nachts Ruhe auf den Saatfeldern gehabt haben, werden sie schon zu Anfange des Junius niedliche Braten geben können. Die Hirschkolben, oder das junge, noch weiche und etwa nur eine Hand hohe Gehörn, welches man erst nach Johannis bekömmt, wird, wenn um diese Zeit Hirsche einkommen, in großer Herren Küchen auch zur Speise bereitet.

Hirschzungenkraut, gemeines, Asplenium scolopendrium L., wächst in schattichten Gegenden in Wäldern und auf Felsen. Die harte, faserichte, schwärzliche Wurzel treibt viele einfache, eckichte, gefurchte, rauhe Stiele, deren jeder ein einfaches, ohngefähr einen halben, auch ganzen Fuß langes, und 2 — 3 Finger breites, aufrechtstehendes lichtgelbes, glattes, zungen- oder lanzenförmiges spitziges, unten am Stiele mond- oder herzförmig ausgeschweiftes, und am Rande völlig glattes Blatt trägt; die Verlängerung des Stieles durch das Blatt selbst ist auch mit schwarzen Schuppen besetzt und rauch. Es ist aber das Blatt sich nicht immer gleich, und leidet sowohl am Rande, als am obern Ende, einige Veränderungen. Der Rand ist zuweilen mit Falten besetzt und kraus, und die Spitze theilet sich gleichsam in viele Blättchen, welche alsdann auch kraus bey einander stehen, Lingua cervina multifido folio. Wurzel und Blatt haben einen ekeln, zusammen ziehenden Geschmack, und beyde sind in vorigen Zeiten wider viele langwierige Krankheiten, und vorzüglich als auflösende und zertheilende Mittel in Verstopfung der Eingeweide angerühmet, und daraus mit Wasser, Wein oder Bier, Tränke bereitet worden. Noch jetzo bedienen sich die Viehärzte dergleichen Tränke bey dem Durchfalle und der rothen Ruhr des Viehes.

Hirse, Hirsche, eine bey uns sehr bekannte Hülsenfrucht. Man theilet sie in zottige und kolbichte oder Kolbenhirse ein. Jene, welche zottige Rispen trägt, hat die größten Körner, ist gut zu stoßen, und weiß, gelb oder schwarz. Die Kolbenhirse, welche auch Stachelhirse genannt wird, ist mehr, als eine Varietät, weil sie unverändert bleibt. Sie hat kleinere Körner, jedoch ist sie dem Vogelfraße nicht so sehr, wie die andere Art, ausgesetzt.

gesetzt. Von der Kolbenhirse hat man wieder zweyerley Arten: die gelbe, und die schwarze oder rothe. Die gelbe wird auch weiße Hirse, wegen ihrer weißen Hülse, genannt, da das ausgehülsete Korn gelb erscheinet, und durch langes Liegen außer der Hülse immer bleicher wird. Die schwarze Hirse wird auch Sprallhirse genannt; man will sie der weißen, als besser schmeckend, vorziehen. Sie ist aber schwerer zu enthülsen, als die weiße, weshalb letztere in einigen Gegenden der Churmark am meisten, und in Menge, gebauet wird. Man beschuldiget letztere, daß sie nach Kaff oder Spreu (Hülse) schmecke. Wenn man aber diese weiße Hirse, bevor sie zum Kochen angesetzt wird, mit kochendem Wasser umrühret, dieses sodann abgießet, und solches mehrmal wiederholet: so wird ihr der Kaffgeschmack völlig benommen. Es ist aber die Hirse in vielen Ländern ein gebräuchliches Nahrungsmittel, und dienet an Statt des Reißes und der Graupen, dem Landvolke, welches sich bey dieser Kost, die fast täglich da, wo sie stark gebauet wird, wo nicht als Brey, doch als Suppe genossen wird, gesund, munter und stark befindet. Auch wird aus den Hirseländern viel Hirse nach Hamburg ausgeführet, und von diesem Orte an, als Schiffmannskost, den Seeleuten verkauft. In Italien pflegt man aus der Hirse Gebackenes zu machen, welches in frischem Zustande gutschmeckend ist, nach einigen Tagen aber zähe wird. Wenn also in theuern Kornjahren die Hirse als Mehl gebraucht werden soll: so muß sie zum Roggen wie 1 zu 4; zur Gerste wie 1 zu 2 genommen werden.

Diese Frucht gedeihet am besten in einem leichten, sandigen, dabey aber feuchten und kühlen Boden. In der hiesigen Gegend wird ein nicht wenig bedeutendes Gewerbe damit getrieben, der Acker aber dazu im Brachfelde gemeiniglich tüchtig mit Kuh- oder Schweinsmist gedünget, und mit dem Spaden umgegraben, als wovon der Acker mehr, als vom Pfluge, gebessert wird. Auf einem so gut behandelten Hirseacker folgt eine der besten Roggenärndten, um so mehr, als die Hirse zweymal gejätet, und hiemit der Acker einige Jahre hindurch von Unkräutern befreyet und rein erhalten wird.

Wenn wir den Saamen von dem gemeinen, obgleich noch so gut getrockneten, Hirsegewinnst nehmen: so bringen uns immer die allermeisten Halme lauter Brand. Um nun solches zu vermeiden, werden die besten und reifsten Kolben auf dem Acker ausgesucht, abgeschnitten, in Bündchen gebunden, an einem trocknen Orte aufgehangen, und der Saame hievon zur Säezeit mit der Hand ausgerieben, bey welcher Verfahrungsart auch nicht im geringsten Brand erzeuget wird. Auf einem Morgen von 180 Quadratruthen werden 3 — 4 Metzen ausgesäet, und unsre hiebey sehr geübte Säeleute vermengen den Saamen gar nicht mit Erde, und wissen nur so viel in die säende Hand zu nehmen, daß die Saat weder zu dick noch zu dünne aufgehet. Die Einsaat geschiehet selten vor Walpurgis, weil die frühere Saat von Nachtfrösten gar leicht verdorben wird. Sollte nach der Einsaat ein Schlagregen den Acker zu fest machen, daß die Saat durch die Oberfläche nicht hervor dringen kann: so muß der Acker mit einer leichten Egge überzogen und aufgelockert werden. In der Folge sind viele Regen, nebst nicht warmer Witterung, dem Gedeihen der Frucht sehr hinderlich. Sollte der Acker übersäet, d. i. zu viel Saamen darauf gekommen

kommen seyn: so wird die Saat mit der Egge übergefahren, und damit ein Theil heraus gerissen, als welches auch zur Minderung des Unkrauts dienlich ist. Wenn nur von der Hirsenpflanze ein einziges Fäserchen der Wurzel noch in der Erde verbleibet: so wächset sie ungehindert fort; und keine einzige Feldfrucht verträgt so große Dürre und Hitze, als die Hirse.

Da unsre Gegend einen sehr krautartigen, d. i. zum Unkrauttragen geneigten, Boden hat: so jäten wir die Hirse zweymal, und fangen damit an, sobald sie 2 Zoll aus der Erde heraus ist. Zum zweytenmal wird wieder gejätet, wenn das Unkraut wieder lang genug geworden, und gemeiniglich erst einige Wochen vor der Roggenärndte. Fällt sodann nur mittelmäßiger Regen ein: so brechen die Nebenstauden des Hauptstengels bey dem Bekriechen der Jätenden leicht ab, weshalb mit diesem letztern Jäten bis auf trockne Witterung gewartet wird. Das ausgejätete Unkraut nennt man hieherum Wiethsel. Es wird wohlgetrocknet eingetragen, und im Winter ein sehr kräftiges Brühfutter fürs Kuhvieh daraus bereitet.

Die Hirsekörner werden nicht, wie anderes Getreide, zugleich reif. Man findet gemeiniglich, daß die Körner an der Spitze zuerst reif werden, wenn die in der Mitte weniger reif, und die untersten noch unreif sind. Theilt man alle Halme, Stauden oder Rispen in 5 Sorten der Reife, und findet 2 Theile nur noch gelbgrün, und zwar mehr grün als gelb, den 5ten Theil aber noch ganz grün aussehend, gleichwohl unten an der Erde eine Hand breit die Stengel welk und gelb: so kann man immer zum Abschneiden Anstalt machen, weil man besorgen muß, daß ein entstehen könnender Wind die reifsten Körner ausschlagen, und dem Eigenthümer das leere Nachsehen lassen möchte.

In einigen Gegenden wird zum Einärndten der Hirse also verfahren: Es werden die Kolben oder Rispen von den stehen bleibenden Halmen abgeschnitten, in Säcke gesteckt, nach Hause gefahren, und in der Scheune ausgedroschen. In hiesigen Gegenden aber wird die Hirse mit der Sichel kurz über der Erde abgeschnitten, eine Hand voll nach der andern auf die Stoppeln behende hingelegt, nach einigen Tagen gewendet, und hierauf also getrocknet in die Scheune gefahren und ausgedroschen. Einige fahren auch die abgeschnittene Hirse gleich nach dem Abschneiden ein, und dreschen sie aus. Die Hirse erfordert aber desto längere Zeit zum Trocknen auf dem Boden, wo sie dünner ausgeschüttet, und täglich mit der Harke umgerühret wird. Das Hirsestroh wird allemal nach dem Dreschen wieder aufs Feld gefahren, ausgebreitet, zu seiner Zeit gewendet, und wohlgetrocknet eingebunden und eingefahren. Dieses Hirsestroh wird von dem Rindviehe lieber, als alles andere, gefressen, und wird der Heufütterung gleich geachtet.

Das Enthülsen der Hirse geschiehet theils von den Müllern, theils, wie in hiesiger Gegend, in Handstampfen, womit sogar jeder Bauer versehen ist. Wird zu wenig in die Stampfen geschüttet: so zerstößt sie sich. Etwa eine halbe Metze kann das rechte Maaß abgeben. Einige dörren zuvor die zu stampfende Hirse in oder auf dem Ofen, welches jedoch bey der weißen unnöthig ist, weil sie, wie oben bereits gedacht worden, am leichtesten die Körner fahren läßt. Wie viel gestampfte Hirse von der rohen erhalten werde, läßt sich so genau nicht angeben, da die Körner in manchen

Jahren

Jahren weniger derb ausfallen, und daher beym Stampfen gar sehr in Staub und Mehl übergehen. Man kann etwa wohl überhaupt 8 Metzen reine Hirse von einem Scheffel roher Hirse auf den Mühlen bekommen; auf Hausstampfen bringt man aber mehr heraus.

In der Mark pflegt man in den zum Hirsebau tauglichen Gegenden, ein Jahr ins andere gerechnet, den Ertrag auf das 32ste Korn zu bestimmen, und also von 1 Metze Aussaat 2 Scheffel, nach Abzug des Saamens, wieder zu gewinnen. Der Vf. der Oeconomiae forensis will daher, daß bey der Detaxation der Güter die Metze Hirseaussaat wenigstens zu 2 Rthlr. angeschlagen werden solle, nämlich an solchen Orten, wo sie scheffelweise ausgesäet wird.

Das Federvieh frißt nicht nur die Hirse lieber, als andres Getreide, sondern es wird auch davon geschwinder fett, und das Fleisch bekömmt davon den besten Geschmack, weshalb das Poularderiegeflügel an großer Herren Höfen mit dieser Frucht allein gemästet wird.

Die rohe Hirse wird nie von Kornwürmern angegriffen; sie kann daher auf lange Jahre dauern, wenn sie, nachdem sie wohl getrocknet worden, gleich in Tonnen zusammen geschüttet ist. Gestampft oder enthülset aber hält sie sich nicht wohl länger als ein halbes Jahr, worauf sie von Milben angegriffen und bitter wird.

Hirsestampfen, sind entweder gewöhnliche Stampfmühlen in oder neben den Mahlmühlen, worinn die Hirse enthülset wird; oder es sind auch Handstampfmühlen, die durch Menschen bewegt werden. Diese letztern bestehen aus einem Grubenstock mit einigen Gruben, und in jeder Grube läuft ein Stämpfer oder Stämpel. Dieser liegt an sich horizontal; läuft in der Mitte an Zapfen, wenn er bewegt wird; hat vorne einen senkrechten Stämpel, der in die Grube des Grubenstocks bey der Bewegung der Stampfe greift, und die Hülsen der mehrmals mit der Hand umgerührten Hirse zerschellet, und am hintern Ende wird die Stampfe von einem Menschen mit den Füßen bewegt. Es giebt auch solche Hausstampfen, welche, gleich einer Ramme, in die Höhe gezogen werden, und die man, um die Hirse in dem Grubenstocke zu zerstoßen, wieder niederfallen läßt.

Hitziges Fieber der Pferde. Unsre gemeinen Pferdeärzte, dergleichen die Grobschmiede meistens sind, kennen nicht einmal diesen Namen, geschweige, daß sie sich auf die Cur dieser nicht seltenen Pferdekrankheit verstehen sollten.

Alle hitzige Fieber bey Pferden sind Entzündungen, oder so genannte Entzündungsfieber. Selten findet hier eine Ausnahme Statt. Sobald der Puls oder die Bewegung des Herzens bey einem Pferde heftiger, als gewöhnlich, ist: so hat es ein Fieber, mit welchem zugleich größere Hitze und geschwinderes Athemholen vergesellschaftet ist.

Hat ein Pferd entweder zu stark gearbeitet, oder ist es zu stark gelaufen, hat zu große Hitze oder Kälte ausgestanden, Hunger oder Durst gelitten, oder multrichtes, schimmlichtes und verdorbenes Heu, Stroh oder Haber gefressen, heftige Stöße oder Schläge bekommen, die ihm Schmerzen verursachen; oder hat es viel Blut verloren, im Winter sich warm gelaufen, und gleich darauf stille gestanden, und ist plötzlich kalt geworden, oder hat es im Som-

mer, bey starker Erhitzung und heftigem Schweiße, kalt getrunken; oder ist im Winter aus einem warmen Stalle in heftige Kälte heraus gekommen, und hat darinn still stehen müssen: so können hieraus mehr oder weniger gefährliche Krankheiten entstehen, die, nach der verschiedenen natürlichen Beschaffenheit der Thiere, und je nachdem das eine oder andre Eingeweide weniger stark und gesund ist, als die übrigen, verschieden sind; auch kömmt hiebey die Jahreszeit und Witterung in Betrachtung. Wenn nun die hievon entstandene Unordnung nicht auf einen Theil des Körpers, sondern auf letztern ganz wirket, und hiedurch Herz und Blutgefäße in eine stärkere Bewegung versetzt werden: so heißt diese Krankheit ein hitziges Fieber.

Die Kennzeichen der Krankheit sind diese: Zuerst bekömmt das Pferd abwechselnde Kälte oder Schaudern und Hitze. Diesen ersten Zufall bemerkt man selten, weil er gewöhnlich schon vorüber ist, wenn man siehet, daß das Pferd krank, als worauf man selten eher aufmerksam ist, als bis selbiges sein Futter verläßt, oder weniger, als gewöhnlich, frißt. Zugleich ist das Schlagen des Herzens und der Pulsadern geschwinder, als im gesunden Zustande. Ein gesundes Pferd hat in einer Minute nicht mehr als 40—45 Pulsschläge; im Fieber können sie bis auf 70 und darüber vermehret werden. Hiebey ist das Pferd auch mehr schwerfällig und stille, als gewöhnlich, läßt den Kopf und Hals hängen, die Augen sind matt und heiß, zuweilen halb geschlossen, oft voll Wasser; Maul und Zunge trockner, als im gesunden Zustande, oder auch schleimicht und unrein; die Hautausdünstung ist vermindert, als welches an der größern Spannung oder Härte der Haut erkannt wird; die Haare sind weniger glänzend, indem sie sich in die Höhe heben, und nicht glatt auf dem Leibe liegen, als an welchem Zustande der Haare man ein gewisses Kennzeichen der unterdrückten oder verminderten Hautausdünstung, die zur Erhaltung der Gesundheit so unentbehrlich ist, hat. Das Athemholen nimmt beynahe an Geschwindigkeit in gleichem Verhältnisse mit dem Pulse zu. Die aus den Lungen durch die Nase getriebene Luft ist wärmer, als gewöhnlich. Die Ohren sind heiß; oder abwechselnd, bald heiß, bald kalt. Der Urin ist im Anfange klar, wie Wasser, oder auch stärker gefärbt, als im gesunden Zustande. Mit diesen Zufällen ist gewöhnlich eine Verstopfung verbunden, oder die Oeffnung ist geringer und trocken. Das Pferd achtet in diesem Zustande auf nichts, was um ihn her vorgeht, und ist unempfindlich gegen Strafe und Zureden. Eine Abnahme dieser Zufälle deutet auf einen guten Ausgang der Krankheit, das Gegentheil auf einen schlimmen. Wenn der Koth des Pferdes natürlich ist, und der Urin, der erst klar wie Wasser war, dick und trübe wird, so zeiget dieses eine Abnahme der Krankheit an. Das dem Pferde abgelassene, und in ein Gefäß aufgefaßte, Blut hat eine dicke, gelbe Haut, die wie Speck aussiehet, und das geronnene Blut hat nur wenig Wasser.

In diesem Zustande muß das Pferd also behandelt werden: Man öffnet augenblicklich eine Ader, am liebsten die so genannte Lungenader, und läßt, wenn es ein großes Pferd ist, 3—4 Pfund; ist es aber kleiner, 2 bis $2\frac{1}{2}$ Pf. Blut auslaufen. Alsdann bedeckt man das Pferd mit einer Decke, und setzt ihm im Stalle einen Eymer voll Wassers, mit 3 Händen voll Gerstenmehls und einem halben Pfunde Essig vermischt,

mischt, hin, davon es so viel, als es will, trinken kann. Hat es dieß ausgetrunken: so setzt man selbigem noch einen Eymer voll hin. Will das Pferd nicht trinken: so setze man ihm desto öfter Klystiere, 3 — 4mal des Tages. Sie müssen aus reinem Wasser, mit ein wenig Leinsaamen gekocht, und 1 Lothe Salpeter bestehen. Indem man das Pferd wider seine Neigung zum Trinken nöthigen will: so ermattet man es nur vergeblich, und benimmt ihm durch seinen Widerstand zu sehr seine Kräfte. Hienächst bereitet man folgendes Pulver: Nimm 4 Loth Salpeter, oder, wenn dieses nicht bey der Hand ist, doppelt so viel Spießpulver; 4 Loth gestoßenen Weinstein, und 8 Loth Küchensalz, und mische es. Dieses Pulver kann man mit ½ Pfunde Honig vermischen. Man giebt zweymal des Tages dem Pferde einen vierten Theil davon.

Vermindert sich das Fieber in 2 — 3 Stunden nach dem Aderlassen nicht: so wiederholt man letzteres, um das Herzklopfen und das beschwerliche Athemholen zu vermindern. Wenn noch überdieß das durch die erste Aderlasse abgelassene Blut sehr hart und dick, auch die gelbe Haut auf demselben zähe und dick ist: (denn es ist nicht ungewöhnlich, sie über 3 — 4 Finger dick anzutreffen) so muß man schlechterdings wieder zur Ader lassen, und es nachher jede fünfte oder sechste Stunde wiederholen, bis das Blut flüßiger wird, mehr Wasser absetzet, und das Athemholen ruhiger und natürlicher wird. Ist das Fieber nach Verlauf von 3 oder 4 Tagen in etwas gestillet: so giebt man dem Pferde jeden Morgen 1 Loth von folgendem Pulver: Nimm zerstoßene Wacholderbeeren 2 Loth; Enzianwurzel oder Bitterkleeblätter 2 Loth, und Salpeter 1 Loth.

Hitzigkeit und Entzündung der Augen der Pferde. Wenn das Pferd rinnende Augen bekömmt, und solche zugleich dick und trübe werden, die Augenlieder schwellen, und die Augen schmerzen: so ist dieß eine Entzündung. Ist sie nur unbedeutend: so kann man sie durch bloßes Waschen mit kaltem Wasser heben. Zuweilen nimmt sie aber dergestalt zu, daß das Auge mit einem rothen Gewächse oder einer Geschwulst überzogen wird. Durch Aderlassen, Laxieren, Haarschnüren am Halse, und Baden des Auges in kaltem Wasser, in welchem ein wenig Alaun, 1 Quentchen zu einem halben Pfunde Wassers, aufgelöset worden, und mit dem Augenwasser No. 16., hebt man diese Krankheit. Ist die rothe Geschwulst stark, und will sich durch diese Mittel nicht zertheilen lassen: so muß man mit einer Lanzette, oder einem scharfen Messer, kleine, nicht tiefe, Einschnitte in die Geschwulst machen, bis sie zu bluten anfangen. Alsdann badet man es mit dem Augenwasser No. 14 oder No. 16. Ist die Entzündung nur geringe: so ist es zuweilen hinlänglich, es bloß mit dem Augenwasser zu baden; wird hingegen das Pferd zu gewissen Zeiten blind und wiederum sehend, und wechselt dieß alle 3 — 4 Wochen ab: so nennt man diesen Zufall das Mondblindseyn oder die monatliche Blindheit, und hier ist es gut, das Pferd, innerhalb 14 Tagen, ein- oder zweymal mit dem Laxiertranke No. 12. abzuführen, und täglich von dem Kropfpulver No. 11. nehmen zu lassen. Uebrigens braucht man die übrigen Mittel gegen die Augenentzündung.

Hochbeschlagen, ein trächtiges oder tragbares Thier, welches nun bald setzen will.

Hochgarne, gewöhnliche Klebenetze, worinn die beschlossenen Feldhühner gefangen werden.

Hoch gehet der Hirsch, nach der Jägersprache, wenn der Hirsch völlig verendet hat, und also gut bey Leibe ist.

Hochwildpret, alles zur hohen Jagd gehörige Wildpret.

Hohe Netze, Netze, die zum Schnepfen- und Hühnerfange gebraucht werden, und eine ansehnliche Größe haben, indem sie 50 Ellen lang, und mehr als 15 Ellen hoch sind.

Hoher Ofen, ein Schmelzofen, worinn das Eisenerz ausgeschmolzen wird. Es giebt auch dergleichen zu Silber- und Bleyerzen.

Hohlbohrer, ein Bohrer, dessen hohle Klinge oder Eisen eine Krümmung und Rundung hat, welche die Hälfte einer Walze schon überschreitet.

Hohlkehle, Hohlleiste, ein Glied in der Baukunst, welches mit seiner Breite und Tiefe nach einem halben Cirkel, oder auch nach einem Quadranten, ausgehöhlet ist. Bey den Tischlern heißt jede nach einem Zirkelbogen ausgehöhlte Rinne einer Verkehlung oder eines Gesimses also.

Hohltreppe, eine Wendeltreppe, deren Spindel ein hohler, dicker Pfeiler ist, worinn ein fahrender Stuhl füglich auf- und abgehen kann. Dieser dicke Pfeiler dient dazu, daß die Treppe brauchbarer ist, als diejenigen Wendeltreppen, die eine dünne Spindel haben, weil die Staffeln bey einem dicken hohlen Pfeiler breit genug zum Auftritt bleiben können; welches bey einer dünnen Spindel nicht Statt findet.

Hohlwerk, ein, nach alter Art, mit Hohlziegeln, Statt der Flachziegeln, bedecktes Dach, im Gegensatz des Flachwerks.

Hohlziegel, Kehlziegel, hohle Ziegel, die zur Bedeckung des Forstes und der Einkehlung, oder schrägen Vertiefung eines Dachs gebraucht werden.

Holländische Bleiche. Die in Schlesien, oder andern Orten Deutschlands, gewebte Leinwand wird von den Holländern aufgekauft, und zu einer vorzüglichen Weiße gebracht. Sie weichen selbige 24 Stunden in einer schwachen Aschenlauge ein, und machen alsdann eine Lauge von guter Waidasche, die sehr klar ist; diese wird bis zum Sieden heiß gemacht, und auf die in einem Gefäße eingeschichtete Leinwand gegossen. Hierinn bleibt sie 4 Tage liegen, alsdann wird sie heraus genommen, gedachte Lauge heiß gemacht, und die Leinwand mit schwarzer Seife gut gewaschen. Man spület sie sodann sehr gut aus, und walket sie mit Butter- oder andrer saurer Milch. Man hat hierzu auf großen Bleichen eine eigene Maschiene; sonst aber wird die Leinwand nur in der Milch mit hölzernen Keulen gestampfet. Dann wird die Leinwand 8 Tage auf die Bleiche gebracht, öfters begossen, wieder 24 Stunden in Waidaschenlauge eingeweicht, und hiemit das vorige wiederholet. Wenn alle diese Arbeiten dreymal wiederholet sind: so hat die Leinwand die verlangte Weiße.

Holländischer Kamin. Dieser hat einen Heerd mit dem Fußboden gleich, und die Oeffnung ist höher als breit, weil in solchem Kamine gemeiniglich Torf aufgethürmet wird.

Holländisches Leder, ist lohgahres Leder, und wird zu Pferdegeschirren, zum Reitzeuge, zu der äußern Verkleidung der Kutschen und andern Dingen mehr gebraucht. Das meiste Holländische Leder wird von Roßleder, und nur weniges von Rindsleder, gemacht.

Holländische Windmühlen. Diese Mühlen unterscheiden sich von einer gemeinen Windmühle also: Erstlich ist nicht das ganze Mühlenhaus, sondern nur die Haube, nebst den Flügeln und dem Kammrade, beweglich. Daher stehen diese Mühlen nicht auf einem Bock, sondern gewöhnlich auf einem massiven achtkantigen Hause, über welchem um die eigentliche Mühle eine Gallerie gehet. Zweytens sind diese Mühlen weit höher und gräumiger, als die Bockmühlen. Daher können auch mehrere Gänge in einer solchen Mühle, auch Lohe- Säge- und Graupenmühlenwerke, angebracht werden. Die Haube dieser Mühlen steht auf Rollen, und wird, mittelst eines horizontalen Hebels an der Haube, eines Seils, und einer Winde, die durch das Seil mit dem Hebel vereiniget wird, und die auf der Gallerie steht, nebst den Ruthen und dem Kammrade, nach der Richtung des Windes, umgedrehet. Es ist nicht unumgänglich nöthig, daß diese Mühlen, gleich den Bockmühlen auf einem Berge stehen. Gewöhnlich hat das Mühlenhaus verschiedene Stockwerke über einander.

Holm, Hulben, Riegel oder Balken, wodurch Ständer oder Pfähle oberhalb vereiniget werden. So heißen z. B. die Jochträger bey Brücken gleichfalls Holm, weil sie unmittelbar auf den Brückenpfählen liegen, und solche vereinigen.

Hollunder, Sambucus. Diese Pflanzengattung begreift drey dauerhafte, im Winter unbelaubte Bäume und Sträucher, und eine perennirende krautartige Pflanze unter sich, welche, außer dem von einigen Arten zu erwartenden ökonomischen Nutzen, in der Gärtnerey zur Vermehrung der Mannichfaltigkeit angewandt werden können.

a) Baumige und strauchige Arten.

I. Schwarzer oder gemeiner Hollunder, Flieder, Holder, S. nigra. Ist bey uns überall zu finden. Abarten:

a) Weißbeeriger gemeiner Hollunder, S. fructu albo; unterscheidet sich von dem gemeinen schwarzen Hollunder durch seine weiße Beeren, durch die weißere Rinde seiner jungen Schüsse; durch die weißere Farbe, zu welcher seine Knospen Anfangs geneigt sind; durch die bläßere grüne Farbe seiner Blätter, und endlich dadurch, daß er im Ganzen einen nicht so starken unangenehmen Geruch von sich giebt, ob er schon etwas von demselben an sich hat.

b) Grünbeeriger gemeiner Hollunder. Seine Beeren sind grün; die Rinde seiner jungen Schüsse ist mehr dunkelgrau, als die der weißbeerigen Sorte; und seine Knospen haben Anfangs beynahe eine so dunkle Farbe, als die der schwarzbeerigen Sorte.

c) Petersilienblättriger Hollunder; unterscheidet sich von der ersten Sorte nur in Ansehung seiner Blätter, welche so zerrissen sind, daß sie einigen Petersilienarten gleichen.

d) Gelbgestreifter gemeiner Hollunder, und

e) Weiß gestreifter gemeiner Hol-

lunder. Diese beyden Sorten unterscheiden sich von der gemeinen Sorte durch die farbigen Streifen ihrer Blätter.

f) Weißbestaubter Hollunder. Diesen machen seine Blätter, welche gleich als mit Bimsensteinpulver gepudert oder überstäubt sind, merkwürdig.

Alle diese Abarten des gemeinen Hollunders treiben sehr starke Schüsse, welche mit einem weißen Marke angefüllet sind, die jedoch, so wie sie im Alter zunehmen, nach und nach holzig, und endlich ein festes, sehr hartes, und zu mancherley Arbeiten brauchbares Holz werden. Sie kommen auch alle in einer jeden Lage fort. Der gewöhnlichste ist der gemeine schwarze Hollunder, welcher bisweilen als ein hochstämmiger Baum (um ihn hoch zu ziehen, müssen die aus der Wurzel hervor kommende Ausschößlinge immer aus- oder weggenommen werden,) zwischen Forstbäumen gepflanzt; noch öfterer aber, wegen seines sehr schnellen Wuchses, zu geschwind anzulegenden Außenhecken genutzt; oft auch, seiner zu Hollunderwein und zu Mus zu nutzenden Beeren wegen, einzeln gepflanzt wird. Von seinem Gebrauche in der Arzneykunst soll zulegt das Nöthige beygebracht werden.

II. Traubenhollunder, rother Kammholder, Berg- oder Hirsch- oder Wald- oder wilder oder rother Hollunder, S. racemosa, rubra du Ham. Vaterland: das südl. Europa. Stamm: baumig, ästig, die Rinde der jungen Schüsse röthlich, die Knospen im Winter groß, aufgeschwollen, und von höherer rothen Farbe. Blätter: gefiedert. Die röthlichen Zweige dieses Baums, und seine großen rothen aufgeschwollenen Knospen geben ihm im Winter zwischen andern Bäumen ein sonderbares und edles Ansehen; und im Frühjahre scheint er als Blumenstrauch sogar mit allen andern zu wetteifern, weil er im Apr. und im Anfange des May auf den Enden eines jeden Gelenkens seiner letztjährigen Schüsse mit zusammen gesetzten Blumentrauben pranget, welche eyrund sind, und also eine bey zusammen gesetzten Blumen eben nicht gewöhnliche Form haben. Die eyrunden hochscharlachrothen Beerentraubenbüschel, welche die Blumen hinterlassen, sind am meisten auffallend und reizend. Die Blumen hinterlassen zwar nicht allezeit Beeren; wenn sie es aber thun: so übertrifft dieser Baum, wegen der Farbe derselben, und wegen der Form der Beerenbüschel, welche gewiß ein jeder für außerordentlich schön anerkennen muß, alle andere Bäume an Schönheit.

III. Canadischer oder Nordamericanischer niedriger Hollunder, S. Canadensis. Stamm: strauchig, ästig, mehr niedrig wachsend, als die vorher gehende Arten, selten über 8 — 10 Fuß hoch, die jungen Schüsse röthlich. Blätter: fast doppelt gefiedert. Blumen: gegen die Enden der Zweige zu, hinterlassen schwärzlich rothe Beeren, zwar nicht so unangenehm schmeckend, als die gemeinen schwarzen Hollunderbeeren, dennoch aber medicinisch schmeckend, die dem ohngeachtet von vielen gern gegessen werden; daher auch wohl der Baum eßbarer Hollunder genannt wird.

Alle diese Hollunderarten werfen ihr Laub im Herbste ab, kommen allenthalben leicht fort, blühen meistens im Sommer, außer der Traubenhollunder, welcher gewöhnlich schon im April anfängt zu blühen. Sie können alle in große Verzierungsplätze gepflanzt, jedoch nur sparsam angebracht werden, zumal der gemeine schwarze Hollunder. Dieser macht in der Flor ein herrliches

liches Ansehen, wenn er einzeln, oder eine kleine Gruppe von ihm, in einiger Entfernung von einem der Einsamkeit gewidmeten Platze, stehet; oder man lasse eine nur von ferne in die Augen fallende spitzige Ecke einer Pflanzung mit einem einzigen solcher Bäume sich endigen. In Sanssouci findet man ihn unter den Hecken, weil der König, Friedrich der Große, den Geruch der Blüthe liebte, und gern dabey verweilte, indem der starke Geruch der Blüthe im Freyen weniger beschwerlich ist.

Alle diese gedachte Arten können durch die Wurzelbrut und durch abgeschnittene Zweige vermehret, aber auch aus Saamen gezogen werden. Junge letztjährige Schüsse, in Längen von 1 — 2 oder 5 — 6 Fuß zerschnitten, schlagen, zumal in einem feuchten Boden, sehr leicht Wurzeln, und können vom Oct. bis ins Frühjahr gesteckt werden. Man nehme aber solche junge Schüsse, die nicht mehr grün und saftig, sondern schon ein wenig holzig geworden sind. Sind sie aber für eine Pflanzschule bestimmt: so schneide man sie in lauter Längen von 3 Gliedern, setze 2 dieser Gelenke in die Erde, und lasse nur eins über derselben. Sie schlagen im Frühjahre sehr leicht Wurzeln, treiben aus dem über der Erde gelassenen Gelenke in die Höhe, und müssen hernach so gezogen werden, wie man sie verlangt, entweder hochstämmig mit einem einzelnen Schafte, oder buschig und strauchähnlich. Will man aber Hecken anlegen: so schneide man von dem gemeinen Hollunder Zweige in solche Längen, in gewissen Fällen aber auch 3, 5 — 6 F. lange, und noch längere Hollunderschüsse, und zwar in einen feuchten Boden, oder an die Seiten der Wassergräben, wenn man gern sobald als möglich hochstämmige Bäume mit reichlich Beeren tragenden ausgebreiteten Kronen ziehen, oder wenn man einen lebendigen Zaun gern sogleich im Stande haben möchte. In diesen Fällen stecke man Stücke von den jetzt genannten Längen 1½ — 2 F. tief in die Erde, die zu hochstämmigen Bäumen 10 — 15 Fuß weit von einander; die zu Hecken aber nur 1 F. weit von einander, und zwar entweder kreuzweise oder schräge. Man mache aber für solche lange Schnittlinge mit einem langen, vorne mit Eisen beschlagenen, Pflanzholze, oder mit einer eisernen Stange, erst Löcher in die Erde; wie wohl man sie auch, wenn es ein feuchter, weicher und tiefer Boden ist, zumal diejenigen von mittlerer Länge, sogleich zu der gehörigen Tiefe einstoßen kann, wenn man ihre Enden ein wenig zuspitzet.

Von dem gemeinen schwarzen Hollunderbaum nützet man fast alles in der Arzneykunst; er zertheilet die stockenden Feuchtigkeiten, und vermehret fast alle Ausführungen des Leibes; er treibt nicht allein Schweiß und Urin, sondern er öffnet auch den Leib und erreget Brechen. Die grüne Schale wirket vornehmlich auf die Gedärme, und führet durch den Stuhlgang häufiges Wasser ab, daher man den ausgepreßten Saft bey der Wassersucht empfohlen hat. Der äußerliche Gebrauch dieser Schale zertheilet das stockende Blut; man leget sie auch frisch bey der Rose, bey Brandschäden und harten Brüsten auf, und wendet sie zur Linderung der Kopf- und Gichtschmerzen an. Die im Frühjahre hervor treibenden Sprossen sollen zwar, wie einige vorgeben, gelinder als die Rinde wirken, nnd daher auch als Sallat zu gebrauchen seyn; Haller und Cranz versichern aber, daß sie auch also gegessen heftigen Stuhlgang erregen; daher man mit solchen

Sachen

Sachen behutsam umgehen muß. Ein Umschlag aus den gestoßenen Blättern soll, wie Cranz versichert, die wässerichte Geschwulst vertreiben, bey Entzündungen und Verhärtungen aber schädlich seyn; dergleichen Umschlag lindert auch die Schmerzen bey der güldnen Ader, und die ganz frischen Blätter pflegt man auf den Kopf zu binden, um dadurch die Schmerzen zu lindern. Die Blumen wirken gelinder; und obgleich die frischen den Stuhlgang befördern, geschiehet doch dieses viel weniger von den getrockneten, die dergleichen reizendes Wesen ganz verloren; sie besitzen eine zertheilende, erweichende und schmerzstillende Eigenschaft; besonders wirken sie durch eine vermehrte Ausdünstung, man mag sie äußerlich auflegen, oder als einen Thee trinken; auch kann man das davon abgezogene Wasser zu gleichem Zweck gebrauchen. Sie dienen bey Entzündung, Flüßen, Gichtschmerzen, Krämpfen, Mutterbeschwerung und bey Fiebern, sonderlich wenn ein Ausschlag damit verbunden ist. Auch in dem Seitenstechfieber werden diese Blumen gelobet. Man will auch angemerket haben, daß sie die Milch bey den Säugenden vermehren. Der Essig, worinn diese Blumen geweichet werden, kann den Appetit vermehren, und die schwimichten Säfte des Magens auflösen; auch dienet solcher äußerlich als ein Umschlag bey allerhand Flüssen und Kopfschmerzen. Die unreifen grünen Beeren werden von einigen mit Essig und Salzwasser eingemacht, und an Statt der Kapern gebrauchet. Die Beeren haben mit den Blumen fast einerley Wirkung, nur die lindernde Eigenschaft fehlet. Das daraus bereitete Mus zertheilet kräftig, macht das stockende beweglich, und vermehret Schweiß und Urin; die Bauern halten es für eine allgemeine Hausarzney; es dienet wegen seiner seifenartigen Mischung, nicht nur bey langwierigen, sondern auch, wegen des säuerlichen Wesens, bey hitzigen Krankheiten, indem es der Fäulniß kräftig widerstehet, das Blut und die übrigen Säfte reiniget, und alles Schädliche ausführet. Mit dem Safte der Beeren kann die Leinwand braun gefärbet werden. Auch geben die Beeren dem Weine einen Muscatengeschmack; und daß aus selbigen ein besonderer Wein entweder vor sich allein, oder mit andern Säften von Birnen, Johannisbeeren u. dergl. bereitet werden könne, ist in unsern Haushaltungen eben nicht so unbekannt mehr, da dieser Wein theils für gesund gehalten wird, theils auch viel Feuer enthält.

b) Krautartige Art.

IV. **Zwerghollunder, Attich, Sommerholder, Niederholder**, S. humilis. Ist nicht von so starkem Wuchse, die Stengel dünner und niedriger, die Blätter nicht so groß, dagegen aber sehr schön, in schmale Abschnitte zerschnitten, und die Blumen weiß. Er vermehret sich durch seine kriechende Würzeln außerordentlich, und muß also, so oft es nöthig ist, umher abgestochen, und in Schranken gehalten werden. Seine Vermehrung geschiehet im Herbste durch Zertheilung. Jedes Stückchen pflegt anzuschlagen, weil er in jedem Boden und in jeder Lage fortkömmt. Wird er aber für die Officin unterhalten: so muß er um jedes andere, spätestens aber um jedes dritte Jahr aufgenommen, und jedesmal aufs neue wiederum so viele seiner Ableger 3 F. weit von einander gepflanzt werden, als man verlangt, und diesen überdem die neuen Ableger, so wie sie hervor kommen, genommen werden.

Dieser Zwerghollunder kömmt in allen

seinen Theilen mit dem gemeinen in Ansehung der Wirkungen, und des nützlichen Gebrauchs, überein; ja es soll selbiger noch stärker wirken, besonders hat man die Rinde wider die Wassersucht empfohlen. Da sie aber leicht schaden kann: so entbehre man lieber dieser Art, und behelfe sich mit dem gemeinen Hollunder. Die Beeren färben blau. Wenn man den Saft davon mit Weinessig vermischet, wird ungekochte Leinwand himmelblau gefärbet. Man kann auch auf gleiche Art das Leder damit blau färben.

Holz. Wenn nicht von wissenschaftlicher und forstmäßiger Abtheilung der verschiedenen Holzarten die Rede ist: so kann man sie dreyfach abtheilen: 1) In Ansehung der verschiedenen Dichtigkeit theilet man die Holzarten in harte und weiche ab. Zu den harten gehören: die Eiche, die Büche, der Ahornbaum, der Rüster oder Ulmbaum, der Apfel- Birn- und Pflaumenbaum. Zu den weichen Holzarten rechnet man dagegen: die Birke, Linde, Esche, Erle, Fichte, Kiefer, Tanne, und andere mehr; 2) in Ansehung der Seltenheit und Schönheit theilt man die Hölzer in gewöhnliche und edle ab. Jene sind diejenigen, die in einer Gegend am häufigsten wachsen, wie z. B. bey uns das Kiefern- und Fichtenholz; die edlen und seltenen wachsen, wenigstens zum Theil, häufiger in andern Gegenden, wie z. B. das Holz des Welschen Nußbaums, die Masern von aller Art; die besten aber kommen aus weit entfernten Ländern, wie Buchsbaumholz, Cedernholz, Mahagoniholz u. s. f. 3) In Ansehung des verschiedenen Gebrauchs der Holzarten kann man sie wieder mannichfaltig abtheilen: **Bauholz** ist in hiesiger Gegend Fichten- und Eichenholz; **Schiffbauholz** oder so genanntes **Kaufmannsholz** an Balken- Krumm- und Knieholz; **Nutzholz** ist zu einem gewissen Gebrauch ausgesuchtes und bereits meistens in den Wäldern vorbereitetes Holz von besonderer Güte; hiezu gehöret das Holz für Stellmacher, Stab- und Bodenholz für Böttcher u. a. m. **Brennholz**, welches gemeiniglich eingetheilet wird in **Klobenholz**, welches in großen Scheiten in Haufen aufgesetzt wird, und in **Klafterholz**, das in kleinern Scheiten, welche entweder **Kernscheite**, oder **Stockscheite** sind, nach Klaftern aufgesetzt und gemessen wird, und in **Kleppel** oder **Knippel**. Davon ist das **Schockholz** noch zu unterscheiden, welches meistens von den Aesten der gefällten Bäume gemacht, und schockweise verkauft wird, und das in Bunde oder Wellen gebundene Reißholz, welches man **Reißwellen** oder **Bundholz** zu nennen pflegt, und vom Schlag- oder Unterholze gemacht wird. In solcher Abtheilung aber können Gegend und Umstände manches ändern.

Holzasche, die Asche von Holz; im Gegensatz der Soda von Kräutern. Von den härtesten Hölzern erhält man die beste und schärfste Asche. Die auf dem Feuerheerde und im Stubenofen erhaltene Asche ist vermischt und unrein, weshalb die Pottaschsieder und Glashütten Asche von besondern Aschenbrennern schwelen oder brennen.

Holzbar machen, eine Blöße im Walde wieder mit Holz auffliegen lassen, daß sie zu seiner Zeit wieder geholzet oder abgetrieben werden kann.

Holzbock, ein Gerüst von Holz, welches aus 2 Kreuzen bestehet, die in der

Mitte durch einen langen Riegel verbunden sind, und worauf man das Brennholz zum Zerschneiden oder Durchsägen leget.

Holzbock, eine Art käferartiger Insecten, welche lange Fühlhörner, nach Art der Bockshörner, gekrümmt tragen, und sich als Würmer im Holze aufhalten.

Holzdeich, ein Deich, welcher am Fuße mit Holz bekleidet ist.

Holzerde, Modt oder **Moth**, in Verwesung gegangenes Holz, welches sich in eine Art Erde verwandelt. Man findet sie in alten ausgehöhlten Bäumen in den Wäldern und sonst, wo das Holz liegen bleibt, und wo es theils durch eine eigene, theils durch die äußerliche Feuchtigkeit und Wärme verfaulet. Sie ist eine unvergleichliche gute Gartenerde, besonders zur Blumencultur; nur hat man bemerket, daß sich darinn viele Gewürme erzeugen und aufhalten. Um letzteres zu verhindern, kann man dergleichen Erde an der Sonne recht austrocknen, oder, noch besser, in den Backofen nach ausgezogenem Brodte bringen, damit alle Wurmbrut durch die Ofenhitze ertödtet werde.

Holzheher, Waldheher, Hatzler. Dieser einheimische bekannte Vogel nistet in unsern Wäldern und Vorhölzern, auch wohl in hohlen Bäumen, nicht hoch, und hat 5 — 7 Junge, die er mit Raupen und Würmern äßet. Im Herbste suchet er Eicheln, damit stopfet er sich den Hals voll, trägt sie in hohle Bäume, verpackt sie in Moos, und sucht sie im Winter wieder hervor. Von ihm kommen die auf Wiesen, Viehtriften, und in Nadelhölzern hervor wachsenden jungen Eichen her, indem er öfters im Fliegen über solche von Eichen weit entfernte Oerter Eicheln verlieret oder fallen läßt, daß sie sich beym Auskeimen von der Winterfeuchtigkeit mit ihren Wurzeln in die Erde einbohren, und fortwachsen können. Eben dieser Vogel sammelt sich auch wildes Obst. Und da er ein Raubvogel ist: so passet er auch den kleinen Vögeln auf, fängt und frißt sie. Dieserhalb stößt er gern auf kleine Vögel in die Heerde, und wird daselbst gefangen. Er ist gelehrig, und kann dahin gebracht werden, allerley zu plaudern.

Holztaube, ist etwas kleiner, als die bekannte wilde Taube, die man Ringeltaube nennt. Sie ist an Farbe dunkelblau, sonderlich am Kopfe und Rücken, bis an den Schwanz. Die Flügel sind auch bläulicht, mit etwas Dunkelgrau und aschfarbigen Flecken vorne vermischet. Auf den kurzen Schwingfedern sind schwarze Striche. Sie kömmt zu uns, sobald sich der Schnee verliert, im Hornung und März, und suchet auf den Feldern die Körner der frühen Sommersaaten, auch den Saamen von Fichten, da sie in Ansehung des letztern, wann sie schaarenweise auf die besäeten Flecke einfallen, vielen Schaden an der Aussaat anrichten kann. Sie nistet gemeiniglich in hohlen Eichen, daher man ihre Gattung auch Hohltauben oder Lochtauben zu nennen pflegt; sie brütet zweymal im Jahre, und bringt jedesmal zwey Junge aus. Ihr Wildpret ist schmackhafter, als das Fleisch der Haustauben; im August sind sie in ihrer besten Feiste. Um sie sodann zu pürschen, stellet man sich in den Vorhölzern, unter oder neben den großen Bäumen, an, und erwartet sie mit der Flinte, wenn sie gegen die Abendzeit von den Kornfeldern in Haufen zurück kommen, und die Nacht zusammen auf einem Baume zubringen wollen.

Honig, das herrliche Product, welches von den Bienen aus vielerley Arten von Blumen in ihre Behältnisse zusammen getragen wird.

Man theilet den aus den Stöcken oder Körben der Bienen ausgeschnittenen Honig in Raaß- und Seim- oder Säumhonig. Jener ist derjenige, welcher in den Honigtafeln, welche Raaß genannt werden, sich befindet, und in dem Raaße oder den Honigtafeln gelassen, und darin aufbewahret wird. Dieser Honig wird in seinen Tafeln zu Tische gebracht, und von Liebhabern, Statt der Butter, zum Brodte verspeiset. Je weißer, länger und breiter diese Honigtafeln sind, desto mehr zieret er nicht nur den Tisch, sondern hat auch dann einen desto bessern Geschmack. Fehlt es an weißen Honigtafeln, die man von der Sommer- oder Herbstzeidelung erhält: so begnüget man sich mit den weniger weißen oder hellbraunen Tafeln. Raaßhonig von dunkeln, schwärzlichen Tafeln, der sich in alten Körben oder oben im Kopfe befindet, werden gemeiniglich zum Seimen bestimmet.

Seimhonig wird nicht überall auf gleiche Weise bereitet, und ist daher von verschiedener Güte in Ansehung des Geschmacks und der Farbe. Der schlechteste ist derjenige, wenn die ausgeschnittenen Honigtafeln in den Kessel geworfen, zum Kochen gebracht, und sodann ausgepreßt werden. Hier nun kann es bey starkem Feuer gar leicht versehen werden, daß der ins Kochen gebrachte Honig von seiner Süßigkeit verliert, branstig schmeckend, und schwärzlich aussehend gemacht wird. Diejenigen verfahren besser, welche den Raaß gelinde aufkochen lassen, ihn fleißig umrühren, und den flüßig werdenden Honig nach und nach so lange abschöpfen, bis sie ihn, mittelst eines Durchschlags, in die Aufbewahrungsgefässe hinein gehen lassen, und das zuletzt im Kessel übrig bleibende Raaß auspressen. Dieses ist das Verfahren gemeiner Bienenväter, die bey einer starken Bienenzucht bald mit dem Honigseimen fertig seyn wollen, und den gewonnenen Honig zum Verkauf in die Städte bringen, wo er meistens von den Pfefferküchlern zu Honigkuchen verbraucht wird.

Eine bessere Art, den Honig zu seimen, und solchen besser schmeckend zu gewinnen, ist diese: Man thut in einen Topf, der unten am Boden einen Zapfen hat, erstlich die reinsten und schönsten Honigtafeln, welche weder leeres Wachs noch Brut, todte Bienen, oder so genanntes Bienenbrodt, in und an sich haben, und davon gereiniget sind, verwahrt den vollen Topf mit dem Zapfen, setzt ihn über ein ziemliches Feuer in einem Kessel, in welchem heißes Wasser ist, und rührt den Honig einigemal um, bis er zergangen ist. Hierauf hebt man den Topf aus dem Wasser, zieht den Zapfen ab, und läßt den zergangenen Honig durch ein klares, mit heißem Wasser warm gemachtes, leinenes Tuch in ein untergehaltenes reines Geschirr laufen. Will nichts mehr nachgehen: so wird es wieder in den Kessel gesetzt, umgerührt, und abermals durchgelassen. Wenn das Beste heraus ist: so legt man das übrige Geringe auch in den Topf, verfährt damit, wie mit dem vorigen, nur das man den durch das Tuch laufenden Honig in ein besonderes Gefäß laufen läßt. Wenn nun nichts mehr aus dem Zapfenloche heraus will: so wärmt man das zurück gebliebene Dicke nieder im Kessel, schüttet es in einen mit heißem Wasser warm gemachten leinenen Beutel oder Sack, und preßt es

vollends aus; es muß aber auch die Presse auf gleiche Art vorher mit heißem Wasser wohl erwärmet seyn. Den, auf zuerst besagte Weise erhaltenen, Honig nennt man den Vorlaß, und den darauf folgenden den Nachlaß. Jede Art muß vor sich allein gelassen, und nicht unter einander gemischt werden. Man kann auch zum Vorlaß mehr denn ein Tuch zur Hand nehmen, indem bey vielem Honig die Tücher sich leicht verstopfen, und das geschwindere Durchlassen verhindern, oder feine Hülsentheile, welche dem guten Geschmacke des Vorlasses Eintrag thun können, mit hindurch ziehen. Diese durchgelassenen Arten des Honigs thut man in Aufbewahrungsgefäße, welche entweder gut gebrannte irdene, oder steinerne Töpfe, oder reine und wohl ausgebrühete hölzerne Gefäße seyn können. Die Hefen oder zurück gebliebenen Hülsen wäscht man, nebst dem, was sich in den Tüchern oder Säcken angehänget hat, in heißem Wasser wohl aus, um davon Meth oder Essig zu machen. Was nun endlich nach dem Auswaschen zurück bleibt, wird in einem Kessel mit Wasser, nachdem die leeren Wachstafeln hinzu gethan worden, als Wachs (s. dieses) ausgepresset. Sind die Tage warm und nicht regnicht: so werden die ausfliegenden Bienen, von dem Honiggeruche angelockt, durch den Schornstein in die Küche kommen; daher das Seimen des Honigs bey früher oder später Tageszeit, wenn die Bienen in den Körben ruhig sind, am besten unternommen wird.

Auf eine andere Art kann das Honigseimen also geschehen: Man setzt zween Feuerböcke auf einen Heerd, gegen einander, legt zwey Schieneisen nahe zusammen darauf, thut den Honig in Milchäsche, welche Löcher mit Zapfen haben, setzt sie mit dem Honig auf die Schieneisen, und macht ein gelindes Kohlenfeuer darunter, daß der Honig zergehen muß. Dieses geschiehet desto eher, wenn die Honigtafeln mit einem feinen Messer eingeritzet, und in kleine Stücken, deren aber nicht zu viele auf einander liegen müssen, zerschnitten werden. Das folgende Verfahren mit dieser Art des Seimens ist wie bey der vorher gehenden.

Wenn der Honig sich in den Aufbewahrungsgefäßen gesetzt hat: so kömmt das Raaß, oder alles Unsaubere, welches mit durchgegangen ist, oben hervor. Dieses nimmt man mit einem Löffel, bis auf den lautern Honig, hinweg, und verbraucht es zu Meth, Essig oder zur Gesindekost.

Wenn mit dem Vorlaß gut verfahren wird: so wird er weit weniger den gemeinen Honig- oder Wachsgeschmack, als der Nachlaß, den man auch den groben, oder Lebhonig nennt, an sich haben. Die Gefäße, worinn der Honig aufbewahret wird, müssen nicht in feuchten Kellern und Gewölben, sondern in trocknen Zimmern, also am besten in den obern Stockwerken des Hauses, hingestellet, und oben wohl mit Deckeln wider die Mäuse und Ameisen verwahret werden. Er kann sich 20—30 Jahre gut erhalten, und man hält immer so viel auf Vorrath davon, daß, wenn Mißjahre, in welchen die Bienen keinen Honig eintragen können, entstehen, sie damit gefüttert, und durch ein solches Jahr wohl hindurch gebracht werden können.

Außer dem feinen Seimhonig, und dem groben oder Lebhonig, hat man auch noch den so genannten Jungfernhonig, wovon der eigene Artikel an seinem Orte nachzulesen ist.

Der Honig hat eine zarte, subtile und bal-

balsamische Eigenschaft zu wärmen, zu zertheilen, zu reinigen und auszutreiben, die Lebensgeister zu vermehren, und alles, was darein gelegt wird, oder, was damit vermischt wird, lange Zeit frisch zu erhalten, und es vor aller Fäulung besser, als der Zucker, zu verwahren. Aeußerlich am Leibe der Menschen und Thiere gebraucht, ist er ein sehr gutes und sicheres Heilpflaster auf Wunden, und ein gutes Zugpflaster, wenn er, mit Roggenmehl vermischt, auf Beulen oder harte Geschwüre aufgelegt wird, um solche zu erweichen und zu öffnen.

Man kann sich des Honigs auch, wie schon berühret worden, an Statt des Zuckers bedienen, um allerley Früchte damit einzumachen. Hiezu wird der feine Honig also geläutert: Er wird auf einem gelinden Feuer bis zum Sieden gebracht, herunter genommen, und ein nasses Tuch darüber gedeckt. Dann nimmt man dasselbe wieder hinweg, läßt den Honig nochmals sieden, (nicht kochen) und wiederholt dieses 4 — 5mal; so zieht der starke Geschmack in das Tuch, der Honig wird, zumal wenn das Oberste beym Sieden abgeschöpft worden, lauter, und kann zum Einmachen gebraucht werden. Auf eine andere Weise wird die Läuterung so gemacht: Zu dem siedenden Honig wird etwas guter, reinschmeckender, Kornbrandtwein untergerühret, vom Feuer genommen, und ein glühendes Eisen hinein geleget, und dies Verfahren so lange wiederholet, bis der Honig einen reinen Geschmack bekommen. Noch auf eine andere Art: Unter den siedenden Honig werden fein zerstoßene und durchgesiebte Holzkohlen geschüttet, und damit umgerühret. Nach dem Erkalten findet man, daß der Honiggeschmack von dem Kohlenpulver eingeschluckt oder niedergeschlagen worden, nur daß der Honig davon eine schwarze Farbe angenommen.

Honiggras, Holcus. Von diesem Geschlechte giebt Linnäus 12 Arten an, von welchen wir folgende bemerken:

1) **Hohes Indianisches Honiggras, Mooren- oder Indianische Hirse, Sorghogras**, H. Sorghum. **Vaterland:** Indien. **Bälglein:** zottig. **Saamen:** unbewehrt (alle mit einer Granne bewehret, Linn.)

2) **Zuckersüßes Honiggras**, H. saccharatus L. Für die Blumengärten besteht die Schönheit beyder Arten in ihrem rohrähnlichen Wuchse, welcher einen angenehmen Contrast macht, wenn man sie gruppenweise stellet, jede Gruppe zu einigen Dutzend Pflanzen, und eine jede Pflanze etwa 2 F. von einander, da sie dann ein kühnes und majestätisches Ansehen annehmen. Von dem Saamen der ersten Art erlangt man Gries und Mehl, welches beydes im Geschmacke und in der Sättigung dem Reiße noch vorgezogen wird. Säet man bey uns den Saamen, der sich in seinem Vaterlande 160mal vermehret, ins freye Feld: so wird man kaum die Blüthe, viel weniger Saamen, erlangen, wenn der Herbst nicht außerordentlich warm ist. Man säe den Saamen daher im März in kleine Töpfe, senke diese in ein mäßiges Mistbeet, gewöhne die aufgegangenen, etwas stark gewordenen Pflanzen nach und nach an die freye Luft, und pflanze sie um die Mitte des May aus den Töpfen an einem feuchten Tage mit voller Erde in eine warme Lage, damit sie im Sept. reifen Saamen bringen können. Die zweyte Art hat mit der ersten viele Aehnlichkeit; ist aber zweyjährig. Der markichte Saa-

me soll wie Artischocken schmecken; der Anbau ist mit der ersten Art einerley.

3) **Wollichtes Honiggras, Roß- Pferde- oder Darrgras**, H. lanatus L. Dieses einheimische Gras kann man von weiten an der graugrünen Farbe der Stengel und Blätter erkennen, durch welche es sich so, wie dadurch, daß es ganz weich, wie Sammet anzufühlen ist, von mehrern Grasarten unterscheidet. Nachdem dieses Gras in der H. N. B. IV. S. 677 ff. als ein in allen Gegenden fortkommendes, perennirendes, und allen Hausthieren ungemein behagliches Futtergras anempfohlen worden: so wird es nunmehr auch schon außer Deutschland, in Preußen, Cur- und Liefland theils für sich allein, theils unter den verschiedenen Kleearten, aufs häufigste angebauet. Die Vermehrung geschiehet durch den Saamen, der, sobald er im Jul. reif ist, abfällt, und daher in Zeiten eingesammlet werden muß. Er ist sehr fein, und muß nur mit der Harke oder einer leichten Ege der Erde einverleibet werden. Die Aussaat kann im Sommer, gleich nach der Reife des Saamens, wie auch im Herbste und nächst folgendem Frühjahre, geschehen.

4) **Wohlriechendes Honiggras**, H. odoratus L., wächst bey uns auf feuchten Wiesen, ist über und über glatt, und kann durch einen ungemein angenehmen Ambergeruch leicht unter den übrigen Gräsern eckannt werden. Die Bälglein sind ohne Grannen, aber scharf zugespitzt. Es verdienet dieses Gras für die Schaafe besonders angebauet zu werden, weil sie es sehr lieben, und ihnen auch wider die Raude dienen soll. An einigen Oertern pflegt man Bündel daraus zu machen, und diese über die Bettstellen zu hängen, um durch dessen Geruch den Schlaf zu befördern.

Honigthau, der süsse klebrichte Saft, der im Frühjahre, öfterer im Sommer, an den Blättern der Obstbäume, mancher wilden Bäume, auch an Hülsen- und Schilfgewächsen gefunden wird; man bemerkt ihn nur bey warmer und trockner Witterung. Unter allen über den Ursprung des Honigthaues behaupteten Meynungen ist die wahrscheinlichste diese, daß er aus den Gewächsen ausschwitze. Ist er zu stark oder zu häufig, und wird nicht vom Regen bald wieder abgespület: so verstopfet er die zarten Oeffnungen der Gefäße, und verhindert dadurch das Eindringen des erfrischenden Thau- und Regenwassers, wodurch die Säfte in den Gewächsen stocken und verderben. Es kann aber auch dieser Honigthau vom nächtlichen Thaue aufgelöset, und von der Luft umher getragen, und also auf benachbarte Gewächse, die dergleichen Saft nicht ausschwitzen, verbreitet werden. Die Bienen haben in solchen Jahren, in welchen viel Honigthau fällt, die beste Zeit, und tragen den Honigthau in den Vormittagsstunden, ehe die Sonne ihn verhärtet, fleißig ein, daß sie in kurzer Zeit davon ihre Körbe voll machen können. Es ist dieses der Erfahrung aller aufmerksamen Bienenväter gemäß, nach welchen wir behaupten, der Honigthau sey den Bienen nicht schädlich, sondern höchst gedeiglich und gesund.

Honoriren, sagen die Kaufleute, wenn ein Acceptant den Geber des Wechselbriefes erkennet, und den Wechselbrief oder die Anweisung annimmt, und hiemit zeiget, daß er die Zahlung leisten könne und wolle.

Hopfen, die Pflanze, deren Frucht bekanntlich zum Bierbrauen gebraucht wird. In Ansehung des Standorts heißt er wil-

der,

der, zahmer oder Garten- Wald- Busch- Bruch- Gras- Wiesenhopfen, und nach den verschiedenen Ländern, in welchen er vorzüglich gebauet wird, Englischer, Böhmischer u. s. f., von der Zeit aber, wenn er reifet, und von der Größe der Frucht, Augsthopfen, Herbst- oder später Hopfen, brauner, großer, kleiner, länglichter, runder Hopfen. Es wächst der Hopfen zwar im verschiedenen Boden: schwarze, fette, auch mit Sand vermischte Erde schickt sich aber am besten dazu; und in einem Boden, welcher weder zu naß, noch allzu trocken ist, wird er am besten gedeihen.

Um eine Hopfenplantage anzulegen, wird das Land im Herbste gepflüget, oder, noch besser, umgegraben und gedünget. Im Frühlinge wird das Land reihenweise in schmale, 3, 4 — 5 F. weit von einander abstehende, Beete abgetheilet, und auf diesen runde Gruben gegraben, auch die Gruben ohngefähr 2 F. weit von einander angebracht. Hie und da macht man diese Gruben dreyeckigt, um in jedem Winkel einen Keim einzulegen. Diese Keime sind Wurzeln mit Knospen, welche von den alten Stöcken abgenommen, und auch Reben, Gelege, Fächser u. s. f. genannt werden. Es ist gar nicht nöthig, ausländische Fächser zu nehmen. Hat man Zeit: so nehme man von dem ersten dem besten Gelege mehr oder weniger, um davon auf einem guten, fetten Boden sich eine Pflanzschule zu bereiten. Aus dieser Pflanzschule nehme man denn die fettesten oder allerstärksten Fächser, um damit die Hopfenplantage zu besetzen. Es kömmt in der Folge immer auf die gute Pflege der Plantage an, um recht guten, braunen, großköpfigen Hopfen zu erziehen. Ich habe öfters in meinem Küchengarten von einer einzigen Ranke, die aber hie und da einzeln und an einer sehr langen Stange stand, fast einen Scheffel Hopfen abnehmen können. Daher könnte es sehr wohlgethan seyn, wenn man hie und da nur einzeln, allenfalls in Fruchtfeldern auf Rainen, oder neben den Wegen, Hopfenstühle anlegen und halten wollte, um von solchen einzelnen, hie und da stehenden Hopfenranken, die aber mit desto längern Stangen versehen seyn müßten, desto mehr und gewisser Hopfen zu erlangen. In den Hopfgärten oder Hopfenbergen wird öfters der ganze Hopfengewinnst durch den aus dem Honigthaue entstehenden Mehlthau, nie bekannt, vereitelt, dagegen die frey und einzeln stehenden Hopfenranken deshalb in Mehlthaujahren wenig oder gar nichts leiden, weil Luft, Wind und Sonne den Honigthau sehr bald hinweg nehmen und zerstreuen können, da unterdessen die bey Haufen zusammen stehenden Hopfenranken solcher Vortheile entbehren, so, daß wenn die in der Mitte stehenden Hopfenranken erst mit Mehlthau bedeckt bleiben, und selbiger von den Blattläusen allemal begleitet oder verursacht wird, das Insect plötzlich sich vermehret, und durch die ganze Hopfenplantage verbreitet. Um aber das Hinwegstehlen der im Felde frey stehenden Hopfenstangen zu verhüten: müßte man ihnen in verschiedenen abgemessenen Höhen ein Zeichen einbrennen, um bey Haussuchungen den Diebstahl alsbald zu finden, und dadurch die Diebe abzuschrecken. Sonst kann es auch gut seyn, die Kohlpflanzungen mit Hopfenstühlen zu umgeben, oder in der Mitte derselben hie und da einige zu unterhalten. Die Raupen werden, neuern Erfahrungen gemäß, weit eher durch den Geruch des Hopfens, als

des Hanfes, von den Kohlpflanzen abgehalten.

Hat man aber, wie oben gesagt worden, die Fächser zur Hand: so bezeichnet man die Gruben da, wo sie nach geschehener Eintheilung gemacht worden, in der Mitte mit einem Stöckchen. Diese Gruben werden nun dreyeckicht, von mehrern aber rund gemacht, so daß die einzulegenden Fächser auf die, zum Theil wieder in die Gruben hinein geworfene, Erde oberwärts zu liegen kommen, und nur mit ein Paar Hand hoch wieder darüber gescharrte Erde bedeckt, sodann aber mit den Füßen etwas angetreten werden. In diesem Zustande ruhet nun die Hopfenpflanzung bis zum nächsten Frühjahre hin. Im März kommen die jungen Hopfenkeime, gleich dem Spargel, hervor; wenn sie nun etwa 1 Z. hoch über der Erde heraus sind: so werden die im Herbste eingesteckt gewesenen Stöckchen heraus gezogen, und an dem Orte, wo sie gestanden, mit einem so genannten Pfahleisen, Löcher 1 F. tief gemacht, um die Hopfenstangen hinein zu stoßen. Sind die Hopfenranken 1 F. hoch über der Erde hervor stehend: so muß man sie mit langem, eine Nacht hindurch eingeweichten Roggenstroh behutsam an die Stangen binden, jedoch nicht fester, als daß nur die jungen Ranken, die sich immer rechts um die Stangen schmiegen, blos angewiesen werden, sich an die Stangen herauf zu winden, und nicht umher zu lodern. Acht bis vierzehn Tage hernach müssen die Ranken, welche ausweichen wollen, untergesteckt werden, damit sie nicht herab hangen. Nach dem Heften des Hopfens folgt das Behacken, so, daß da, wo die Ranken aus der Erde gekommen, und die Wurzeln eine Viertelelle tief liegen, letztere nicht berührt werden. Daher muß man die Erde, eine gute Spanne weit von dem Ringelgraben, mit einer breiten Hacke nach der Stange hinauf ziehen, und einen runden Hügel anlegen, dergestalt, daß, wenn solches überall geschehen ist, die um diese Hopfenhügel gehende Graben einen Fuß tiefer seyn, als die Spitze oder Rundung des Berges daselbst ist, wo die Hopfenstange steckt. Nur muß man immer verhüten, daß keine Hopfenwurzeln oder Fächser bey Aufziehung der Erde verletzet werden. Die in der Folge nachwachsenden Wurzelsprößlinge rauben den Hauptranken die Nahrung, und kommen nicht zum Fruchtbringen; sie werden daher gerade über der Erde mit einem scharfen Messer abgeschnitten, um nicht durch Abreißen derselben die Fächser zu beschädigen. Nachher wird sich wieder Unkraut einfinden, welches sorgfältig ausgejätet, getrocknet und zur Viehfütterung im Winter aufbewahret wird. Im Julius wird es Zeit, von der Erde an alle gelben Blätter, so weit man von der Erde hinauf reichen kann, und zwar nicht nahe an den Ranken, sondern an den Blüthen, mit einer scharfen Scheere abzuschneiden. Dieses nennet man Blatten, und dienet dazu, daß die Sonne auf die Erde hinabscheinen und treiben helfen kann.

Sobald die Hopfenhäupter im September zu färben anfangen, muß man, da sie vorhin grün aussahen, Achtung geben, wenn sie gelbbräunlich werden, und ob sie, wenn man 6 — 8 Häupter in der Hand zusammen drückt, einen starken und aromätischen Geruch von sich geben. Ist dieses: so nimmt die Hopfenärndte ihren Anfang, und zwar bey trocknem Wetter; die Hopfenranken werden etwa 8 Z. hoch über der Erde abgeschnitten, die Stangen mit den umgewundenen Ranken ausgezogen, und

die

die Hopfenhäupter, ohne daß Blätter mit darunter kommen, abgepflücket, auf Böden getragen, etwa nur 2 F. hoch aufgeschüttet, Fenster oder Luken aufgemacht, täglich einmal mit Vorsicht umgeschüppet, und, wenn der Hopfen wohl getrocknet ist, in Gefäßen dicht zusammen gepreßt, und hiemit gut aufbewahret.

Die Hopfenranken werden in feste Bündlein gebunden, getrocknet und zur Feuerung verwendet. Viele lassen diese Ranken auf der Häckselade sehr kurz zerschneiden, trocknen, und zum Brühfutter für die Kühe verbrauchen. Hiebey ist aber zu sehen, daß die Blätter, als der beste Theil zur Fütterung, nicht beym Trocknen verkrümelt und verloren werden. Die Hopfenstangen werden entweder auf runde große Haufen, und zwar die Spitzen oben, gestellet, oder, noch besser, unter ein Obdach gebracht, um sie im Trocknen desto eher wider Stocken und Fäulniß zu bewahren. Im späten Herbste wird alle Jahre von einem jeden Hopfenhügel die Erde eine Hand hoch, nur oben herum, abgekratzet, und hierauf etliche Schippen voll kurz gefaulter Mist aufgeworfen, wovon die Wurzeln so gestärket werden, daß sie die besten Früchte bringen. In den folgenden Jahren wird das Behacken, wenn die Ranken geheftet, und über Ellen lang um die Stangen gewunden sind, alle Jahre mit Behutsamkeit verrichtet, so wie auch nach der Hackezeit das Abschneiden der spät hervor gekommenen Wurzelsprößlinge, nebst dem Abblatten, nicht vergessen. Wo bey mir die Hopfenranken unter den Gartengewächsen einzeln hie und da stehen, da sind sie nie behackt, nur vom Unkraut rein gehalten, die Wurzelsprößlinge allemal abgeschnitten, nur zwo oder drey Hauptranken an einer langen, starken Stange hinaufgehend gelassen, das Abblatten aber bey dem einzelnen Stande, als unnöthig, unterlassen worden.

Da die Hopfenstangen bisher immer theurer geworden sind: so ist es eine Hauptfrage gewesen: ob sich nicht der Hopfen ohne Stangen erziehen lasse? Seit mehrern Jahren habe ich Hopfenranken am Fuße der Haselstauden in die Höhe gehen lassen, wovon die Krone dieser Stauden ganz mit Hopfen überzogen, und die Hopfenhäupter ganz untadelhaft ausgefallen sind, ohne daß die Haselsträucher, die nun schon über 12 Jahre dazu gedienet haben, davon ausgegangen oder vertrocknet wären. Auch junge lebendige Eschen haben, nebst jungen Ellern, ebenfalls bey mir die Probe ausgehalten. Ich habe aber auch die Gelege an solchen Bäumen bisweilen mit verrottetem, kurzen Dünger belegen, die jungen, spät nachwachsenden, Wurzelsprößlinge immer abschneiden, und nur die stärksten wenigen Hauptranken stehen lassen. Obschon das Haselnußlaub von der grünen Wickelraupe eben so sehr, als das Laub der Obstbäume, geliebet wird: so sind dennoch solche Haseln, an welchen sich Hopfen befindet, nie von diesem Insect besucht worden, wenn gleich die andern Haseln gänzlich kahl abgefressen worden sind. Auch hatte einst ein starker Wind eine Hopfenstange an einen Apfelbaum heran geworfen, so daß die Hopfenranken einen Theil der Apfelbaumäste überzogen hatten; auch dieser Baum blieb frey von Wickelraupen. Im folgenden Jahre leitete ich abermals mit Fleiß den Hopfen mit dieser Stange in besagten Apfelbaum hinein, wodurch derselbe nochmals vor den Raupen gesichert ward. In der Folge habe ich diesen Obstbaum, als den tragbarsten unter allen übrigen, nicht mehr so behandeln wollen, weil ich besorg-

te, er möchte, da die Hopfenranken sich überall ausbreiteten, endlich darunter ersticken, nachdem der harte Winter im J. 1787 mir nur noch diesen einzigen Obstbaum unversehrt übrig gelaßen hatte.

Horniß, Hörlitz, Crabro, ein bekanntes Insect, von dem die gemeinen Leute sprichwortsweise sagen, daß sieben ein Pferd, und drey einen Menschen umbringen können. Ihre Füße sind mit 2 spitzigen Klauen versehen, womit sie ihre Beute zu halten pflegen. Ihre Nahrung besteht in Spinnen, Fliegen und Bienen; auch lecken sie die Feuchtigkeiten der Bäume ab, und setzen sich auf das Aas, woraus sie kleine Stückchen abbeissen. Ihre Nester findet man in hohlen Bäumen und an Gebäuden. Wenn die Löcher an den Bäumen mit Theer, welcher von den Wagenachsen, als zu zähe, und fernerhin unbrauchbar, abgeschabet, und die Form eines Kegels daraus gebildet worden ist, früh oder spät, wenn die Horniſſen einheimisch sind, zugeklopfet worden: so müssen sie in ihren Höhlen verhungern. Die Nester an den Gebäuden werden zur Nachtzeit mit einer scharfen Schaufel abgestoßen, und, sobald sie herunter fallen, mit siedend heißem Wasser begossen; wobey man sich aber zur Vorsicht mit einer Bienenkappe und sehr dicken Handschuhen verwahren muß, wenn die alten Horniſſen etwa aus dem Neste hervor fliegen sollten. Mit entlaubten Birkenreisern kann man sie leicht zur Erde schlagen, und sofort zertreten, wenn sie um die Bienenhütten umher fliegen, und Bienen oder Honig rauben wollen.

Hornkraut, Mausöhrlein, Ceraſtium L. Man hat von diesem Pflanzengeschlechte perennirende und einjährige Arten, wovon wir einige bemerken.

a) Perennirende Arten:

1) Kriechendes Hornkraut, C. repens. Vaterland: Frankreich, Italien, Krain. Wurzel: kriechend. Stengel: viele, dünn, gestreckt, ästig, perennirend, an den Gelenken wurzelnd. Blätter: lanzettförmig, weißgrau, an den Gelenken paarweise gegen über stehend. Blumen: auf zahlreichen, dünnen, ästigen Stielen an den Enden und Seiten der Zweige, weiß, im May. Diese Pflanze wurde vormals in England unter dem Namen Sea-Pink, zur Einfassung der Rabatten, gebraucht.

2) Rauches, großblumiges Hornkraut, Ackerhornkraut, weiß Nägleingras, Steinbrechweiblein, falscher weißer Steinbrech, C. arvenſe L. Vaterland: bey uns; in Scanien, und im südlichern Europa, überall unter dem Grase in den Frühlingsmonaten. Wurzel: zaserig, zähe. Stengel: dünn, kurz, schwach, gestreckt. Blätter: strich-lanzettförmig, stumpf, glatt, weißlichgrün. Blumen: auf den Enden, größer als der Kelch, weißlich, im May und Jun.

3) Starrendes Hornkraut, C. ſtrictum. Vaterland: die Alpen in Oesterreich und der Schweiz. Stengel: schwach, glatt, darniederliegend. Blätter: strichförmig, scharf gespitzt, glatt. Blumen: die Stiele etwas filzig, auf jedem 1—2 Blumen, gelb, groß, sehr schön, im Jun. Saamen: in kuglichen Kapseln.

4) Wasserhornkraut, Wasservogelkraut, C. aquaticum L. Vaterland: Europa, am Ufer stehender Wasser. Wurzel: kriechend. Stengel: viele, rund, dünn

dünn-gelenkig. Blätter: herzförmig, ungestielt, gegenüber stehend. Blumen: auf den Enden, einzeln, klein, weißlich, im May und Jun. Diese Pflanze wird, nur zur Mannichfaltigkeit, auf nasse und wässerige Plätze in die Gärten aufgenommen.

5) **Breitblättriges Hornkraut**, C. latifolium L. **Vaterland**: die Alpen in der Schweiz. **Stengel**: dünn, kurz, ein wenig ästig. **Blätter**: eyrund, breit, etwas filzig, sehr zahlreich. **Blumen**: auf den Enden der Zweige, einzeln, purpurröthlich, im Jun. und Jul.

Alle diese Pflanzen sind außerordentlich dauerhaft, kommen in jeder Lage fort, sind auf felsigen Gebürgen und sandigen Plätzen einheimisch, und schicken sich daher sehr gut auf dergleichen in romantischen Scenen weit ausgedehnter Gärten oft vorkommende Plätze, wie auch für künstliche Felsen, Ruinen, Grotten, und in die Ritzen alter Mauern, woselbst sie außerordentlich gut fortkommen, und sich, mittelst ihrer wurzelnden Stengel, sehr weit umher ausbreiten, jährlich blühen, und einen sehr artigen Effect machen. Sie lassen sich im Frühjahre durch Saamen, und im Herbste durch Zertheilung und durch bewurzelte Zweige leicht anziehen und fortpflanzen.

b) **Einjährige Arten:**

1) **Rauchklebrichtes Hornkraut, raucher Feldmeyer, raucher Hühnerdarm, kleines klebrichtes Ackervogelkraut**, C. viscosum L. **Vaterland**: Europa, auf magern Wiesen, Triften und Feldern. **Stengel**: aufrecht, zottig-klebrig. **Blätter**: breit und zottig-klebrig. **Blumen**: weiß, klein. Es scheint keinen Nutzen zu haben, wenigstens lassen es die Schaafe unberührt stehen.

2) **Rauches kleinblumiges Hornkraut, Nägeleingras, großes rauches Vogelkraut**, C. vulgatum L. **Vaterland**: Europa, in grasichten Gegenden und Gärten häufig wachsend, der vorigen Art ganz ähnlich, über und über rauch, aber nicht klebricht; die Pflanze macht einen dicken Rasen. **Stengel**: 1 F. hoch, die Aeste stehen mehr ausgebreitet. **Blätter**: eyförmig zugespitzt. **Blumen**: weiß, im May.

3) **Halbzehnfadiges Hornkraut**, C. semidecandrum L. **Vaterland**: das nördliche Europa, auf sonnigen, sehr unfruchtbaren Feldern. Ein niedriges Unkraut. **Stengel** und **Blätter**: steifborstig, weißgrau. **Blumen**: kürzer als der Kelch, ausgerandet.

4) **Durchstochenes oder verwachsenes Hornkraut**, C. perfoliatum L. **Vaterland**: Sibirien, Griechenland. **Stengel**: 1 F. hoch. **Blätter**: denen der Silene Armeria L. sehr ähnlich, den Stengel dergestalt umgebend, daß solche unter einander verwachsen scheinen. **Blumen**: weiß, von Gestalt wie die der Hühnermiere (Alsine media), in Betracht andrer Arten groß. Die ganze Pflanze ist blaulicht überzogen, und kann ohne Wartung aus dem Saamen erzogen werden.

Hornleim, der Leim, der aus den Lederabgängen der Lohgerber, Pergamentmacher und Weißgerber gemacht wird, und seines Ansehens und seiner Steifigkeit wegen diesen Namen, im Gegensatze des Fischleims, oder der Hausenblase, erhalten hat.

Hornspäne, Kammspäne, die Abgänge beym Befeilen, Schaben und Drechseln der Hornarbeiter, wovon das Grobe zum Düngen der Aecker, das Feine

aber zum Düngen der Orangerie und des Spargels gar nützlich gebraucht wird.

Hornstein, Hornfelsstein, Hornberg, Feuerstein, eine Steinart, welche sehr fest, auf dem Bruche schlackicht und uneben, ohne gewisse Figur, mehrentheils graulich, bräunlich und schwärzlich ist, und vom Scheidewasser nicht angegriffen wird. Er gleicht auf dem Bruche dem Horne, und giebt vorzüglich am Stahl Feuer. Er dient daher zu Flinten- und Feuersteinen, und zerstoßen zu Steingut.

Horst, ein in Brüchern und Morästen hoch liegender Platz oder Hügel, der nie mit Wasser überschwemmet wird. Bey der Jägerey bedeutet dieses Wort ein Nest der Raub- und Stoßvögel.

Huckeloch, ein Loch in einem gahren Meiler, welches zwar dann und wann noch etwas rauchet, der Rauch aber nicht blau, sondern weiß ist. Ein solches Loch muß mit Koth zugeworfen werden.

Huckerscheite, Scheite Holz, welche auf die Fußscheite gelegt werden, um hiedurch den Zug der Luft in dem Meiler zu befördern.

Huf, der äußerste hornichte Theil an den Füßen der Pferde, Esel und Maulthiere. Ein guter Pferdehuf muß breit, rund und ein wenig hohl, nicht schmal und zusammen gedrückt, seyn, wie die Hufe der Esel, weil das Leben gern in solchen Hufen weicht, und Hornklüfte davon entstehen. Auch muß der Huf in der Runde herum keine Ringe, sondern von oben herab gehende Streifen haben; diese abwärts gestreiften Hufe sind dauerhaft, und auf Reisen gut aushaltend; dagegen die geringelten Hufe leicht brechen, welchem Zufalle auch die weißen Hufe unterworfen, so wie die schwarzen, auf Aschfarbe sich ziehenden Hufe die besten sind. Die Hufe, welche voll Lebens oder vollhufig sind, können auf harten, steinichten Wegen sich gar bald verbellen, wovon der zu weit heraus gehende Strahl sich leicht erhitzen, und alle Anstöße erdulden muß, weshalb ein solches Pferd für Schmerzen sodann nicht fortkommen kann.

Hufauswirken. Der zu beschlagende Pferdehuf hat insgemein Auswüchse, und überdem muß dem Hufeisen auf dem Pferdehufe eine erforderliche Lage vorbereitet werden. Dieserhalb beschneidet der Schmidt jeden Huf mit dem Werkmesser, und raspelt ihn mit einer Raspel ab, nachdem er zuvor noch unter dem Hufe das Ueberflüßige heraus gearbeitet hat.

Hufe, ein Acker- oder Feldmaaß von verschiedenem Gehalt, indem sie in manchen Gegenden 12; in manchen 15 oder 18; in manchen aber 24; am häufigsten aber 30; doch in manchen auch 40 Acker oder Morgen begreift. In der Mark, in Obersachsen, größtentheils auch in Niedersachsen, hält eine Hufe 30 Morgen. In Böhmen hält eine Hufe 60 Morgen oder 12600 Ellen. In der Lausitz ist sie 3096 gewöhnliche Schritte, zu 1½ Ellen lang, und 135 Schritte breit. Zuweilen wird aber auch das Hufenmaaß nach der Aussaat an Roggen, wie nach dem Kammeranschlage in der Mark, bestimmet, wonach die Hufen in große, mittlere und kleine abgetheilet werden. Auf großen Hufen fällt mehr als 1 Wispel; auf mittlern gegen 1 Wispel; auf kleinen etwa ½ Roggen aus.

Hufeisen, das in Gestalt eines halben Zirkels geschmiedete Eisen, mit welchem der Huf der Pferde und Maulesel beschlagen wird, damit derselbe vor Verletzungen verwahret bleibe. Die Hufeisen müssen überhaupt nach dem Fuß eines Pferdes eingerichtet werden; und weil die vordern Füße mehr Horn an der Zehe, als an der Ferse, haben: so müssen auch die Eisen der Vorderfüße die Nägel bey der Zehe herum; die Eisen der hintern Füße hingegen die Löcher hinten näher bey der Ferse haben.

Huflattig, Roßhuf, Tussilago, ein Pflanzengeschlecht, welches zur Vermehrung der Mannichfaltigkeit in den Gärten angewandt werden kann. Es liebet zwar vorzüglich einen feuchten guten Boden, kommt jedoch allenthalben fort, vermehrt sich sehr stark durch die Wurzel, blühet in jedem Frühjahre, und wird im Herbste durch Zertheilung vermehret, indem sogar jedes kleinste Stückchen anzuschlagen, und sich bald zu vermehren pflegt. Die wichtigsten Arten sind folgende:

1) **Staubfädenloser** ꝛc. T. Anandria. **Vaterland**: Sibirien. **Schaft**: etwas schuppig, 3—4 Z. hoch, einblumig. **Blumen**: purpurröthlich. **Blätter**: leyerförmig-eyrund.

2) **Nordischer** ꝛc. T. frigida. **Vaterland**: Lappland, Sibirien, die Schweiz in den Thälern der Alpen. **Schaft**: schuppig, filzig. **Blumen**: in stufenweise aufsteigenden Spitzsträußen, gestrahlt, weiß. **Blätter**: eyrund, spitz, weiß, auf der Unterfläche filzig.

3) **Weißer** ꝛc. T. alba. **Vaterland**: Europa. **Schaft**: fast nackt, etwa 3 Z. hoch. **Blumen**: in aufsteigenden Spitzsträußen, weiß, mit wenigen nackten weiblichen Blümchen. **Blätter**: etwas groß.

4) **Alpenhuflattig**, T. Alpina. **Vaterland**: die Alpen in der Schweiz, Oesterreich, Böhmen, Schlesien. **Schaft**: fast nackt, einblumig, 3—4 Z. hoch. **Blumen**: purpurroth. **Blätter**: herzförmig-kreisrund, gekerbt. **Abart**: mit runden weißgrauen Blättern.

5) **Bastard-Huflattig, Pestilenzwurzel mit länger gestielten Blumen**, T. hybrida. **Vaterland**: Deutschland, Holland. **Schäfte**: dick, 6—8 Z. hoch. **Blumen**: in länglichen Spitzsträußen, mit sehr vielen nackten weiblichen Blümchen. **Blätter**: groß.

6) **Einblumiger gelber** ꝛc. **Brandlattig, Roßhuf, Haberlattig, Merzenblume, Hustenwurzel, Eyterzeihen, Ohmblätter, Brandletschen, Quirinuskraut**, T. Farfara. **Vaterland**: Europa, in thonichten, etwas feuchten Boden. **Schaft**: schuppig, einblumig, 5—6 Z. hoch. **Blumen**: ziemlich groß, blaßgelb, gestrahlt, sehr schön. **Blätter**: fast herzförmig, winklich, gezähnt, sehr groß, weißgrau. Diese Pflanze wird, wegen ihrer allzu starken Vermehrung durch die Wurzel, nicht gern in die Gärten aufgenommen. Doch verdient sie, wegen ihrer schönen Blumen, auf den Rabatten trippelweise zwischen andere Frühlingsblumenpflanzen umher vertheilt zu werden, und macht dann ein angenehmes, sonderbares Ansehen; gleichwie sie auch als officinelle Pflanze in Kräutergärten gezogen zu werden verdienet. Die Blätter wurden sonst vorzüglich bey Lungenkrankheiten, die Schärfe zu lindern, die Geschwüre zu reinigen, und den Auswurf zu befördern, angerathen. Auch soll der Saft von der Pflanze, wenn er häufig getrunken

wird, wider den Stein dienlich seyn. Die gestoßenen Blätter als ein Umschlag auf die Entzündungen gelegt, lindern und zertheilen selbige. Sennert versichert, daß der aus den Blumen mit Wein bereitete Trank, wenn überdieß etwas Myrrhen, Mastix und Silberglätte beygemischet wird, bey den Geschwüren der Wassersüchtigen dienlich sey. An den Wurzeln findet sich im Anfange des Winters eine lichtblaue Wolle, welche, von allem Unrathe gereiniget, in Lauge gesetten, und an der Sonne wieder getrocknet, einen guten Zunder abgiebt, der leicht Feuer fängt.

7) **Großblätterichter** ꝛc. **Pestilenzwurz, Kraft- oder Schweißwurzel, Neunkraft, deutschet Costus**, Petasites officin., wächst bey uns in einem guten feuchten Wiesengrunde, um die Graben, Mühlen und Quellen häufig. **Schäfte:** dick, hohl, 6 Z. hoch. **Blumen:** in eyrunden Spitzsträußen, mit wenigen nackten, weiblichen Blümchen, purpurröthlich. **Blätter:** groß, rundlich, herzförmig, 1 — 2 F. breit, auf der Unterfläche filzig, auf dicken, starken Stielen. Ist eine officinelle Pflanze. Die Wurzel besitzt einen scharfen, gewürzhaften, bitterlichen Geschmack, und eine zertheilende und eröffnende Kraft; sie wurde ehedem in bösartigen Fiebern, bey Pocken, und Verstopfung der monatlichen Reinigung, häufig gebrauchet, und daraus mit Wein oder Wasser ein Trank bereitet. Bey der Engbrüstigkeit und einem hartnäckigen Husten hat solche Buchwald, und wider das böse Wesen van Swieten empfohlen. Man soll 2 Loth in einer halben Kanne Honigwasser weichen, und täglich davon früh nüchtern, aber viele Wochen hinter einander, etliche Löffel voll trinken lassen. Man hat auch das Pulver derselben als ein Wurmmittel, und die zerquetschten Blätter zur Reinigung der Wunden empfohlen. Aus den gekochten Wurzeln einen Umschlag bereitet, und diesen auf die Pest- und andere Beulen geleget, wird die Erweichung kräftig befördern. In der Vieharzneykunst ist die Wurzel am besten im Gebrauche; weil man aber in den Apotheken gemeiniglich holzichte, von Würmern durchfressene, und daher ganz unkräftige Wurzeln erhält: so hat man, sie zu brauchen, aufgehöret. Man kann aber leicht frische Wurzeln sammlen, und soll sie im Herbste und Frühjahre noch vor der Blüthe ausgraben. Weil die Spitzsträuße dieser Pflanze sehr frühzeitig hervorkommen: so finden die Bienen an ihren Blumen, da sonst noch gar nichts anders, außer der Haselstaude, blühet, ihre erste und beste, nach überstandnem Winter sehr heilsame Nahrung. So nützlich aber dieses Gewächs ist: so verhindern doch dessen große Blätter allen Graswuchs. Da man jedoch bey einem starken Viehstande eine der kräftigsten Vieharzneyen an dieser Pflanze hat: so ist die Anpflanzung und Unterhaltung derselben dennoch anzurathen. Ihr Gebrauch wird unter dem Titel: **Vieharzneyen**, Nr. 17. angewiesen. Die im ersten Frühjahre zerschnittenen Blätter läßt das Vieh, unter dem Häckfel vermengt, nicht liegen.

Hufnägel, dienen zur Befestigung des Hufeisens der Pferde. Sie müssen weder zu schwach noch zu stark, und mehr breit als dick seyn, damit sie desto mehr Stärke haben, und den Huf besser fassen können. Sie müssen nicht zu seichte, weil sie sonst leicht ausreißen, und auch nicht zu tief eingeschlagen werden, damit sie die Füße nicht berühren, und die Pferde dadurch vernagelt werden. Ihr Kopf ist erhaben,

haben, und oben auf 2 Seiten flach, damit er in den Falz des Hufeisens passen könne.

Huhn, zahmes, Haushuhn, unser nützlichstes Hausgeflügel, weil es nicht nur am stärksten sich vermehrt, sondern auch unsre Haushaltung mit einem reichlichen Vorrath unentbehrlicher Eyer versorget. Man hat verschiedene Arten von Hühnern, z. B. die Brabantischen mit großen Kuppen; rauchfüßige, kleine Zwerghühner u. s. f.; allein, wenn es nicht auf Mannichfaltigkeit und Vergnügen, sondern, wie es bey Landwirthen erfordert wird, auf den Nutzen abgesehen seyn soll: so hält man sich lediglich an die gemeinen Hühner, die mehr in dem Miste und in der Erde scharren, sich also besser ernähren, und auch mehrere Eyer, als die andern Arten, legen. In Ansehung der Farbe kömmt es auf Liebhaberey an, da der eine allein auf weiße, der andere auf schwarze, der dritte auf bunte, und unter diesen letztern wiederum auf mancherley Arten derselben hält. Doch kann es gerathen seyn, wenn man sich mit Nachbaren, deren Hühner öfters zusammen kommen, und sich vom Hause weggewöhnen, vergleicht, daß der eine diese, der andre jene Farbe halte, damit der eine sein Eigenthum, wo er es findet, wieder fordern und zurück nehmen könne. Besonders ist ein solches Vernehmen gut, in Ansehung der Küchlein, welche gar leicht von ihren Müttern abkommen, und einer fremden Henne zulaufen können.

Zu Zuchthühnern nimmt man nicht diejenigen, welche, gleich den Hähnen, Sporen an den Beinen haben, weil sie beym Legen oder Brüten die Eyer zerbrechen, und dadurch sich angewöhnen, sowohl ihre eignen, als fremden, Eyer aufzufressen.

Die Hühner legen, wenn sie nicht zu kärglich gefüttert werden, im Jahre, sobald die meiste Kälte vorüber ist, fast beständig, so, daß ein Huhn 70—100 Eyer in einem Jahre legen kann. Gegen den Anfang des Herbstes, bis zum Ende hin, verlieren sie ihre alten Federn, da denn ihr Legen ein Ende hat. Man nennt diese Zeit die Mauserzeit, welche 6—8 Wochen zu dauern pflegt. Während dieser Zeit muß man den Thieren reichliches, oder gedoppeltes Futter geben, weil sie sonst zu sehr von Kräften kommen, und in der Folge zu spät und zu wenig legen. Ist es in der Mauserzeit schon kalt: so kommen sie gar sehr herunter. Dieses zu verhüten, muß man die mausenden Hühner so lange in einen warmen Stall einsperren, bis sie von ihren neuen Federn wieder gut bedeckt sind. Diese Vorsicht ist bey solchen Hühnern desto nöthiger, die ihre alten Federn auf einmal zu sehr gleich anfangs verlieren, und daher fast nackend werden, und zittern müssen. Wenn die Hühner wohl durch den Winter gebracht werden: so fangen sie, besonders die jungen, schon im Febr., dafern es nicht noch zu sehr frieret, wieder an, Eyer zu legen, da denn ihr Kamm gegen solche Legezeit roth zu werden anfängt.

Um das Weglegen oder Vertragen der Eyer zu verhüten, pflegt man die Hühner alle Morgen in dem Hühnerstalle zu betasten, und diejenigen, die des Tages legen sollen, einzubehalten. Man muß aber einigemal nachvisitiren, um diejenigen, welche gelegt haben, in Freyheit zu setzen, weil sie sich, wenn sie gleich Futter und Wasser haben, als woran sie nicht Mangel leiden müssen,

müssen, in dem langen Gefängnisse zu sehr abängstigen. Man muß es sich aber zugleich bey diesem Betasten und Einsperren der Legehühner gefallen lassen, daß sie theils gar nicht, theils zu spät im Jahre, brüten (brütig werden). Ist es aber den Haushaltungen um viele und frühe Brüthühner zu thun: so muß man eine ausgesonderte Zahl von Hühnern unbetastet und frey dahin gehen lassen, da sie sich dann einen Ort zum Legen aussuchen. Man nimmt, weil Marder, Iltisse, Katzen, Wiesel und Ratzen die Eyer wegtragen, oder aussaufen können, täglich die neugelegten Eyer hinweg, läßt aber, damit die Hühner den Ort nicht verlassen, ein mit Rothstein oder Dinte gezeichnetes Ey, welches das Nestey genannt wird, liegen. Kann man aber, der Raubthiere wegen, kein Nestey conserviren: so giebt man einem Stück Kreide, mittelst Abschabens derselben, die Form eines Eyes, oder macht auch mehrere dergleichen auf diese Weise, und täuschet damit die Henne. Sollte das Kreideney mit der Zeit zu schwarz und unansehnlich werden: so wird es aufs Neue abgeschabet. Manche Hausmütter, welche sich die verlegten Eyer nicht wollen entgehen lassen, wenn sie die Hühner nicht eingesperrt halten, reiben des Morgens, oder zu der Zeit, da sie fühlen, daß die verdächtige Henne das Ey noch bey sich hat, Salz an den so genannten Legedarm. Sobald dieses geschehen ist, läuft das Huhn in der größten Geschwindigkeit nach seinem Neste, um das Ey zu legen; wenn man ihm nun alsdann nachgeht, findet man den Ort, wo es seine Eyer leget. Auch steckt man den Hühnern, wenn ihnen das Legen schwer wird, 3 Körner Salz in den Hintern, um ihnen geschwinde von dem Ey zu helfen. Man erkennet das schwere Eyerlegen, außer der zu langen Zeit, da das Ey ausbleibt, auch daran, wenn es mit Blutstriemen gezeichnet ist.

Die jungen Hühner, die am frühesten im Jahre ausgekommen, und groß geworden sind, legen am frühesten im nächst kommenden Jahre, wenn sie an einem warmen Orte gehalten werden. Hierzu sind die Kühställe zum Uebernachten sehr gut, wenn sie so verwahrt sind, daß kein Marder oder Iltis hinein kommen kann. Denn den Bauern begegnet es auf dem Lande gar oft, daß sie in einer Nacht um alle ihre Hühner kommen. Nur in denjenigen Ställen sind die Hühner sicher, in welchen die Kühe mit Ketten angebunden sind. Denn das Rasseln derselben (wo viele Kühe sind, wird es an öftern Bewegungen des Halses, woran die Ketten sind, nicht fehlen,) schreckt die Marder zurück, und ich habe auf Bauerhöfen, die angekettete Kühe halten, öfters hierüber nachgefraget, und zur Antwort bekommen, daß zu keiner Zeit ihnen ein Huhn gewürget worden sey, wenn gleich solches zum öftersten in der ganzen Nachbarschaft geschehen ist. Ein im Stalle angelegter Hund thut gleiche Dienste. Marter und Iltisse scheuen die Witterung der Hunde.

Das Frühelegen wird auch sehr befördert, wenn man den Hühnern bis zur dunkelbraunen Farbe geröstete, oder aufgesottene Gerste, auch, in Ermangelung derselben, andere Körner, warm und halb gekocht, aber ja nicht heiß, im Winter füttert.

Werden viele Hühner in einem engen und festen Stalle gehalten: so sitzen die Hühner zur Sommerszeit zu warm darinn, und ihr Auswurf macht ihnen die warme Luft noch ungesünder. Es ist daher gut, wenn

wenn Luftlöcher so angebracht werden, daß die Luft hindurch ziehen, und immer frische hinein kommen kann. Diese Luftlöcher werden mit einem starken Drahtgitter verwahret, daß kein Raubthier hindurch kommen kann, bey der starken Winterkälte aber geschlossen. Auch ist es gut, wenn der Stall täglich ausgemistet, und Sand; oder, im Sommer, Blätter von Ellern, Hollunder, welschen Nußbäumen, oder auch zuweilen stark riechende Kräuter hinein gestreuet werden. Hievon verlieren sich die Flöhe, welche bey dergleichen unterlassenen Reinigung der Ställe sich gar sehr vermehren, und die Hühner plagen. Giebt man den Hühnern an keinem andern Orte, als nur im Stalle, das Morgen- und Abendfutter: so gewöhnen sie sich bald dahin, daß kein mühsames Eintreiben derselben erfordert wird. Die Stangen zum Sitzen der Hühner fangen etagenweise 1½ F. von der Erde, und dergestalt an, daß die darauf folgenden Stangen so schräg gleichsam stufenweise hinauf laufen, und zwischen jeder so viel Raum sey, daß keine Reihe Hühner die nächst-untere mit ihrem Auswurfe berühren könne. Denn wenn letzteres geschiehet: so stocken davon die Federn der mit Hühnerkoth beworfenen Hühner.

Es dienet sehr zur Gesundheit der Hühner, wenn sie Gelegenheit haben, neben ihrem Kornfutter, auch Gras finden zu können. Fehlet es hieran: so gebe man ihnen, zur Abwechselung, Sallat und Grünkohl, oder Nesseln, wilden Sauerampfer, u. dergl. Vom Grase und von grünen Kräutern erhält man nicht nur besser schmeckende Eyer, sondern die Brühen oder Suppen ziehen sich davon auch mehr aufs Gelbe. Giebt man ihnen am Ende des Winters gekochtes kaltes Sauerkraut: so verwahret man die Hühner dadurch wider den Pfipps (Pipps), welchem sie zu solcher Zeit sehr ausgesetzet sind.

Wo viele Hühner gehalten werden, da muß man, etwa durch Verkürzung des einen oder des andern Horns an den Zehen, oder durch umgenähete Leinwand von verschiedener Farbe um die Füße, das Alter der jungen bemerken, um diejenigen abschaffen zu können, die über 4 Jahr alt sind, weil sie alsdann nicht mehr gut legen. Siehet man aber aufs Brüten: so werden diejenigen 8 — 10 Jahr beybehalten, welche sich, durch gutes Ausbrüten und Führen der Jungen, bewähret haben, indem es in beyden Stücken eine Henne der andern gar sehr zuvor thun kann. Junge Hühner sind weniger gut zum Brüten zu gebrauchen.

Hat das Huhn 25 — 30 Eyer gelegt: so wird es sich zum Brüten anschicken, und durch einen besondern Laut, den man das Glucken nennt, auch durch zuvor nie geäußerte eigene Bewegungen und Stellungen, seine Begierde zum Brüten verrathen.

Die den Bruthühnern unterzulegenden Eyer müssen nicht zu alt, d. i. nicht über 20 Tage alt, seyn. Will man mehr Hähnchen als Hühner haben: so legt man mehr zugespitzte, als rundliche oder stumpfendige, unter. In Ansehung der Zahl richtet man sich nach der Jahreszeit und Größe, oder dem Alter der Henne. In der kalten Jahreszeit werden die äußersten Eyer weniger erwärmet, als die in der Mitte. Man legt also nicht über 12 Eyer unter. Im April aber kann die Henne schon 15 — 17 Eyer besser bebrüten. Damit die Eyer nicht durch die Bewegung der Bruthenne heraus fallen: so müssen die Nester etwas hohl seyn, und vorn eine kleine An-

höhe haben; sie werden gemeiniglich auf einem Brete befestiget, sind von Stroh geflochten, und werden mit Heu inwendig ausgelegt. Während der Brützeit werden die Hühner mit Futter und Wasser versorget, auch wohl, wenn sie nicht von selbst zum Fressen und Saufen kommen wollen, herab genommen, damit sie bey ihrem Eifer zum Brüten nicht zu sehr von Kräften kommen mögen. Sie werden 20 — 21 Tage sitzen, ehe die Jungen zu Tage kommen. Man kann aber vorher schon die Eyer in laulichtes Wasser legen, und an dem Bewegen derselben auf der Oberfläche des Wassers bemerken, ob Küchlein darinn leben. Auf eine andere Art aber kann man bereits das Leben der Küchlein, wenn das Brüten 11 oder mehrere Tage gedauert hat, erfahren. Man nimmt eine Kindertrommel mit einem recht stramm angespannten Felle, setzt es an die Sonne, legt ein Ey nach dem andern darauf, und giebt alsdann Acht, ob der Schatten des Eyes, wenn es ohngefähr 1 Minute darauf gelegen hat, zu leben anfängt. Ist der Embryo ziemlich stark: so wird er, wenn er die Wirkung der Sonne empfindet, sich bewegen, und der Schale ganz lebhafte Stöße geben. Man muß alsdann die Eyer, die sich am wenigsten bewegen, vorzüglich merken, selbige zeichnen, und sie der Henne so wieder unterlegen, daß sie mitten unter dem Leibe derselben, wo sie die meiste Hitze hat, zu liegen kommen, weil es bey dieser Art von Eyern den darinn befindlichen Küchlein an eigner Kraft fehlet, sich selbst dereinst den Ausgang gut zu verschaffen. Werden die Eyer am 19ten oder 20sten Tage wieder in warmes Wasser oder auf die Trommel gelegt: so werden diejenigen, an welchen keine Bewegung verspüret wird, weggeworfen.

Da das Küchlein mit seinem Schnabel an die Schale des Eyes zu picken anfängt: so entstehet hiervon meistens der erste Riß zwischen der Mitte des Eyes und seinem weiten Ende, und also diesem näher, als dem spitzigen Ende desselben. Wird dieser Riß merklich: so sagt man: das Ey ist gepickt, oder angepickt. Wenn die inwendigen Stöße fortgesetzt werden: so werden die ersten Risse länger; es springen immer mehr Stücke von der Schale ab, bis das Küchlein endlich hervor kommt. Einige machen sich gleich in der ersten Stunde des Anpickens von ihrer Schale los, andere aber erst nach 2 — 3 Stunden. Gemeiniglich aber geschiehet dieses erst nach 24 Stunden. Einige bringen wohl gar über diese Arbeit 48 Stunden zu. Es giebt einige, welche aus Ungeduld ihre Schale zu früh anpicken, welches man, wenn man ihnen zu Hülfe kommt, ersiehet. Denn ehe sie aus dem Ey hervor kommen, müssen sie in ihrem Leibe einen Vorrath von Nahrung haben, damit sie die ersten 24 Stunden ohne Futter bestehen können. Dieser Vorrath besteht in einem beträchtlichen Theile des Dotters, welcher nicht verzehrt worden ist, und durch den Nabel in den Leib hinein geht. Ein Küchlein, welches aus der Schale kömmt, ehe noch der Dotter in seinen Leib hinein gedrungen ist, bleibt schwach, und stirbt in wenig Tagen hernach.

Zuweilen findet man Küchlein, die sich nicht von dem Eye losmachen können, weil ihnen die Schale anklebet. Wenn man mit einem Schlüssel leise und sanft darauf klopft: so kann man den Bruch der Schale so weit verlängern, daß er endlich rund herum um das Ey geht, und alsdann die Haut unter dem Bruche mit der Spitze einer Stecknadel oder Scheere aufschlitzen;

man sieht sich aber vor, daß man nicht tiefer damit hinein steche, als, diese Haut zu zerreißen, nöthig ist. Oft kann man mit den Nägeln oder bloßen Fingern die Haut des Eyes rund herum zerreißen, wenn man nach und nach versucht, den vordern Theil der Schale, welcher von dem andern durch den Bruch los ist, wegzunehmen. Denn alsdann wird auch oft die Haut, welche an der Schale anklebt, ohne Gefahr des Küchleins, zugleich mitgehen. Man darf aber nicht immer den vordern Theil der Schale auf einmal wegnehmen, wenn der sich findende Widerstand zeiget, daß das Küchlein solches nicht ohne viele Schmerzen ertragen könne. In solchem Falle muß man diesen obern Theil durch sanftes und leises Klopfen in Stückchen zerbrechen, welche man hernach behutsam hinweg nimmt, um das Küchlein aufzudecken. Unter diesen Stücken findet man einige, bey deren Losreißung das Küchlein schreyet, und an welchen seine Federn ankleben. Hierbey kann man die Stückchen, wenn sie nicht gar zu groß sind, dieses Schreyens ungeachtet, von dem Küchlein losreißen. Man thut, wenn es damit nicht recht gehen will, und das Abreißen der Haut des Küchleins zu besorgen ist, wohl, einen feinen Haarpinsel in warmes Wasser zu tauchen, mit diesem die trockne Haut am Rande, wo sie ansitzt, zu bestreichen und los zu weichen, und die Theile, so weit man sie erweichen kann, nach vorbesagter Weise abzunehmen.

Es können auch Küchlein seyn, die ihrer Schwäche wegen aus dem Eye nicht hervor kommen können, wenn sie z. B. schon einen halben oder ganzen Tag gepickt haben, ohne daß die Oeffnung gegen die rechte Seite hin größer, oder die Haut zerrissen worden sey. In solchem Falle zerbricht man die Schale rund herum, und zerreißt die Haut, daß der obere Theil leicht hinweg genommen werden kann. Man muß aber nicht eher hiebey Hand anlegen, als wenn die Küchlein 24 Stunden gepickt haben, ohne weiter in ihrer Arbeit gekommen zu seyn. Denn es giebt Küchlein, welche zu frühzeitig ihre Schale picken, ehe sich der Dotter in ihren Leib hinein gezogen hat, wie bereits oben gesagt worden ist; diesen würde nun mit der zu frühen Hülfe gar schlecht gedienet werden. Die Eyer, die am 21sten Tage noch nicht offen, oder gar nicht gepickt sind, und in denen kein Laut gehöret, oder keine Bewegung verspüret wird, werden weggeworfen, oder lieber eingegraben, weil es einen pestilenzialischen Geruch auf mehrere Tage giebt, wenn faule Eyer auf dem Hofe zerschmissen werden.

Kommen die Küchlein so ungleich aus, daß einige 1 oder 2 Tage vor andern ausgebrütet worden sind, und die Bruthenne ist zu wild oder unruhig: so nimmt man ihr die ältern Küchlein, die sonst leicht neben den noch ganzen Eyern erdrückt werden, und setzt sie in einen Topf oder Korb mit Federn, neben dem warmen Kachelofen hin. Hier können sie in den ersten 24 Stunden ohne Futter aushalten, weil sie, wie vorhin gedacht worden, von dem eingenommenen Dotter noch zu leben haben. Ohne alle solche Weitläuftigkeit kommt man aber davon, wenn mehrere Hennen zu gleicher Zeit angesetzt werden, da man denn der einen Henne alle zuerst ausgekrochene Hühnlein zugiebet, und den übrigen das völlige Ausbrüten der Eyer überläßt.

In den ersten Wochen werden die Küchlein mit Buchweitzengrütze, Gries, gestampfter Hirse, Brodtkrumchen, frischem

ungesalzenem weißen Käse oder Quark, gefüttert. Gekochte Grütze oder Hirse, kalt gegeben, füttert besser; ingleichen ein steifer Brey von gekochten und gebrochenen Erbsen. Man kann ihnen auch in Bier oder Milch geweichte Brodkrume geben. Das Gelbe von hart gekochten Eyern dienet ihnen, wenn ihr Mist gar zu dünn wird; sonst aber kann es ihnen schädlich seyn, weil sie davon verstopft werden. Von gehackten Kräutern allein bekommen sie den Durchfall, man kann aber klein gehackte Petersilie oder Wermuth in geringer Maaße ihnen unter dem Erbsen- Hirse- oder Grützbrey mengen. Auch klein gehacktes Fleisch lieben sie sehr.

Man kann es den Küchlein nicht gleich ansehen, von welchem Geschlechte sie sind. Es gehöret ein ganzer Monath dazu, ehe die männlichen Küchlein ihren Kamm und rothe Lappen darstellen; nach 2 Monathen ihres Lebens fangen sie an zu krähen, und in einem Alter von 3 — 4 Monathen sind sie zum Kappen oder Castriren geschickt. Im 5ten oder 6ten Monathe aber fangen die Hähnchen an, die Hennen zu suchen; diese hingegen Eyer zu legen: beyde aber endigen ihr Wachsthum nach 12 — 15 Monathen. Junge Hennen haben kurze Spornen. Einige hintergehen aber die Käufer damit, daß sie die Spornen künstlich abschaben. Die Jugend eines Hahns und einer Henne aber erkennt man daran, wenn Kamm und Füße weich sind; denn diese sind hart und rauch, wenn die Thiere alt werden. Die jungen Hähne, die noch kein Jahr alt sind, haben ein nahrhaftes; die alten aber ein zähes Fleisch. Die jungen Hühner, die noch nicht gelegt haben, geben eine niedliche Speise, gebraten und gekocht; die alten Hennen aber geben kräftige Brühen, und taugen nicht wohl zum Braten.

Zum Treten der Hühner läßt man die Hähne nicht gern über 2 Jahre alt werden, weil ihnen nach solcher Zeit die Spornen fingerslang, und so spitzig wachsen, daß die Hühner davon auf den Rücken sehr verwundet werden. Auf 1 Schock Hühner werden gemeiniglich 2 Hähne gehalten.

Eine der gemeinsten Hühnerkrankheiten ist der **Pfips**, im Nieders. **Pipp** oder **Pipps**, welcher das zu seyn scheint, was bey den Menschen der Schnupfen ist; er wird mit einem Fieber und einer Verstopfung in der Nase begleitet, daß daher den Hühnern die Luft benommen wird, und sie Schnabel und Hals aufsperren, und ein besonderes Geschrey hören lassen. Faules oder gar mangelndes Wasser kann den Zufall veranlassen, noch mehr aber Erkältung von starkem Regen, oder zu rauhe Luft nach warmen Sommertagen. Wartet man mit der Cur zu lange: so wird die Zungenspitze gelb, daß das Huhn gemeiniglich daran stirbt. Man reißt ihnen daher den Pips also: Man hält das kranke Huhn bey den Beinen unter sich, setzt den Daumen in den einen Winkel des Schnabels, und den Zeigefinger in den andern, öffnet auf diese Weise den Schnabel, löset mit einer Nadel oder einem scharfen Messerchen die Schale oder die vordere Spitze an der Zunge, zieht sie von der Zunge mit den Fingern ab, bestreuet hierauf die Zunge mit Asche, und schmieret sie mit Knoblauchsaft oder Weinessig, pflegt auch zugleich eine subtile Feder durch beyde Nasenlöcher in der Queere zu stecken, und einigemal hin und her zu ziehen, damit das Huhn wieder Luft bekomme; den Tag darauf

auf giebt man ihm eine in Stücke zerschnittene Knoblauchzehe ein, oder nimmt einige klein geschnittene Würfelchen Speck, ungefähr einer Erbse groß, wälzet sie in geschabtem rohen Spießglase (Antimonium) um, steckt sie dem kranken Huhne in den Hals, sperret es ein, und läßt es ein Paar Stunden fasten.

Hat ein Huhn mit einem **dicken Kopfe** zugleich den Pfips: so reißt man ihm denselben, nimmt alsdann einer halben wälschen Nuß groß klein geschärbten Rauchtaback, rollet denselben so lange und so viel in Butter, bis er zusammen hält, und giebt ihm solches ein. Wenn es nöthig ist, wiederholt man dieses um den dritten Tag.

Bey der **Darre**, welche in einer kleinen entzündeten Geschwulst über dem Bürzel oder Schwanze besteht, hat das Huhn allemal rauhe und matte Federn. Man öffnet die Geschwulst, darinn aber die Materie völlig reif seyn muß, mit einem scharfen Messerchen, drückt die Wunde von der Seite mit dem Finger, damit alle Materie heraus komme, und wäscht die Wunde hernach mit warmen Weinessig, oder mit im laulichen Wasser temperirten Branntwein, worauf die Hühner einige Tage bey kühlendem Futter, als: Sallat, gekochte Gerste oder Roggen in einer hinlänglichen Quantität Wasser gekocht, inne gehalten werden.

Der **Durchlauf** verlieret sich, wenn den Hühnern Ebereschenbeeren, die ihnen überhaupt als ein Verwahrungsmittel sowohl gegen diese, als auch gegen die meisten andern Krankheiten dienen, gegeben werden.

Bey **Verstopfungen** wird ihnen Speck, welches mit ein wenig fein zerstoßenen Senesblättern bestreuet ist, eingesteckt.

Hühnerläuse entstehen in unrein gehaltenen Ställen, wie bereits oben gesagt worden, gar leicht. Anfänglich sind sie nur bloß auf dem Kopfe und ganz klein, nehmen aber in etlichen Tagen so zu, daß sie die Haut abnagen und sich einfressen. Hühnern, welche dergleichen haben, werden einige Tropfen Thran auf dem Kopfe eingerieben, wodurch das Ungeziefer gleich getödtet wird.

Bey der **Krätze** fallen den Hühnern, außer der Mauszeit, die Federn aus. Man wäscht sie mit laulichtem Wasser, worinn Tabacksstengel oder gemeiner Landtaback abgekocht worden, und läßt sie an der Sonne oder in einer warmen Stube wieder trocken werden, füttert sie auch einige Tage mit in Wasser eingeweichter Kleye, worunter fein zerschnittene Petersilie gemenget wird.

Wenn die Hühner im May oder Jun. zu viele Schillbolde fressen, so ballen sich solche in dem Magen in einen festen Klumpen zusammen, wovon der Kropf ungemein dick hervor steht, und den Hühnern die Freßlust bis zum Sterben benimmt. Hiebey wird ihnen der Kropf obenher gegen die Flügel mit einem scharfen Messerchen aufgeschnitten, der Unrath heraus genommen, die Wunde mit Seide wieder zugenähet, und mit Sahne oder ungesalzner Butter geschmieret. Man hält sie hierauf einige Tage eingesperrt, und macht sie mit gekochter Grütze oder Hirse nur in den ersten Tagen halb satt, damit der Kropf von Ueberfüllung mit Körnern die Nath nicht wieder zersprengen könne.

Beinbrüche werden ohne Kunst geheilet. Das Huhn, dem ein Bein zerbrochen ist, wird unter einen Korb mit beygesetztem Futter und Wasser gesetzt, worunter kein Stock oder Stange seyn muß,

damit es sich nicht auf das zerbrochene Bein setze, welches die Heilung verhindern oder verzögern könnte. Wollte man das Bein bebinden oder bewickeln, würde es leicht Entzündungen und Geschwüre veranlassen.

Endlich will man das Podagra den Hühnern zueignen, wenn ihre Beine steif und bisweilen geschwollen sind, und die Hühner nicht wohl gehen oder stehen können. Dieß rühret meistens von Nachtkälte oder von dem Stande auf ihrem eignen Miste her, und betrifft mehr die alten als jungen Hühner. Sie werden in diesem Zustande mit Leinöl oder Butter gerieben.

Hummeln, werden unter das Geschlecht der Bienen gerechnet, sind aber größer, breiter und dickleibiger, haben mehrentheils einen sehr rauchartigen Körper, und sausen stärker als die Bienen, leben auch, gleich diesen, in Gesellschaft; man trifft aber selten mehr als 50 — 100 bey einander an.

Sie machen ihre Nester in der Erde, oder nahe bey derselben unter dem Moos und Grase, daher sie von Einigen auch Erdbienen genannt werden. Diese Nester bestehen aus einer dem grauen Papiere ähnlichen Materie, welche die Hummeln aus Pflanzenfasern und feinen Holztheilchen zusammen setzen, und mit einem, ihnen eigenen, klebrichten Safte zusammen leimen. Die daraus bereiteten Zellen pflegen sie mit Baumblättern, Moos oder Stroh vor der Feuchtigkeit zu bewahren. Sie leben, wie die Bienen, von dem Safte der Blumen und Kräuter, und tragen für sich und ihre Jungen Honig ein, den sie aber auch oft den Bienen, wenn sie zu schwach sind, rauben. In stark besetzten Körben findet man sie aber öfters auf dem Boden getödtet liegen. Von einigen Hummeln findet man den Honig so süß und wohlschmeckend, daß er den gemeinen Bienenhonig übertrifft. Man kann ihre Nester gegen die Abendzeit leicht entdecken, wenn man Achtung giebt, wo die meisten hin und nach Hause fliegen, da man denn siedendes Wasser in ihre Eingänge hinein gießt, und sie tödtet. Denn wo in einer Gegend viele Hummeln sich aufhalten, da vermindern sie die Honigtracht der gemeinen Bienen, indem sie diesen, sonderlich in den Frühstunden, mit Aussaugung der Blumensäfte zuvor kommen.

Hund, ein Hausthier, gehört, nebst dem Elephanten und Pferde, zu den edelsten Thieren, deren Seelen die thierischen Seelenkräfte im höchsten Grade besitzen. Genie, Instinct, Gedächtniß, Erinnerungs- und andere Grundkräfte, nebst einer starken Empfindsamkeit, sind bey ihm vorzüglich zu bemerken. Die Arten der Hunde sind sehr vielfältig, als wovon die vorzüglichsten besonders angemerket werden. Hier gedenken wir nur der bey der gemeinen Landwirthschaft üblichen Hunde, welche von den Landleuten zu ihrer häuslichen Sicherheit, und Beschützung ihrer Gehöfte, gehalten werden. Man pflegt zwar im gemeinen Leben Haus- und Hofhunde in einerley Bedeutung zu nehmen; im eigentlichen Sinne aber muß doch der Haushund von dem Hofhunde, den man auch wohl Kettenhund oder Packer nennt, noch unterschieden werden.

1) Der **Hofhund**, welcher hauptsächlich zur Bewachung des Gehöftes, meistens auch wohl an der Kette, wenigstens bey Tage, gehalten wird. Gemeiniglich sind Hunde dieser Art groß, und stark bey Leibe.

be. Es kömmt aber bey allen Arten der Hunde auf die Erziehung an; und daß diese anschlage, kömmt es auch sehr auf die Abstammung zugleich mit an, indem gute Hunde gemeiniglich ihren Vätern, in Betreff der Seelenkräfte, nacharten. Zu den guten Eigenschaften eines Hofhundes rechnet man: 1) Wachsamkeit, daß der Hund nicht träge, oder schläfrich sey, sondern die geringste fremdartige Veränderung, besonders des Nachts, durch ein eifriges Bellen anzeige, und nicht eher damit aufhöre, als bis alles wieder in Ruhe und Stille ist. Diese Eigenschaft zu erhalten, muß der junge Hund, sobald er entwöhnet wird, einem alten eifrigen Hofhunde zugegeben werden, um diesem das Lautwerden abzulernen, und mit ihm einzustimmen; 2) daß er arg sey, um benöthigten Falls anzupacken. Dieses wird erhalten, wenn der junge Hund zwar zuweilen eine kurze Zeit frey herum laufen kann, aber dabey von Zeit zu Zeit an der Kette angelegt wird. Hierzu dienet auch, daß der alte Kettenhund zuweilen auf fremdes Vieh, zum Heruntertreiben desselben vom Hofe, losgelassen werde; der junge aber nicht, wodurch er zum Aerger gereizt wird, den er dann nicht anders, als durch das Bellen, äußern kann; 3) daß er Appell habe, d. i. sich anweisen, oder sich an- oder zurück rufen lasse; wie hierzu die Hirtenhunde auch abgerichtet werden. Er muß z. B. angewiesen werden, wenn Ochsen oder Kühe zusammen fallen, und um sich stoßen, Menschen aber dem Kampfe nicht gleich so nahe sind, daß sie ihn hindern können, oder, wegen der dabey zu besorgenden Gefahr, sich ihm nicht nähern dürfen, gleich zu zulaufen, und die Thiere zu trennen, damit keines derselben zu Schanden gestoßen werde. Ist dergleichen Fall nun, besonders bey einem starken Viehstande, zu besorgen: so wird der dazu gewöhnte und abgerichtete Hund, wenn er zu solchem Zweck frey gehend gelassen wird, bey dem, auf dem Hofe herum gehenden, Hornviehe, sobald es sich stoßen will, auch endlich ungeheißen das Seinige thun, solches dann angreifen, und es gleichsam in Respect halten, daß es von dem Stößigseyn abläßt, und Friede hält. Es darf z. B. eine Katze nur einen Partikel von einem geschlachteten Kalbe oder Rinde auf den Viehhof hinschleppen: so fängt das Hornvieh bey dem Anriechen eines solchen Partikels gleich an zu brüllen, und sich unter einander zu stoßen, daß es sich schwerlich, und nicht ohne Gefahr, von Menschen von einander bringen läßt, welches aber der Hofhund gar bald bewerkstelliget. Der junge Hund muß zu diesem Zwecke an der Leine geführet, zurück gehalten, und zum Nachgehen seines Führers gewohnt, bisweilen aber auf einen Wink, oder auf ein Wort, an einer langen Leine fortgelassen, bey dem Ausruf eines einzigen Worts aber, z. B. hier! zurück! ꝛc. wieder zurück gezogen, und auf solche Weise zum Appell gewöhnet werden. Es kann seyn, daß der Hofhund zur Nachtzeit seinem Herrn ins Feld oder in den Obstgarten begleiten soll; verdächtige Leute aber fliehen; alsbald muß der Hund folgen, und nicht eher nachlassen, als bis der Herr ein dem Hunde bekannt gemachtes Wort, etwa: faß! allons! pack! ꝛc. ausspricht, und wenn der Flüchtling sodann schreyet, muß der Hund sich gleich abrufen lassen, mit dem Bedeuten des Flüchtlings, daß selbiger gleich stille stehen, oder gewärtigen müsse, daß der Hund aufs Neue angehetzet werden solle. Mit einem so abgerichteten Hunde wird das nächtliche Bestehlen der Felder

und

und Gärten den Dieben gar sehr verleidet werden. 4) Muß der Hofhund keinen ihm vorgeworfenen Fraß von Fremden annehmen. Hierzu wird er gewöhnet, wenn ihm ein Fremder eine Bratwurst nahe zum Riechen vorhält, oder in einer kleinen Entfernung den Köder hinwirft. Folgt der Hund, oder springt er nach der Wurst zu: so muß er von seinem Wärter an der Leine zurück gezogen, und mit der Karbatsche gezüchtiget werden. Dieses wird so oft in der Folge wiederholet, bis der junge, frey umher gehende Hund durchaus von keinem andern, als nur von seinem Wärter, Speise annimmt. Vielmals sind die Hofhunde schon einige Wochen zuvor vergeben worden, ehe eine Diebesbande wo einbricht. Wenigstens geschiehet dieses in der Nacht, da die Diebe ein Haus oder Gehöfte bestehlen wollen. 5) Muß der Hofhund Menschen ausspüren können. Dieses ist da nöthig, wo ein naher großer Wald, oder nah gelegene fremde Länder sind, in welche die Diebe mit ihrem Raube bald hineilen, und sich dem Nachsetzen entziehen können. Die Engländer pflegen ihre Hunde in dieser Absicht also abzurichten: Wenn sie das Alter erreichet haben, in welchem man sie sonst auf das Jagen abrichten müßte, führt man sie an Orte und in Zimmer, wo Beutel mit Geld, Silbergeschirr und dergleichen Sachen, denen die Diebe nachzustellen pflegen, liegen. Diese Sachen bestreicht man mit einer gewissen, stark riechenden Materie, als: mit Fleisch, Speck, altem Käse u. dergl., und mit eben dergleichen Materie bestreicht auch ein anderer seine Schuhsohlen, und geht mit solchem Beutel ꝛc. nicht gar weit. Wenn nun der Hund die Stelle berochen hat, und dergleichen Geruch auch an den Fußstapfen spüret, führt man ihn genau auf der Spur fort, bis er die Person, die man zum Abrichten gebraucht, findet. Alsdann führt man den Hund wieder zurück an den vorigen Ort, thut ihm gütlich, und giebt ihm etwas zu fressen. Eben dieses thut man auch mit anderm Geruche, welcher immer gelinder ist, etlichemal, bis man endlich nichts riechendes mehr gebrauchet, sondern nur einen Menschen, welcher sehr erhitzt ist, und stark schwitzet, und dessen Geruch der Hund bald empfinden kann, dazu nimmt; dieser wird immer weiter und weiter gelassen, bis endlich der Hund aller, auch der schwächsten, Spuren gewohnt worden ist. Wo nun ein Diebstahl geschehen ist, da führt man den Hund an den Ort, wo derselbe vorgegangen ist, und der Dieb seine Füße niedergesetzt hat. Da man nun den Hund bereits gewöhnt hat, der Spur nachzusetzen, wird er sogleich losgelassen, da er denn die Spur so genau verfolgt, daß er, wofern es nicht dazwischen geregnet hat, den Dieb nicht leicht verfehlt, als wobey dem Hunde Leute zu Pferde nachfolgen müssen. Diejenigen, welche dergleichen Hunde halten, pflegen dieselben genau in Acht zu nehmen, ihnen einerley, und zwar nur geringe, Speise zu geben, und sie mehrentheils an Einem Orte zu lassen, damit ihnen der Geruch nicht verderbet werde. In Dänemark pflegt man auch die Deserteurs durch dergleichen Spürhunde aufsuchen zu lassen.

Da es aber nicht Jedermanns Sache ist, Hunde, wie sie seyn sollen, abzurichten: so müßten sich hiezu Leute, die dazu Lust und Geschick haben, in öffentlichen Blättern anmelden, und erwarten, daß ihnen zum Abrichten der Hofhunde Aufträge gemacht würden, als zu welchem Zwecke dergleichen Leute eigends die Hunde erziehen,

hen, und sodann mit Liebhabern um den Preis einig werden könnten. Viele Gutsherrschaften auf dem Lande würden sich die Kosten nicht gereuen lassen. Denn, was ist Sicherheit des Eigenthums nicht werth!

2) Der **Haushund**, in engerm Verstande, ist ein solcher, der nicht draußen im Hofe, sondern im Hause, oder in einem Zimmer desselben gehalten wird. Hierunter sind nun nicht die Schooßhündchen des vornehmen Frauenzimmers zu verstehen, sondern kleine Hunde, welche sich durch Bellen bey dem geringsten Geräusche inn- und außerhalb des Hauses munter und wachsam beweisen. Wem es um hinlängliche Sicherheit seiner Person und seines häuslichen Vermögens zu thun ist, kann der Haushunde nicht entbehren. Die Hofhunde bewahren fast nur allein das Gehöfte, aber nicht das Haus, sie können mit Keulen von Dieben todt geschlagen werden; es kann starker Wind seyn, daß ihr Bellen nicht bis ins Haus hinein gehöret wird; es kann gegen Mitternacht seyn, da in dem ersten Schlafe der Hausgenossen kein Hundebellen auf dem Hofe gehöret wird; es können die Diebe von der Straße aus, wo der Hofhund nicht hinkommt, oder nichts davon hören kann, ins Haus einsteigen oder einbrechen; die Diebe können im Hause seyn, und die Hofhunde können, wenn sie schon im Hause Unrath vermerken, nicht hinein kommen, oder werden an einen entfernten Winkel des Hofes durch einen außerhalb Bewegung machenden Diebesgehülfen hingelockt; alles Umstände, welche das Halten der Haushunde auf dem Lande nothwendig machen können.

Es dürfen diese Hunde, wie oben gesagt worden, nur von der kleinern, oder mittlern Art seyn; und wenn das Haus groß ist: so vertheilet man sie in die untere und obere Etagen, oder in mehrere Kammern, da man von ihnen nichts weiter verlangt, als daß sie Lärm im Hause machen, wenn ungebetene Gäste sich einfinden sollten. Jagdberechtigte können ihre Jagdhunde hierzu auch brauchen, da unter den Wachtel- oder Hühnerhunden sich manche finden, so des Nachts sehr munter sind. Auch die kleinen Dachshunde sind hiezu wohl zu gebrauchen. Werden diesen Haushunden große Hofhunde, oder Packer, zugesellet, die, nebst ihnen, zur Nachtzeit im Hause liegen: so ist es desto besser, indem die kleinen Hunde ein leiseres Gehör haben, und mit ihrem Gebelle die großen Hunde so aufwecken, daß das ganze Haus davon sich ermuntern muß.

Hundekuppel, sind 3 bis 4 vereinigte Halsbänder, mit Ringen und Wirbeln, die Hunde daran zu führen.

Hundeschirm, bey einem Haupt- oder Laufjagen nahe an dem Jagd- oder Leitschirm ein anderer Schirm, worinn die Leib- und Hetzhunde verborgen gehalten werden, damit sie, wenn es nöthig ist, etwas zu hetzen, sogleich bey der Hand seyn.

Hundsgerecht, sagen die Jäger von demjenigen, der die nöthige Kenntniß von den Hunden und von dem Umgange mit ihnen hat.

Hundskohl, Asclepias L. Diese Gattung enthält eine schöne Sammlung hoch wachsender Blumenpflanzen, mit fleischigen, faserigen, bleibenden Wurzeln. Ihre Stengel kommen in jedem Frühjahre neu hervor, erlangen ihre Vollkommenheit in 3—4 Monathen, und haben im

Jun., Jul. und Aug. haufenweise beysammen stehende Blumen. Sie schicken sich vortreflich zur Verzierung der Lustgärten, kommen auf den gemeinen Rabatten fort, können auch zur Verzierung der Strauchgruppen genützt, und daselbst vor die Fronte, wie andere dauerhafte krautartige Pflanzen, gestellt, und im Ganzen eben so behandelt werden; lieben aber vorzüglich einen trocknen Boden und eine gut geschützte Lage. Sie lassen sich im Herbste oder im Frühjahre durch Zertheilung der Wurzeln leicht in Menge vermehren. Die in Deutschland dauerhafte Pflanzen sind:

1) Filzigter Syrischer Hundskohl, Hundskraut, Seidenpflanze, Beidelsar, Asclepias Syriaca L. Vaterland: Virginien, um Astracan. Wurzeln: sehr kriechend. Stengel: stark, aufrecht, ganz einfach, etwa 4 Fuß hoch. Blätter: groß, oval, dick, auf der Unterfläche filzig, auf der Oberfläche schwärzlichgrün. Blumen: aus den Winkeln der Blätter, nahe unter dem Gipfel der Stengel, in unterhängenden Dolden, unrein purpurroth. Saamen: reif im Herbste. Diese Pflanze wird jetzt, um ihrer Seide willen, stark bey uns angebauet.

2) Gemeiner weißer Hundskohl, Schwalbenwurz, gemeine weiße Aesculapie, A. Vincetoxicum. Vaterland: Europa, in grobsandigem Boden. Wurzel: stark, zaserig, officinel. Stengel: aufrecht, dünn, gegliedert, einfach, etwa 2 F. hoch. Blätter: eyrund, scharf gespitzt, an der Grundfläche bärtig, auf kurzen Stielen paarweise einander gegen über stehend. Blumen: in ästigen Trauben, weiß, im Jun.

3) Schwarze Aesculapie, A. nigra. Vaterland: bey Montpellier auf Hügeln. Stengel: dünn, schwach, 3—4 F. hoch, am Gipfel windend. Blätter: eyrund, lanzettförmig, glatt, an der Grundfläche bärtig. Blumen: in ästigen Trauben, schwarz, im Jun.

4) Gelbe Aesculapie, A. lutea. Vaterland: mit den beyden vorher gehenden eben dasselbe. Stengel: schwach, 2 F. hoch. Blätter: schmal, eyrund, spitz. Blumen: in einfachen Trauben, gelblich, im Jun.

5) Schöne Aesculapie, A. amoena. Vaterland: Nordamerica. Stengel: einfach, etwa 2 F. hoch. Blätter: eyrund, auf der Unterfläche ein wenig haarig, einander gegen über stehend. Blumen: in aufrechten Dolden, schön purpurroth, mit aufrechten Honigbehältnissen, im Jul.

6) Fleischfarbige ꝛc. A. incarnata. Vaterland: Canada, Virginien. Stengel: aufrecht, nahe unter dem Gipfel ein wenig ästig, $1\frac{1}{2}$ F. hoch. Blätter: lanzettförmig, glatt, an dem untern Theile der Stengel paarweise einander gegen über, oben aber, wo sich die Stengel theilen, zu 3 Stück beysammen stehend. Blumen: purpurroth, im Aug.

Hundskraut, Hundskohl, Hundstod, Seidenpflanze, Apocynum, ist nahe mit dem vorher gehenden Geschlechte verwandt. Die folgenden dauerhaften Arten derselben werden nicht wenig geachtet, und wegen der Feinheit ihrer Blätter, wegen ihres schlanken Wuchses und des sonderbaren Baues und wegen ihrer leichten Cultur sehr geliebet und stark gesucht.

1) Mayblümchenartiges Hundskraut, Mannsblut- oder eyrundblättriges Apocynum, Mückenwürger, A. Androsaemifolium L. Vaterland:

land: Canada, Virginien. Wurzel: dick, kriechend. Stengel: ziemlich aufrecht, krautartig, dick, steif, glatt, bräunlich, 3—4 F. hoch. Blätter: groß, eyrund, auf beyden Flächen glatt, steif, stark grün, ein wenig adrig, an den Gelenken paarweise einander gegen über stehend. Blume: auf den Enden der Stengel, in großen Trugdolden, weiß, mit purpurröthlichen oder chocoladefärbigen Honigbehältnissen.

2) Hanfartiges oder länglich blättriges Apocynum, A. cannabinum. Vaterland: Canada, Virginien. Wurzel: dick, kriechend. Stengel: ziemlich aufrecht, krautartig, steif, röthlich, 2—3 F. hoch. Blätter: länglich, glatt, paarweise an den Gelenken einander gegen über stehend. Blumen: auf den obern Enden der Stengel, in kleinen Rispen, grünlichweiß, von geringerm Werthe, als die der vorher gehenden Art.

3) Venetianisches oder weidenblättriges Apocynum, A. Venetum. Vaterland: die Inseln des Adriatischen Meeres. Wurzel: kriechend. Stengel: ziemlich aufrecht, krautartig, etwa 2 F. hoch. Blätter: eyrund, lanzettförmig, glatt, paarweise einander gegen über stehend. Blumen: auf den Enden der Stengel, in Büscheln, größer als die der vorher gehenden Arten, aber in den Büscheln nicht so zahlreich, wie bey der ersten Art; dagegen aber von mehr reiner und leuchtender Farbe. Man hat hiervon Sorten mit purpurrothen und weißen Blumen. Diese Arten lassen sich sämmtlich durch ihre kriechende Wurzeln leicht vermehren, und ertragen in einem trocknen Boden unsre stärksten Winter.

Hundswinde, Schlinge, Periploca. Die zu dieser Gattung gehörenden Arten sind holzige, windend-kletternde Pflanzen. Die Eine derselben, welche zu Lustgebüschen dauerhaft genug ist, ist die grün- und braunrothe gefleckte Hundswinde, Indianische Rebe, Griechische Schlinge. Vaterland: Syrien, Sibirien. Stamm: strauchig, lang, ästig, windend-kletternd an einer Unterstützung 30—40 Fuß hoch hinauf. Stengel: rund, haben eine glatte Rinde, die ältern Zweige, welche meist holzig sind, haben eine dunkelbraune Rinde, die jüngern Schüsse sind braun und grau gemischt, und die Enden der jüngsten Schüsse sind oft lichtgrün. Blätter: ziemlich groß, länglich-lanzettförmig, gespitzt, auf kurzen Stielen paarweise einander gegen über stehend, auf der Oberfläche von einer guten glänzendgrünen Farbe; auf der Unterfläche weißlich oder weißgrau. Blumen: aus den Achseln gegen die Enden der Schüsse, in kleinen, doldenartigen Büscheln von 4—5 Blumen, sternförmig, inwendig borstig, purpurroth, klein, im Jul. und Aug. Hinterlassen in ihrem Vaterlande lange runde Saamenschoten.

Diese Pflanze, deren größte Zierde ihre Blätter sind, muß, damit sie recht vortheilhaft in die Augen falle, mit einer Unterstützung versehen werden, und wird durch Absenker und durch abgeschnittene Zweige sehr leicht vermehret. Erhält man Saamen aus der Fremde: so säet man ihn im Frühjahre in Töpfe, und senket diese allenfalls in ein Mistbeet ein. Die Pflanze, wenn sie erwachsen ist, erträgt in einem mäßig trocknen Boden unsre Winter in freyer Luft.

Hundswürger, Cynanchum, ist mit den vorher gehenden Geschlechtern

ebenfalls nahe verwandt. In unsern Gärten unterhält man:

1) Den aufrechtstehenden Hundswürger, C. erectum L. Vaterland: Syrien. Stengel: aufrecht, dünn, ausgesperret, etwa 3 F. hoch. Blumen: in kleinen Büscheln, klein, weiß, im Jul. Bey uns muß diese Pflanze in Töpfen unterhalten, im Sommer in die Rabatten eingesenkt, und im Winter in ein gutes Gewächshaus gestellet, alsdann aber nur zur Nothdurft begossen werden, und bey gelindem Wetter freye Luft haben.

2) Spitziger Hundswürger, C. acutum. Vaterland: Sicilien, Apulien, Spanien, Astracan. Stengel: krautartig, winden sich um alles, was ihnen nahe stehet, an die 6 F. hoch hinauf, sterben in jedem Herbste, bis auf die Wurzel, ab, und treiben in jedem Frühjahre aufs neue aus der Wurzel hervor. Blätter: herzförmig-länglich, gespitzt, glatt. Blumen: in kleinen Büscheln, schmutzigweiß. Diese Art ist in Ansehung der Blume eben nicht schön zu nennen, wird also nur zur Abwechselung unterhalten, muß aber gegen strengen Frost in einem Gewächshause geschützt werden.

Hundswuth, s. Tollheit der Hunde, toller Hundsbiß.

Hundszahn, Schoßwurz, Erythronium L., Dens canis, Tournef. Von dieser Gattung ist mir eine Art bekannt, die im Ganzen eine sehr sonderbare, hübsche, vortreffliche Blume ist, deren Werth durch ihre frühe Flor noch mehr erhöhet, und die deswegen sehr stark gesucht wird; denn sie blühet im Anfange des Aprils, oder schon im März, und zeigt sich auf den Rabatten in voller Pracht. Vaterland: Ligurien, Savoyen, Sibirien, Virginien. Blumenschaft: erhebet sich zwischen den beyden Wurzelblättern, oder auch noch vorher, aufrecht, rund, zart, purpurroth, etwa 4 Zoll hoch. Blume: auf jedem Schafte nur Eine, niederwärts hängend, für eine kleine Pflanze sehr groß und schön. Man hat Sorten von allerley Farben, und eine Abart mit schmalen oder lanzettförmigen Blättern gleichfalls von verschiedenen Farben. Sie werden im Sommer, wenn die Blätter abgestorben sind, durch Zertheilung vermehret, wiewohl sie sich zu jeder Jahreszeit aufnehmen lassen. Aus Saamen kann man aber Pflanzen in Menge ziehen, und unter diesen auch neue Sorten erwarten.

Hundszunge, Cynoglossum.

Diese Gattung enthält dauerhafte, auf frey liegenden Rabatten fortkommende, krautartige, theils zweyartige, theils perennirende, theils einjährige Pflanzen, welche theils zur Arzney, theils als Blumenpflanzen zur Verzierung der Gärten brauchbar sind.

1) Gemeine Hundszunge, C. officinale. Vaterland: Europa, auf Steingrunde. Wurzel: groß, dick, auswärts schwärzlich, inwendig weiß. Wurzelblätter: groß, breit lanzettförmig, filzig, weißgrau, ungestielt, sammetweich anzufühlen, von sehr unangenehmen Geruche. Stengel: aufrecht, rund, steif, haarig, etwa 2 F. hoch, mit einer Menge von Blättern besetzt, welche lang, schmal, gespitzt, weißgrau, ungestielt, und von starkem Geruche sind. Blumen: auf den Enden und an den Seiten der Zweige, ziemlich weit herunterwärts, klein, röthlich, im Jun. und Jul. Abarten hievon sind: a) mit weißen Blumen, b) immer-

mergrüne Hundszunge. Diese Pflanze, nebst ihren Abarten, stirbt im feuchten Boden oft, sobald der Saame reif ist, ab. In einem trocknen Boden aber dauert sie oft mehrere Jahre. Sie kann also sowohl unter die zweyjährigen, als auch unter die perennirenden gerechnet werden. Sie wird jährlich neu aus dem Saamen gezogen. Wenn man sie für die Officin ziehet: so muß der Boden 2 Spadenstiche tief umgegraben werden, damit ihre Wurzeln tief eindringen und groß werden mögen.

Die Tatarn stoßen die getrocknete Wurzel, kochen solche in Milch, und halten diese Speise für nahehaft. Die Vermehrung geschiehet durch Saamen; leichter aber durch die Brut der Wurzel. Diese dauert nicht lange außer der Erde, hält sich aber im freyen Lande, auch den Winter über, recht gut. Die übrigen Arten sind einjährig, werden jährlich nur aus Saamen gezogen, kommen aber anjetzt in unsern Gärten nicht sonderlich vor, weßhalb wir solche nur ihren Namen nach anzeigen wollen:

2) Virginische Hundszunge, C. Virginicum.

3) Levcojenblättrige ꝛc. C. cheirisolium.

4) Apenninisches ꝛc. C. Apenninum.

5) Portugiesische ꝛc. C. Lusitanicum.

6) Leinblättrige ꝛc. C. linifolium.

7) Nabelförmige ꝛc. das große Vergißmeinnicht, C. Omphaloides.

Von No. 1. hat man die Wurzel eher für schädlich, als nützlich halten wollen. Von einigen wird sie aber als ein anhaltendes Mittel angerühmet; und bey Blutflüssen, Durchfällen und dergleichen Krankheiten empfohlen. In den Apotheken hat man die Hundszungenpillen, Pill. de Cynoglosso, welche aus dieser Wurzel, dem Bilsenkraute, Mohnsafte, und einigen Gewürzen bereitet, und als ein wirksames und sicheres Mittel, gesetzt auch, daß dessen Kräfte sonderlich von dem Mohnsafte herzuleiten, bey allen Ausflüssen und zu Linderung der Schmerzen, bey Krämpfen und dergleichen Krankheiten, von 5 — 8 Gran, gegeben wird. Will man die Wurzel gebrauchen: so muß solche frisch, und ehe der Stengel treibt, ausgegraben werden; nachher, und bey dem Trocknen, verlieret sie alle ihre Kräfte. Wenn man die Wurzel den Kindern und Hausthieren an den Hals hänget, sollen die Läuse davon sterben.

Hungerblümlein, Draba L.

a) Perennirende Arten:

1) Hauswurzartiges H. D. Aizoides. Vaterland: die Alpen in Europa. Blätter: schwerdt- und nachenförmig, gefranzt, wie Hauslauch in kleinen Köpfchen beysammen stehend, aus deren jedem sich ein nackter, einfacher, kaum 2 Zoll heher Blumenschaft erhebet. Blumen: gelb, in lockern Aehren, im März und April.

2) Pyrenäisches ꝛc. D. Pyrenaica. Vaterland: die Pyrenäen. Blätter: auf kleinen, holzigen, sich aus der Wurzel erhebenden Stengeln, in einem Büschel dachförmig über einander liegend, klein, keilförmig, handförmig, dreylappig, einige auch fünflappig. Blumen: auf einem nackten Schafte, purpurroth, im März. Diese 2 Pflanzen werden früh im Herbste durch Zertheilung und durch Saamen vermehret. No. 1. ist wegen seiner

frühen schönen Blumen von vorzüglichem Werthe, liebt einen leichten, trocknen Boden, und eine Lage gegen Morgen, dauert nur 3—4 Jahre, pflanzt sich aber durch den ausfallenden Saamen fort.

b) Ein- und zweyjährige Arten:

3) Frühblühendes H., Gänseblume, Frühlingsblümlein, kleinstes Vogelkraut, Nägelkraut, D. verna L. Vaterland: Europa, in dem schlechtesten Sandboden überall, und ist nach Abgang des Schnees fast die erste Pflanze, welche mit ihren kleinen, länglichten, eingekerbten, rauchlichten, auf der Erde ausgebreiteten Blättern erscheinet. Stengel: ganz nackend, oft nur 1, selten 2 Finger lang. Blumen: auf nackten, 4—5 Z. hohen Schaften, weiß, im Apr. Da die Pflanze nur jährig ist, kurze Zeit dauert, und häufig Saamen ausstreuet: findet man solche auch öfters im Herbste wieder. Sie gehöret unter die schwachen, kreßartigen Pflanzen, und wird von den Schaafen geliebet.

4) Maure 2c. D. muralis. Vaterland: Europa, in Hainen. Blätter: eyrund, ungestielt, gezähnt. Stengel: äsig, 10 Z. hoch, mit Blättern, die den Stengel umfassen. Blumen: weiß, im May.

5) Sehr haariges 2c. D. hirta. Vaterland: die Alpen. Blumen: weiß, ausgerandet.

6) Weißgraues 2c. D. incana. Vaterland: die Alpen. Eine zweyjährige, oft noch länger dauernde, Pflanze. Blätter: länglich, gezähnt, weißgrau. Blumen: weiß, im Jun.

Diese 4 Pflanzen werden selten in die Gärten aufgenommen.

Hungerharke, Hungerrechen, eine große Harke oder Rechen, welcher an einer Deichsel von Menschen oder einem Pferde geschleppet oder gezogen wird, um, nach dem Aufbinden und Einlegen der Garben in Haufen, die zerstreueten Getreidehalme zusammen zu bringen. Es wird hiemit dieses Geschäffte geschwinder vollendet, als wenn solches durch das so genannte Nachharken von den Aerndteleuten verrichtet werden soll.

Hurden, Horden, Flaaken, aus dünnen Ruthen geflochtene kleine Zäune.

Hurdenwerk, ist bey dem Wasserbaue die hinter einander, und stufenweis um kleine Pfähle geflochtene Verzäunung, welche an den Ufern der nicht allzu starken und reißenden Flüße zur Verhinderung des Einbruchs gemacht wird.

Husten der Pferde, ist an sich selbst, wenn er plötzlich bey einem Pferde entsteht, und nicht mit andern Krankheiten, z. B. mit Fieber, verbunden ist, keine gefährliche Krankheit, kann aber, wenn er lange anhält, oder gar zu stark ist, den Lungen Schaden zufügen, und das Pferd durch Engbrüstigkeit oder auf andre Art verderben. Es rührt aber der Husten gemeiniglich von Erkältung her, die sich in der Luftröhre festsetzt, und daselbst eine leichte Entzündung verursacht; ist alsdann anfangs trocken, und fängt eher oder später an zu fließen, als welches man an dem rollenden Tone des Hustens erkennet, wie auch daran, daß, wenn der Husten heftig ist, mit demselben Schleim aus der Nase fließt. Ist der Husten trocken: so läßt man zur Ader, giebt Honig und Schwefelblume, zum Futter wenig oder gar kein Heu, son-

sondern, Statt dessen, Kleyen, und hängt den Dampfbeutel (s. No. 18.) unter die Nase. Fließt der Husten: so wird er durch Pillen von Schwefelblumen und Alandwurzel, von jedem 1 Loth, mit Honig zusammen gerührt, und alle Morgen gegeben, gehoben. Ist es ein **Magenhusten**, der nie auf einmal, sondern nach und nach stärker wird, und beständig trocken ist: so wird das Pferd mager, und frißt entweder zu viel, oder zu wenig; in diesem Falle nimmt man zu den eben benannten Pillen, an Statt des Schwefels, ein halbes Loch fein gestoßenen Hammerschlag, und eben so viel gepulverte (zu Pulver gestoßene oder geriebene) Pestilenzwurzel (Petasites). In diesem Falle ist es auch gut, dem Pferde oben auf seinem Futter ein Paar Hände Salz zu geben.

Der Husten bey dem Hornvieh und den Schweinen kann eben so behandelt werden.

Hut, Mauerkappe, die Bedeckung einer Mauer, welche auf zwo Seiten Traufen hat, dergleichen auf gemeinschaftlichen Garten- und Hofmauern sind. Ist es aber eine eigene Mauer: so ist der Traufall nur auf der Seite desjenigen, dem die Mauer gehöret.

Hyacinth, ein durchsichtiger, gelbrother und feuerfarbiger Edelgestein. Eigentlich giebt es deren jedoch viererley Arten, mit Hochroth gemischte, safrangelbe, bernsteinfarbige, und beynahe weiße, die nur eine kleine Mischung von Roth haben. Sie kommen aus Ostindien; werden aber auch in Böhmen, Schlesien und Sachsen gefunden.

Hyacinth, Märzblume, ein in unsern Blumengärten bekanntes Pflanzengeschlecht.

A) *Hyacinthus*-Arten.

1) **Orientalischer trichterförmiger Hyacinth, Märzblume**, Hyacinthus orientalis L. Wir theilen sie gemeiniglich in einfache, gedoppelte und gefüllte. Die einfache, als die natürliche Blume, hat 6 Einschnitte, die doppelte gemeiniglich 12, und die gefüllte eine größere oder unbestimmte Anzahl. Die schönsten Arten erkennet man a) aus der Zwiebel; diese soll groß und ohne Mangel seyn; doch findet man, daß die gefüllten weißen, mit Roth vermischten Hyacinthen gemeiniglich mangelhafte Schalen an der Wurzel haben, und die schönsten rothen aus kleinen Zwiebeln erwachsen. b) An dem Stengel, wenn dieser proportionirlich hoch ist. Durch einen allzu hohen Stengel wird die Pflanze unförmlich, und muß durch beygesteckte Stäbchen aufrecht erhalten werden. Niedrige Stengel verunstalten die ganze Pflanze. c) An der Zahl der Blumen (Glocken); wenigstens sollen 12 einen Strauß machen; kann man derselben 30 zählen: so ist die Pflanze von großem Werthe. d) Die Blumen müssen den Stengel regelmäßig und allenthalben auf gleiche Weise umgeben, die Blumenstiele nach oben immer kürzer werden, und der ganze Strauß eine pyramidenförmige Gestalt zeigen. e) Die Blumen selbst müssen groß, kurz, und vorwärts recht dichte und stark gefüllet seyn. Man pflegt zwar die gefüllten Blumen den einfachen vorzuziehen, doch verdienen auch diese alle Achtung. Die einfachen blühen 2 — 3 Wochen früher, als die gefüllten; jene bringen auch viel mehr Blumen, als diese; vornehmlich aber haben sie dieses voraus, daß

sie Saamen tragen, und aus diesem neue Sorten zu erlangen sind, da die gefüllten nur allein von der Bruth der Wurzel vermehret, und hievon die neuen Pflanzen den alten immer gleich und ähnlich erfunden werden. Die Vermehrung durch die Wurzelbruth ist zwar leichter, und die Erziehung aus dem Saamen langsam und mühsam; allein, da man hierdurch immer was neues, und daher schätzbares erhält: soll man solche nicht unterlassen.

2) **Englischer Hyacinth**, H. non scriptus L. **Wurzel**: eine kleine Zwiebel. **Blumen**: glockenförmig, sechstheilig, blau, mit zurück gerolleter Spitze, alle an einer Seite des Stengels, im März und Apr. Man hat auch eine Abart mit weißen Blumen.

3) **Umgebogener, gewöhnlich rother Spanischer H.** H. cernuus. **Wurzel**: eine kleine Zwiebel. **Blumen**: glockenförmig, sechstheilig, roth, an Einer Seite des Stengels, in einer Aehre, deren Spitze umgebogen ist. Ihre Schönheit bestehet in der vortrefflichen, blaßrothen Farbe ihrer Blumen, weshalb sie in einer jeden Blumensammlung eine Stelle verdienet.

4) **Amethystblauer H.** H. Amethystinus. **Blumen**: auf dem Ende des Stengels, an schwachen Stielen, und daher niederhängend, an der Grundfläche walzenförmig, halb-sechsspaltig, schön hoch-amethystblau, im Februar u. März. Weil sie früh blühen: so müssen sie auf eine Rabatte oder Beet zwischen Hepatica, Crocus etc. gepflanzt werden, wo man sie aus einem Gartenzimmer zu Gesichte bekommen kann, um sie von da in der Blüthe zu sehen, wenn die Witterung das Umhergehen im Garten nicht erlaubet.

B) *Muscari*-Arten:

Diese Muscarihyacinthen unterscheiden sich von den vorher gehenden Arten dadurch, daß ihre Blumenkrone kugeliger ist.

5) **Muscat-Hyacinth**, H. Muscari. **Wurzel**: eine große, ovale, eingehüllete Zwiebel. **Blumen**: an der obern Hälfte des Stengels, in einer Aehre, insgesammt gleichförmig, eyrund, mit zurück gebogenem Rande, einem irdenen Wasserkruge ähnlich, von verwelkt-purpurrother oder blauer Farbe, und einem starken Moschgeruch. Sie kommt überall, und ohne künstliche Wartung, fort. Man hat Abarten mit großen gelben, und auch mit purpurröthlichen, und oben mit gelben Blumen.

6) **Zopfiger, oder schön-haariger Hyacinth, breitblättriger purpurrother Hyacinth**, H. comosus. **Wurzel**: eine große Zwiebel. **Stengel**: etwa 1 F. hoch. **Blumen**: an der obern Hälfte des Stengels, auf langen Stielen, in einer waagerechten Stellung, die Blumenblätter winklich-walzenförmig; der Blumenstengel endigt sich in einem dichten Haarbusche von Blümchen, mit eyrunden Blumenblättern; die Blumenknospen erscheinen im Anfange des März, kommen aber vor dem May nicht zur vollen Blüthe. **Sorten**: a) mit purpurrothen, b) mit weißen, c) mit blauen Blumen.

7) **Monströser**, gewöhnlich **Federhyacinth** genannt, H. monstrosus. **Wurzel**: eine große Zwiebel. **Stengel**: 1½ F. hoch, mehr als zu ⅔ seiner Höhe rispenförmig mit Blumen besetzt. **Blumen**: viele, in dickbuschigen Rispen, fast eyrund, blau, auf Purpurroth ziehend, mit federartig fein gespaltenen Blumenblättern;

hinter-

hintklassen niemals Saamen. Eine zwischen andern perennirenden Blumen sehr verzierend erscheinende Pflanze, welche in jedem Boden und in jeder Lage fortkömmt, und nur zu Zeiten umgelegt zu werden gebraucht, um sie durch die von ihr abzusondernden Nebenzwiebeln zu vermehren.

8) **Traubenhyacinth**, H. Botryoides. **Wurzel**: eine Zwiebel, welche, in Verhältniß gegen die andern Arten, nur klein ist. **Blätter**: sehr schmal, zahlreicher als bey den andern Arten. **Blumen**: in einer dichten Aehre, wie ein Büschel Trauben, viele, klein, kuglich, einförmig, mit zurück gebogenem Rande, ungestielt, von starkem Geruche, der manchen unangenehm ist, von andern aber für vortrefflich gehalten wird. Die Blumenknospen erscheinen im März; die Zeit der völligen Blüthe aber ist im April. Die Pflanze vermehret sich durch Saamen und Nebenzwiebeln so stark, daß sie sogar auf Plätzen, welche in vielen Jahren nicht umgegraben worden, dem Grase und Unkraute zum Trotze, schön und stark blühet. **Sorten**: a) mit blauen, b) mit weißen, c) mit aschgrauen Blumen. Die beyden letztern Sorten sind rar, und werden also stärker gesucht.

9) **Traubenförmiger Hyacinth**, H. racemosus. **Wurzel**: eine Zwiebel, von mittlerer Größe. **Stengel**: 6 Zoll hoch. **Blumen**: auf dem Ende des Stengels, viele, klein, eyrund, in einem traubenförmigen dichten Büschel, die untern gestielt, die obern aber ungestielt, von sehr vortrefflicher blauer Farbe, und angenehmen Geruche.

10) **Wolliger Hyacinth**, H. lanatus. **Wurzel**: eine große, dichte Zwiebel. **Blätter**: von feiner grüner Farbe, am Rande eingekrümmt. **Stengel**: theilet sich in verschiedene, kleinere, Blumen tragende, eine große Rispe bildende, Zweige. **Blumen**: von einer Art purpurrother Farbe, die Blumenblätter in sehr feine wollene oder haarähnliche, zurück geschlagene Faden zerschnitten. Die Blumenknospen erscheinen im März, kommen jedoch vor dem May nicht zur vollen Blüthe.

Diese Hyacinthen sind alle schickliche Gegenstände zur Verzierung der Rabatten und Blumenbeete. Die feinsten Sorten werden zwar gewöhnlich auf besondere Beete zusammen gepflanzt; die gemeinen Sorten derselben aber, und die übrigen Arten dieser Gattung mag man zwischen andere niedrige dauerhafte Zwiebelpflanzungen auf die gemeinen Rabatten vertheilen, und sie vor deren Fronte trippelweise, auf jeden Trippel 3, 4 — 5 Zwiebeln, 3 — 4 Z. tief pflanzen, um daselbst im Apr. und May eine angenehme und ansehnliche Mannichfaltigkeit zu machen. Man pflanze sie im Herbste, im Oct. oder Nov., und lasse sie 2 — 3 Jahre unaufgenommen liegen. Weil sie sich aber binnen dieser Zeit sehr stark vermehrt zu haben pflegen: so nehme man sie im Sommer, wenn ihre Blätter und Blumenstengel absterben, auf, sondere die Nebenzwiebeln von ihnen ab, und pflanze die großen Zwiebeln im Herbste wiederum auf die Rabatten, die Nebenzwiebeln aber erst auf 1 — 2 Jahre auf Pflanzschulenbeete.

Hygrometer, s. Wettergläser.

J.

Jäger, Weidmann, eine Person, so das Jagdwesen verstehet und ordentlich erlernet hat.

Jägerrecht, der Kopf und Hals bis an der dritten Rippe von einem Hirsch oder Thier, welches den Jägern als ein Zerwirkerlohn gelassen wird. Dieses ist das große Jägerrecht. Das kleine ist der Aufbruch, nämlich das Geschlinge, nebst dem übrigen Eingeweide. Jägerrecht ist auch die Strafe, die jemandem aufgeleget wird, der gegen die Jägergebräuche und Sprache verstößt.

Jägerzeug, ist insgemein des Jägers Hornfessel und Hirschfänger mit seiner Kuppel. Man theilt es aber wieder in das einfache und das Kreuzzeug ab. Jenes begreift den Hornfessel und die Kuppel; das Kreuzzeug aber den Hornfessel und das Wehrgehänge, nebst dem Hirschfänger, unter sich.

Jagd, die Kunst, die wilden Thiere aufzusuchen, zu erschießen, oder mit Hunden zu hetzen.

Jagd, das Recht, jagdbare wilde Thiere aufzusuchen und sich zu zueignen, welches auch Jagdgerechtigkeit genannt wird. Die jagdbaren Thiere werden in den Gesetzen jeder Provinz bestimmt angedeutet. Im Mangel andrer Bestimmungen gehören wilde vierfüßige Thiere und wildes Geflügel, in so fern beyde zur Speise gebraucht werden, zur ausschließenden Jagdgerechtigkeit. Andere wilde Thiere, als: Wölfe, Bären, und dergl. schädliche Raubthiere, sind, in der Regel, ein Gegenstand des freyen Thierfanges. Doch dürfen dergleichen Thiere in Wäldern und Jagdrevieren von denjenigen, denen daselbst keine Jagdgerechtigkeit zukömmt, nicht aufgesucht, noch weniger darauf Jagden angestellt werden. Man theilet gewöhnlicher Weise die Jagden in hohe, mittlere und niedere. Zur hohen Jagd werden gewöhnlich nur Hirsche, wilde Schweine, Auerochsen, Elendthiere, Phasanen, Auerhähne und Hennen gerechnet. Wo die Provinzialgesetze keine mittlere Jagd bestimmen, da gehört alles übrige Wild zur niedern Jagd. Unter der Jagdgerechtigkeit, welche den Rittergüthern gewöhnlich beygelegt ist, wird in der Regel nur die niedere Jagd verstanden. Wer nur mit der Jagd überhaupt beliehen ist, der hat bloß ein Recht zur niedern Jagd. Wer sich also der hohen Jagd anmaaßen will, der muß die auf eine rechtmäßige Art geschehene Erwerbung derselben besonders nachweisen. Wer aber mit allen Jagden, oder mit allen Arten der Jagden, oder auch nur mit Jagden in der mehrern Zahl beliehen worden, der hat auch auf die Jagd gegründeten Anspruch. So weit als jemand zur Jagd berechtigt ist, kann er seine Befugniß gegen alle an sich erlaubte Arten, das Wild zu jagen, oder zu fangen, ausüben. Die Setz- Schon- und Hegezeit aber muß von jedem Jagdberechtigten genau beobachtet werden. Die Bestimmung der Schonzeit in Ansehung der verschiedenen Arten des Wildes, und die Ausnahmen in Ansehung einiger Arten desselben, bleiben den Provinzialgesetzen vorbehalten. Die Bestimmung dieser Zeiten

ten hängt lediglich von der Festsetzung der Landespolizeyinstanz ab. Im Mangel andrer Bestimmungen dauert die allgemeine Schonzeit vom ersten März bis zum vier und zwanzigsten August. Alte und tragende rothe Thiere sind vom ersten November bis zum vier und zwanzigsten August zu schonen. In Wäldern, wo Hochwild steht, ist das Jagen mit starken Netzen und Jagdhunden nur vom vier und zwanzigsten August bis zum letzten October zuläßig. Hirsche, Rehböcke, hauende Schweine oder Keiler, Erpel oder Entriche zu schießen, ist das ganze Jahr hindurch erlaubt. Haselhähne können bis zum letzten April; Auerhähne bis zum letzten May; und Birkhähne bis zum funfzehnten Junius geschossen werden. Wilde Enten und Gänse, Schnepfen und andere Zugvögel, sind nur in der Brutzeit, vom ersten May bis zum vier und zwanzigsten Junius, zu schonen. Das Schießen junger Hasen, und der Einfang junger Schwäne ist nur vom ersten May bis zum zwanzigsten Junius verboten. Bären, Wölfe, und andere schädliche Raubthiere, können zu allen Zeiten geschossen werden. Auf Bären und Wölfe ist, auch in geschlossenen Zeiten, das Jagen mit Netzen und Durchtreiben der Leute zuläßig. Die Eyer von jagdbarem Federwilde dürfen niemals ausgenommen werden. Auch ein Jagdberechtigter darf kein Selbstgeschoß legen. Fuchseisen und Schlingen dürfen nur an abgelegenen Orten, und mit solcher Vorsicht, daß dadurch weder Menschen noch Vieh, ohne eigenes grobes Versehen der erstern, zu Schaden kommen können, gelegt werden. Ohne besondere Erlaubniß des Staats darf niemand verzäunte Gehäge, zum Schaden der Nachbarschaft und zur Hemmung des Wildwechsels errichten; Einsprünge anlegen, oder die Gränzen nächtlich verlappen. Außer den Dohnen sind Schleifen und Schlingen, auch Garnsäcke, zur Einfangung des Federwildes, gänzlich verboten. Die Einfangung der Rebhühner durch so genannte Treibzeuge ist erlaubt. Doch muß von jedem Volke, oder von jeder Kette Hühner, die nur aus 9 Stücken besteht, die alte Henne und ein junger Hahn; wenn aber das Volk mehr als 9 Stück ausmacht, überdem noch ein junges Huhn, frey gelassen werden. Niemand darf auf fremden Jagdrevieren Hunde laufen lassen, die nicht mit einem Knüppel, welcher sie an der Aufsuchung und Verfolgung des Wildes hindere, versehen sind. Ungeknüppelte gemeine Hunde, ingleichen Katzen, die auf Jagdrevieren umher laufen, kann jeder Jagdberechtigte tödten, und der Eigenthümer muß das Schießgeld bezahlen. Wenn Jagd- oder Windhunde, während der von einem Jagdberechtigten auf seinem Jagdreviere angefangenen Jagd, bloß überlaufen: so können sie zwar nicht getödtet, müssen aber sogleich zurück gerufen werden. Wenn Jagdhunde nicht mit Vorsatz an der Gränze gelöset worden, sondern nur von ohngefähr über die Gränze gelaufen sind: so können sie aufgefangen, und müssen dem Eigenthümer, gegen Entrichtung eines Pfandgeldes von 8 Groschen für das Stück, zurück gegeben werden. A. L. R. B. II. Tit. XVI. §. 30. ff.

Jagdflinte, Vogelflinte, eine leichte Flinte, welche aus einem Laufe oder Rohre, einem Schloße und dem Schafte, worinn beydes, nebst der ganzen Mundirung der Flinte, befestiget und eingeleget ist, bestehet. Man hat verschiedene Arten der Jagdflinten, und gemeiniglich ist die

Seele derselben konisch ausgebohret, damit das Schrot besser zusammen gehalten werde. Die Mündung der Seele des Rohrs im Pulversack ist nämlich weiter als die vorderste Mündung, so, daß die Seele nach der vordersten Mündung des Rohrs immer nach und nach schmäler zuläuft. Oefters aber ist auch das Rohr kugelgleich, d. i. die Seele ist durchgängig gleich weit. Die Jagdflinten werden oft mit kostbaren Beschlägen versehen und ausgezieret.

Jagdgerecht, ist ein Jäger nicht bloß, wenn er gut schießen kann, sondern, wenn er zu jeder Art der hohen Jagd die vorläufigen nöthigen Anstalten treffen, und die Jagd selbst zum Vergnügen der Fürsten ordnen kann.

Jagdgeschrey, ist dasjenige Geschrey, wenn die Jäger bey einem Hauptjagen, und wenn sie zu Holze ziehen: jo, jo, hoch, do, ho! schreyen, und dieses während des Zuges dreymal wiederholen, bis sie zum Jagen gelangen.

Jagdhunde, sind in besonderm Verstande mittelmäßige Hunde mit gut behangenen Köpfen, von mancherley Farben. Die Pohlnischen und Pommerschen will man für die besten halten. Sie werden bey verschiedenen Jagden gebrauchet, um die Berge und Buschhölzer abzujagen.

Jagdpforten, Jagdstaken, Pforten oder Thüren in den Einfriedungen der Felder, welche zur Jagdzeit geöffnet werden, und in einigen Gegenden auf dem Lande, wie wohl zum Schaden des Landmannes, gebräuchlich sind.

Jagdposten, geschickte und musikalische Einfälle, welche sowohl bey der deutschen, als auch bey der Parforcejagd stoßweise mit dem Waldhorn geblasen werden, um dadurch Menschen und Hunden ein Zeichen zu geben.

Jagdsattel, Englischer Sattel, hat zwar Vorderpauschen, aber keinen Aefter. Der Sitz ist stets von weichen sämischgahren Leder, und die Taschen von gelbem oder gepreßtem lohgahren Leder.

Jagdsäule, eine Säule, welche die Gränzen eines Jagdgehäges bezeichnet.

Jagdstöcke, diejenigen Stöcke oder Stecken, welche die Jäger im Sommer und Herbst, wenn ein Hirschfeistjagen oder auch eine Saujagd gehalten wird, in die Hände nehmen. An den meisten Höfen trägt die Jägerey, wenn sie bey diesem Jagen zu Holz ziehet, einen solchen, 2—3 Ellen langen, Stock, welcher am obern Ende mehrentheils eine kleine Gabel hat, und gleichsam eine Hebegabel vorstellet. Hiebey wird die Gewohnheit beobachtet, daß, wenn die Hirsche geschlagen haben, die Jagdstöcke geschälet und weiß sind; wenn aber die Hirsche noch nicht geschlagen haben, dann müssen auch die Stäbe ungeschält seyn, wenn es nicht für einen Jagdfehler angesehen seyn soll. Die Stöcke sind gemeiniglich von Haselnholz.

Jagdtuch, ist von starker Leinwand, zur Umstellung eines Stück Waldes bey einer Jagd; die Tücher werden mit Stangen aufgestellet und ausgespannet.

Jagdzeuge, alle Tücher und Garne, große und kleine, wie auch Tuch- und Federlappen, und was sonst zum Jagen gebrauchet wird.

Jagdzinken, Zinken von Bein oder Horn, die auf der Jagd gebraucht werden.

den. Sie sind die kleinsten unter den Jagdhörnern, und haben einen hellen Ton.

Jagensrundung, der Bogen des Zeuges, der hinten im Jagen gestellet wird.

Jahn, John, eine gewisse Abtheilung eines großen Weinberges in verschiedene Bezirke, damit die Winzer hiernach ihre Arbeit und das Düngen gehörig einrichten können. In Oberdeutschland heißt beym Forstwesen Jahn oder John: abgehauenes, und nach Reihen, wie die Schwade des Getreides, hingelegtes Busch- oder Strauchholz. Der Förster sagt auch Kamm oder Zahl. Daher Jahn- oder Johnhauer, d. i. Holzhauer. In manchen Gegenden nennen auch die Schnitter und Säemänner einen gewissen Strich einen Gahn oder Gang. Erstere pflegen zu sagen: das Ackerstück hat 6 Jahne, d. i. es wird in 6 Jahnen (Gängen oder Abtheilungen) besäet.

Jahr und Tag, darunter wird Ein Jahr und 30 Tage verstanden. A. L. R. Th. I. Tit. III. §. 49.

Jahrwuchs, Jahrschuß, Jahre, ist dasjenige Holz, welches ein Baum in einem einzigen Jahre allenthalben nach der Dicke des Baums ansetzt. Durch den eintretenden Saft entstehet nämlich in jedem Frühjahre und Sommer zwischen Rinde und Splint jedes gesunden Baumes ein Holzansatz, der anfänglich weich ist, im Sommer aber hart wird. Bey manchen Bäumen, z. B. bey der Fichte, bemerkt man die Jahre oder Jahrwüchse ganz merklich auf dem Hirnende, zumal wenn man den Baum nach der Dicke gerade mit der Säge zerschneidet. Jeder Jahrwuchs erscheint nämlich in einem merklichen Ringe oder Kreise, der mit der Rinde parallel läuft, wenn nämlich der Baum gut und gleich gewachsen ist. Bey Bäumen also, wo die Jahre sehr merklich sind, kann man diese Kreise oder Jahre zählen, und hiernach das Alter des Baumes bestimmen. Manches Holz aber hat sehr unmerkliche Jahre, wie z. E. die Linde; und solche Hölzer lassen sich am glattesten behobeln und behauen.

Jalousie, Laden vor den Fenstern, durch welche man sich in einem Zimmer Luft, auch zugleich ein gelindes Licht, verschafft, das nicht so blendend ist, als das unmittelbare Sonnenlicht, zumal wenn die Fenster gegen Mittag liegen. Auch ist es ein Gatter vor dem Untertheil des Fensters, das von hölzernen Stäben, die kreuzweise durch einander laufen, oder von geschnittenem und durchbrochenem Laubwerke gemacht ist. Es dienet dazu, daß man auf der Straße alles sehen, aber nicht wieder gesehen werden kann. Auch macht man sie in den Kirchen vor den Emporkirchen und Logen.

Japanische Arbeit, ist bey den Lackirern eine Arbeit, da sie auf einem lackirten Stücke erhöhete Blumen, Figuren u. dergl. anbringen, sie vergolden, oder mit Farben ausmalen.

Jasmin, Gelsemin, Jasminum. Die Arten dieser Gattung sind dauerhafte, im Winter unbelaubte, in freyer Luft fortkommende Blumensträußer.

1) **Officineller Jasmin**, gemeiner weißer Jasmin, J. officinale. Vaterland: Ostindien, die Schweiz. Stämme und Zweige: strauchig, lang, dünn, steigen an einer Unterstützung 15—20 F.

hoch. **Blätter:** sehr schön, gefiedert, einander gegen über stehend, aus ohngefähr 3 Paaren scharf gespitzter und getrennter Blättchen zusammen gesetzt, und mit einem einzelnen gewöhnlich größern Blättchen sich endigend, dessen Spitze sich in die Höhe hinauf zieht, stark dunkelgrün. **Blumen:** an den Gelenken und an den Enden der Zweige, zahlreich, weiß, sehr wohlriechend. Die Abarten sind: 1) mit weißgestreiften Blättern; 2) mit gelbgestreiften Blättern.

2) **Strauchiger Jasmin, insgemein gemeiner gelber Jasmin, Jasmin ohne Geruch,** I. fruticans. **Vaterland:** der Orient, das mittägige Europa. **Blumen:** gelb, ohne Geruch, im Jun. an den Enden und Seiten der jungen Zweige.

3) **Niedriger Jasmin, insgemein kleiner gelber Italienischer Jasmin,** I. humile. **Vaterland:** unbekannt, kömmt aber häufig aus Italien. **Stämme:** strauchig, steif, mit eckigen Zweigen, von niedrigem, etwas starkem, buschigem Wuchse. **Blätter:** wechselsweise stehend, ziemlich spitz, dreyblättrig, bisweilen aber auch gefiedert, glatt, fein stark grün, viel breiter als die der andern Arten. **Blumen:** größer als die der andern Arten, gelb, im Jul. Die Blätter dieser Art bleiben oft bis ins Frühjahr, und da überdem ihre jungen Schüsse eine schöne grüne Farbe haben: so verdiente sie unter den immergrünen Sträuchern eine Stelle.

Die ersten beyden Arten treiben aus ihren langen, dünnen, niedergebogenen Zweigen jährlich viele, sehr lange, schwache, grüne, mit Mark angefüllte junge Schüsse, an denen ihre Blumen entspringen. Die dritte hat einen niedrigen Wuchs, und treibt theils wenigere, theils stärkere Zweige, die sich selbst aufrecht halten können. Sie schicken sich alle drey, vorzüglich die dritte Art, sehr gut zu Verzierung der Lustgärten, und werden ohne sonderliche Mühe durch Absenker und durch abgeschnittene Zweige in großer Menge vermehret. Es müssen aber alle Arten in Deutschland, wenn sie im Winter unbeschädigt bleiben sollen, einen warmen trocknen Boden, und einen gedeckten Stand haben. Bey sehr hartem Froste pflegen inzwischen junge Pflanzen wohl bis auf die Wurzel zu erfrieren, treiben jedoch im folgenden Sommer wiederum neue Schüsse. Man thut am besten, wenn sie in einem freyen offenen Stande bedeckt und eingebunden werden. Außer dem angenehmen Geruche, welchen man von der Blüthe erhält, haben die Jasminarten den Nutzen, daß man aus ihren Blumen ein wohlriechendes Wasser, vielleicht auch Oel, verfertigen kann. Du Hamel behauptet jedoch, daß die Blumen durch das Abziehen kein riechendes Wasser geben, und die so genannte Jasminessenz ein ausgepreßtes Oel sey, welchem man nur den Jasmingeruch beygebracht habe. Was von den Orangenblüthen in der Arzneykunst zu erlangen ist, kann man auch von diesen hoffen.

Bey dem Jasmin kann auch, wegen des ähnlichen Geruchs, und nach der gemeinen Gärtnersprache, füglich ein anderes Gewächs Statt finden, welches **After- oder Bastardjasmin** genannt wird, sonst aber auch unter den Namen: **wilder oder Welscher Jasmin, wohlriechender Pfeifenstrauch, falscher Syringsstrauch, Röhren- oder Flötenbaum,** bekannt ist, Philadelphus coronarius. Dieser Strauch ist in unsern Gärten zu gemein, als daß seine Beschreibung nöthig seyn könnte. Er wird wegen seiner Blumen, die aus den

Win-

Winkeln und an den Enden der Zweige, in vielen großen lockern Büscheln, die schön weiß, denen des Pomeranzenbaums an Ansehen und Geruche ähnlich, an dem ganzen Strauche hervor kommen, sehr geliebet. Der angenehme Geruch der Blumen verbreitet sich weit umher, ist jedoch viel zu penetrant, als daß sie in Zimmer gestellet werden dürften. Die Fortpflanzung geschiehet am besten durch die bewurzelte Bruth. Aus den Aesten können Tabacksröhren verfertiget werden. Dü Roi will diesen Strauch, der mit jedem Erdreiche vorlieb nimmt, und unsre Winter so gut verträgt, zwar nicht zu Hecken empfehlen; da aber seine Aeste schlank und biegsam sind, und sich nach Gefallen ziehen lassen, kann man davon artige Spaliere ziehen, welche sonderlich zur Blüthzeit ein schönes Ansehen haben. Er verträgt auch das Beschneiden mit der Scheere.

Jaspis, ein hornartiger, fester, ganz undurchsichtiger Stein, von angenehmen Farben, und zartem, glasartigem Korn, der weiß, grau, roth, braun, blaulich, schwarz, bald einfärbig, bald mit anders gefärbten Adern gefunden wird.

Jauchart, Jauch, Jeuch, in Oberdeutschland ein Feldmaaß, so ungefähr mit unsern Morgen überein kommt.

Iberpflanze, Bauernsenf, Schleifenblume, Iberis. Die zu dieser Gattung gehörende Arten haben Blumen, die aus 4 kleinen Blättern bestehen, die sehr zahlreich sind, auf den Enden aller Zweige in Dolden beysammen stehen, und die ganze Pflanze auf eine ansehnliche Art gleichsam bedecken, von denen die beyden ersten einjährigen die gemeinsten sind.

a) Einjährige krautartige Arten:

1) Dolden tragende Iberpflanze, Bastardbauernsenf, I. umbellata. Vaterland: das Florentinische Gebiet, Spanien, Creta. Stengel: kurz, rund, sehr ästig, von dickbuschigem Wuchse, 6, 8 bis 10 Zoll hoch. Blätter: lanzettförmig, scharf gespitzt, die untern sägeförmig, die obern glatträndig. Blumen: im Jun. in doldenförmigen Büscheln. Man hat Sorten mit weißen, rothen und purpurrothen Blumen.

2) Bittere Iberpflanze, I. amara. Vaterland: die Schweiz, Deutschland. Stengel: kurz, rund, sehr ästig, von buschigem Wuchse, 8, 10 bis 12 Zoll hoch. Blätter: lanzettförmig spitz, etwas gezähnt. Blumen: in traubenförmigen Büscheln, glänzendweiß, im Jun. und Jul.

3) Wohlriechende Iberpflanze, I. odorata. Vaterland: die Savoyischen Alpen. Stengel: ästig, 6 Zoll hoch. Blätter: strichförmig, auf der Spitze erweitert, sägeförmig. Blumen: in Dolden, weiß, von angenehmen Geruche, im Jun. und Jul.

4) Nackende Iberpflanze, Hundekresse, Sand- oder Steinkresse, I. nudicaulis. Vaterland: Europa, in sandigen, waldigen, nackten, sehr unfruchtbaren Gegenden. Stengel: nackt, einfach, 2—3 Z. hoch. Blätter: buchtig, flach auf dem Boden liegend. Blumen: in kleinen Dolden, weiß, den ganzen Sommer über. Diese Pflanze wird von den Schaafen begierig gesucht.

Diese kleinblättrigen Blumenpflanzen geben jährlich im Herbste eine Menge Saamen, sind dauerhaft, und kommen in jedem Boden und in jeder Lage fort, lieben

jedoch

jedoch vorzüglich einen frischen Boden, und eine freye Lage. Sie müssen gleich an Ort und Stelle gesäet werden, und machen, auf den Rabatten, trippelweise umher vertheilet, ein artiges Ansehen.

b) **Perennirende Arten:**

1) **Rundblättrige Iberpflanze**, I. rotundifolia. **Vaterland:** die Schweiz. **Stengel:** krautartig, aufrecht, 5 — 6 Z. hoch. **Blätter:** eyrund, die am Stengel eben, saftig, den Stengel umfassend. **Blumen:** in runden, dichten Dolden, purpurroth, im Jun., hinterlassen sehr selten Saamen. Diese dauerhafte Pflanze kömmt fast in jedem Boden und in jeder Lage fort, am besten aber auf schattigen, feuchten Plätzen, und läßt sich sowohl im Herbste durch Zertheilung vermehren, als auch aus Saamen ziehen, welcher gleich nach seiner Reife gesäet werden muß.

2) **Leinblättrige Iberpflanze**, I. linifolia. **Vaterland:** Spanien, Montpellier. **Stengel:** krautartig, rispenförmig, kaum 1 Fuß hoch. **Blätter:** strichförmig, glattrandig, die am Stengel sägeförmig, ungestielt. **Blumen:** in halbkugelichen Sträußen, purpurroth.

3) **Steinblättrige Iberpflanze**, I. saxatilis. **Vaterland:** Italien, das mittägige Frankreich, auf dürren, sandigen Plätzen. **Stengel:** strauchähnlich, holzig, etwa 1 F. hoch. **Blätter:** lanzettstrichförmig, fleischig, spitz, glattrandig, gefranzt. **Blumen:** in Dolden, purpurröthlich, im May und Junius, fahren in der Flor oft viele Monathe fort.

Diese zwo Pflanzen, deren Stengel aufrecht und perennirend sind, sind etwas zärtlich, und müssen nach und nach an das freye Land gewöhnet werden. Sie lassen sich sowohl durch Zweige, als durch Saamen fortpflanzen, welchen man aus ihrem Vaterlande zu bekommen suchen muß. Die Saamenpflanzen sind allemal die besten, und man bedienet sich ihrer Vermehrung nur dann, wenn man keinen Saamen bekommen kann. Die strauchartigen Arten: I. semperflorens, sempervirens und Gibraltarica können eben so behandelt werden, und dauern unter einer leichten Bedeckung von langem Streustroh gegen starken Frost oft im Garten aus. Da die immerblühende, semperflorens, die meiste Zeit im Jahre blühet, auch bey einer gemäßigten Wärme den Winter über im Glashause zu blühen fortfährt: so wird sie, nebst der gelbgestreiften Spielart, in Glashäusern mehr trocken gehalten, da beyde sonst im Sommer öfters Wasser erfordern.

Je länger, je lieber. Unter diesem, bey uns gewöhnlichen Namen begreifen wir 2 Geschlechter des Tourneforts, nämlich Caprifolium und Periclymenum. Haller und Ludwig haben noch 2 andere mit diesen, unter dem Namen Caprifolium, vereiniget, welche aber unter dem Namen Heckkirsche bereits angemerket worden ist. Unser Geschlecht unterscheidet sich von den verwandten sowohl durch den windenden Stengel, als auch durch die lange Blumenähre, und von der Heckkirsche insbesondere durch mehrere, als zwo dicht bey einander stehende, Blumen. Die bekanntesten Arten sind:

1) **Wohlriechendes unverwachsenes Je länger je lieber, gemeines Geißblatt, Speck- Baum- oder Waldlilie, Waldrebe, Rose von Jericho**, u. s. f. Lonicera Periclymenum. **Vaterland:** das mittlere Europa, auch Deutschland an Hecken und Zäunen wild, und

und begreift folgende 2 Hauptarten unter sich.

A. **Englisches wildes Geisblatt, gemeine Specklilie, Jaunlilie, Waldwinde**, P. vulgare. **Stämme und Zweige:** strauchig, schwach, sehr lang, dünn, entweder auf dem Boden gestreckt, oder an einer Unterstützung sich hinauf windend, und viele Fuß lang in die Länge sich ausdehnend. **Blätter:** länglich-eyrund, einander gegen über stehend, getrennt, steifborstig, auf kurzen Stielen. **Blumen:** auf den Enden der Zweige, in eyrunden, dachförmigen Blumenköpfen, die aus etwas kleinen Blumen von unterschiedener Farbe zusammen gesetzt sind, und vom Jun. oder Jul. bis in den Herbst blühen. **Sorten:** a) **Mit weißen Blumen.** Wächst in Wäldern und Feldhecken wild, hat bald ungemein schwache gestreckte Zweige, bald ziemlich holzige Stämme, und blühet bald weißlich, bald grünlichweiß, bald etwas röthlich, blühet auch überaus reichlich. Die Blumen sind zwar klein, können aber durch die Cultur veredelt werden. Diese Sorte verdient doch, daß man, zur Vermehrung der Mannichfaltigkeit der kletternden Sträucher, einige Pflanzen davon, und von den folgenden zu ihm gehörigen Sorten, in die Lustgebüsche mit aufnehme, welche dann zugleich die Schönheit der cultivirten Pflanzen dieser Art erhöhen. Man hat hiervon eine Abart mit **gestreiften Blättern.** b) **Mit rothen Blumen.** Ist dem nachher folgenden Holländischen Geisblatte sehr ähnlich, außer daß seine Stämme dünner und mehr lichtbraun, auch die Röhren der Blumen kleiner, und nicht so roth sind. Es blühet um Johannis, und ist alsdann, es mag an Mauern und Wänden, oder im Freyen stehen, über und über mit Blumen bedeckt, welche nicht nur einen bezaubernden Anblick machen, sondern auch die Luft rings umher beträchtlich mit ihrem Geruche erfüllen. c) **Mit Eichenblättern.** Unterscheidet sich von der gemeinen Sorte mit weißen Blumen nur durch seine Blätter, die am Rande buchtig, wie die der Eichen ausgeschnitten sind, und eine artige Mannichfaltigkeit machen, weshalb es auch eine schätzbare Sorte ist. Hiervon ist eine Abart **mit schön gestreiften Blättern.** Alle diese Sorten haben gewöhnlich sehr schwache gestreckte Stämme und Zweige, und können nicht aufrecht vor sich allein gezogen werden, haben auch überhaupt nur kleine Blumen. Die nun folgenden Sorten sind von stärkerm Wuchse, und haben größere und stärkere Blumen.

B. **Holländisches oder Deutsches Geisblatt (mit rothen Blumen)**, P. Germanicum. Eine sehr gute Sorte. **Stamm:** strauchig, niedergebogen. **Zweige:** stark, lang, gestreckt, glatt, purpurröthlich, erreichen eine beträchtliche Länge. **Blätter:** länglich-eyrund, getrennt, auf kurzen Stielen paarweise einander gegen über stehend. **Blumen:** auf den Enden der Zweige, in eyrunden, dachförmigen Blumenköpfchen, die mit großen, schönen, rothen, inwendig gelblichen, wohlriechenden Blumen zusammen gesetzt sind, blühen im Junius und Julius. Diese Sorte macht sich im Winter durch die rothe Farbe ihrer aufgeschwollnen Knospen kenntlich. **Abarten:** a) **Lange blühendes** ꝛc. Blühet oft im Jun., Jul. und August, obgleich nicht so schwelgerisch, als die andern Sorten. b) **Spät blühendes** ꝛc. Ist der Hauptsorte, von welcher es eine Abänderung ist, sehr ähnlich, außer, daß es später blühet, nämlich erst im

im Jul. und August, hat aber übrigens eben dieselbe Schönheit und den Wohlgeruch, als die andern Sorten. c) **Immergrünes spätblühendes Periclymenum.** Behält seine Blätter in nicht zu kalten Ländern, blühet auch oft noch spät im Herbste, und bey gelinder Witterung oft bis Weihnachten.

2) **Durchwachsenes Italienisches Geisblatt, Welsche Specklilie, Italienische Jericho-Rose,** Lonicera Caprifolium. **Vaterland:** das südliche Europa. **Stämme:** strauchig, niedergebogen, mit langen, dünnen, gestreckten, windenden, grünen Zweigen. **Blätter:** eyrund, ungestielt, paarweise einander gegen über stehend, die obern an ihrer Grundfläche so vereint, daß es das Ansehen hat, als wenn sie von den Zweigen durchstochen wären. **Blumen:** auf den Enden der Zweige, in quirlförmigen Büscheln, ungestielt, sehr wohlriechend, von verschiedenen Farben und unterschiedener Blüthezeit. **Sorten:** a) **Frühblühendes mit weißen Blumen.** b) **Frühblühendes mit rothen Blumen,** blühet ein wenig später, obgleich auch schon im May. c) **Mit gelben Blumen,** ist den vorher gehenden Sorten sehr ähnlich, blühet aber nicht völlig so früh. d) **Spätblühendes mit rothen Blumen,** blühet im Jun. und Jul., und ist eine der schönsten Sorten. e) **Immergrünes Caprifolium mit rothen Blumen,** Periclymenum Americanum. Thut stärkere Schüsse, als eine der vorher gehenden Sorten; die Blumen groß, von guter rother Farbe, mit einigen blässern Streifen, vom Jun. an, oft bis zum Ende des Herbstes. Diese Sorten des Caprifolium lassen sich von den übrigen Sorten der Lonicera dadurch leicht unterscheiden, daß ihre Blumen mit quirlförmigen (mit Blättern untersetzten) Büscheln erscheinen, und das Ansehen haben, als ob 3 — 4 solcher Büschel einer aus dem andern entsprängen; auch sind ihre Blumen groß, zahlreich und wohlriechend.

3) **Immergrünes Virginisches Geisblatt, Corallenzinken,** Lonicera sempervirens. Diese Art ist gleichfalls ein schätzbarer Strauch, welcher schöne, große, hoch scharlachrothe Blumen, aber von schwachem Geruche, hat, blühen oft vom Jun. bis zum October. Diese Art unterscheidet sich von den andern Arten merklich durch ihre quirlförmig geordneten, jedoch nicht mit Blättern untersetzten, Blumen. **Abarten:** a) **Großes Virginisches immergrünes Geisblatt,** mit großen leuchtend-scharlachrothen Blumen; schöner, als folgende. b) **Kleines Carolinisches** ꝛc. mit kleinen scharlachrothen Blumen. Die Blätter dieser Sorte sind nicht so glänzend grün, als die der vorher gehenden; ihre Blätter und Blumenbüschel verhältnißmäßig kleiner, die Blumen aber nicht so hochroth, daß sie also eine artige Mannichfaltigkeit macht.

Alle jetzt beschriebene Arten und Sorten sind insgesammt strauchig, und haben bleibende Wurzeln, Stämme und Zweige; sind auch so dauerhaft, daß sie in jedem Boden und jeder Lage, sogar unter dem Schatten der Bäume fortkommen. Und da ihre Blumen theils zierend, theils wohlriechend sind: so schicken sie sich zur Verzierung der Plantagen in Gärten vorzüglich gut. Da die Sträucher ohne Unterstützung gestreckt auf dem Boden liegen: so müssen sie mit Stangen versehen werden, an welchen sie, vermittelst ihrer schneckenförmigen Windung, zu einer beträchtlichen Höhe hinauf gehen. Sie müssen theils wegen der Schönheit ihrer Blumen, theils

wegen ihres lieblichen Geruchs, den sie beständig rings umher ausdusten, an allen Hauptwegen heraus, wie auch neben andern, der Einsamkeit besonders gewidmeten, Spazierwegen, in Menge umher gepflanzt werden. Man kann ihnen auch solche Stellen geben, wo sie an den Aesten nahe stehender Büsche, Sträucher und Hecken hinauf klettern können, und woselbst sie sich dann auf eine sehr angenehm ins Auge fallende Art zwischen jenen umher schlingen, sich über ihnen empor heben und ausbreiten, und über ihnen ihre Blumen zeigen, die alsdann das Ansehen haben, als ob es Blumen der Sträucher wären, an denen sie hinauf geklettert sind.

An diesen Klettersträuchen müssen die Zweige an den ihnen gegebenen Unterstützungen, auf eine schickliche Art, geleitet, und in jedem Jahre ihre zu weit ausschweifenden Schüsse, je nachdem es, um sie in den gehörigen Schranken zu halten, nöthig befunden wird, verkürzt und eingebunden werden; außer, wenn man die Absicht hat, sie, ihrer Natur nach, frey fortwachsen zu lassen, zumal wenn sie sich an Bäumen, Sträuchern oder Gebüschen hinauf winden sollen. Auch müssen sie, wenn sie Lauben oder Ruhebänke bekleiden sollen, jährlich beschnitten und eingebunden; ihre Schüsse, besonders so lange, bis sie den ihnen bestimmten Raum füllen, ihrer ganzen Länge nach befestigt; und die zu frech wachsenden Reben, welche nicht schicklich befestigt werden können, entweder verkürzt, oder gänzlich weggeschnitten werden. Und endlich müssen sie, wenn sie zur Bekleidung an Mauern u. dergl. gepflanzt sind, gleichfalls jährlich beschnitten und eingebunden werden, und zwar nach folgender Vorschrift: Man gehe sie in jedem Sommer 2 bis 3mal durch; wähle von den jungen Reben diejenigen aus, die am schicklichsten stehen, und befestige sie, je nachdem es sowohl zur Regelmäßigkeit des Strauches, als auch zur Beförderung einer längern Folge seiner Blumen nöthig zu seyn scheinet, entweder nach ihrer völligen Länge, oder verkürzt; schneide die übrigen weg, behalte aber sorgfältig eine genugsame Anzahl derselben bey, und besonders solche, die zur Beförderung der möglichst längsten Flor des Strauches beybehalten werden zu müssen scheinen; schneide nachher im Winter von den im Sommer eingebundenen neuen Reben alle diejenigen weg, die alsdann überflüßig oder unnöthig zu seyn scheinen; verkürze diejenigen, die für den ihnen bestimmten Raum zu lang sind, und besonders diejenigen, deren Enden schwach und frech gewachsen sind; und befestige zuletzt alle beyzubehaltende Zweige und junge Reben dicht an die Mauer.

Die Erziehung dieser kletternden Pflanzen kann sowohl durch Absenker, als auch durch abgeschnittene Zweige geschehen, da beyde sehr leicht Wurzeln schlagen, und binnen einem Jahre zum Verpflanzen tüchtig sind; einige von ihnen aber können auch aus Rebenschüssen und aus Saamen gezogen werden. Die Vermehrung durch abgeschnittene Zweige kann in ungeheurer Menge geschehen. Man nehme dazu vom Octob. bis März, je früher aber, je besser, letztjährige junge Reben, und zwar die stärksten und festesten, zerschneide solche in 6, 8, 10 bis 15 Zoll lange Stücke, und stecke diese zu zwey Drittheil ihrer Länge, oder noch tiefer, auf eine etwas feuchte und schattige Rabatte, in gemeine Erde. Sie schlagen dann ohne weitere Wartung Wurzeln. Wenn man gute Schnittlinge in Menge verlangt, muß man im Jahre zu-

vor einen alten Stamm nahe über der Erde abhauen, welcher alsdann im folgenden Sommer sehr lebhafte Schüsse thut, die im Oct. abgenommen und gesteckt werden können. Die immergrünen Sorten lassen sich durch Zweige nicht gern vermehren, und müssen also, um gewiß junge Pflanzen davon zu erlangen, vorzüglich durch Absenker vermehret werden. Zur Auspflanzung aller pflanzbaren jungen Sträucher ist jeder Boden, nur nicht ein zu nasser, schicklich. L. sempervirens ist jedoch gegen unsre Winterkälte etwas empfindlich, und ihre jungen Pflanzen müssen nach gerade erst an die Kälte gewöhnt werden; wie sich denn ihre Blätter auch nur bey uns in Winterhäusern erhalten.

Die Blumen dieser Sträucher geben den Bienen viel Honig, indem sie den Ort wohl zu finden wissen, wo sie die lange Blumenröhre äußerlich durchbohren, und den Saft ausziehen können. In Ansehung der Arzneykräfte ist es noch nicht genugsam ausgemacht, ob die Blumen den Urin treiben, und die süßlichen Beeren purgiren.

Im Lichten, ist ein Ausdruck in der Baukunst, wenn man das Maaß einer Oeffnung nach ihrer Weite oder Höhe angeben will, ohne daß man die Umfassung, so die Oeffnung umziehet, darunter mit verstehet. So sagt man z. B. ein Fenster ist im Lichten 4 F. weit oder 8 F. hoch.

Indossiren, wird bey Wechselbriefen gebraucht, wenn der Indossant, oder der, auf den ein Wechsel gestellet ist, seinen Namen auf den Rücken (en dos) des Wechsels schreibt, und sodann, die Zahlung zu leisten, den Wechsel an einen andern weiset. Indossat ist der, an den ein solcher Wechsel, der Bezahlung wegen, gewiesen wird. Indossirung also ist die Uebertragung durch eine kurze Schrift auf der linken Seite des Wechsels, wodurch die Macht und Gewalt eines Wechsels, den ich in Händen habe, von mir einem andern, um solchen beyzutreiben, völlig übergeben wird. Hiebey ist demnach der Indossat nur ein Gevollmächtigter des Indossanten.

Injurien, darunter werden alle geringschätzige Gebehrden, Worte oder Handlungen verstanden, wobey die Absicht ist, jemanden zu kränken oder widerrechtlich zu beschimpfen. Sie werden eingetheilet: 1) in mittelbare und unmittelbare; 2) in grobe oder schwere, und leichte oder geringe; 3) in Verbal- und Realinjurien. Verbalinjurien sind solche, welche durch mündlich ausgesprochene, geschriebene oder gedruckte Worte geschehen. In der Regel werden sie für leichte geachtet. Realinjurien sind solche, die in Thätlichkeiten bestehen, durch welche jemandem an seinem Körper Gewalt oder Verletzung zugefüget worden ist; 4) in symbolische oder nicht symbolische. Symbolische sind Zeichen der Geringschätzung, sie mögen in Handlungen oder Unterlassungen, Tönen oder Geberden, in Gemälden, Kupferstichen, oder in andern sinnlichen Darstellungen bestehen. Realinjurien und Pasquille (siehe diese) sind für grobe oder schwere Injurien zu achten. Geringe Realinjurien und deren Bestrafungen sind folgende: Jede schimpfliche Behandlung eines Menschen, durch Schlagen, Werfen, Stoßen u. s. w. wird, wenn sie ohne merkliche Beschädigung des Körpers abgelaufen ist, der Regel nach, noch einmal so hart, als eine schwere symbolische Injurie bestraft. Schlägerey-

gereyen unter gemeinen Leuten, bey welchen niemand erheblich verletzt werden ist, sind mit Strafarbeit, oder mit Arrest, auf 8 Tage bis 4 Wochen, allenfalls halb bey Wasser und Brodte, zu ahnden. Bey Realinjurien, welche Unterthanen gegen ihre Obrigkeit; Dienstboten gegen ihre Herrschaft; Untergebene gegen ihre Vorgesetzten; Kinder gegen ihre Aeltern, und Lehrlinge gegen ihre Lehrmeister verübt haben, tritt auf eben so lange Zeit, als bey Andern, nach eben zuvor angeführtem Grundsatze, Statt der Gefängnißstrafe, Zuchthausstrafe ein. Diese Strafe kann, nach Bewandniß der Umstände und Schwere der Injurie, durch körperliche Züchtigung geschärft und erhöhet werden. Realinjurien zwischen Personen vom Adel- und Officierstande werden, wenn sie nur in Stoßen, Werfen, und andern geringen Thätlichkeiten bestehen, mit sechs monathlichem bis zweyjährigem; im Falle der Schläge und anderer groben thätlichen Beschimpfungen aber, mit zwey- bis vierjährigem Festungsarreste bestraft. Ein Edelmann, der sich so weit vergißt, daß er einem Andern von gleichem Stande und Geburt aufpaßt, oder ihm aufpassen läßt, und ihn mit Stock- oder Peitschenschlägen, oder andern ähnlichen Mißhandlungen beschimpft, soll, als einer, der sich schon durch die That selbst aller Standesrechte und Würden verlustig gemacht hat, angesehen, und zu acht- bis zehnjährigem Festungsarreste verurtheilt werden. Von einem solchen Verbrecher kann also der Beleidigte, ohne Verletzung seiner eignen Ehre, keine Privatgenugthuung fordern; vielmehr ist ersterer sofort zu arretiren, und in das Criminalgefängniß abzuliefern. Hat der Gemißhandelte seinen Gegner durch grobe Verbalinjurien zu der Beleidigung gereizt: so hebt dieses zwar die Strafe des letztern nicht auf; doch soll derselbe, nach Vorschrift der Gesetze, bestraft werden. Sind die bey Realinjurien vorgefallene Thätlichkeiten so beschaffen, daß sie für lebensgefährlich angesehen werden können: so muß der Thäter, ohne Unterschied des Standes, sofort in Verhaft genommen, und darinn so lange behalten werden, bis die Gefahr des Beschädigten vorüber ist. Wird der Beschädigte völlig wieder hergestellt: so hat der Thäter Festungs- oder Zuchthausstrafe auf 2 — 3 Jahr verwirket. Erfolgt eine Verstümmelung oder Verunstaltung des Beschädigten: so muß der Thäter vier- bis sechsjährige Festungs- oder Zuchthausstrafe leiden. Stirbt der Beschädigte an der empfangenen Verletzung: so wird der Thäter als ein Todtschläger bestraft. Wenn der Injuriant nach erlittener Strafe sich der angethanen Beschimpfung rühmt: so findet Wiederholung eben dieser Strafe Statt. Wegen Wiederholung derselben Injurie soll die vorher erlittene Strafe verdoppelt werden. Wenn Injurien zwischen Militair- und Civilpersonen vorfallen: so wird die Strafe gegen den Schuldigen verdoppelt. Sind solchenfalls Real- oder schwere Verbal- und symbolische Injurien verübt worden: so soll an die Stelle des Gefängnisses Festungs- oder Zuchthausstrafe treten. Gehört der Beleidiger zum Militairstande: so soll, nach Beschaffenheit der Umstände, und der beleidigten Personen, und mit Rücksicht auf den Stand des zu Bestrafenden, auf Gefängniß, Degradation, Gassenlaufen, Festungsarbeit, oder Festungsarrest, erkannt werden. — Symbolische Injurien arten in schwere aus, wenn die boshafte Absicht, die bürgerliche Ehre des Andern zu kränken, klar ist; desgleichen

alsdann, wenn sie in Beschuldigungen solcher Verbrechen bestehen, die, wenn sie gegründet wären, dem Andern die Ahndung der Gesetze, oder die besondere Verachtung seiner Standesgenossen zuziehen würden; ferner alsdann, wenn sie von Unterthanen gegen ihre Obrigkeit; von Untergebenen gegen ihre Vorgesetzten; von Kindern gegen ihre Aeltern; von Schülern und Lehrlingen gegen ihre Lehrmeister; oder von Dienstboten gegen ihre Herrschaften verübt worden sind. Nicht weniger auch dann, wenn sie in einer öffentlichen Versammlung, oder bey einer feyerlichen Gelegenheit zugefügt worden sind; und überhaupt in solchen Fällen, wenn, durch die an sich leichte Beleidigung, die Ehre des Beleidigten, wegen gewisser besonderer Umstände, oder individueller Verhältnisse desselben, die dem Beleidiger bekannt waren, empfindlich gekränket worden ist. Auch blosse Unterlassungen können in schwere Injurien ausarten, wenn sich dabey die boshafte Absicht, die Ehre des Andern zu verletzen, unter besonders erschwerenden Umständen geäußert hat. — Wer die Ehre eines Andern vorsätzlich angegriffen hat, dem soll sein verübter Unfug von dem Richter, in Gegenwart des Beleidigten oder dessen Bevollmächtigten, feyerlich und nachdrücklich verwiesen, die Ehre des Beleidigten für ungekränkt öffentlich erkläret, und demselben über die Verhandlung, auf Kosten des Beleidigers, eine gerichtliche Ausfertigung ertheilt werden. Ist die Beleidigung öffentlich verübt worden: so muß die Verhandlung bey offnen Thüren der Gerichtsstuben erfolgen. Dem Beleidigten steht alsdann frey, 2 — 3 Personen seines Standes als Zeugen mitzubringen. Unterthanen, Dienstboten, Kinder, Lehrlinge und Untergebene, müssen, wegen der ihren Vorgesetzten zugefügten Beleidigungen, nach Bewandniß der Umstände und Schwere der Beleidigung, den richterlichen Verweis knieend anhören. — Für eine Injurie ist ein ungegründeter Einspruch in die Trauung zu halten. Siehe auch Pasquill. A. L. R. Th. II. Tit. XX. §. 538 ff.

Insect. Unter diesem allgemeinen Namen verstehen die Naturforscher diejenigen Thiere, welche Fühlhörner, ein Herz mit einer einzigen Kammer, ohne Herzohren, und kein eigentliches rothes Blut, sondern, Statt desselben, einen weißlichen Saft haben. Die Benennung Insect kommt von dem Lateinischen Worte insecare, einschneiden oder kerben, her, und wird diesen Thieren deswegen gegeben, weil ihr hinterer Körper gleichsam eingeschnitten, oder gekerbet zu seyn scheinet. Aeußerlich sind die Insecten nicht nur durch die Fühlhörner, sondern auch durch die Luftlöcher, welche sich an den Seiten befinden, und durch die größere Anzahl der Füße, von andern Thieren unterschieden. Denn ein Insect hat wenigstens 6 Füße. Bey dem Körper der Insecten hat man auf folgende Theile zu sehen: 1) auf den Kopf. Dieser ist bey einigen Insecten mit dem Bruststücke völlig zusammen gewachsen, überhaupt aber sehr verschieden gebildet, bey vielen rund, platt oder breit, bey andern lang und spitzig, auch bey verschiedenen Insecten gehörnet; 2) auf die Augen; die meisten Insecten haben nur zwey, einige aber, z. E. die Spinnen, mehrere, meistentheils aber sind sie unbeweglich, ohne Augenlieder oder andere äußere Bedeckung; indem die Augen von der harten, durchsichtigen Hornhaut hinlänglich beschützet werden; 3) auf die Fühlhörner oder Anten-

Antennen, wovon man wenigstens ein Paar bey einem Insecte findet; sie sind länglichte, weiche Fortsätze am Vorderkopfe, die aus verschiedenen Gelenken bestehen, und in Ansehung der Länge sowohl, als auch in Rücksicht der Gestalt, sehr von einander abweichen. Denn, bey einigen Insecten haben diese Werkzeuge, welche vornehmlich zum Gebrauch des Fühlens bestimmt sind, eine Aehnlichkeit mit den Hörnern, welches auch ihre Benennung veranlaßt hat; bey andern sind sie fadenförmig, borstenartig, keulenförmig, sägeförmig, federich oder kammförmig, und bey vielen noch anders gestaltet; 4) auf das Maul der Insecten, welches nicht bey allen am Kopfe, sondern bey einigen Arten an der Brust stehet; es hat ebenfalls einen sehr verschiedenen Bau. Denn bey einigen findet man ordentliche, harte Kiefern oder Kinnladen, die sich aber seitwärts bewegen; andere sind mit einer Schnauze oder mit einem Saugrüssel versehen, der bald stumpf, bald spitzig, und entweder gerade ausgestreckt, oder umgebogen, auch bey manchen spiralförmig ist. Bey einigen Insecten trifft man gar kein eigentliches Maul, sondern nur, Statt desselben, eine enge Mundspalte, an. Neben dem Maule stehen bey vielen Insecten noch gewisse Nebenwerkzeuge von verschiedener Anzahl und Gestalt, welche man Freßspitzen zu nennen pflegt. Sie dienen den Insecten zum Kosten der Speisen, um sie hernach an den Mund zu bringen; 5) auf das Bruststück, welches bey einigen fast ganz rund, bey andern eyförmig oder cylindrisch, auch bisweilen viereckicht oder noch anders gestaltet, und oft mit dem übrigen Körper nur durch einen Stiel verbunden ist; es enthält die Flügel, die Füße, und den größten Theil der Luftlöcher; 6) auf die Flügel, welchen den wenigsten Insecten ermangeln. Die mehresten haben 2 oder 4 Flügel, die bey einigen wie Glas durchscheinend, bey andern gleichsam mit einem Mehle bestreuet, d. i. mit überaus kleinen Federchen bedecket, bey verschiedenen Arten aber gefleckt, und mit starken Adern durchwebt sind. Bey einigen Insecten sind die Flügel nackend; bey andern mit harten, hornartigen Schalen, die man Flügeldecken oder Deckschilde zu nennen pflegt, entweder ganz oder zum Theil bedecket. Bey denjenigen Insecten, welche nur 2 unbedeckte Flügel haben, findet man noch zu beyden Seiten der Brust, unter der Einlenkung der Flügel, ein ganz besonderes Werkzeug, welches in einem kurzen, feinen Stiele besteht, an dessen Ende ein kleines Knöpfchen befestigt ist. Diese Werkzeuge werden von den neuern Naturforschern Unruhen, Flügelkölbchen oder Balancirstangen genannt, weil man glaubt, daß sie den Insecten dazu dienen, um sich dadurch im Gleichgewichte zu erhalten. Durch das beständige Anschlagen dieser Flügelkölbchen an die Flügel soll das Gesumse entstehen, welches einige Fliegen im Fluge hören lassen; 7) auf die Füße, welche sich in drey Theile, nämlich in das Dickbein oder den Schenkel, in das Schienbein, und in den eigentlichen Fuß abtheilen lassen; sie sind bey den sechsflüglichten Insecten gemeiniglich alle an der Brust; bey den übrigen aber, die mehr als 6 Füße haben, zum Theil auch an dem Hinterleibe befestiget. In Ansehung der Anzahl der Füße findet man bey den Insecten eine eben so große Verschiedenheit, als in Ansehung ihrer Bildung. Es giebt, außer den sechs- und achtfüßigen, auch zehnfüßige, sechszehnfüßige, ja solche Insecten, die über hundert

dert Füße haben; 8) auf die **Luftlöcher**, welche sich ebenfalls größtentheils an dem Bruststücke, zum Theil aber auch an dem Hinterleibe befinden, sind sehr kleine, länglichtrunde, fast den Knopflöchern ähnliche Oeffnungen der Luftröhren, welche sich durch viele kleine Kanäle in dem ganzen Körper der Insecten ausbreiten, und auf diese Art die Luft zu allen innern Theilen bringen. Man hat durch Versuche gefunden, daß, wenn diese Luftlöcher, deren man auf jeder Seite gemeiniglich drey antrifft, mit Oel oder andern dergleichen fetten Materien verstopfet werden, das Insect sterben muß. So geschiehet es bey den Bienen z. B., daß, wenn ihre Leiber beym Zeideln oder Füttern mit Honig beschmieret werden, selbige aus Mangel der Luft, verstopfter Luftlöcher wegen, sterben müssen; 9) auf den **Hinterleib**, welcher bey einigen Insecten mit dem Bruststücke in eins fortläuft, bey andern aber nur durch einen schmalen, cylindrischen Theil mit demselben verbunden ist; er besteht bey den meisten aus verschiedenen Ringen oder Einschnitten, und hat bey vielen Arten eine eyförmige, bey andern eine cylindrische, und bey einigen eine sichelförmige oder noch andere Gestalt. Bey verschiedenen Insecten endiget sich der Hinterleib in einen Schwanz, der bald einfach, bald zusammen gesetzt, auch bisweilen mit einem Stachel versehen ist, welcher den Insecten theils zur Vertheidigung, theils aber dazu dienet, um in die Bäume, Pflanzen oder Häute der Thiere Löcher zu bohren, damit sie ihre Eyer darein legen können.

Daß alle diese Insecten durch die Zeugung von ihres Gleichen, und niemals durch die Fäulniß, entstehen, wie man sich sonst von einigen Arten einbildete, ist eine völlig ausgemachte Sache. Die Maden, welche man oft in dem Fleische, im Käse und in andern Speisen findet, sind nicht aus dem Fleische und Käse von selbst gewachsen, sondern aus den Eyern hervor gekommen, welche vorher von gewissen Insecten in diese Speisen waren geleget worden. Denn wenn man frisches Fleisch oder frischen Käse, ehe solche noch von einer Fliege oder einem andern Insecte berühret worden, in ein verschlossenes Gefäße legt: so wird das Fleisch und der Käse zwar stinkend werden und verfaulen; man wird aber nicht den geringsten Wurm darinn bemerken.

Die meisten Insecten legen Eyer, welche aber nicht von diesen Thierchen selbst, sondern von der Wärme der Luft, ausgebrütet werden. Sie legen sie aber, welches am merkwürdigsten ist, nur an solche Oerter, wo die auskriechenden Jungen sogleich eine schickliche Nahrung finden. Aus dieser Ursache wird das Fleisch, welches schon ein wenig zu faulen anfängt, so begierig von den Schmeißfliegen aufgesucht, und mit ihren Eyern belegt, weil das faulende Fleisch die schicklichste Nahrung für ihre Jungen ist. Es giebt aber auch Insecten, welche lebendige Junge gebähren; ingleichen solche, die ihr Geschlecht auf beyderley Art fortpflanzen.

Die meisten Insecten, vornehmlich die geflügelten, erscheinen, wenn sie aus den Eyern hervor gekommen, nicht gleich in derjenigen Gestalt, welche sie nach einiger Zeit erhalten. So sind z. E. alle Arten von Fliegen, Käfern und Schmetterlingen, im Anfange ungeflügete Würmer, die man bey einigen Arten Maden, bey andern aber Raupen, und sonst auch die **Larven** desjenigen Insects, welches hernach aus ihnen entsteht, zu nennen pflegt. Wenn dergleichen Larven, welche in diesem

sem Zustande viele Nahrung zu sich nehmen, und stark wachsen, einigemal ihre Haut abgelegt haben: so bekommen sie einen geringelten, harten Ueberzug von verschiedener Gestalt und Farbe; in welchem Zustande sie, wegen einiger Aehnlichkeit mit den gemeinen Puppen der Kinder, Puppen genannt werden. Einige regen sich diese Zeit über fast gar nicht; andere bewegen sich beständig. Einige sind nackend, andere spinnen sich ein, oder verfertigen sich, vermittelst einer klebrichten Materie, die in ihrem Körper abgesondert wird, sehr künstliche Gehäuse, worinnen sie sich, ohne einige Nahrung zu genießen, so lange aufhalten, bis ihr Körper die gehörige Vollkommenheit erreicht hat; alsdann zerbrechen sie dieses Gehäuse oder ihre Verwandlungshülse, und kommen als geflügelte Thiere zum Vorschein. In diesem vollkommnern Zustande, wo sie erst zur Fortpflanzung geschickt sind, dauert ihr Leben nur kurze Zeit. Das so genannte Tagthierchen, welches auch unter dem Namen Haft und Uferaas bekannt ist, lebet nur einige Stunden nach seiner Verwandlung.

Besonders muß es sich der Landmann angelegen seyn lassen, mit den Insecten nicht unbekannt zu seyn, da ihm manche, theils in geringer, theils hauptsächlich in größerer Menge großen Schaden anrichten können, um zu sehen und zu sorgen, wie er ihnen begegnen, sie vermindern oder die von ihnen zu befürchtenden Beschädigungen, wo nicht gänzlich abwenden, doch solche sich erträglich machen könne. Viele Insecten aber werden dadurch nützlich, daß sie ein gutes Futter für Vögel, Fische und andere dergleichen Thiere abgeben, die zu unserm Unterhalte gebraucht werden. Wir bekommen von den Insecten Honig und Wachs, Seide, Gummilack, das schöne Scharlachroth, und sehr viele Arzneymittel. Ueberhaupt aber verdienet diese ansehnliche Classe des Thierreichs, welche, nach der Berechnung der Naturforscher, fast funfzehn tausend, und vielleicht noch mehr Arten enthält, unsre Aufmerksamkeit, da sie die herrlichsten Spuren von der Weisheit und Allmacht des Schöpfers darstellet.

Insiegel, hohes Insiegel, Auswurf, Hirsches Schuh. Wenn der Hirsch bey nassem Wetter über einen harten Boden ins Holz gehet: so zwinget und behält er das Erdreich in und an den Schalen, daß er solches mit aufhebet, auch wohl einen oder etliche Schritte weit mit fortnimmt, und endlich wieder fallen läßt. Dieser Abfall heißt Insiegel, und ist ein hirschgerechtes Zeichen, den Hirsch von dem Thiere zu unterscheiden.

Interesse, darunter wird 1) aller Nachtheil verstanden, welcher dem einen aus der von dem andern verletzten Verbindlichkeit erwächst; 2) die Summe, die der Erborger dem Verleiher des Geldes, nach Jahren, Monathen oder Wochen gerechnet, entrichten muß. Die Interessen oder Zinsen belaufen sich nach den Landesgesetzen in den meisten Staaten nicht höher, als 6 Procent; gewöhnlich aber nur 5 Procent, auch weniger. Denn je sicherer jemand sein Geld auf Zinsen austhun kann, desto weniger erhält er auch an Zinsen. Je mehr Geld übrigens im Lande ist, desto geringer sind die Interessen.

Joch, ist in der Baukunst eine Verbindung, welche aus zween Ständern und einem Balken entstehet.

Joch, ein in Niedersachsen gebräuchliches hölzernes Ackergeräth, woran die Ochsen, mittelst der Stränge, den Pflug oder Ackerhaken ziehen. Ein solches Joch muß nicht von hartem Holze, z. E. von Eichen, seyn, weil es sehr leicht auf dem Genicke der Ochsen eine Entzündung erreget; es wäre denn, daß ein weicher Lappen darunter gelegt würde. Da aber die hölzernen Joche nur oben auf einem einzigen Puncte des Nackens anliegen, solchen also sehr drücken, auch wohl gar wund machen: so sollte man, Statt der Joche, Kummete, die, wie bey den Pferden, überall anschließen, gebrauchen, und hiemit den Zug der Ochsen bequemer und leichter machen. Besonders werden die jungen Ochsen, wenn man sie zum Ziehen angewöhnet, in oder unter den Jochen sehr gequälet, da eine lange Zeit dazu gehöret, ehe die Haut auf dem kleinen Puncte, wo das Joch zu liegen kommt, abgehärtet werden kann.

Jochbrücke, eine hölzerne Brücke über einen Fluß, welche zur Grundlage eine erforderliche Reihe von Jochen hat, (s. Joch) worauf man, nach der Länge der Brücke, Brückenruthen (s. diese) streckt, und diese mit Bohlen bedeckt, damit darüber gegangen und gefahren werden könne. Diese Brücken sind am wohlfeilsten, und können aufs geschwindeste ausgebessert werden. Bey kleinen Flüssen begnüget man sich damit, eine einzelne Reihe von wenig Pfählen einzurammen; hingegen die Joche in großen und reißenden Ströhmen bestehen aus 2 — 3 Reihen nahe an einander gesetzter Pfähle, wovon die mittelste Reihe derselben senkrecht, die äußersten aber etwas schräge gestellet werden, damit sich das Joch unterwärts, wie die Stäbe eines Fächers, etwas ausbreiten, und der Macht des Strohmes desto standhafter widerstreben möge. Zuweilen werden diese Reihen durch Bänder mit einander verbunden. Nothwendiger ist die Beschälung mit Bohlen, so weit der Eisgang die Pfähle berühren kann, damit sie nicht von den Eisschollen abgeraspelt werden können. Gesunde eichene Pfähle sind die besten. Jeder Pfahl muß so tief eingeschlagen werden, als es die Beschaffenheit des Grundes nur immer zulassen will. Die Durchdringlichkeit des Grundbettes, die Tiefe des höchsten Wassers und die Höhe der Eisfelder, die oft als Berge anlaufen, ingleichen die Höhe des Ufers, bestimmen die Länge des Pfahls, die zuweilen sich über 30 Fuß erstreckt. Die eingeschlagenen Pfähle werden durch die Lagerschwellen, und diese wieder mit starken eisernen Bolzen verbunden und befestiget. Hierauf werden die Brückenruthen eingeleget, und wenn die Joche so weit von einander entfernet sind, daß die Ruthen unter den Lastwagen schwanken: so ist es eben nicht nöthig, daß ein Häng- oder Sprengwerk darunter angebracht werde; sondern es ist besser, wenn in der Mitte und zu beyden Seiten verzahnte Balken eingelegt werden, welche auf 60 F. Länge noch im Stande sind, mit 90 Zentnern beladene, und mit 20 Pferden bespannte Wagen zu tragen, ohne sich merklich zu biegen. Die Brückenruthen sind mit einer Reihe queer neben einander liegender dreyzolliger Bohlen überdecket, und auf diesen liegen wieder dreyzollige Bohlen für die **Fahrbahn**, welche nicht so breit ist, als die Brücke, und daher leicht aufgenommen, und wenn sie durchgefahren sind, wieder mit neuen Bohlen vertauscht werden können. Das Geländer einer solchen Brücke hat nichts Besonderes, und wollte man auch im Geländer noch eine Spannung anbringen:

gen: so würde solches wenig helfen, wenn die Witterung das Holz wandelbar macht. Ja die beyden Brückenruthen, auf welchen das Geländer zu stehen kömmt, würden nur durch die vielen Einlassungen geschwächt werden. Mehrern Nutzen könnten auf den Brückenjochen zu beyden Seiten aufgelegte große Steinklumpen gewähren. Es ist bemerkt worden, daß die Standpfähle durch die vielen Erschütterungen endlich nachgeben, und ihre Festigkeit im Grunde verlieren. Diese Steine verhindern aber solches durch den Druck, und machen, daß die Pfähle festen Stand halten.

Jochspannung, ist ein Theil des Brückenbodens bey einer hölzernen Brücke zwischen zwo Reihen Jochpfählen, oder zween Böcken, und bestehet aus Streben, um die Tracht der Brückenbalken zu unterstützen.

Jochträger, Lagerschwellen, Holme, Hulben, bey Jochbrücken diejenigen Balken oder Schwellen, welche nach der Breite der Brücke die Reihen Jochpfähle oben verknüpfen. Auf jeder Reihe Jochpfähle, sie bestehe aus 2 oder 3 Pfählen, kömmt also, nach der Breite der Brücke, ein Jochträger zu liegen; auf den Jochträgern aber, nach der Länge der Brücke, liegen die Brückenruthen.

Johannisbeerstrauch. Diese Pflanzengattung begreift folgende Arten unter sich:

1) **Die eigentliche Johannisbeere,** welche unter uns eine sehr gemeine und beliebte Frucht ist, indem sie in heißen Sommertagen sehr kühlet und erfrischet, auch in der Küche und im Keller auf mannichfaltige Art genutzt werden kann, als wovon in der H. M. das Mehrere zu finden ist. Es giebt hievon folgende Sorten: 1) gemeine rothe Johannisbeere; 2) große Holländische; rothe mit langen Trauben; große blaßrothe oder fleischfarbene Champagner; weiße, oder perlfarbne; große weiße Holländische Johannisbeere. Alle diese Sorten können auf dem gemeinen Johannisbeerstrauche oculieret werden.

Der Johannisbeerstrauch trägt seine Früchte sowohl am jungen, als auch am alten Holze; oft treibt er seine Früchte unmittelbar aus den Knospen der jungen vorjährigen Zweige; am reichlichsten aber trägt er sie an einer Art von Fruchtträgern, welche an dem alten Holze befindlich sind. Seine Fruchtzweige fahren verschiedene Jahre fort, tragbar zu bleiben. Alle Sorten werden, wenn sie zur Hauptpflanzung in die offenen Quartiere des Küchengartens bestimmt sind, zu hochstämmigen Büschen mit einem 1 bis 1½ F. hohen Schaft gezogen, über welchem man eine buschige Krone machen läßt. Für schmale Rabatten aber, um sie auf denselben spalierförmig zu ziehen, giebt man ihnen auch wohl die Gestalt eines hochstämmigen Fächers. Man ziehet sie auch wohl als Zwergfächer, wenn man sie, um Früchte nicht nur in besserer Güte, sondern auch entweder früher, oder später von ihnen zu bekommen, in unterschiedene Lagen gegen Mauern und Spaliere pflanzen will.

Man kann alle Sorten von Johannisbeeren sehr leicht und geschwind, auch in Menge, durch ihre Wurzelausläufer, durch abgeschnittene Zweige und durch Absenker, vermehren, welche insgesammt schon nach 2 Jahren zur Tracht kommen. Die Wurzelausläufer treiben in jedem Sommer häufig aus, und können schon im Herbste abgenommen und verpflanzt werden. Diese grabe man entweder schon dann, oder im Win-

ter und Frühjahre, so viel möglich, mit voller Wurzel aus, und verkürze diejenigen unter ihnen, welche lange, schwache und sich umkrümmende Schüsse gethan haben, zu 1 oder 1½ F. lang; pflanze sie sodann reihenweise in die Pflanzschule, oder diejenigen, welche einen hohen und starken Schuß gethan haben, sogleich ein- vor allemal, auf die ihnen bestimmte Stelle; ziehe diejenigen, welche hochstämmig werden sollen, mit einem einzelnen Schaft, und nehme ihnen 1 bis 1½ F. hoch alle Seitenzweige; lasse sie dann oben Zweige treiben, und eine regelmäßige Krone machen, so, daß allezeit jeder Zweig 5 — 6 F. weit von dem andern entfernt bleibe, ohne jedoch irgend einen derselben, ausgenommen einen weit umher schweifenden Zweig, eher zu verkürzen, ehe nicht die Krone die abgezielte Höhe erreicht hat. Die Krone selbst aber kann entweder kugelförmig oder kesselförmig gezogen werden. In diesem letztern Falle schneidet man die im Mittelpunkt der Krone stehenden Zweige heraus, damit die äußern Zweige in einer regelmäßigen Entfernung in einem Kreise rings umher stehen. Einen Theil dieser abgenommenen Ausläufer mag man, um hochstämmige Fächerbüsche, und Zwergfächerbüsche für Mauern und Spaliers zu ziehen, nahe über der Erde Zweige treiben lassen, und ihnen theils nur die vorwärts heraus wachsenden Zweige nehmen, theils ihnen die fächerförmig hervor kommenden Seitenzweige lassen. (Die in Kugeln zu ziehenden Sträucher erhält man am leichtesten, wenn bey dem Pflanzen der jungen Reiser die Augen mit einem Messer ausgelöset und nicht abgebrochen werden; geschiehet das letzte, so treiben sie von neuem aus. Ein ohne Unterschied beschnittener Strauch aber liefert wenig Früchte, welches besonders bey Hecken zu bemerken, die unter der Scheere gehalten werden. Die oculirten Sträucher bringen allemal größere Früchte, als die nicht oculirten.) Sobald die Sträucher in der Pflanzschule 2, 3 — 4 F. hoch geworden sind, und sich ziemlich gut bezweiget haben, können sie förmlich verpflanzet werden, welches vom Nov. bis zum März geschehen muß. Die hochstämmig gezogenen Büsche pflanze man alsdann 8 F. weit von einander in einer einzelnen Reihe, rings um die großen Quartiere des Küchengartens; oder wenn diese gar sehr groß sind, und man sie in kleinere Stücke zu 30 — 40 F. weit zerschneiden will: so pflanze man in ihrem innern Raume noch eine Reihe kreuzweise gegen jene äußere Reihe. Will man aber von ihnen eine förmliche Pflanzung anlegen: so müssen die Reihen 8 — 10 F. von einander entfernt seyn, und die Stöcke in den Reihen 6 F. weit aus einander gesetzt werden. Von denen, welche an Mauern und Spaliere gesetzt werden sollen, pflanze man einen Theil an Mauern, und zwar einige wenige, um früh reife Johannisbeeren zu bekommen, an Mauern in eine südliche, eine größere Anzahl in eine westliche und östliche, den größten Theil aber, um noch recht spät reife Beeren reichlich zu haben, in eine nördliche Lage; einen andern Theil pflanze man an Spaliere, in beyden Fällen jeden Stock 10 F. weit von dem andern, und ziehe ihre Seitenzweige entweder waagrecht, oder auch hinaufwärts, so wie es sich schicken will, oder wie es der Raum verstattet, jeden Seitenzweig 5 — 6 Z. von den andern entfernt; und verkürze diese nie eher, als bis sie diese ihnen gesetzten Gränzen überschreiten. An den hochstämmigen Büschen werden in der Folge theils die Schäfte immer rein gehalten, und

ihnen

ihnen nicht nur alle Seitentriebe, sondern auch die Wurzelausläufer genommen, theils die kugel- oder kesselförmig gezogenen Kronen, deren Zweige 5 — 6 Z. von einander entfernt seyn müssen, und verschiedene Jahre lang tragbar bleiben, allezeit regelmäßig erhalten.

Im Sommer, da die Krone eine große Anzahl junger Schüsse zu treiben pflegt, muß man die Stöcke mit dem Messer in der Hand durchgehen, und damit die Sonne auf ihre Trauben frey wirken könne, die unregelmäßigsten, und über andere Zweige hervor wachsenden jungen Schüsse glatt am Holze abschneiden, und nur eine mäßige Anzahl junger regelmäßiger Schüsse, ohne solche zu verkürzen, bis zu dem Winter stehen lassen. Im Winter aber erfordern sie eine umständlichere Behandlung. Man muß dann, wenn man ihnen im Sommer zu viele junge Schüsse gelassen hat, alle überflüßigen und unregelmäßigen glatt am Holze wegschneiden, und theils nur da, wo es nöthig ist, einige regelmäßige junge Schüsse stehen lassen, um mit diesen entweder eine etwanige Lücke, von dem Boden der Krone auf, zu füllen, oder sie, an Statt schlechter oder abgestorbener Zweige, beyzubehalten, theils an jedem Zweige einen jungen Schuß zum Leitreise stehen lassen, oder wenn etwa ein Zweig zu weit in die Länge getrieben haben sollte, denselben über einem jungen Schusse, oder über einem weiter rückwärts sitzenden Nebenzweige, an welchem sich ein zum Leitreise schicklicher junger Schuß findet, abschneiden. Auch müssen bey dieser Gelegenheit alle etwanige unregelmäßige Zweige, alles unfruchtbar gewordene Tragholz, und alles abgestorbene Holz weggeschnitten, auch alle zu weit umher schweifende, und über andere her wachsende Zweige entweder an der Stelle, aus welcher sie hervor gewachsen, oder über einem schicklichern Nebenzweig oder jungen Schossen, abgenommen, die Fruchtträger aber sorgfältig geschonet, und nur diejenigen, welche abgestorben sind, weggeschnitten, und endlich die obern Laßreiser, wenn der Busch die mäßige Größe, welche er erlanget hat, behalten soll, nach Belieben mehr oder weniger verkürzt werden; oder man kann solche auch, wenn es nicht an Raum fehlet, meistens unverkürzt in die Höhe und Weite frey fortwachsen lassen. Bey den an Mauern und Spalieren gepflanzten fächerförmig gezogenen Büschen aber muß man fortfahren, die Zweige, einen von dem andern 4 — 5 Z. entfernt, entweder waagerecht, oder hinaufwärts, je nachdem es der Raum verstattet, und zwar so lange in ihrer natürlichen Länge fortzuleiten, bis sie die ihnen bestimmten äußersten Gränzen überschreiten. Im Sommer nehme man ihnen nicht nur alle vorn heraus wachsende, und unregelmäßige, sondern auch alle überflüßige junge Schüße; und lasse ihnen bis an den Winter einige regelmäßige Seiten- oder zu Leitreisern dienliche junge, Schüsse, ohne solche zu verkürzen. Im Winter aber wähle man, wenn es nöthig ist, einige, an einer schicklichen Stelle stehende, junge Schüße zur Ausfüllung der unten am Stamme befindlichen Lücken aus, schneide alle etwa unfruchtbar gewordene oder abgestorbene Zweige über einem näher rückwärts nach dem Stamme zu sitzenden jungen Schuße ab; nehme alle die jungen Schüsse, welche jetzt beyzubehalten nicht nöthig sind, glatt am Holze weg, schone aber alle noch tragbare Fruchtträger, und nehme nur die abgestorbenen hinweg, und befestige endlich alle Zweige unverkürzt, wenn Raum genug dazu vorhanden ist, oder, wenn solches nicht ist,

verkürze man sie, je, nachdem es die Umstände erheischen, entweder mehr oder weniger.

Hat man keine Nordseiten im Garten, um daran späte Johannisbeeren zu ziehen: so muß man im Jul. oder Aug. einige hochstämmige, oder an Mauern und Spalieren stehende Büsche, mit Matten und Netzen umgeben, um die Sonne von ihnen abzuhalten, und sie gegen die Vögel zu schützen. Und da kann man sowohl zum Nachtisch auf die Tafel, als auch zum Küchengebrauch, vom Jun. oder Jul. an, bis in den October, immerhin die Folge von reifen Johannisbeeren haben.

Johanniskraut, Hartheu, Hypericum. Die dauerhaften Arten dieser Gattung sind theils strauchige, theils perennirende Pflanzen, deren einige als Verzierungsblumensträucher Aufmerksamkeit verdienen.

1) **Gemeines gefleckes Johanniskraut, Jagteufel, Teufelsflucht, Hexenkraut, Feldhopfen,** H. perforatum. **Vaterland:** Europa, auf Wiesen, an Waldrändern, Hecken und andern ungebaueten Oertern. **Stengel:** aufrecht, zweyschneidig, mit gegen über stehenden Zweigen, 1½ F. hoch. **Blätter:** rundlich, stumpf, mit durchsichtigen Puncten, welche noch mehr ins Auge fallen, wenn die Blätter gegen das Licht gehalten werden, ungestielt. **Blumen:** überall auf den Enden der Pflanze, auf dünnen Stielen, mit 3 Staubwegen, vortrefflich gelb, machen ein schönes Ansehen, die Staubfäden nicht völlig so lang, als die Blumenblätter, im Jun. und Jul. Aus ihrem ausfallenden Saamen entspringt eine Menge Pflanzen. In der Arzneykunst gebraucht man allein die Blüthe, und hält solche, wegen ihrer balsamischen Kraft, im hohen Werthe. Sie streitet mit allen so genannten Wundkräutern um den Vorzug. Zu den Wunden bedienet man sich gemeiniglich des abgekochten Oels. Man nimmt hierzu wohl aufgeblühete Blumen, gießt darüber frisches Baumöl und ein wenig Wein, läßt es also in einem Glase an der Sonne etliche Tage stehen, und presset nachher das Oel aus. Man kann auch dieses Oel zuvor mit den Blumen bey gelindem Feuer kochen, und nachher auspressen. Einige Aerzte haben auch, dieses Oel zu wenigen Tropfen, bey langwierigem Husten, innerlich zu gebrauchen, angerathen. Mit diesem Oele angefeuchtete, leinene Tüchlein zu Zunder verbrannt, und über den Wurm am Finger geleget, haben glückliche Würkung geleistet. Außer dem Oele lobet man auch die Essenz im Wechselfieber, wider die Würmer, in Schwachheit der Nerven und derselben krämpfigen Bewegungen, wie auch im Wahnwitz und in der Raserey. Der Trank, mit Wasser bereitet, soll das Blutspeyen und Blutharnen stillen, Urin und Gries abführen, und bey allen innerlichen Geschwüren nützlich seyn. Die Bauerweiber legen dieses Kraut neben den Käse, weil es sie vor den Maden bewahren soll. Die blühende Pflanze kann getrocknet zum Lohgerben gebraucht werden. Da die Blumen, wenn man solche zerquetschet, außer ihrem harzichten Geruche, einen schönen rothen Saft geben: so kam P. Cotte auf die Vermuthung, daß sie in der Färberey zu gebrauchen seyn möchten. Es wurden daher von ihm frische Blumen mit Wasser abgekocht, und darein Seide, Wolle, Baumwolle und Leinenzeug getauchet; alles bekam davon eine dunkle Farbe. Als er aber hernach diese Zeuge mit Seifenwasser 8 Minuten

nuten kochen lassen, bekam die Seide eine schöne citrongelbe Farbe; die Wolle wurde dunkler; die Baumwolle und das Leinen aber verloren die Farbe gänzlich. Woraus denn zu folgern, daß die Farbe von dem Johanniskraute sich nur für Körper schicke, die von Thieren ihren Ursprung haben. Die Blumen färben den Kornbranntwein purpurroth, andere Geister aber, und das Oel, carmoisinroth. Hr. Gadd hat in den Abhandlungen der Schwedischen Akademie verschiedene Versuche über diese Farbenmaterie angestellet, und gefunden, daß sie weder ein Gummi noch Harz sey, in Absicht aber auf die Wirkung saurer Salze mit dem Gummilack überein komme, jedoch noch stärker, als dieses, wie auch das Drachenblut, färbe. Die Zauberkünste, welche mit diesem am Johannistage gesammelten Kraute ehedem unternommen wurden, passen bey uns nicht mehr zu unsern Zeiten, da der Aberglaube fast durchgängig vertilget ist.

2) **Das gestreckte Johanniskraut, das kleine, niedrige, glatte Johanniskraut**, H. humifusum. **Vaterland:** Europa, in den Heiden, auf gebaueten und ungebaueten Feldern, auch in schlechtem Sandboden. Eine sehr niedrige Pflanze. **Stengel:** fadenförmig, schwach, zweyschneidig, dem längsten Theile nach darnieder liegend. **Blätter:** klein, länglich, glatt, gegen über stehend. **Blumen:** in den Winkeln der Blätter, einzeln, dünn gestielt, von Farbe und und Ansehen wie die der ersten Art, jedoch kleiner, im Jul. und Aug. In einem leichten Boden säet sich diese Pflanze über den ganzen Garten aus. Die Schafe lieben sie, wie auch die Bienen.

3) **Das viereckichte Johannis- oder Cunradskraut, Gartheil, St. Peterswurz**, H. quadrangulare L. **Vaterland:** Europa, auf Wiesen in den Vorhölzern und Hecken, in einem etwas feuchten Boden. **Wurzel:** stark, zähe, holzig, zaserig. **Stengel:** mehrere, aufrecht, viereckig, krautartig, 1½ Fuß hoch. **Blätter:** rundlich, länglich, gegen über stehend, ungestielt, und oft entspringen noch mehrere kleine Blätter aus eben demselben Puncte. **Blumen:** auf den Enden, kurz gestielt; mit 3 Staubwegen, im Jun. und Jul. Diese und die vorher gehende Art kommen in ihren Kräften der ersten ziemlich nahe.

4) **Das steifborstige oder rauche Johanniskraut**, H. hirsutum. **Vaterland:** Europa, auf Hügeln und Bergen. **Stengel:** krautartig, aufrecht, rund. **Blätter:** eyrund, fast ein wenig haarig, sehr kurz gestielt. **Blumen:** auf den Enden, mit drey Staubwegen, und mit sägeförmigen Kelchen, im Jul. u. Aug.

5) **Schönes oder verwachsenes Johanniskraut**, H. pulchrum. **Vaterland:** das südlichere Europa, auch zuweilen bey uns in Wäldern. **Stengel:** aufrecht, rund, steif, röthlich, oben ästig, 1½ F. hoch. **Blätter:** herzförmig, glatt, stumpf, gegen über stehend, die Stengel umfassend. **Blumen:** auf den Enden der Zweige, mit drey Staubwegen, mit sägeförmig-drüsigen Kelchen, im Jul. und Aug. in Menge, vortrefflich gelb; machen ein so gutes Ansehen, daß die Pflanze davon ihren Namen bekommen hat. Aus dem ausfallenden Saamen entspringet von selbst eine Menge Pflanzen.

6) **Berg-Johanniskraut, großblättrichtes; Hartheu, Harten**, H. montanum. **Vaterland:** Europa, auf buschigen Hügeln, in Hecken und Wäldern, auf schattigen Orten. **Stengel:** auf-

aufrecht, glatt, rund, ungetheilt. Blätter: eyrund, breit, glatt. Blumen: auf den Enden, mit sägeförmig-drüsigen Kelchen, mit drey Staubwegen, vortrefflich gelb, im Jul. und Aug.

7) Stinkendes Hartheu, staudiges stinkendes Johanniskraut, staudenartiges Bockskraut, H. hircinum. Vaterland: Sicilien, Calabrien, Creta, an Bächen. Stämme: mehrere, strauchartig, zweyschneidig, 3—4 Fuß hoch, die Zweige glatt, lichtbraun, paarweise an den Gelenken gegen über stehend. Blumen: an den Enden aller jungen Schüsse, in Trauben, welche den Strauch überall zu bedecken scheinen, und ein vortreffliches Ansehen machen, im Jun. und Jul. Kapseln: eyrund, schwarz. Die ganze Pflanze hat einen starken unangenehmen Geruch, ist jedoch ein schöner Strauch. Man hat Abarten 1) mit starken Stämmen, 6—8 F. hoch, mit breiten Blättern, und mit großen Blumen, welche in großer Menge erscheinen, und den Strauch für Pflanzungen schätzbar machen; 2) mit scheckigen Blättern, welche von Liebhabern solcher Pflanzen sehr geschätzet wird: 3) geruchloses ꝛc. mit starken Stämmen und breiten Blättern, und ohne jenen widrigen Geruch, weswegen auch diese Sorte vorgezogen wird. H. inodorum, Bockskrautartiges Johanniskraut.

8) Canarisches Hartheu, staudenartiges Canarisches Johanniskraut, H. Canariense. Vaterland: die Canarischen Inseln. Stämme: strauchig, 6—7 F. hoch, mit paarweise getheilten Zweigen. Blätter: gegen über stehend, ungestielt. Blumen: an den Enden der Zweige, in Trauben, glänzend gelb, mit drey Staubwegen und mit stumpfen Kelchen, im Jun., Jul. und Aug. Diese und die vorher gehende Art verdienen als Verzierungsblumensträucher Aufmerksamkeit, kommen in jedem Boden fort, ertragen Kälte, und zieren die Lustgebüsche im Sommer in der Flor ungemein.

9) Beeren tragendes Johanniskraut, Mannsblut, gemeines Hartheu, St. Cecilianenkraut, H. Androsaemum. Vaterland: England, Languedoc, Italien, auf feuchten Plätzen. Stämme: strauchig, zweyschneidig, aufrecht, holzig, 2 F. hoch, (bey uns kleiner). Blätter: eyrund-herzförmig, gespitzt, gegen über stehend, ungestielt. Blumen: auf den Enden der Zweige, in Trauben, klein, glänzendgelb, mit drey Staubwegen, im Jul. und Aug. Ist ebenfalls eine Verzierungspflanze.

10) Warzenblättrichtes Johanniskraut, Balearisches St. Peterskraut, H. Balearicum, Myrto-Cistus. Vaterland: Majorka. Stengel: viereckicht mit röthlichen Aesten, gleichsam mit Narben, oder durchsichtigen Erhebungen besetzet. Blätter: klein, hart, eyförmig, am Rande wellenförmig gekräuselt, und mit kleinen Warzen gezieret. Blumen: groß, gelb, glänzend, einzeln stehend an den Spitzen der Zweige; dauern lange, und haben einen starken Therpenthingeruch. Diese Art zieret schon seit langer Zeit unsre Gärten.

Alle diese Pflanzen lassen sich durch Zertheilung, wozu der Herbst die beste Zeit ist, sehr leicht vermehren. Sie schicken sich sehr gut zur Bekleidung des Bodes zwischen Bäumen in Wildnißquartieren, da sie fast in jeder Lage, und in jedem Boden fortkommen, verzüglich aber den Schatten und die Nordseite an Hügeln lieben.

Johanniswurm, Lampyris Noctiluca L. Dieses bekannte Insect, aus dem Geschlechte der leuchtenden Käfer, hat seinen Deutschen Namen von der Jahreszeit bekommen, wo es sich am häufigsten sehen läßt. Das Weibchen ist braun, ohngefähr ¼ oder ½ Z. lang, und ungeflügelt. Der nackende Körper besteht aus 10 Ringen, die oben gerade und glatt sind, unten aber einen weichen hervor ragenden Rand haben. Die 3 hintersten gelblichen Ringe, die an den Seiten mit kleinen Wärzchen besetzet sind, geben, so lange als das Insect lebet, im Finstern ein helles Licht von sich, welches durch die schnelle Bewegung einer flüßigen, phosphoreseirenden Materie zu entstehen scheinet. Das Männchen kömmt zwar mit dem Weibchen in Ansehung der Gestalt größtentheils überein, ist aber viel kleiner, fast ganz schwarz, am Hinterleibe nicht so deutlich mit Wärzchen besetzet, und hat über dieses, wie die eigentlichen Käfer, nicht nur Flügel, sondern auch Flügeldecken, welche braun, wie Chagrinleder, punctiret, und mit 2 erhabenen Strichen besetzet sind; es giebt ein viel schwächeres Licht von sich, als das Weibchen, weil es nur an jedem der beyden hintersten Ringe des Körpers 2 leuchtende Puncte hat. Außer diesem Johanniswürmchen findet man noch mehr leuchtende Käferchen, die theils in Ansehung der Farbe, theils in Ansehung der Größe, von dieser Art abweichen.

Jonische Ordnung, ist in Betracht der Auszierung die dritte Säulenordnung, die am Kapital mit 8 Schnecken versehen ist, jedoch keine Blätter hat, und ihren Ursprung von den Joniern haben soll.

Irisblume, Schwerdtlilie, Schwerdtel, Himmelsschwerdtel, Iris L. Diese Gattung enthält eine große Anzahl von krautartigen perennirenden Blumenpflanzen, die die Gärten ungemein zieren. Ihre Blumen sind groß, und bestehen aus 6 Blättern, von denen die 3 innern aufrecht stehen, die 3 äußern aber zurück gebogen sind. Diese letztern sind bey einigen Arten **bärtig,** d. i. auf ihrer Mitte entlängs sitzen eine Menge Haare, die einem Barte gleichen, bey andern sind sie unbärtig, d. i. die zurück gebognen Blätter sind glatt. Man theilet sie daher in zwo Classen ab, wovon die bekanntesten folgende sind:

A. Bärtige Iris-Arten:

1) **Gemeine blaue Irisblume, Deutsche Schwerdtlilie, Veilwurzel,** I. Germanica L. **Vaterl.:** Deutschland, auf sumpfigen Plätzen. **Wurzel:** dick, gegliedert, fleischig, breitet sich weit umher aus. **Blätter:** in Büscheln, am Rande scharf, spitz, 1½ F. lang, umfassen sich unten einander, breiten sich aber fächerförmig aus. **Stengel:** zwischen den Blättern, aufrecht, ästig, länger als die Blätter, gegliedert, an jedem Gelenke ein ungestieltes Blatt, etwa 2 F. hoch. **Blumen:** erscheinen im Junius, sind gestielet, die obern sitzen mehr platt auf. Das Blumenblatt ist äußerlich fahl oder aschgrau, inwendig purpurfarbig oder violett; die Staubwege sind von gleicher Farbe, am Ende gespalten, und mit einem vorragenden Bogen besetzet. Die Frucht ist dreyeckicht. Die Wurzel wird im frischen Zustande gebraucht, hat einen scharfen Geruch und Geschmack, und wird zu den heftigen Purgiermitteln gezählet. Man braucht sie daher nur in der Wassersucht, wo dergleichen starke, die wässerichten

Feuchtigkeiten durch den Stuhlgang abführende Mittel gemeiniglich erfordert werden: und in diesem Falle erwählet man den frisch ausgepreßten Saft, und giebt diesen in 2 oder 3 Unzen entweder allein, oder mit Wein vermischet. Wegen ihrer Schärfe, davon öfters in dem Halse und Magen ein Brennen verursacht wird, soll man damit behutsam verfahren. Der Saft mit Bohnenmehl vermischt, und auf die Haut gestrichen, soll die Flecke wegnehmen. Die getrocknete Wurzel besitzt schwächere Kräfte, und wird den Urin treiben. In den Schriften der Pariser Akademie v. J. 1772 wird diese Wurzel, Statt der Florentinischen, zum medicinischen Gebrauche und zum Räuchern vorgeschlagen. Sie giebt einen Violengeruch von sich, wenn sie nur gehörig getrocknet wird. Es wird eben daselbst angerathen, alle Gewächse sehr geschwinde, und nicht, wie sonst gewöhnlich ist, im Schatten und langsam zu trocknen; man soll daher auch die Iriswurzel im Sommer ausgraben, weil sie alsdann weißer und riechbarer ist; nicht abwaschen, sondern mit dem Messer die äußerliche Schale, und alles Grüne und Schwarze wegnehmen, damit nur das Weiße übrig bleibe, dieses in dünne Scheiben zerschneiden, und bey der stärksten Sonnenhitze, oder in einem Darrofen, trocknen. Der Geruch soll desto stärker seyn, wenn man sie bey trockner Luft getrocknet hat, und sich durch das Liegen des Pulvers noch verstärken. Das Riechbare soll nicht im Safte stecken, vielmehr das im Preßtuche zurück bleibende Mark einen Geruch von sich geben, wenn es schnell getrocknet wird.

2) **Florentinische Schwerdtwurzel, Violenwurzel, Veilwurz,** Iris Florentina L. **Vaterland:** das mittägige Europa, Carniol. **Wurzel:** dick, fleischig, breitet sich weit umher aus. **Blätter:** in Büscheln, etwas breit, am Rande steif, 1½ F. lang. **Stengel:** aufrecht, länger als die Blätter. **Blumen:** auf dem Ende der Stengel, zwo oder drey, ohne Stiel, weiß; haben einen schwachen, angenehmen, die dicke feste Wurzel aber einen stärkern, den Veilchen ähnlichen Geruch. Wenn die Wurzel von ihrer gelbröthlichten, gedüpfelten Schale gesäubert und getrocknet ist, erscheint sie weißlich, schmeckt bitter und scharf, doch zugleich schleimicht und mehlicht, und hat noch einen stärkern Geruch, als im frischen Zustande. Von dieser getrockneten Wurzel verordnet man einen halben, auch ganzen Scrupel, zum innerlichen Gebrauche bey verschiedenen Krankheiten; sie reizet, zertheilet, reiniget und eröffnet; befördert den Urin; dämpfet die Säure in den ersten Wegen; lindert die Krämpfe; wird vorzüglich die schleimichten, und in der Lunge stockenden Säfte auflösen, und in der Engbrüstigkeit, kurzem Athem und Husten nützlich seyn; man will sie auch wider das Bauchgrimmen der Kinder loben. Der Schnupftaback wird öfters damit angemacht, solche auch andern Räucherwerken beygemischet.

3) **Chalcedonische Iris, Susianische Schwerdtlilie, traurige Iris, Fledermaus, Todten-Iris,** I. Susiana L. **Vaterland:** der Orient. Wurzel, Blätter und übrige Gestalt gleichen der ersten Art; der Stengel ist gemeiniglich höher als die Blätter, und ohne Zweige, mit einer einzigen Blume geendiget. Die im May und Jun. erscheinende Blume übertrifft alle Irisarten an Größe. Die drey aufrechten Blätter derselben sind von dünnem Gewebe, sehr breit, wellen-

lenförmig, fast bleyfarbig, mit schwarzen, weißen und grauen Strichen, und schwärzlichen Flecken gescheckt; die 3 zurück gebogenen Blätter aber sind ganz schwarz, außer daß sie einige wenige violette oder purpurrothe Striche haben, die auf ihnen, ohne bestimmte Ordnung, umher laufen, in der Mitte aber sind sie schwarz, haarig, und haben im Mittelpunkte einen hervor stechenden achatschwarzen Fleck; sie bilden einen offenen Rachen, in welchem die Staubfäden die Zunge vorstellen, daher denn die Blume ein so wunderbares und fürchterliches Ansehen hat, daß sie einfältigen Bauersleuten, bey dem ersten Anblicke ihrer sonderbaren Zusammensetzung und ihrer seltsamen Farbe, ein solches Schrecken einzujagen pflegt, daß sie nicht überredet werden können, ihre Finger in den ihnen, dem Anscheine nach, entgegen zischenden aufgesperrten Rachen zu stecken.

4) **Hollunder-Schwerdtlilie**, I. sambucina L. **Vaterland:** das wärmere Europa; sie ist von der ersten Art nicht viel unterschieden. Die 3 unterwärts gerichteten Einschnitte der Blumenblätter sind dunkelviolett gefärbt, einigermaaßen eingekerbt und glatt, die aufgerichteten etwas bläßer und merklicher eingekerbt, auch die zugespitzten Staubwege eingezackt. Die Blüthe riecht nach Hollunder.

5) **Schmutzige Schwerdtlilie**, I. squalens L. **Vaterland:** das mittägige Europa, hat ebenfalls viel Aehnlichkeit mit der ersten Art. Die unterwärts gerichteten Einschnitte der Blumenblätter sind in der Mitte gefalten, dunkelviolett gefärbt, und mit blaß gelblichen, auch bläulichen Streifen durchzogen; die aufwärts stehenden aber, ingleichen auch die Staubwege, schmutzig gelb, und merklich eingekerbt.

6) **Blattlose, oder nackendstenglichte Schwerdtlilie**, I. aphylla L. **Vaterland:** unbekannt. **Blätter:** sehr breit, 1—2 F. lang. **Stengel:** aufrecht, blattlos, so lang, als die Blätter. **Blumen:** sehr schön, auf den Enden der Stengel, 3—4 bärtig, glänzend-purpurroth, die zurück gebogenen Blätter weiß gestreift, im May.

7) **Zweymal blühende Schwerdtlilie**, I. biflora L. **Vaterland:** Portugal und Sibirien. **Blätter:** sehr breit und kurz, steif, bläulichgrün. **Stengel:** aufrecht, 6—8 Z. hoch, und also kürzer, als die Blätter. **Blumen:** auf dem Hauptstengel allezeit Eine, und auf den Seitenstielen noch wohl die andere und die dritte, hochpurpurroth, die obern Blätter heller, und die untern bisweilen mit Gelb oder Blaßblau ein wenig gestreift; blühen im May, und bisweilen im Herbste noch einmal.

8) **Scheckige Schwerdtlilie**, I. variegata. **Vaterland:** Ungarn. **Blätter:** sehr lang und breit, am Rande scharf, am Ende gespitzt, bläulichgrün, fast 2 F. lang. **Stengel:** zwischen den Blättern, so lang als die Blätter, gerundet, aufrecht, steif, aufwärts blaßgrün; nahe über der Erde aber purpurröthlich; unterwärts an den Gelenken ein kleines einzelnes, den Stengel mit seiner Grundfläche umfassendes, Blatt; gegen den Gipfel zu ästig. **Blumen:** mehrere, auf den wenigen Seitenzweigen oder Stielen, in welche sich der Stengel nahe unter dem Gipfel, ohne Ordnung, theilet, und Eine auf dem Ende des Hauptstengels; groß, schön, die aufrechten Blumenblätter feingelb, die zurück gebogenen aber weiß, mit purpur- oder karmoisinrothen Streifen, die 3 Narben des

Griffels gelb und weiß gescheckt, der bärtige Theil aber halb weißlich, nach unten zu aber gelb. Dieß ist die natürliche Farbe dieser schönen Art. Man hat aber verschiedene Abarten, deren zurück gebogene Blätter entweder ganz weiß, oder fleischfarbig, oder karmoisinroth mit einigen wenigen hellen Streifen, sind. Diese Abarten entstehen durch die Cultur. Die Zeit der Blüthe ist der Jun.

10) **Niedrige einblüthige Iris, kleine Zwergschwerdtlilie**, I. pumila. **Vaterland**: Oesterreich, Ungarn. **Blätter**: gemeiniglich länger als der mit einer Blume besetzte Stengel, jedoch kürzer und schmäler, als bey den vorher stehenden Arten. **Blume**: spielend purpurroth, veilchenblau, gelblich, weiß, auch mit verschiedenen Farben gemischet.

B. Unbärtige Iris-Arten.

a) mit zäserigen Wurzeln.

11) **Gelbe Sumpfblume, gelbe Wasserlilie, gelbe Schwertel, Wasserschwertel, Ackerwurz, Wasserlilien, gelbe Teichlilie, gelbe Drachenwurzel, Blutwurzel, Tropfwurzel, falscher Calmus**, I. Pseud-Acorus L. **Vaterland**: Europa, an den Ufern der Sümpfe, langsamen Flüsse und Wassergräben, öfters mit dem Kalmuß zugleich, mit welchem man sie ja nicht verwechseln muß. **Wurzel**: dick, fleischig, breitet sich weit umher aus. **Blätter**: mehrere, lang, schwerdtförmig, aufrecht, 2—3 F. lang. **Stengel**: aufrecht, steif, etwa 3 F. hoch. **Blumen**: auf den Stengeln, einige wenige, eine über der andern, eine nach der andern blühend, unbärtig, gelb, im Junius, hinterlassen dreyeckichte Saamenkapseln. Die Pflanze wird auf nassen Wiesen ungern gesehen, weil sie, außer den Ziegen, alle Thiere unberühret lassen, daher man sie, wo sie häufig ist, bey der Heuärndte gern absondert, und nur zur Streu zu gebrauchen pflegt. Blume und Wurzel haben einen brennenden Geschmack, auch zeiget die Wurzel etwas zusammenziehendes; letztere wird zuweilen zur Arzney gebrauchet. Der frisch ausgepreßte Saft zu 2—3 Unzen erreget, wie der von der ersten Art, öftern Stuhlgang. Eben diesen ausgepreßten Saft, zu 80 Tropfen, mit dem Syrup vom Creuzbeerstrauche vermischet, und alle zwo Stunden den Wassersüchtigen eingegeben, hat Ramsay in den Schriften der Edinburger Gesellschaft gar sehr angerühmet; etliche Tropfen von diesem Safte in den schmerzhaften Zahn geleget, soll die Schmerzen alsbald stillen. Auch hat man die Wurzel als ein anhaltendes Mittel in der rothen Ruhr und in andern Bauchflüssen angerathen, wobey aber leicht Schaden zu befürchten ist. Die Pflanze, sonderlich die Wurzel, kann zum Lohgerben gebraucht werden; da auch die letztere einen farbigen Saft, fast wie die rothen Rüben, giebt: so könnte sie vielleicht bey besonderen Ledergahren gebraucht werden. Aus der Blume hat Hr. Denso eine schöne gelbe Farbe erhalten. Der Essig, welcher auf frische Blumen gegossen worden, hat in der Sonne ein schönes Gelb ausgezogen. Die Blüthe, wenn sie der Verwelkung nahe ist, hat derselbe getrocknet, und dadurch eine mehrere und dauerhaftere Farbe erhalten; es soll diese Farbe der Curcume vorzuziehen, dunkler, reicher, und gleichsam fetter seyn.

12) **Stinkende Schwerdtlilie, stinkender Schwertel, Wandlaus-kraut**, I. foetidissima L., Spatula foetida. **Vaterland**: Frankreich, England, Hetru-

Hetrurien. **Wurzeln**: groß, dick, zaserig. **Blätter**: schwerdtförmig, grasgrün, 15—18 Z. lang. **Stengel**: aufrecht, einwinklich, etwa so lang als die Blätter. **Blumen**: auf den Stengeln etwa zwo, etwas klein, purpurroth, die innern Blumenblätter sehr abstehend, im Jun. und Jul. Die Blätter riechen wie gebratenes Rindfleisch, daher die Pflanze in England Roast-Beef-Pflanze genannt wird.

13) **Unächte Schwerdtlilie**, I. spuria L. **Vaterland**: Deutschland, auf Wiesen. **Wurzel**: dick, zaserig. **Blätter**: viele, sehr schmal, fast gleich breit; riechen sehr unangenehm, wenn sie zerbrochen werden; beynahe 1 F. lang. **Stengel**: aufrecht, rund. **Blumen**: auf den Stengeln, drey oder vier, eine über der andern, die aufrechten Blätter blaßblau, die zurück gebogenen aber purpurroth gescheckt, mit einer weißen Linie durch die Mitte.

14) **Grasblättrige Schwerdtlilie**, I. graminea L. **Vaterland**: Oestreich, am Fuße der Berge. **Blätter**: lange, schmale, gleich breite, flache, lichtgrüne Grasblätter, etwa 1 F. lang. **Stengel**: aufrecht, zweyschneidig, kürzer als die Blätter, und höchstens halb so lang, wodurch die Schönheit der Blume sehr vermindert wird. **Blumen**: auf den Enden der Stengel, 2 oder 3, eine über der andern, zwar sehr klein, aber auch sehr schön; die aufrechten Blätter röthlich-purpurroth, sehr schön violettgescheckt; die zurück gebogenen aber lichtpurpurroth, blau gestreift, mit einem breiten gelben Striche der Mitte entlängs, welcher mit purpurrothen Streifen gezieret ist, blühen im Jul. und hinterlassen fast sechseckichte Fruchtknoten, die im Herbste reifen Saamen geben. Die Blumen riechen fast wie frisch gepflückte Pflaumen; daher die Pflanze auch im Lat. den Namen: Iris prunum redolens, führt. Man hat eine Abart mit Blättern, die jenen unangenehmen Geruch nicht haben, und im Herbste Saamen geben.

15) **Frühlings-Schwerdtlilie**, I. verna L. **Vaterland**: Virginien. **Wurzel**: zaserig. **Blätter**: ein Büschel von sehr schmalen, grasartigen Blättern, 8—9 Z. lang. **Stengel**: aufrecht, steif, eckig, kürzer als die Blätter. **Blumen**: schön, auf dem Ende des Stengels, nur Eine, von angenehmen Wohlgeruche, die aufrechten Blätter blaßblau, die zurück gebogenen purpurroth, zeitig im May.

16) **Bunte Schwerdtlilie**, I. versicolor L. **Vaterland**: Virginien, Pensylvanien. **Wurzel**: dick, zaserig. **Blätter**: mehrere, schmal, schwerdtförmig, hochgrün, 1 F. lang. **Stengel**: aufrecht, rund, gebogen, fast von gleicher Länge mit den Blättern, und etwa nur ein wenig länger. **Blumen**: auf dem Ende der Stengel, zwo oder drey, eine über der andern; die aufrechten Blumenblätter lichtblau, etwa so lang, als die Staubfäden; die zurück gebogenen aber hoch-purpurroth, und mit einer weißen Lilie durch die Mitte; blühen im Jun. Der Fruchtknoten ist fast dreyeckig. Man hat Sorten mit breiten und mit schmalen Blättern, mit gekerbtem und mit nicht gekerbtem Griffel.

Diese sämmtliche Iris-Arten sind sehr dauerhaft perennirende Pflanzen; in Ansehung der Wurzel von langer Dauer; in Ansehung der Blätter aber meistens nur einjährig, als welche im Herbste wieder absterben. Sie können alle zur Verzierung der Lustgärten gebraucht, und entweder auf die Blumenrabatten gepflanzt, oder in die Lustgebüsche zwischen Sträucher und Bäume vertheilt werden, und machen eine

überaus angenehme Mannichfaltigkeit. Wenn sie in den Monathen Aug. bis Nov. verpflanzet werden: so können sie gut einwurzeln, und im folgenden Sommer gut blühen. Das Verpflanzen ist ihnen überhaupt sehr zuträglich. Sie können sehr reichlich vermehret werden, weil sie außerordentlich viele Nebenschüsse treiben, wozu die Monathe August, Sept. und Oct. die besten sind. Wenn man aber neue Sorten verlanget: so muß man sie aus Saamen ziehen, welches ohne sonderliche Mühe geschehen kann.

b) Mit knolligen Wurzeln:

17) **Knollige Schwerdtlilie, schlangenköpfige Iris, Hermodactyl-Iris**, I. tuberosa L. Hermodactylus Tournef. **Vaterland**: Arabien und der Orient. **Wurzel**: groß, knollig, aus großen Knollen bestehend. **Blätter**: einige wenige, lang, schmal, viereckig. **Stengel**: zwischen den Blättern, aufrecht, 1 F. hoch und darüber. **Blumen**: auf dem Ende des Stengels, Eine, unbärtig, dunkel-purpurroth, im April oder May. Diese Pflanze pflegt sich zu versenken, so, daß die tief eindringende Wurzel in einem leichten Boden sich fast gänzlich verlieret. Man muß sie also jährlich entweder um die Zeit, da sie ihre Blätter verlieren, umpflanzen, oder der Boden, in den man sie pflanzt, muß nicht sehr tief seyn; oder man muß, um ihrem Versenken vorzubeugen, unter das Beet erst eine Lage Schutt bringen, und sie in die auf denselben in gehöriger Tiefe zu bringende Erde pflanzen. Soll sie in Vollkommenheit blühen: muß man sie auf ein Beet pflanzen, welches die Morgensonne hat, und zugleich in einen fetten leichten Boden. Sie wird durch die junge Brut von dem Hauptknollen leicht vermehret, welches im Sommer, wenn sich ihre Blätter verlieren, geschehen muß. Wenn man sie in großer Menge zu vermehren wünscht: so muß man sie nicht jährlich umlegen, sondern sie etwa 3 Jahr liegen lassen.

c) Mit zwiebelartigen Wurzeln:

Von dieser Art giebt es nur zwo, die beyde sehr dauerhaft sind. Von der ersten derselben giebt es wieder viele schöne Sorten; die zweyte aber ist nicht weniger eine schöne Frühlingsblume.

18) **Englische und Spanische Schwerdtlilie**, I. Xiphium L. **Vaterland**: Spanien, Sibirien. **Wurzel**: groß, rundlich, fleischig, zwiebelartig. **Blätter**: mehrere, pfriemenförmig-rinnenförmig, scharfgespitzt, kürzer als die Stengel, umfassen den Stengel mit ihrer Grundfläche. **Stengel**: zwischen den Blättern, aufrecht, länger als die Blätter, bey einigen Sorten aber kürzer, und kaum halb so lang. **Blumen**: auf dem Ende des Stengels, eine, zwo oder drey, groß, schön, von verschiedenen Farben. Man hat davon ungemein viele und überaus schöne Sorten, von Haupt- und mancherley Zwischenfarben. Sie blühen auf den Rabatten insgesammt sehr schön, im May und Jun.

19) **Persische Schwerdtlilie**, I. Persica L. **Vaterland**: Persien. **Wurzel**: groß, eyrund, länglich, zwiebelartig, mit einer dünnen Haut umgeben. **Blätter**: mehrere, pfriemenförmig-rinnenförmig, scharf gespitzt, graulich-grün, mit einer starken Mittelrippe, umfassen den Stengel mit ihrer Grundfläche, 6 Z. lang, und also länger, als der Stengel. **Stengel**: zwischen den Blättern, aufrecht, weiß,

weiß, kurz, selten höher, als etwa 3 Z. hoch. **Blumen**: auf dem Stengel, eine oder zwo, groß, so zierlich, als man sich nur gedenken kann, die aufrechten oder innern Blumenblätter sehr kurz, sehr abstehend, sägenförmig, weißlich-blau, (oder weiß, und, gleich den Abtheilungen der Narben, oft zierlich gestreift,) die zurück gebogenen Blätter aber sind perlfarbig-weiß, gelb und purpurroth gescheckt, (oder die Grundfarbe perlenweiß, mit ein wenig Blau, und bisweilen mit schwachem Roth illuminiret, in der Mitte entlängs ein breiter gelber Strich, mit lebhaften braunen Flecken, und unzählichen fein violetten Streifen, im Boden ein großer hoch-purpurrother Fleck, welcher sammetartig, und auf eine höchst schöne Art mit Weiß umgeben ist; sehr wohlriechend, im März und April. Zwischen Hepatica, Crocus, Schneetropfen, Narcissen u. dergl. gepflanzt, macht sie eine angenehme Mannichfaltigkeit, übertrifft jedoch solche alle an Schönheit.

Diese zwo zwieblige Irisarten sind sehr merkwürdige Blumenpflanzen, kommen sogar auf den gemeinen Rabatten sehr gut fort, (obgleich solche, die nur die Morgensonne, und einen leichten fetten Boden haben, die besten für sie sind,) und schicken sich sehr gut zur Verzierung der Lustgärten. Sie müssen im Herbste, etwa 3 Zoll tief, auf die vornehmsten Rabatten, vor die Fronte derselben, in kleinen Trippeln, umher gepflanzt werden, und blühen im folgenden Jahre. Ihre Zwiebeln erhalten sich zwar lange Jahre, und fahren jährlich fort, zu blühen. Es ist jedoch besser, sie um jedes zweyte, oder spätestens um jedes dritte Jahr, um die Zeit, da ihre Blätter absterben, aufzunehmen, und die junge Brut abzusondern. Ihre Vermehrung geschiehet, wie bey andern Zwiebelblumen, vornehmlich durch die junge Brut, die sich, wenn man sie 2 — 3 Jahr unaufgenommen liegen läßt, ungemein stark zu vermehren pfleget. Die schicklichste Zeit, sie zur Absonderung der jungen Brut aufzunehmen, ist diejenige im Sommer, da sich ihre Blätter verlieren. Man verfähret alsdann mit ihnen, wie mit andern Blumenzwiebeln, und pflanzt die stärksten Zwiebeln wiederum zur Flor, die kleinern aber auf Pflanzschulenbeete. Um neue Sorten aber zu erhalten, zieht man sie auch wohl aus Saamen, welcher von solchen Blumen, die vorzüglich groß, am lebhaftesten von Farbe, und am besten gescheckt sind, genommen wird; man säet ihn zu Anfange des Sept. sehr dünn, entweder ins freye Land, in leichte, fettige, sandige Erde, auf eine gut gedeckte Stelle, wohin nur die Morgensonne scheinet, und bedeckt ihn mit überher gesichteter, oder gesiebter, feiner Erde, etwa einen halben Z. tief. Im folgenden Frühjahre pflegen die jungen Pflanzen zu erscheinen.

Irrgarten, Labyrinth, ein Garten oder umschlossener Platz, dessen Gänge so angelegt sind, daß man sich darinn leicht verirren kann.

Irrwege, in der Baukunst eine Verzierung in Felderdecken und Karnisen, welche einen Irrgarten vorstellet, und von gleich breiten, unten mit einander parallelen Stegen gemacht wird.

Judasbaum, Liebesbaum, Griffelbaum, Cercis L. Diese Gattung begreift zween dauerhafte Verzierungsbäume unter sich.

1) **Gemeiner**, oder **Europäischer Judasbaum**, Cercis Siliquastrum L. **Vaterland**: Italien, Spanien, Languedoc,

guedoc, der Orient. **Stamm**: aufrecht, dunkelgraulich, zertheilet sich in eine unregelmäßige ästige Krone, erreicht bey uns selten eine Höhe über 10—12 F. **Zweige**: von unten auf, wenige, purpurröthlich. **Blätter**: herz-kreisförmig, glatt, auf der Oberfläche lieblich grün; auf der Unterfläche weißgrau; auf langen Stielen. **Blumen**: schön purpurroth, kurz gestielt, hinterlassen in einigen Lagen flache Schoten. Die Blumen werden von manchen gern in Sallaten gegessen. Es giebt Abarten mit fleischfarbigen, und mit weißen Blumen, auch breiten Schoten.

2) **Canadischer Judasbaum, Sallatbaum**, C. Canadensis. **Vaterl.**: Virginien. **Stamm**: aufrecht, unregelmäßig ästig, 10—15 F. hoch, erreicht auf einigen Plätzen eine Höhe der ersten Art. **Blätter**: herzförmig, etwas haarig. **Blumen**: gewöhnlich blaßroth oder röthlich, hinterlassen oft reifen Saamen. Die Blumen werden häufig zu Sallat gegessen, dienen auch zum Einmachen. Man hat Abarten mit hochrothen und mit purpurrothen Blumen.

Diese Sträucher verzieren nicht nur die Lustplantagen, wegen ihrer zahlreichen und früh blühenden Blumen, sondern auch wegen ihrer sonderbaren Blätter, die oberwärts schön grün, und unten weißgrau sind, und machen daher zwischen andern Bäumen und Sträuchern eine schöne Mannichfaltigkeit, welche besonders dann erhöhet wird, wann die Blätter vom Winde bewegt werden. Sie sollten also, nebst den von ihnen vorhandenen Abarten, nicht nur in keiner Sammlung fehlen, sondern sogar die am besten ins Auge fallenden Plätze der Lustgebüsche einnehmen. Das Holz beyder Arten ist von großem Werthe, weil es sich außerordentlich gut poliren läßt, und vortrefflich schwarz und grün geadert ist. Beyde Arten lassen sich durch Absenker, oder abgeschnittene Zweige schwerlich fortpflanzen, und müssen daher durch Saamen, welcher aus ihrem Vaterlande gebracht wird, bey uns vermehret werden. Der Saame wird im Februar in gemeine Gartenerde gesäet, und die jungen aufgehenden Pflanzen muß man gegen den Winter mit Tonnenreifen überschreiten, um sie gegen strengen Frost mit Matten bedecken zu können.

Judenkirschstaude, Physalis L.

Die hier folgenden Arten sind theils perennirende, theils einjährige Verzierungspflanzen für die Lustgärten.

A. **Perennirende Arten**:

1) **Gemeine rothe Judenkirschen, Schlutten, Boborellen**, P. Alkekengi L. **Vaterl.**: Italien, Deutschland. **Wurzeln**: gelblich, lang, kriechend. **Stengel**: zahlreich, aufrecht, gegliedert, krautartig. **Blätter**: groß, länglich, spitz, ungetheilt. **Blumen**: weiß, im Jul., hinterlassen runde, fleischige, schön rothe Beeren, die in dem großen rothen, aufgeblassenen Blumenkelch eingeschlossen sind, und im Herbste reif werden. Die Beeren allein sind in der Arzneykunst berühmt; sie haben einen säuerlichen Geschmack, sollen den Urin treiben, dessen Schärfe mindern, und den Gries abführen; man lobet sie auch wider die Gichtschmerzen und Gelbsucht. Die neuern Erfahrungen haben aber diese Wirkungen nicht sattsam bestätiget. Von den trockenen Beeren kann man gar nichts hoffen, und die frischen halten sich nicht lange.

2) **Pensylvanische Schlutten**, P. Pensylvanica L. **Vaterl.**: Virginien. **Wurzel**: ungleich weniger kriechend, als die

die vorher gehende Art. **Stengel**: zahlreich, 1½ F. lang, krautartig, ein wenig winklich, schwach, und ohne Unterstützung auf dem Boden liegend. **Blätter**: eyrund, stumpf, etwas ausgeschweift, spitzgezähnt, blaßgrün. **Blumen**: aus den Winkeln der Stengel, auf dünnen Stielen, mäßig groß, blaßgelb, mit dunkelm Boden, im Jul. und Aug., hinterlassen runde Beeren, etwa wie eine Erbse groß, die zur Zeit der Reife roth sind. Hievon findet sich eine Abart mit gelben Beeren.

3) **Klebrige Schlutten, Virginische Judenkirsche**, P. viscosa L. **Vaterl.**: Virginien. **Wurzel**: kriechend, wie die erste Art. **Stengel**: zahlreich, aufrecht, glatt, krautartig, etwa 1 F. hoch, oben in verschiedene dünne Zweige rispenförmig zertheilet. **Blätter**: ausgeschweift, stumpf, etwas filzig, ungetheilt, paarweise beysammen stehend. **Blumen**: aus den Achseln, von schlechter gelber Farbe, mit purpurrothem Boden, im Jun. und Jul., hinterlassen große, runde, klebrige Beeren, welche zur Zeit der Reife grünlichgelb sind.

Diese Pflanzen machen in den Lustgärten, besonders im Herbste, vorzüglich aber P. Alkengi, deren Beeren den gemeinen rothen Kirschen ähnlich sind, ein artiges und sehr zierendes Ansehen. Ziehet man sie aus Saamen: so wird solcher im Herbste, sobald er reif ist, oder im Frühjahre, gesäet. Es liegt aber der Saame öfters ein ganzes Jahr in der Erde, bevor er aufgehet. Bey der ersten Art verlohnet sich aber die Saamenerziehung der Mühe nicht, denn sie vermehret sich durch die Wurzel bis zum Erstaunen. Die Zertheilung findet bey allen drey Arten Statt; sie kann vom Oct. bis März bey offener Erde zu jeder Zeit geschehen. Jedes zertheilte Stück wird eine gute Pflanze, wenn es nur Wurzeln hat, und das Herz unverletzt ist. P. viscosa und Pensylvanica, besonders erstere, sind etwas zärtlich, und müssen, wenn sie nicht im Winter erfrieren sollen, in einen von Natur trocknen, leichten und warmen Boden, und in eine gut geschützte Lage gepflanzt, und überdem einige Pflanzen von denselben in Töpfen unterhalten werden, um solche bey Frostwitterung unter einen Mistbettkasten, oder in ein Gewächshaus, stellen zu können, damit man auf den Fall, wenn die Pflanzen im Lande zu Grunde gehen sollten, doch die ganzen Arten nicht verlieren möge.

B. Einjährige Arten.

4) **Winkliche Judenkirsche**, P. angulata L. **Vaterl.**: Indien. **Stengel**: aufrecht, steif, in zahlreiche, winkliche, sehr glatte Zweige zertheilet, 2—3 F. hoch. **Blätter**: eyrund, gespitzt, scharf gezähnt. **Blumen**: von schlechter weißer Farbe, im Jul. und August, hinterlassen große gelbliche Beeren.

5) **Haarige Judenkirsche**, P. pubescens. **Vaterl.**: Indien, Virginien. **Stengel**: kurz, zertheilet sich ganz niedrig in zahlreiche, runde, gegliederte, abstehende Zweige, die ohne Unterstützung auf dem Boden liegen. **Blätter**: herzförmig, länglich, zottig-klebrig, scharf gezähnt, aus etwas langen Stielen. **Blumen**: aus den Achseln der Zweige, grünlichgelb, mit dunkeln Boden, unter sich hängend, im Jun. u. Jul., hinterlassen große gelbliche Beeren. Man hat, wie von der vorher gehenden Art, viele Abarten.

6) **Bethauete Judenkirsche**, P. pruinosa L. **Vaterl.**: Amerika. **Stengel**: niedrig, zertheilt sich ganz von unten auf in zahlreiche Zweige, welche sich wieder

in andere zertheilen. Zweige: haarig, rund, und, zumal in den Theilungswinkeln der Zweige, mit einer Art von Reif überzogen. Blätter: eyrund, gespitzt, zottig, klebrig anzufühlen. Blumen: an den Seiten der Zweige, auf langen, dünnen Stielen, umgebogen, schmutziggelb, mit dunkeln Boden, hinterlassen große, grünlichgelbe Beeren.

7) Kleinste Judenkirsche, P. minima L. Vaterland: Ostindien. Stengel: wie die vorige Art, und ohne Unterstützung auf dem Boden liegend. Blätter: klein, länglicht, gespitzt, haarig. Blumen: auf den Enden und an den Seiten der Zweige, auf kurzen, dünnen Stielen, weißlich, im Jul. und August, hinterlassen kleine grünliche Beeren.

Diese Arten werden auch in hiesigen Gärten auf dem Mistbeete jährlich aus dem Saamen erzogen, vermehren sich auch zuweilen selbst durch die abgefallenen Beeren.

Julepp, ein Kühltrank, welcher vorzüglich zur Kühlung und Erquickung eines Kranken verordnet wird. Juleppe bestehen aus einer Vermischung von Wasser, Zucker und einigen Fruchtsäften. Letztere sind von Johannisbeeren, Kirschen, Erdbeeren, Himbeeren, Maulbeeren, Rosen, Violen ꝛc. Das Wasser kann entweder ein mit Rosen, oder andern Species, abgezogenes, oder auch nur reines Brunnenwasser, seyn. Es werden aber die mancherley Juleppe theils gesotten, theils auch ungesotten, nur mit einander zusammen gegossen. Jene halten sich länger, als diese. Sie sind insgemein weit dünner, als die gemeinen Säfte, und also dadurch von denselben zu unterscheiden. Die mancherley Juleppe aber sind in der H. M. zu finden.

Julius, ist, nach den vier Jahreszeiten gerechnet, der zweyte Sommermonath. S. Sommer.

Jungfer, ist bey den Steinsetzern eine, unten voll starker eiserner Nägel geschlagene, Handramme, womit die Pflastersteine zusammen getrieben werden.

Jungferbienen, Jungfernschwarm, ein Schwarm junger Bienen, welcher von einem frühen Schwarme des Jahres, etwa 3 — 4 Wochen hernach, hervor kömmt. Es muß in der Folge noch sehr gute Trachtzeit kommen, wenn beyde Arten der Schwärme was einbringen sollen. Man thut daher am besten, den Jungfernschwärmen durch Untersätze zuvor zu kommen, damit sie aus Mangel des Raums nicht genöthiget werden, Colonieen fort zu schicken. Der von den Jungfernschwärmen erhaltene Honig wird Jungfernhonig genannt, weil er weißer und reiner schmeckend ist, als der Honig, welcher längere Zeit in den Bienenbehältnissen verblieben ist.

Junius, der erste Sommermonath. S. Sommer.

Juwelen, Jubelen, überhaupt nicht allein die Edelgesteine und Perlen, insbesondere die geschliffenen Edelgesteine; sondern auch die damit versetzten Kleinodieen und Geschmeide, welche zur Pracht getragen werden.

Isop oder Ysop, Hyssopus. Linnäus bestimmt drey Arten.

1) Gewöhnlicher oder officineller Isop, H. officinalis. Ist in unsern Küchengärten sehr gemein. Man hat Sorten mit blauen, weißen und rothen Blumen, mit sehr langen Blumenähren, auch

mit

mit gestreiften Blättern. Diese beliebte Pflanze pflegt man zur Einfassung zu gebrauchen, und jährlich regelmäßig zu beschneiden. Man kann sie auch, nebst allen ihren Sorten, zur Verzierung der Blumenrabatten und anderer Abtheilung der Lustgärten anwenden, und hie und da, um Büsche zu bilden, einzeln umher pflanzen. Der Saame wird im März oder Apr. in leichte Erde gesäet. Auch werden abgerissene, ingleichen abgeschnittene starke Seitenschüsse im Frühjahre auf eine schattige Rabatte gesteckt, die sich bald bewurzeln, und im Herbste verpflanzt werden können. In der Küche gebraucht man die Blätter bey einigen Speisen, und in der Arzneykunst Blätter und Blumen; beyde haben einen starken balsamischen Geruch, und scharfen, bittern, gewürzhaften Geschmack; sie stärken das Haupt und die Nerven, befördern die Verdauung, treiben die Blähungen; vorzüglich rühmet man sie in den Zufällen der Lunge, welche von einem zähen, schleimichten Wesen entstehen, dessen Auflösung und Auswurf dadurch befördert werden kann. Man verordnet den mit Wasser, Wein oder Bier bereiteten Trank, auch das in den Apotheken aufbehaltene, abgezogene Wasser. Dieses letztere ist auch gut bey entzündeten Augen. Man kann auch den Isop zu Bädern und Clystiren gebrauchen.

2) **Herzblätterichter** oder **Chinesischer Isop**, H. Lophantus. **Vaterland:** das nördliche China. **Stengel:** viereckig, ästig. **Blätter:** länglich, (herzförmig, Linn.) gekerbt, gegen über stehend. **Blumen:** an den Gelenken, in kleinen Trauben, umgewandt, blau, im Jun. und Jul. **Saame:** reif im Sept.

3) **Virginianischer** oder **Canadischer Isop**, H. Nepetoides. **Vaterland:** Virginien, Canada. **Stengel:** scharfviereckig, glatt, beynahe 4 F. hoch. **Blätter:** herzförmig, scharfgespitzt, sägeförmig, kurz gestielt, gegen über stehend. **Blumen:** auf den Enden der Stengel, in dicken Aehren, im Jul. **Saamen:** reif im Sept. **Sorten:** a) mit gelben, b) mit rothen, c) mit purpurrothen Blumen. Der im Herbste zu säende Saame geht im Frühjahre auf. Die Vermehrung durch Zertheilung aber geschiehet am besten im Herbste, sobald die Stengel absterben.

K.

Kabel, ist an der Stange einer Wageuwinde der eiserne Haken, in Gestalt eines halben Mondes, welcher bey dem Aufwinden eines Wagens denselben fasset. Beym Forstwesen ist Kabel oder Kavel die Eintheilung eines mit Holz bewachsenen Platzes, wo das Holz auf dem Stamme verkauft oder vertheilt werden soll. Bey der Landwirthschaft werden auch die Gemeindewiesen und andere Gemeindestücke in Kabeln getheilet, und unter die Nachbarn nach dem Loose vertheilet. Daher Kabelwiese, in Ober- und Niedersachsen, eine Gemeindewiese, welche an die Einwohner verlooset wird. In Obersachsen muß der frohnbare Bauer seine **Kabel**, den ihm zugefallenen Theil in der Aerndte, abbringen. Eben daselbst muß er seine ihm zu-

gehörige Kabeln an Zäunen und Gehägen im Stande erhalten, seinen Antheil an den Gemeindezäunen und Gehägen. **Kabelbier**, Bier, das nach dem Loose gebrauet wird. In Niedersachsen heißt aber kabeln überhaupt loosen, über etwas das Loos werfen.

Kader, am Rindviehe, der fleischige herab hangende Theil unter dem Halse.

Käfer. Unter diesem Namen versteht Linné, und Andere mit ihm, nur diejenigen Insecten, mit ganz harten Deckschilden, welche keulförmige, am Ende eingespaltene Fühlhörner, und die Schenkel vornher meistentheils mit Zähnchen besetzt haben. Weil aber hiebey noch eine große Verschiedenheit in Ansehung des Kopfes und des Bruststückes bemerkt wird, indem einige ein gehörntes Bruststück, verschiedene aber Hörner auf dem Kopfe, und andere gar keine Hörner haben: so hat nurgedachter Naturforscher aus diesem Geschlechte drey Abtheilungen gemacht. Es findet sich dieses Ungeziefer vom Frühlinge an, bis spät in den Herbst hinein, häufig und von vielerley Gattungen, welche entweder der Größe, oder der Farbe nach von einander unterschieden sind, und in besondern Artikeln von uns bemerket werden.

Kälberfang, heißt bey der Jägerey, wenn die Hirsche und anderes Wild, mit dem Hirschfänger auf der Brust hinein, nach der Herzkammer zu, abgefangen werden.

Kämpfer, ein kleines hervor ragendes Gesimse, mit welchem bey einer Bogenstellung die Nebenpfeiler gekrönet werden, und das den Schwibbogen tragen muß.

Kalb, überhaupt ein Junges verschiedener Thiere. So sind bey der Jägerey die Jungen des Rothwildprets, so lange sie noch kein ganzes Jahr alt sind, Kälber. Ein Hirschkalb, ein männliches Junges; ein Wildkalb, ein weibliches Junges. Bey der Hornviehzucht heißt das Junge des Rindviehes ein Kalb, bis es ein völliges Jahr alt wird. Ein Ochsen- oder Bullenkalb, ein Kalb männlichen Geschlechts; ein Kuh- oder Färsenkalb, an andern Orten, z. B. in Thüringen, ein Motschen- oder Mutschenkalb, ein Kalb weiblichen Geschlechts. Von der Erziehung der Kälber siehe den Artikel: Absetzekalb.

Kalesche, ein leichter offener Wagen, der, an Statt eines gewöhnlichen Chaisekastens, einen offenen Kasten auf dem Gestelle hat, worein noch gemeiniglich ein geflochtener Korb eingesetzt ist. Sie unterscheidet sich von einem gemeinen Wagen dadurch, daß sie zierlicher und bequemer mit ordentlichen Sitzen gebauet, auch angestrichen ist.

Kalk, diejenige weiße, oder graulichweiße erdige Substanz, welche, mittelst des Feuers, zur Verbindung aller Steinarten zu einem Bau, aus den Kalksteinen erhalten wird. Wenn die Kalksteine in den Kalkbergen losgebrochen sind: so wird der Kalkofen mit selbigen also angefüllet, daß die Flamme von dem zu unterst sich befindlichem Holze durchstreichen kann, und die Steine gehörig durchglühen können. Die genug durchbrannten und gehörig glühenden Steine läßt man 4 Tage und Nächte zum Erkalten stehen; alsdann werden sie heraus genommen, an einem trocknen Orte verwahret oder verfahren. Ein gehörig gebrannter Kalkstein muß von lockerer

rer Consistenz und mürbe seyn, an der Luft in ein zartes Pulver zerfallen, oder mit Wasser vermischet sich sehr erhitzen. Die mürbe gebrannten Kalksteine nennt man Kalk, und so wie selbiger aus dem Ofen kömmt, heißt er: ungelöschter Kalk, Calx viva; wird er aber mit Wasser gelöschet: gelöschter Kalk, Calx aqua extincta; wenn er aber an der Luft zerfällt, heißt er: an der Luft zerfallener Kalk, Calx aëre extincta. Sonst theilet man auch den Kalk in Ansehung der Materie: 1) in **Steinkalk**, welcher aus den eigentlich so genannten Kalksteinen gebrannt ist, und im gemeinen Leben nur schlechthin in Kalk, auch Bitterkalk, weil er einen bitterlichen Geschmack hat; Lederkalk, weil er von den Gerbern zur Bereitung des Leders gebraucht wird; und Streichkalk, weil er nicht so bald, als der Gyps, erhärtet; sondern sich, wie ein Mus, streichen läßt; 2) in **Gypskalk**, welcher aus Gypssteinen gebrannt ist, und auch Bindekalk, Sparkalk, in uneigentlichem Verstande, und trockner Kalk genannt wird; 3) in **Muschelkalk**, welcher aus Muscheln und Schnecken bereitet wird.

Die Härte der Kalksteine ist sehr verschieden. Der härteste wird **Marmor** genannt. Der gemeine hat aber oft eine so große Härte, daß man ihn unter den Marmor aufnehmen könnte und würde, wenn er die gehörige Lebhaftigkeit oder den Wechsel der Farben hätte. Die Güte eines Kalksteines erkennet man aber 1) daran, daß solcher, so bald man Scheidewasser darauf gießt, effervescirt oder ein Brausen verursachet; und je stärker dieses geschieht, desto besser ist solcher; 2) daß der Stein, wenn er gebrannt worden ist, den dritten oder wenigstens vierten Theil seiner Schwere verloren habe. Hat er weniger von seiner Schwere verloren, ist es ein Kennzeichen, daß er noch unreif, oder zu viel quarzartige Theile bey sich habe, welche in ihrer Schwere bey dem Brennen nichts verlieren; daher ist der Stein zum Kalkbrennen nicht gut zu gebrauchen; 3) muß der aus dem Brennofen kommende Stein weiß aussehen. Denn, wenn er schwarz oder dunkelgrau geworden, hat er zu viel Erdtheile bey sich, welche keinen Kalk geben. Endlich muß 4) der Stein, nachdem er geglühet und ins Wasser geworfen worden ist, sich sogleich in die kleinsten Theile auflösen lassen. Wenn dieses nicht ist: so ist der Stein entweder nicht rein, oder nicht ganz durchgebrannt. Letzteres findet man, wenn das Aeußerste vom Steine sich auflöset, und ein ganz unaufgelöseter Stein zurück bleibet.

In der Chur- und Neumark, und dem Herzogthume Pommern, sind, außer den zu Rüdersdorf, ohnweit Berlin, im Betriebe stehenden Kalksteinbrüchen, sonst keine dergleichen vorhanden, weshalb diese Provinzen sowohl, als auch benachbarte Länder ihren Kalk von daher empfangen. Diese Steinbrüche liefern Bruchsteine in großen Stücken, die auch zum Fundament eines Gebäudes, zum Theil auch von den Steinmetzen, verbraucht werden können. Zu Fundamentsteinen sind sie wegen ihrer natürlichen platten Figur sehr geschickt; nur muß man sich ihrer nicht über der Erde und über dem Wasser, noch weniger bey Feuermauern, bedienen, weil sie im erstern Falle erfrieren, im Gegentheile aber zerspringen, es sey denn, daß man den blauen nur kalkartigen Stein, welcher Wacke genannt wird, im Nothfalle dazu nehmen wollte. Die Kalkbrenner und Mäurer geben den weißen und gelben Steinen den Vorzug, ungeachtet der blaue der härteste

ist; denn wegen seiner Sprödigkeit zerspringt und zerfällt dieser in dem Brennofen leicht, wenn er der Gluth zu nahe kommt. Die Mäurer finden an diesem blauen Steine nur diesen Fehler, daß er beym Mauern, wegen seiner blauen Farbe, kein gutes Ansehen hat.

Der Rüdersdorfer Kalk vermehret seine Masse durch das Löschen über dreymal; dieses ist aber von einem durchaus dichten Körper dieses recht durchgebrannten Kalks zu verstehen. Bey dem gewöhnlichen Messen hingegen bleiben zwischen den verschiedenen unförmlichen Stücken leere Zwischenräume, so daß man leicht mehr, als das Doppelte, nämlich von einer Tonne rohen oder lebendigen Kalkes zwo Tonnen gelöschten, erhält.

Der gelöschte Kalk wird ohne Beymischung vielen Sandes nicht hart, oder, wie die Mäurer sagen, nicht bindend. Er kann daher im gelöschten Zustande aufs längste liegen, und er verbessert sich sogar beym längern Liegen im Feuchten, wenn etwa beym Löschen nicht alle kleine Theile desselben sogleich völlig aufgelöset worden sind. Daher thut ein Landwirth wohl, wenn er sich allezeit einen Vorrath gelöschten Kalks zu Reparaturen hält; oder, wenn er einen Hauptbau vorzunehmen Willens ist, daß er den Kalk in Zeiten anschaffe und einlösche. Obenher an der Luft vertrocknet der gelöschte Kalk in der Grube, und im Winter zerfriert er. Durch beydes wird er unbrauchbar; er muß daher allemal einige Fuß hoch mit Mauersande überdeckt werden, da man sich denn dieses Sandes in der Folge zur Beymischung bedienen kann. Der bloß eingelöschte Kalk heißt bey uns: **Weißkalk**; und der mit Sand vermischte: zubereiteter oder gemachter, auch Sandkalk, vorzüglich aber Mörtel, (siehe diesen).

Ein ohnweit Potsdam wohnender angesehener Landwirth führte mich vor einiger Zeit zu einer von ihm ein Paar Tage zuvor angefertigten Gartenmauer hin, um zu versuchen, ob ich einen der obersten Ziegelsteine von dem Kalke trennen könnte. Der Kalk war gleichsam eisenfest, die Ziegelsteine ließen sich eher zerschlagen, als jener. Dieser in so manchen andern Wirthschaftsoperationen sehr geübte Oekonom sagte: er habe heiß mauern lassen. Er hatte nämlich nur immer eine solche Quantität Kalk löschen lassen, die, noch während der Kalkhitze vom Löschen, verbraucht werden konnte, als welches von dazu abgerichteten Leuten ganz gut auszuführen ist. Sollte dieses Heiß- oder Warmmauern nicht Nachahmung verdienen? Man klagt immer über in Kalk gelegte Ziegeldächer, daß sie nicht dauerhaft wären. Vielleicht ließen sie sich durch heißen Kalk auch dauerhaft machen.

Der Gypskalk, welcher von gebrannten Alabastersteinen bey uns erhalten wird, darf, nur einige Minuten vor dem Gebrauche, mit Wasser angerühret werden, weil er längstens in 10 Minuten bindet oder hart wird; er wird selten ohne Beymischung andern Steinkalkmörtels, und nur bey dem letzten Ueberzuge zu zarten Gesimsen allein, und zwar wegen des geschwinden Bindens, gebraucht. Zu gerohrten Decken und ihren Gesimsen wird er vorzüglich erfordert, weil sonst der andere Kalkmörtel wieder abfallen würde, ehe er erhärtet. Aber auch eben dazu muß immer nur so viel eingerühret werden, als in 15 bis 20 Minuten verarbeitet werden kann. Sonst dienet er ohne allen Sand häufig für die Bildhauer und Stukators zu

Formen

Formen und würklicher Abgießung ihrer Figuren und Verzierungen, die ins Trockne kommen. Eben deswegen, weil der Gyps in der Nässe nicht besteht, kömmt er bey Landgebäuden blos etwa in den Wohnhäusern vor, wo Decken und Wände gut und fein sollen überzogen und getüncht werden, auch an theils Orten zu Estrichen auf die Fußböden. In der Churmark ist ein berühmter Gypsbruch zu Sperenberg, vier Meilen von Potsdam, an der Sächsischen Gränze.

In der Oekonomie ist der Kalk schon längstens, besonders in England, Frankreich und Böhmen, als ein sehr gutes Düngungsmittel bekannt gewesen. Er würkt nicht nur als Auflösungsmittel der nährenden Theile; sondern er zieht auch die Feuchtigkeit der Luft, und damit zugleich die in den Dünsten der Luft enthaltenen salpeterigen und fettigen Theile an sich. In zu nassen Aeckern ist der Kalk schädlich; er klümpert sich, wird fest, oder verwässert, und behält keine auflösende und erwärmende Kraft. In einem zu trocknen oder zu leichten Acker wird er nur dann nützen, wenn ein nasses Jahr ist. Bekömmt er dagegen in trocknen Jahren nicht genugsame Feuchtigkeit zur Auflösung: so wird der Saame ausdorren, und gleichsam verbrennen. Könnte oder wollte man aber den schlechtesten Sandboden, wenn er mit Lehm überfahren ist, hierauf mit Kalk düngen: so würde ihm damit sehr geholfen werden, weil der Lehm den Sand bindet, der Kalk aber die Theile des Lehms zur Fruchtbarkeit auflöset und wärmet. In Sachsen, und andern Gegenden, wo die Kalkdüngung seit langer Zeit üblich gewesen, verfährt man also: Der Kalk wird auf das Feld gefahren, um ihn daselbst mit Wasser zu löschen; er wird auf runde Haufen zu 3—4 Scheffeln spitzig aufgesetzt, eine Strohhaube darüber gemacht; die vorher locker aufgepflügte, und bis zum Grunde abgeschaufelte, bey Seite geworfene, Furchen-Erde sodann an die untersten Strohstürzel gebracht, daß kein Wind solche heben kann. Solche mit Vorsicht gemachte Haufen können auch in starkem Regenwetter wohl 6 Wochen lang gut erhalten werden.

Um den, an der Luft oder durch Regen, oder Ansprengen mit ein wenig Wasser, zerfallenen, Kalk auszusäen, hängt sich der Säemann ein gewöhnliches Säetuch an, thut den Kalk hinein, wirft ihn aus, und füllet den Sack aufs neue. Einige bedienen sich dabey der blossen Hand; andere einer kurzen, ungefähr 1 Schuh langen, mit einem Stiele versehenen hölzernen, oder blechernen cylindrischen, Wurfschaufel. Der Säemann muß sich jedesmal nach dem Winde richten, und nicht gegen denselben, sondern von ihm in Säen abgehen; seinen Kalk vor der Aussaat gebührend anfeuchten, oder allenfalls mit feuchter Erde vermischen; den Wurf überall gleich und nicht hoch, sondern niedrig am Boden, führen, damit der Kalk nicht vom Winde weggejagt werde. Ob die Kalkdüngung mehr oder weniger stark seyn solle, das muß, nebst der Erfahrung, die Beschaffenheit des Bodens an die Hand geben. Thut man zu viel Kalk in den Acker: so treibt er zu stark, und die Frucht kann davon taub werden; nimmt man dessen zu wenig: so hat man eine schlechte Aerndte. Doch leidet der Kohl und Reps eine etwas stärkere Düngung, als der Roggen; und der Spelz mehr als die Gerste. Im Mark-Brandenburgischen rechnet man gemeiniglich auf einen Acker, worauf 1 Scheffel Korn ausgesäet wird, 16—18

Scheffel

Scheffel Kalk zum Düngen. Wo aber diese Kalkdüngung seit langer Zeit üblich ist, da hat man es am zuträglichsten gefunden, wenn man, wo nicht alle 3, doch wenigstens alle 6 Jahre, mit Viehdünger abwechselt.

Kalkguß, ein Kunstwort der Maurer. Wenn in einem gewölbten Fundamente die erste Bank, oder die erste Grundlage auf der bloßen Erde, oder auf einem Roste, mit Kalk und Sandsteinen geleget, und mit blauen Steinen die Zwischenräume ausgezwickt sind, wird ein Guß von Kalk über diese Lage oder Bank gegossen, um alle Zwischenräume dadurch zu verbinden. Der Kalkguß besteht aus mehr Sand als Kalk, und wird mit Wasser verdünnet und aufgegossen. Auf diesen Kalkguß folgt die Mauer, oder die zweyte Bank.

Kalkhaken, ein gekrümmtes breites Eisen, als ein Haken an einer langen Stange, womit der Kalk beym Löschen gerühret wird.

Kalkkasten, ein 3 F. langer und 2 F. breiter Kasten, an jedem Ende mit einem Handgriffe versehen. Man vermauert daraus den Kalk.

Kalkkasten, Kalkbank, ein Kasten, der entweder über, oder auch in der Erde stehet, und worinn der Kalk gelöschet wird. Er ist länglich-viereckicht, und hat auf der einen schmalen Seite einen Schieber, welchen man öffnet, wenn der gelöschte Kalk in die davor stehende Grube gelassen werden soll; weshalb der Kasten etwas geneigt angeleget werden muß.

Kamm, eine lange Stange oder Latte, worinn von Weite zu Weite eiserne Zähne stecken, so daß das Ganze einen Kamm bildet. Der Dachdecker bedienet sich dieses Werkzeuges, das fertige Strohdach auszukämmen, oder die unordentlichen Halme gleich zu kämmen, daß sie auf den Strohschauben gerade liegen, wodurch das Dach ein gutes Ansehen bekömmt. Auch drückt er bey dem Decken die Stoppeln damit zusammen, daß sie dicht auf einander zu liegen kommen.

Kamm, Zahl, ein beym Forstwesen gebräuchliches Wort. Wenn die Buschhölzer im Frühjahre niedergehauen oder geschlagen werden, wird alles in einer Reihe hingeleget, doch so, daß die Stammörter alle einander nahe liegen, und bey dem Reißigmachen oder Wellbinden alles zur Hand lieget. Dieses Legen heißt dann ein Kamm oder Zahl.

Kamm, der Stiel an einer Weintraube, woran die Beeren sitzen. Wenn der Wein vor dem Keltern von diesen Kämmen gereiniget wird, so bekömmt er mehr Lieblichkeit.

Kamm, Einschnitt, Kerbe, wird von den Zimmerleuten auf verschiedene Weise eingeschnitten, nachdem es die Verbindung des Holzes erfordert, in welche Einschnitte das Blatt eines andern Holzes passen muß.

Kamm, Zahn, der bey den Kammrädern hervor springende Theil, welcher in einen Kumpf, oder Trilling, oder in ein anderes Rad eingreifet.

Kammdeckel, das dreyfache lederne Stück, welches an einem hintern Pferdegeschirre, unter dem Oberblatte, vermittelst der beyden messingenen Leinschrauben, befestiget wird. Er bedeckt den Kamm des Pferdes, wovon er auch den Namen hat,

und dienet sowohl dem Oberblatte, als dem Kammkissen zur Unterlage.

Kammer, der nächste Ort, oder das erste Dickicht an dem Lauft an, wo hinein die Hirsche des Morgens früh, wenn abgejagt werden soll, oder auch wohl, wenn recht starke Dickung vorhanden ist, Abends vorher, aus dem Zwangtreiber getrieben, und hernach aus diesem der hohen Herrschaft auf den Lauft vorgejaget werden.

Kammer, 1) bey den Jägern zuweilen der Abjagungsflügel bey einer Jagd; 2) in der Landwirthschaft ist es an einem Kummet ein leerer Fleck inwendig am Halse, aus welchem man einen Theil von den Füllhaaren heraus genommen, damit das Kummet, welches zuvor das Pferd an diesem Orte gedruckt hat, daselbst nicht ferner aufliegen und es beschädigen möge.

Kammgras, Cynosurus L. Von den mancherley Arten dieses Grasgeschlechts sind folgende für den Landwirth merkwürdig:

1) **Steifes, federartiges Kammgras**, C. cristatus L. Es wächst bey uns überall, scheint aber vorzüglich einen niedrigen, etwas feuchten Boden zu lieben, und verschmähet zwar den Sand nicht, bleibt aber darinnen viel niedriger. Man kann es vor andern Gräsern sehr leicht an den engen kammförmigen Hüllen, oder besonders gestalteten Blättchen erkennen, die sich an der hintern Seite der Aehre, reihenweise, zeigen, und so lang als die Aehrchen, rundlich, und in 5—9 überaus schmale Einschnitte abgetheilet sind; diese stellen weißliche, mit einer grünen Mittelrippe durchzogene, scharf zugespitzte Häutchen vor, und fallen besonders vor dem Auf- und nach dem Verblühen in die Augen. Die Wurzel perenniret. Der Halm ist 1—2 F. hoch; die Aehre 2 Z. und länger, auf eine Seite gerichtet, und der Hauptstiel schlangenweise von einer Seite zur andern gewunden. Die äußere Spelze ist auf dem Rücken mit Haaren besetzet, und die Spitze endiget sich mit einer kurzen Granne. Es macht dieses Gras schwache Stöcke, und wenig Blätter. Der Geschmack ist nicht unangenehm, und obgleich die Halme etwas schmielig sind, giebt es doch kein schlechtes Heu. **Stillingfleet** hat angemerket, daß es sich vorzüglich zur Mästung für die Hammel schicke, und dem Fleische einen angenehmen Geschmack gebe. Es könnten daher die mit viel dergleichen Kammgras bewachsenen Grasplätze zur Weide für die Schlacht- oder Märzschaafe ausgesucht, oder umgerissene Wiesen mit dieser Grasart begattet werden.

2) **Blaues Kammgras, Elfdanser**, C. coeruleus L. Poa aquatica lacqu. Selleria Arduin. Dieses auf nassen Wiesen, wie auch in thonichtem Boden, wachsende Gras ist an der schönen hochblauen Farbe der Aehre leicht kenntlich. Die Hüllblättchen sind völlig ganz. Es macht auf den Wiesen Hügel von großem Umfange, wodurch die Wiesen uneben werden. Trocknet man die Wiesen aus: so geht es von selbst ein; die Wurzel tödtet die nahe stehenden Sträucher auf eben die Art, wie der Wiesenhaber. Linne hat (s. Oelandische Reise S. 76.) beobachtet, daß die Stöcke, welche sich vom Mittelpuncte nach allen Seiten ausbreiteten, mit der Zeit in der Mitte vergiengen, hingegen die seitwärts ausgebreiteten Zweige übrig blieben, und einen Ring abbildeten.

Kammrad, ein an dem Wellenbaume, oder Grindel einer Mühle mit seinen Radarmen angemachtes Rad, welches 6 — 9 Fuß, nachdem es die Maschine erfordert, im Durchmesser haben kann, und an der Seite mit Kämmen versehen ist, welche zwischen einen Trilling greifen, um die Mühlsteine, oder etwas anderes, umzudrehen.

Kaninichen. Man findet diese Thiere fast überall; sie stammen eigentlich aus warmen Ländern her, weshalb sie in den nördlichen Ländern die Kälte nicht allzu wohl vertragen, und daher daselbst meistens nur in den Häusern anferzogen werden. Sie sind sehr fruchtbar, indem sie schon in einem Alter von 5 — 6 Monathen zur Zeugung geschickt sind, auch fast alle Monathe 4 — 8 Junge bringen, welche von ihnen 30 — 31 Tage getragen werden. Die Hauskaninichen sind gemeiniglich größer, als die wilden, welche letztere meistentheils grau sind. Unter den zahmen giebt es aber nicht nur graue; sondern auch schwarze, weiße, bräunliche und gefleckte. Die ganz schwarzen werden, wegen ihres Felles, am meisten geschätzet. Die Nahrung dieser Thiere, deren Alter sich auf 8 — 9 Jahre ohngefähr erstrecket, besteht in Gras, Heu und allerley Kräutern und Wurzeln; daher sie Feldern und Gärten sehr gefährlich sind, indem sie die Erde unterminiren, und die Wurzeln der Bäume, Stauden und anderer Gewächse zerstören. Die jungen Kaninichen werden gern gegessen, und haben ein gesundes, nahrhaftes Fleisch, gekocht und gebraten. Das Fell dienet zu einem wohlfeilen Pelzwerke, die Haare aber werden mit andern Haaren zu den Viertel- und halben Kastorhüten gebrauchet.

Kannenkraut, Roßschwanz, Equisetum L. Die zu diesem Pflanzengeschlecht gehörige Arten haben eine kriechende und auslaufende Wurzel; die Blätter sind walzenförmig, und wie Tuten oder Düten in einander gesteckt.

1) **Waldkannenkraut, Waldschaftheu,** E. sylvaticum L. Es wächst auf den Waldwiesen, ohngefähr 1 F. hoch, und ist mit großen, gelblichten und mit drey zackichten Zähnen besetzten Scheiden locker umgeben. Die lange scheckichte Blüthähre sitzt am Ende des Stengels.

2) **Kurzblättriges Wasserschaftheu, Flußschafthalm, Zinnkraut, Pferdeschwanz, Katzenstert, Kandelkraut,** E. fluviatile L. Hippuris, die größte und auffallendste Art dieser Gattung, 4 — 5 F. hoch, an den Ufern der Flüsse, mit wirtelförmig gestellten Blättern häufig besetzet, welche viereckicht, tief gefurcht, an der Zahl 30 — 40 einen Wirtel ausmachen, und in merklichen Absätzen von einander abstehen. Der Stengel ist nicht gefurchet, weich, anfangs blaßgrün, endlich schwarz, und vergeht ohne Blüthe. Es treiben aber zu gleicher Zeit im Frühjahre andere, 1 — 2 F. hohe, dicke Stengel, an welchen man keine Blätter, wohl aber eine blaßröthlichte Blüthähre, wahrnimmt.

3) **Gemeines Ackerschaftheu, Flußschafthalm, Ackerkannenkraut,** E. arvense L., wächst auch im Frühjahre an den Gräben und feuchten Oertern, und kömmt, in Ansehung der zweyerley Stengel, mit der vorigen Art völlig überein. Der blättrige 1 F. hohe Stengel ist ganz rauh und scharf, wie eine Feile anzufühlen. Die Scheiden stehen locker, sind groß, und in viele schwärzliche zarte Spitzen abgethei-

getheilet. Der nackende Blüthstengel ist ganz niedrig. Die Federkraft des Blüthstaubes ist bey dieser Art vorzüglich zu bemerken, und der Tanz desselben leichtlich zu bewerkstelligen.

4) **Mit eckichten Stengeln verwachsenes Kannenkraut, Sumpfkannenkraut**, E. palustre L., auf feuchten Wiesen. Die 1 F. hohen Stengel sind mit 4 — 5 tiefen Furchen durchzogen, und mit so vielen Ecken erhaben, die Scheiden schwarz, mit einem weißlichten, und gleichsam mit Grannen besetzten Rande versehen. Der Stengel treibt viele Aeste, deren jeder eine Blüthähre trägt.

5) **Glattes, fast nackendes Kannenkraut**, E. limosum L. Man will dieses als eine Spielart mit der vierten vereinigen, indem Haller dafür hält, daß nur die jüngern blühenden Stengel nackend, nachher aber mit Blättern besetzet wären. Die Stengel sind höher, breiter, und mit mehrern Furchen durchzogen, zumal wenn es in wäßrichten Oertern wächst.

6) **Scharfes fast nackendes Kannenkraut, Winterkannenkraut, Schachtelhalm**, E. hyemale L. Man findet es auf Dämmen und grünen Ufern unter den Weiden so wohl, als auf den Wiesen. Der Stengel ist mit stumpfen Furchen durchzogen; aber dem ohngeachtet ganz rauh und schärfer, als bey den übrigen Arten, anzufühlen. Die Scheiden sind kurz, und am Rande mit 3 schwarzen Puncten bezeichnet; sonst aber ganz und nicht ausgezacket; da hingegen an den Zweigen, welche unterwärts entspringen, die Scheiden am Rande mit Franzen eingefaßt sind.

Alle obangeführte Arten können zum Scheuern und Poliren des Zinnes und andrer Metalle gebraucht werden; die sechste aber ist, wegen der scharfen Stengel, dazu am geschicktesten, und wird daher von Goldschmieden, Künstlern und Tischlern vorzüglich geachtet. Das Vieh frißt zwar alle Arten, und am liebsten diejenigen, welche einen weichern und glättern Stengel haben; es leidet aber, wenn es zumal grün gefressen wird, davon öfters Schaden; es purgiret stark darnach; das trächtige verwirft davon, und dem melkenden entgeht die Milch; auch werden dem Rindviehe die Zähne davon leicht wackelnd. Die vierte Art hat einen widrigen Geruch, und wird sowohl grün als getrocknet von Pferden und dem Rindviehe verschmähet, auch das damit vermengte Gras und Heu größtentheils verachtet. Von Haller meldet auch, daß eine kalbende, und mit der dritten Art gefütterte, Kuh davon einen tödtlichen Durchfall bekommen. Es soll auch durch häufigen Genuß des Kannenkrauts Blutharnen bey dem Hornviehe erfolget seyn. Viele glauben, daß Pferde und Schaafe davon keinen Schaden litten; man hat aber doch erfahren, daß die Pferde auf der Weide mit einem tödtlichen Blutharnen befallen worden sind; gleichwie man in England das Kannenkraut auf gleiche Weise schädlich befunden hat. Muß man aber zu dergleichen Futter, aus Mangel eines andern, seine Zuflucht nehmen: so sollte es wohl getrocknet, und mit vielem andern Heu, oder zu Häcksel, mit vielem Stroh zerschnitten, gegeben werden. Es ist dieses Kannenkraut, seiner, viele Ellen tief, in die Erde gehenden Wurzeln wegen, die mit vielen Absätzen versehen sind, und bey jedem Knoten Nebenranken treiben, schwerlich auszurotten. Zu Florenz hat man mit der sechsten Art, um solche theils als ein Nahrungs- theils als ein Arzneymittel zu gebrauchen, verschiedene Versuche

angestellet, und dabey schlimme Folgen wahrgenommen; daher ist es am besten, sich damit gar nicht einzulassen.

Kantring, ein starker eiserner Haken, der mit einem verhältnißmäßigen Ringe zusammen hängt, und womit der Zimmermann das Bauholz beym Behauen folgendergestalt umkehret: Er schlägt den Haken in die eine lange Seite des Holzes ein, steckt in den Ring auf der entgegen gesetzten Seite des Holzes einen Hebebaum, und drückt das obere Ende des letztern herunter.

Kapital, Knauf, der obere Theil einer Säule, woran man gleich sehen kann, zu welcher Ordnung sie gehöret. Z. B. wenn das Kapital 8 Schnecken, und keine Blätter hat, so ist die Säule von Jonischer Ordnung u. s. f.

Kappe, dasjenige messingene Stück, welches vorn nach dem Ende des Kolbens eines Gewehrschafts versenket, und mit 4 Schrauben befestiget ist.

Kappe, Flegelkappe, an einem Dreschflegel dasjenige starke Stück Leder, vermittelst dessen die Handruthe und der Flegel zum Dreschen dergestalt verknüpft sind, daß dieser daran beweglich bleibt.

Kappe, Kamm, Kranz, die obere Fläche zwischen der äußern und innern Abdachung des Deiches.

Kappensturz, die Herabstürzung der Fluth über die Kappe eines Deiches. So lange die Kappe, zumal wenn sie sehr breit ist, nur hin und wieder mit einigen zu hoch sich erhebenden Wellengipfeln beschlagen wird, hat man wenig zu befürchten; wenn aber die halbe Welle sich über die Kappe wirft: so kann man glauben, daß bey ermangelnder Gegenwehr in kurzem Kappe, Deich, innere und äußere Dossirung bis auf den Fuß, ja oft noch tief unter demselben, nicht mehr vorhanden seyn werden. Man hat daher folgendes zu bemerken: Wo sich eine Eisstopfung aufhält, ist die Kappe in Gefahr, nach und nach untergraben und fortgeschoben zu werden, und wo der Deich sich gesenkt hat, da ist zu vermuthen, daß die Fluth überlaufen, und große Noth anrichten werde. In beyden Fällen ist dahin frühzeitig zu sehen, daß, zu beyden Seiten der gefährlichen Stelle, doppelte Reihen Pfähle, nicht auf der Kappe, sondern auf den Abdachungen selbst, eingeschlagen werden. Zwischen diesen Pfählen läßt man gute Bohlen einschieben, und auf der unterwärts abgeschärften Kante etwas einrammen. Der Zwischenraum wird mit Erde oder Mist ausgestampfet, und wenn die Noth zu schnell überhand nimmt: heftet man zuletzt Faschinen auf, um die Füllung schnell zu vollenden, und so ist die Kappe für den Einsturz gesichert.

Karat, ist bey den Goldprobierern ein gebräuchliches und idealisches oder eingebildetes Gewichte. Man theilet nämlich die Köllnische Mark, die 16 Loth enthält, in Gedanken in 24 Theile, die man Karate nennt. Jeder Karat besteht wieder aus 12 Grän, und folglich die Mark aus 288 Grän. Das Karatgewichte ist nur bey dem Golde, das Markgewichte aber bey dem Silber gebräuchlich. Man saget nämlich drey und zwanzig karatisches Gold, welches eine Goldvermischung ist, die aus 23 Theilen oder Karaten Gold, und einem Theile oder Karate Silber oder Kupfer besteht.

Karatirung, weiße, rothe, vermischte. So nennet man die Vermischung des Goldes mit Silber oder Kupfer, und zwar heißt sie weiße Karatirung, wenn Gold mit Silber versetzet ist; so wie die Vermischung des Goldes mit Kupfer die rothe, und die Vermischung des Goldes mit Silber und Kupfer zugleich die gemischte Karatirung genannt wird.

Karausche, Carauze, Caruze, ein bey uns sehr geachteter Fisch, dessen Fleisch, gekocht und gebraten, eben so schmackhaft als gesund ist. Sie wird selten über 2 — 3 Pfund schwer; findet sich meistens in Seen und Teichen, wo sie, gleich den Karpfen, gepfleget und dann gespeiset wird; in 3 Jahren ist sie schon zu nutzen; sie vermehret sich so häufig, wie die Karpfen, dauert auch in sumpfichten Wassern, von welchen sie aber einen wiedrigen, sumpfichten Geschmack annimmt, weshalb sie vor dem Gebrauche einige Tage in Fischkasten, die im fließenden Wasser stehen, gehalten wird, um ihr einen reinen Geschmack zu verschaffen. Will man sie aber alsbald aus ihrem ersten Wasser verspeisen: so muß man den Kopf wegwerfen, oder die Keimen aus dem Kopfe hinweg nehmen, welches auch mit andern Sumpffischen geschehen kann. Im Verkaufe hat sie gemeiniglich den halben Preis der Karpfen, und läßt sich weit in Fässern verführen. Man füttert sie mit Erbsen, Malz, Weizen, Trebern, Brodt u. s. f. In Ermangelung eines bessern Futters nimmt sie auch mit Kohlrüben für lieb. Mit den Karpfen stehen die Karauschen nicht gut beysammen, und scheinen die Größern, nämlich die Karpfen, den Kleinern, den Karauschen, weichen zu müssen. Sie vermehren sich ungemein, und entziehen, vermöge ihrer Geschwindigkeit, den Karpfen die Nahrung. Sie laichen gemeiniglich im May und Jun. Man setzt sie zwar in Teiche, wo Forellen und Hechte hinkommen, welchen sie zur Nahrung dienen, sich außerordentlich vermehren, und wegen ihrer Geschwindigkeit sich nicht so leicht fangen lassen; nur müssen die Karauschen ein Jahr vorher allein in dem Teiche stehen, ehe die gedachten Raubfische zu denselben gesetzt werden.

Karauschenkarpfen, oder Karuzenkarpfen, werden von den Fischern für eine Bastardart von beyden Arten gehalten. Sie sind leicht von den andern zu unterscheiden, weil sie gelblicher, als die Karauschen, sind, und auf den beyden Seiten des Leibes, vom Kopf bis an den Schwanz, einen geraden, durch und über die Schuppen weggehenden Strich haben.

Noch ist eine besondere Art Karauschen, welche man **Giebeln**, und, wegen ihrer gelben Farbe, auch **Gilblichen**, nennet. Diese sind kleiner, aber etwas fleischichter, und auf dem Rücken dicker als die Karauschen; sie stehen gut in mostichten und lehmichten Wassern, wie die vorigen, und laichen alle vier Wochen. Karauschen und Giebeln ersticken unter dem Eise nicht, wie die Karpfen und andere Fische, wenn gleich in die Teiche oder Tümpfel, worinn sie stehen, keine Wuhnen gehauen werden.

Karpfen, Karpen. Man kennet diese überall bekannte Fische als eine der edelsten und vorzüglichsten Fischarten, und theilet sie sowohl nach dem Orte ihres Aufenthalts, in Fluß- oder Strohmkarpfen, als auch vorzüglich in Seekarpfen, nach dem Alter und der Größe, ein, als z. B.: in Saamenkarpfen, welche noch in ihrem

Wachsthume begriffen sind, und diese nennt man, so lange sie noch einjährig: jährigen Strich oder Setzlinge; hernach kömmt der zwey- und dreyjährige Strich; im vierten Jahre werden sie erst Karpfen. Die Fluß- oder Strohmkarpfen sind die schmackhaftesten; nächst diesen folgen die Teichkarpfen, wenn sie nämlich in Teichen stehen, die von klaren, frischen Bächen, oder von den Armen eines fließenden Wassers einen Zugang haben. Die Seekarpfen haben meistentheils einen faulen und moderichten Geschmack, weshalb man in Ansehung ihrer eben das zu beobachten hat, was vorhin von Karauschen aus dergleichen Wassern gesagt worden ist. Sonst hält man überhaupt die mittelmäßigen Karpfen von 2, 3, 4 Pfunden für die besten und niedlichsten. Da sie aber vom Monath May bis zum August laichen, und daher mager werden: so taugen sie sodann nicht zum Essen, und sind ganz unschmackhaft; desto besser aber sind sie vom October, gegen die Fastenzeit und den Monath April. In 3 Jahren soll dieser Fisch, zwischen dem Kopfe und Schwanze, einen Fuß lang werden. So wie er am Alter zunimmt, so wird er auch fester am Fleische, und besser am Geschmacke. Gemeiniglich zieht man die Karpfen von mittlerer Größe und Alter den schwerern und ältern vor. Die Güte dieses Fisches wird daran erkannt, wenn er fein hart und gelb am Bauche ist, einen kleinen, kurzen, keulichten Kopf hat, und fein schwarz über dem Leibe ist. Er ist leicht zu verdauen, nähret mäßig, und giebt eine gute gesunde Nahrung, welches der Appetit nach demselben, und die unglaublich große Consumtion bestätiget. Besonders aber findet man an der Milch dieses Fisches ein vortreffliches Essen, indem sie bey vielen schwächlichen Personen die Stelle des Fleisches vertritt, so, daß sogar Schwindsüchtige durch ihren Gebrauch geheilet worden sind.

Kasten. 1) Ein mit Spundpfählen eingeschlossener Raum, welchen man gebrauchet, wenn man Gebäude auf Triebsand gründen will; 2) eine Art von Kisten, welche aus Zimmerstücken zusammen gesetzt, gut kalfatert und verpichet, und hernach mit Steinen gefüllt werden. Diese Kästen werden hernach in das Wasser gesenket, um da, wo das Wasser nicht ausgeschöpft werden kann, einen Grund zu erhalten, und darauf ein Gebäude aufzuführen; 3) auch werden Kasten aus Grund- und Wandhölzern, Riegeln und Schwingen verfertiget, und mit Steinen und Kies ausgefüllet. Sie dienen zur Befestigung der Ufer, zu Wasserwehren oder Molen.

Kastenkunst, eine Maschine, welche aus einer oder zwo Ketten ohne Ende bestehet, an welcher Eymer oder Kästen befestiget sind. Die Kette geht um eine Welle herum, und wenn diese umgetrieben wird: so schöpfen die Eimer in der Tiefe Wasser, und gießen es, wenn sie in die Höhe kommen, aus.

Katze, Haus- oder zahme Katze; sie pflegt sich zwar in unsern Wohnungen aufzuhalten, kann aber doch nicht völlig als ein Hausthier betrachtet werden, da man sie zu keinen häuslichen Diensten, wie z. B. die Hunde, abrichten kann. Sie ist eigentlich nur eine durch die Erziehung ausgeartete und kleinere wilde Katze. Die Noth befiehlt uns, die Katzen in unsern Haus- und Wirthschaftsgebäuden zu halten, um Mäusen und Ratten nicht die Oberhand bey uns zu lassen. Man kann ihnen aber viel von der ihnen so sehr angebohrnen Wild-

Wildheit abgewöhnen, wenn man sie von der ersten Jugend an unter den Menschen erziehet; wie man denn siehet, daß in Häusern, wo die Kinder mit jungen Katzen spielen, solche Thiere am meisten zahm und umgänglich sind. Es ist aber an zahmen Katzen viel gelegen, weil sie, bey ihrer natürlichen Wildheit, in Küchen und Kammern leicht Geschirre umstoßen und zerbrechen, oder sonst Schaden anrichten. Man findet sie zuweilen so zahm, daß sie zwischen einer Menge Bouteillen, Gläser, Kaffeekannen, u. dergl. umher gehen, und sich gleichsam mit aller Bedachtsamkeit hindurch schleichen, um kein Gefäß zu berühren. Freylich muß keine Maus zwischen dergl. Geschirr kommen, indem die besten Katzen sodann nichts schonen, um die Maus mit wenigen Sprüngen zu erreichen. Eben dergleichen zahm gemachte Katzen sind auch leicht dahin zu bringen, daß sie, wenn sie nur nicht Hunger leiden dürfen, nicht auf Näschereyen ausgehen, und die Töpfe auf dem Feuerheerde nicht umreißen. Sollen aber eben diese Katzen die Tauben auf den Höfen, ingl. die, im Hause gehaltenen, oder in Stuben frey umher gehenden, Vögel nicht wegfangen: so werden sie also dressiret: Man setzet eine Taube, oder andern Vogel, mitten in der Stube in einem Käfich auf den Boden, und steht mit einer Hetzpeitsche einige Schritte davon. Hierauf wird die Haus- oder Stubenkatze herein gelassen, und sobald sie auf dergl. Vögel zuspringt: giebt man ihr einen oder ein Paar Hiebe; schleicht sie sich wieder zum Käfich hin, oder sieht von fern nach ihm hin: so giebt man ihr wieder einen Hieb. Am folgenden Tage wird eben so verfahren, und das thut man so lange, bis sie, sobald sie nur den Käfich siehet, vor ihm erschrickt, und sich von ihm entfernet. Hat man es so weit mit ihr gebracht: so läßt man seine Vögel, deren Flügel verschnitten seyn müssen, aus dem Käfich heraus, die Katze aber setzt man in einer kleinen Entfernung von den Vögeln hin, giebt genau auf sie Achtung, und wenn sie nur die geringste Begierde, oder Aufmerksamkeit nach selbigen verspüren läßt: gebraucht man wieder die Peitsche. Ist nun solches ein- und das andremal geschehen: so läßt man seine Vögel neben der Katze frey umher gehen, giebt ihr aber zuweilen noch einen Hieb, wenn sie sich nach dem Geflügel umsiehet. Auf solche Art habe ich vielmals die zahmen Hauskatzen in kurzer Zeit dahin gebracht, daß sie mit Amseln und Staaren aus einem Napfe gefressen, auch mit diesen Vögeln in einem Zimmer zugebracht haben.

Es ist nicht so allgemein wahr, wie vorgegeben wird, daß geschnittene Katzen nicht so gut mausen sollten, als die ungeschnittenen. Nur dieses ist dabey zu beobachten, daß der Kater nicht zu jung, etwa erst zweyjährig, geschnitten werde. Man hat den Vortheil, daß die castrirten Kater immer zu Hause oder auf dem Gehöfte bleiben, da sie sonst Wochen lang nicht einheimisch gefunden werden. Und man hat doch lieber solche geschnittene Kater, als Kätzinnen, deren Jungen man immer muß tödten lassen. Sie gehen etwas über acht Wochen, nämlich 54 — 60 Tage, trächtig, und werfen gemeiniglich 4 — 6 Junge. Gemeiniglich werden sie des Jahrs zweymal, im Frühlinge und Herbste, oft auch drey- zuweilen gar viermal, hitzig. Die Kätzinn aber ist, wider die Gewohnheit der Thiere, viel hitziger, als der Kater. Sie ladet ihn ein, sucht und ruft ihn, ja, sie geht so weit, ihm die Wuth ihrer Begierden

gierden durch lautes Geschrey anzukündigen. Wenn der Kater sie zu fliehen, oder zu verachten scheint, wird er von der Käzinn verfolget, gebissen, und gleichsam gezwungen, ihre Begierde zu befriedigen.

Der Geruch von den Katzen wird den Pferden sehr zuwider gehalten, daher die Knechte oder Kutscher keine Katzen gern auf ihre Wagen nehmen, weil sie behaupten, daß die Pferde, wenn der Wind von der Katze auf sie geht, sehr müde würden; ja, ein Pferd, dessen Reiter ein, mit Katzenfellen gefüttertes, Kleid am Leibe hat, soll sogar matt werden. Vielleicht läßt sich dieses nicht von allen Pferden behaupten, und ist etwa nur so zu verstehen, wie man von manchen Menschen weiß, daß ihnen angst und bange wird, oder sie gar in Ohnmacht fallen, wenn sich eine Katze in der Stube oder in der Nähe befindet, ob sie gleich solche nicht gesehen haben.

Hungrige Katzen müssen aus Noth Mäuse fangen. Nicht hungrige oder gefütterte aber mausen noch besser, und setzen das Auflauern gegen die Mäuse desto länger fort, je weniger sie der Hunger zwingt, einen andern Ort, wo Mäuse sind, aufzusuchen, oder gar auf Näschereyen auszugehen; sie scheinen bey ihrem Auflauern gleichsam auszuruhen, und warten so lange, bis aus dem von ihnen belauerten Loche eine Maus hervor kömmt. Denn vermittelst ihres scharfen Geruchs, haben sie von dem Aufenthaltsorte der Mäuse eine sehr sichere Spur; und ob sie gleich gut gefüttert werden: so haschen sie doch gerne Mäuse, zur Veränderung in Absicht ihrer ordinairen Hausspeise. Eben diese Katzen werden von gefangenen Ratten nichts mehr, als den Kopf, fressen; da hingegen die schlecht gefütterten Katzen vor Hunger den ganzen Rumpf auffressen, davon aber meistens verdorren und endlich sterben; weshalb ihnen, um sie zu erhalten, Butterschnitte und Speck zu fressen gegeben werden sollte, wenn man wissen kann, daß sie die Ratten verzehren. Die meisten gut gefütterten Katzen verzehren nicht einmal die Köpfe der Ratten; sie beißen sie todt, und gehen davon.

Kälte ist den Katzen sehr zuwider. Sie halten sich daher gern im Sonnenscheine auf, und ruhen da, wo eine warme Stelle anzutreffen ist. Man muß daher, da sie sich so gern an oder auf die heiße Asche des Küchenheerdes im Winter legen, solches nicht geschehen lassen. Denn, wenn die Kohlen ihnen durch das Fortglühen an den Leib kommen, und brennen: so springen sie davon, und können gar leicht eine an den Haaren hängen gebliebene glühende Kohle auf nahe liegendes Streh oder Heu hinschleppen, und dadurch eine Feuersbrunst veranlassen. Man erblicket hie und da zuweilen Katzen, deren Seitenhaare ganz abgesenget sind. Es müssen daher die Katzen niemals in der Küche allein gelassen, und Thüren oder andre Oeffnungen so verschlossen gehalten werden, daß sie weder ein noch aus können.

Wann es aber, nach obbesagter Weise, erhalten werden kann, recht zahme Katzen zu zuziehen: so sollten, da eine gute Abrichtung derselben nur ein Geschäfft für wenige Menschen, die Zeit dazu haben, ist, sich Leute besonders damit abgeben, und es öffentlich, in Intelligenzblättern bekannt machen, daß bey ihnen um gewisse Preise zahm gemachte Katzen zu bekommen wären.

Die **wilden Katzen** sind von den Hauskatzen wesentlich unterschieden. Dieses

ses betrifft hauptsächlich die Länge der Gedärme, welche bey den wilden Katzen um ein Drittel geringer, als bey jenen, ist. Die wilde Katze ist allemal stärker und größer; sie hat allezeit schwarze Lefzen, steifere Ohren, einen stärkeren Schwanz, und beständigere Farben. Sobald sie aber zahm gemacht, und unter die Hausthiere aufgenommen worden ist, hat sie ein weit sanfteres Haar, und mehr abwechselnde Farben bekommen. Das Haar der wilden Katze ist 2 — 3 Zoll lang, Kopf, Hals, Schultern, Rücken, Lenden, der größte Theil des Schwanzes, und die äußere Seite der Füße, sind von einerley Farbe, welche mehr oder weniger aus Falb, Schwarz, oder weißlichem Grau gemischt ist. Das Aeußerste des Schwanzes hat, ungefähr 3 Z. weit, eine ganz schwarze Farbe, und weiter hinauf wird man 3 schwarze Ringe gewahr. Der Aufenthalt der wilden Katzen ist meistentheils in großen dicken Wäldern und Gesträuchen, wo das Geflügel nistet. Dem Geflügel im Walde und Felde, sowohl dem alten als jungen, thun sie großen Schaden; auch sind die jungen Hasen, ingleichen die jungen Rehe vor ihnen nicht sicher. In den hohlen Bäumen, Raubvögel- auch Eichhörnchen-Horsten, pflegen sie sich des Tages über aufzuhalten; oder sie legen sich auch auf die Aeste der Bäume, und bedienen sich ihres scharfen Gesichts und leichten Gehöres, bis sie eine Gelegenheit gewahr werden, mit der größten Geschwindigkeit auf ihren Raub loszugehen. In der Fährte kann man sie von den zahmen Katzen nicht merklich unterscheiden, außer daß die wilden größere Tritte formiren. Sie gehen, wie der Fuchs, geschnürt, und drücken ihre Ballen sowohl, als auch Krallen, im Schnee ganz deutlich aus. Wenn sie gejagt werden, laufen sie nicht hoch, sondern setzen sich auf den nächsten Ast, und sehen den Jagdhunden zu, daher sie denn auch gut zu schießen sind. Das Pelzwerk davon wird dicken, wassersüchtigen und geschwollenen Personen angerathen, es mit den Haaren auf bloßer Haut, als Brustlatz, zu tragen, da es denn das Aufgedunsene abzehren, und den schwachen Magen stärken, magern Personen hingegen nicht zuträglich seyn soll. Das Fett ist erwärmend, erweichend, durchdringend und zertheilend. Es lindert allerley Gliederschmerzen.

Katzenmünze, der gewöhnliche Name, womit das Geschlecht Cataria oder Nepeta beleget wird. Die mehresten Arten kommen bey uns selten vor.

1) **Gemeine Katzenmünze, Katzenkraut, Nept, Marienneßel**, Cataria offic. Nepeta Cataria L. **Vaterl.**: Deutschland, auf wüsten, unbebaueten Stellen um die Dörfer. **Wurzel**: faserricht. **Stengel**: viereckicht, rauch, weißlich, mit vielen Zweigen besetzt, 3 — 4 F. hoch. **Blätter**: gestielt, einander gegen über stehend, herzförmig, zugespitzt, ausgezackt, wollicht und weiß. **Blumen**: auf kurzen Stielen, zwar wirtelförmig gestellt; da aber die Wirtel dichte bey einander stehen, stellen solche gleichsam eine Aehre vor. Das Blumenblatt ist blaß purpurfarbig oder weißlich, der mittelste Einschnitt der untern Blume aber punctirt. Die Pflanze hat einen gewürzhaften, bitterlichen Geschmack, und besondern starken Geruch. Letzterer soll die Katzen so an sich locken, daß sie entweder aus Haß oder Liebe sich auf der Pflanze wälzen, und dadurch gemeiniglich ihr Wachsthum hindern. Diesen Umstand bemerken fast alle Schrift-

steller von dieser Pflanze, und haben ihr auch deswegen den Namen Cataria gegeben. Doch hat man die Erfahrung, daß solches nicht immer geschehe. Man kann die Pflanze zu den eröffnenden und krampfstillenden Mitteln zählen, und sie mit Wein oder Wasser abgekocht, bey Mutterbeschwerungen, und zur Beförderung der monathlichen Reinigung nützlich gebrauchen; auch wird ihr von Aerzten eine blähungstreibende Kraft zugeschrieben.

2) **Kleine Alpenkatzenmünze, Italienische Katzenmünze, unächte neue Bienenmelisse**, N. Italica L. **Vaterl.**: Italien. **Wurzel**: fortdauernd. **Stengel**: 1 F. hoch. **Blätter**: gestielt, herzförmig eingekerbt. **Blumenwirtel**: stellen eine Aehre vor, stehen aber von einander entfernt, und sind mit lanzenförmigen, grünlichen, am Rande aber weißlichen Blattdecken umgeben. Das Blumenblatt ist weiß, und die Kelcheinschnitte sind einander ähnlich. Die Pflanze hält bey uns im freyen Lande aus, verlangt jedoch eine warme Lage, und einen leichten trocknen Boden. Die starken Wurzelstöcke lassen sich im Frühjahre zertheilen; sonst erzieht man sie aus dem Saamen, der sich im Herbste auch selbst aussäet. Gleditsch meldet, daß diese Pflanze an Geruch und Kräften der Melisse gleich komme, und deren Stelle als ein Bienen- und Arzneykraut vertreten könne.

Kaue, in einigen Gegenden, z. B. in der Lausitz, kleine Verschläge in den Schaafställen, diejenigen Schaafe, welche ihre Lämmer nicht annehmen wollen, in denselben einzusperren.

Kauf, hat allemal einen Vertrag mit einer oder mehrern Personen zur Erlangung ihres Eigenthums zum Grunde. **Kaufvertrag** ist also ein solcher, wodurch der eine Contrahent zu Abtretung des Eigenthums einer Sache, und der andere zur Erlegung einer gewissen Geldsumme sich verpflichtet. Zum Abschlusse eines jeden Kaufs ist erforderlich, daß sowohl der Verkäufer, als auch die Person, auf welche das Eigenthum übergehen soll, ingl. die zu verkaufende Sache, und der dafür zu erlegende Preis hinlänglich bestimmt sind. Der Kaufpreis muß in einer bestimmten Summe Geldes bestehen. Ist die Münzsorte des Kaufpreises nicht bestimmt: so wird sie für Silber-Courant angenommen. Ein Kaufpreis von 10 Thalern und weniger darf nur in Scheidemünze; wenn derselbe aber über 10, doch unter 30 Thaler beträgt: so muß er, im Mangel ausdrücklicher Bestimmung, halb in Courant, und halb in Scheidemünze entrichtet werden. Der Einwand, daß der Kaufpreis mit dem Werthe der Sache in keinem Verhältnisse stehe, ist für sich allein, den Vertrag zu entkräften, nicht hinreichend. Ist jedoch dieses Mißverständniß so groß, daß der Kaufpreis den doppelten Betrag des Werths der Sache übersteigt: so begründet dieses Mißverhältniß, zum Besten des Käufers, die rechtliche Vermuthung eines den Vertrag entkräftenden Irrthums. Der Kaufpreis muß von dem Verkäufer, wenn er ihn ganz oder zum Theil vor der Uebergabe erhalten hat, bis dahin verzinset werden. Auch bey gerichtlichen Verkäufen finden die allgemeinen Grundsätze von Kaufsgeschäften überhaupt Anwendung. Insonderheit gehen bey gerichtlichen nothwendigen Verkäufen, durch den Zuschlag, Eigenthum, Nutzung, Gefahr und Lasten auf den Käufer über, wenn gleich selbiger die erstandene Sache noch nicht in Empfang genommen hat. Die

Zah-

Zahlung der Kaufgelder muß bey einem jeden gerichtlichen Verkaufe allemal, wenn nicht ein anderes ausbedungen ist, an dem Orte geschehen, wo der Zuschlag erfolgt ist. Bey Käufen über bewegliche Sachen unter 50 Thalern ist der Verkäufer vom Vertrage wieder abzugehen befugt, sobald die zur Abholung der Waare bestimmte Zeit verflossen ist. Eben so kann der Verkäufer, wenn der Käufer die Zahlung des Kaufgeldes, welche er bey der Uebergabe baar zu leisten versprochen hat, nicht leistet, die Uebergabe verweigern, und den Contract aufheben. Ist der Kauf unter einer aufschiebenden Bedingung geschlossen: so gelangt derselbe nicht eher zur Wirklichkeit, als bis die Bedingung eintritt oder erfüllt ist. Hat der Verkäufer auf den Fall, wenn der Käufer das creditirte Kaufgeld, oder einen gewissen Theil desselben, in einem bestimmten Termine nicht zahlen würde, sich das Eigenthum der verkauften und übergebenen Sachen vorbehalten: so hat dieses Abkommen die Kraft einer auflösenden Bedingung. Nimmt aber der Verkäufer in dem bestimmten Termine eine andere Summe, als gezahlt werden sollte, ohne Vorbehalten: so wird er seines Rechts, die Sache zurück zu fordern, verlustig. Ist der Kauf unter der Bedingung geschlossen, daß derselbe erst alsdann, wenn sich binnen einer gewissen Zeit kein besserer Käufer findet, gültig seyn solle: so ist die Abrede für eine aufschiebende Bedingung zu achten. Hat sich der Verkäufer den Rücktritt vorbehalten, wenn sich binnen einer gewissen Zeit ein besserer Käufer finden würde: so ist es eine auflösende Bedingung. Hat wirklich ein besserer Käufer sich gemeldet: so muß solchen der Verkäufer dem ersten Käufer namhaft machen, und die gebotenen Bedingungen vollständig anzeigen. Der erste Käufer hat, wenn er sich eben diese Bedingungen gefallen läßt, das Vorkaufsrecht. Hat der Verkäufer entweder bey der Angabe selbst, daß ein besserer Käufer sich gefunden habe, oder bey der Anzeige der von selbigem gebotenen Bedingungen betrüglich gehandelt: so wird er seines vorbehaltenen Rechts verlustig, und muß dem Käufer Schaden und Kosten ersetzen. A. L. R. Th. I. Tit. XI. §. 1 ff.

Kaulbaars, Kaulbarsch, ein Fisch in dem nördlichen Europa, wo er sich in solchen Flüssen und Seen, welche einen Sand- oder Mergelgrund haben, und ein reines Wasser führen, aufhält. Er ist in der Oder, Havel, Spree und in vielen Seen in der Mark häufig, und wird selten über 6 — 8 Z. lang angetroffen. Er gehöret zu den Raubfischen, und lebt von der Brut anderer Fische, von Würmern und Insecten. Seine Feinde sind: der Hecht, der gemeine Baars (Stockbaars), der Aal, die Quappe, und die Wasservögel. Da dieser Fisch zu klein ist, um andern Fischen beträchtlichen Schaden zu thun: so kann man ihn wohl in ihre Seen oder Teiche bringen. Man versetzet ihn am besten im Frühling und Herbst, aber nur aus flachen Seen. Fischt man ihn aus tiefen Seen: so ermattet er sich im Netze, und steht bald ab. Er hat sonst ein hartes Leben, läßt sich im Winter lebendig weit verschicken; und wenn er auch unter Weges steif gefrieret, und todt zu seyn scheinet: erholt er sich bald wieder, wenn er in kaltes Wasser gelegt wird. Er wächst zwar langsam, vermehrt sich aber dafür desto stärker, und geht im Frühlinge aus den großen Seen in die Flüsse, aus welchen er im Herbste wieder zurück tritt; daher man ihn auch zu solcher Zeit am häu-

figsten fänget. Insonderheit ist die Fischerey unter dem Eise, in Ansehung seiner, ergiebig. Der Kaulbaars ist noch gesunder und schmackhafter als der Stockbaars, und für Kranke eine gute Speise. Am delicatesten ist er im Januar und Februar. Kein Fisch hat so gefährliche Gräten an den Flossen des Bauches, als dieser; sie sind daher aus dem Halse, wenn sie einmal darinn stecken, nicht wieder wegzuschaffen. Es findet aber dieser Fisch, wenn er auch nur klein ist, dennoch viele Liebhaber; er wird aber alsdann nur aus dem Salze gekocht, und von Manchen, ohne Kopf und Gräten wegzuthun, gegessen, um, wie im g. L. gesagt wird, einen verdorbenen Magen auszuscheuern. Sonst ist noch in Ansehung der Baarse wohl in Acht zu nehmen, daß man beym Verfahren derselben keine andere Fische in den Gefäßen mit ihnen zusammen setze, weil sie jene mit ihren stachlichten Floßfedern so ritzen oder verwunden, daß solche alsbald davon abstehen müssen.

Kaulhaupt, ein anderer eßbarer kleiner Fisch in süßen Wassern, welcher nur 1 Finger lang wird, aber einen unförmlichen dicken und großen Kopf hat, und auf seinem ganzen Körper mit Schleim bedeckt ist, wodurch er sich vor allen Flußfischen auszeichnet, und worauf sich auch die Menge seiner Provinzialbenennungen beziehet. Wenn er des Sommers verschickt werden soll, wird er vorher gesotten; alsdann wird ein frisch und stark gebackenes Brodt mit harter Rinde ausgehöhlet; darein wird wechselweise eine Schicht Kaulköpfe und eine Schicht Petersilienblätter gethan, bis es gefüllt ist; sodann wird es fest verbunden, und so können sie auf 6 Meilen, im Geschmack so gut wie frisch, versendet werden. Aus Schlesien wurden sie vormals zur Winterszeit in die königl. Küche nach Potsdam auf folgende Art geschickt: Man thut sie lebendig in eine Schachtel mit Schnee, feuchtet den Schnee mit etwas Wasser an, und läßt alles zusammen gefrieren. Auf diese Art, wenn der Frost anhält, sind sie bey ihrer Ankunft ganz frisch und wohlschmeckend. Das Fleisch dieses Fisches wird unter die Delicatessen gerechnet, und hat viel Aehnlichkeit mit der Schmerle; ist aber süßer und sehr fett, und nimmt im Kochen eine röthliche Farbe an.

Kaysergeld, Geld, welches in den Staaten des Römischen Kaysers geschlagen wird. **Kaysergroschen,** ein in eben desselben Ländern geschlagener Groschen, welcher geringer, als ein guter Groschen, ist, indem er nur 3 Kreutzer, oder 4 Gröschel, oder 9 bis 9¾ Pf. hält; 20 Kaysergroschen machen einen Gulden, und 30 einen Reichsthaler. Ein **Böhmischer Kaysergroschen** wird im g. L. auch nur ein **Böhme** oder Kayserböhme genannt.

Kayserkrone, Königslilie, kommt in Ansehung der Blume und der Frucht mit der Fritillarie überein, weshalb Viele von den neuern Schriftstellern beyde Geschlechter mit einander vereiniget haben.

1) **Ganzblättrichte Kayserkrone,** Corona imperialis. Fritillaria imperialis Linn. Sie ist schon seit einigen Jahrhunderten aus dem Orient in unsern Blumengärten gemein gewesen. Man hat davon Sorten, die als vortreffliche majestätische Pflanzen, von 3—4 F. Höhe, mit ihren großen und edlen Blumenkronen, ein sonderbar großes Ansehen haben, zeitig im Jahre, nämlich schon im April und May, als

als eine große Zierde der Gärten blühen, insgesammt dauerhaft sind, und nur ganz geringe Wartung brauchen. Sie dürfen nur um jedes 4 — 5 Jahr aufgenommen, die junge Zwiebelbrut abgenommen, die größern Zwiebeln aber, wenn sie 2 — 3 Monathe außer der Erde, blos in ein kühles Zimmer, in trocknen Sand gelegt, aufbewahret worden sind, in frisch gegrabenes Land wieder eingepflanzt werden. Dieses Umlegen hat auf ihre künftige Blüthe einen großen Einfluß. Die kleinern Zwiebeln aber mag man auf Pflanzschulbeete bringen, auf welchen sie in einem oder zwey Jahren tragbar zu werden pflegen. Die Kayserkronen treiben in einem tiefen und fetten Boden nicht nur höhere Stengel, sondern blühen dann auch in größerer Majestät. Zu Erlangung neuer Sorten muß man den Saamen von den größten und besten Pflanzen nehmen, welche die meisten, und zugleich die glänzendsten Blumen haben, weil Saamenkerne von schmutzig rothen, oder unrein gelben Blumen eben solche schlechte Farben wieder hervor bringen. Man verfahre mit der Saamenerziehung, wie mit den Fritillarien; außer, daß man die Zwiebeln den ersten Oct. nur mit ein wenig frischer Erde überschichte, und sie erst im folgenden Julius, wenn ihre Blätter abgestorben sind, aufnehme, und 1 F. weit von einander ins freye Land pflanze; die sammt der Erde ausgestreueten noch ganz kleinen Zwiebeln aber auch im Jul. des folgenden Jahres 1 F. weit verpflanze, und jene und diese bis zur Flor stehen lasse, und dann diejenigen, welche schlecht blühen, und sich in der zweyten oder dritten Flor nicht gebessert haben, wegwerfe.

2) **Kayserkrone mit gekerbten Blättern**, F. regia L. Vaterl.: das Vorgebürge der guten Hoffnung. Wurzel: bollig, treibt im Herbste einige lilienartige, eingekerbte Blätter, und im Frühjahre einen niedrigen Stengel, welcher, in Ansehung des Blätter- und Blumenstandes, mit der vorigen Art überein kömmt. Die im April hervor treibenden Blumen sind grünlich.

Kehle, eine Vertiefung, welche durch zwo in einem Winkel zusammen stoßende Flächen, z. B. durch 2 an einander laufende Dächer, hervor gebracht wird. Daher die **Kehlrinne**, eine zum Ablauf des Regenwassers dienende Rinne, von Ziegeln oder Blech, in dem Winkel, wo zwey Dächer zusammen stoßen. Auch die Kappfenster machen Kehlrinnen mit dem Dache. **Kehlsparren**, in der Zimmermannskunst, ein Sparren, welcher den Grund der Kehle eines Daches ausmacht. Bey den Werkleuten, insonderheit Holzarbeitern, als: Stuhlmachern, Tischlern, Stellmachern, Drechslern u. s. f. wird ein jedes hohles oder eingebogenes Glied, oder eine vertiefte Fläche, die mit einem runden vorspringenden Stabe umgeben ist, eine Kehle genannt. Z. B. bey Tischlern und andern Professionisten, die **Hohlkehle**, ein hohles oder eingebogenes, nach einem halben Zirkel vertieftes Glied am Simswerke, an Rahmen, u. dergl. Die Werkzeuge, deren sich die Holzarbeiter hiebey bedienen, werden **Kehleisen**, und zusammen das **Kehlzeug** genannt.

Kehlleiste, Karnies, ein Gesimsglied, welches aus 2 Cirkelstücken zusammen gesetzt ist; das obere geht auswärts, und das untere stehet einwärts.

Keller, das Gewölbe, welches man unter der Erde, oder doch meistens unter

derselben erbauet, um allerley Eßwaaren und Getränke, im Sommer vor der Hitze, und im Winter vor der Kälte, zu bewahren. Auf Kellergewölbe müssen Mauern oder Wände nicht leicht anders, als in der Mitte, aufgeführet werden; auf den Seiten wird der Druck zu ungleich, und bringt baldigen Schaden hervor. Am besten ist es, bey Landgebäuden die obern Wände niemals auf Gewölbe, d. i. auf etwas unten Hohles, zu setzen; sondern solche vom Grunde aus zu unterstützen, als welches bey der Anlage und Einrichtung leicht zu bewerkstelligen ist. Denn die Keller müssen sich nach dem obern Bau richten, und man wölbet deren lieber noch mehrere von kleinen Räumen, die unter einander Zusammenhang haben, als große, die durch fremde Last beschweret und niedergedrückt werden. Bey Prachtgebäuden kommen entgegen gesetzte Fälle vor, die aber auch mit möglichster Vorsicht zu behandeln sind. In Weinbergen, wo gerade fortlaufende Keller zur Placirung großer Fässer erfordert werden, muß sich der Werkmeister, in Ansehung der darüber kommenden langen oder Queerwände, mit starken vorgelegten Gurtbogen zu helfen wissen, wenn der Dauer oder Beständigkeit des Unterbaues nichts abgehen soll.

Kellerfenster, ein Fenster zu unterst am Erdboden; es geht inwendig schräge hinunter, um Licht in den Keller zu bringen. Diese Fenster werden so breit gemacht, als die andern, aber niedriger, als sie breit sind.

Kellergeschoß, Souterrain, das Geschoß, welches halb in, und halb über der Erde ist, und worinn, besonders bey Prachtgebäuden, Küchen, Conditoreyen, Domestiquenzimmer u. dgl. angelegt werden.

Kellerhals, ein vorspringendes Gebäude über der Treppe eines Kellers. Nach der Straße hinaus darf dergleichen ohne obrigkeitliche Erlaubniß nicht angelegt werden, desgleichen auch Kellerthüren. A. L. R. Th. I. Tit. VIII. §. 79.

Kellersalzstaude. Unter diesem Namen wird das Pflanzengeschlecht Thymelaea Tourn. oder Daphne L. verstanden. Die bekanntesten Arten sind:

1) **Gemeiner** oder **nackender Kellerhals, Seidel-** oder **Zindelbast, Süß-** oder **Wolfsbast, Bergpfeffer, Rechbeeren, Elendsblut**, Thymelaea lauri folio deciduo Tourn. Daphne Mezereum Linn. **Vaterl.:** das nördliche Europa in etwas feuchten Wäldern. **Stamm:** kurz, stark, holzig, treibt ganz niedrig viele aufrechte Zweige, macht eine regelmäßige buschige Krone, 3 — 4, selten 5 F. hoch. **Blätter:** klein, lanzettförmig, im Winter abfallend, etwa 2 Z. lang. **Blumen:** merklich schön, an den obern Theilen aller Zweige und jungen Schüsse, rings um dieselben her, dicht, zusammen stehend, ungestielt, zahlreich, je drey zusammen stehend, kommen im Februar und März zur Blüthe, ehe die Blätter ausgeschlagen sind; hinterlassen viele rundliche Beeren, welche entweder gelb oder roth, und im Jun. und Jul. reif sind. **Sorten:** a) mit weißen Blumen und gelben Beeren, b) mit purpurrothen Blumen und rothen Beeren, c) mit karmoisinrothen Blumen und rothen Beeren, d) mit gelbgestreiften Blättern. Die Blumen, welche unter allen Arten der Daphne die ansehnlichsten sind, erfüllen die Luft ziemlich weit umher mit einem angenehmen, und zugleich unschädlichem Wohlgeruche. Und nachher zieren diesen Strauch seine, nach vollende-

ter Flor hervor brechende, schöne, lieblichgrüne Blätter, und endlich seine rothe Beeren, welche ihre Schönheit bis in den Herbst behalten, und nach welchen die Singvögel sehr lüstern sind. Er verdienet also in allen Gärten Aufnahme, und muß auf solche Plätze von Lustgebüschen, die am meisten ins Auge fallen, wie diejenigen sind, die an große Rasenplätze und Hauptwege stoßen, ingl. auf Plätze, nicht weit vom Wohnhause, gepflanzt werden. Wenn man ihn an solchen Wegen, die man oft frequentiret, auf beyden Seiten reihenweise pflanzet: so erfüllet er, während seiner Flor, die ganze Luft, zum Vergnügen des Lustwandlers, mit einem angenehmen Dufte.

2) **Immergrünende fünfblüthige Kellerhalsstaude, Lorbeerdaphne, Seidel- oder Zeidelbast,** Laureola mas, Daphne laureola L. **Vaterl.:** England, Frankreich, die Schweiz. **Stämme:** viele, graulich, unregelmäßig ästig, 3—4 F. hoch, die Rinde der jüngern Zweige glatt und grün, sehr dicht belaubt. **Blätter:** dick, lanzetenförmig, glatt, glänzend ungetheilt, immergrün, von lieblicher, starker, leuchtend-grüner Farbe, ungestielt; entspringen in solcher Menge, daß sie in einiger Entfernung an den Enden der Zweige büschelweise zu stehen scheinen; sehr verzierend. **Blumen:** an den obern Theilen der Zweige zwischen den Blättern in kleinen Trauben, welche den Augen durch die Blätter, unter welchen sie sich verbergen, oft entzogen werden, gelblichgrün, klein und von geringem Ansehen, im Jan. und Februar, hinterlassen ovale Beeren, welche zur Zeit der Reife im Jun. eine schwarze Farbe annehmen. Hievon ist eine Abart mit scheckigen Blättern. Dieser immergrüne Strauch empfiehlet sich dem Gartenkünstler auf mehr denn eine Weise. Er wächset und blühet unter dem stärksten Gedränge anderer Sträucher, und der Tropfenfall der Bäume scheinet sogar, ihn zu erfreuen, indem seine Blätter alsdann eine reine liebliche grüne, von der Sonne nicht verbleichte, Farbe haben. Er ist daher für Wildnisse, Gartenplantagen und Lustgebüsche sehr brauchbar, in welchen unter den großen Bäumen sonst nur wenig andere Pflanzen gut fortkommen. Eine zwote gute Eigenschaft sind seine Blätter, welche unter der Traufe der Bäume mit einer reinen unverbleichten grünen Farbe um die Zweige ausgebreitet stehen; da sie hingegen, wenn der Strauch auf freyen Plätzen einzeln stehet, mit einer Art von Drehung zurück gekehrt sind, und ihre natürliche grüne Farbe oft mit einer bräunlichen vermischt ist. Seine Blumen geben ihm, wegen ihres Wohlgeruchs und wegen der Zeit ihrer Blüthe im Februar bis zu Ende des April hin keinen geringen Werth. Dieser erfrischende und unschädliche Geruch verbreitet sich vorzüglich am Abende so reichlich umher, daß einige wenige Pflanzen oft den ganzen Garten von einem Ende zu dem andern, und, wenn sie den Fenstern nahe stehen, sogar die Zimmer in den Häusern mit ihrem angenehmen Geruche erfüllen. Endlich empfiehlt sich der Strauch auch wegen der Menge seiner Beeren, welche nicht nur verzierend sind, sondern auch da, wo der Strauch in Menge gepflanzt ist, die Singevögel aller Art anlocken. Es kömmt dieser Strauch, außer einem zu nassen Boden, überall fort, und erträgt unsre Winter in einem etwas beschützten Stande.

Diese beyden Arten, Nr. 1. und 2., erziehet man ohne Mühe aus dem Saamen, d. i. aus ihren Beeren, welche im Jul. reif,

reif, und dann sehr bald von den Vögeln verzehret werden. Man überziehe also die Sträucher zum Beerensammeln, sobald die Beeren ihre grüne Farbe zu verändern anfangen, mit Netzen; sammle nachher die reifen Beeren, so wie sie abfallen, von der Erde auf, und schreite sogleich zur Aussaat. Im folgenden Apr. oder May pflegen die jungen Pflanzen zum Vorscheine zu kommen, wie wohl ein Theil derselben erst im zweyten Frühjahre zu erscheinen pflegt. Um Platz den übrigen Pflanzen zu machen, verpflanze man die größten schon im Herbste oder Frühjahre in die Pflanzschule, in welcher sie binnen 2 — 3 Jahren die zur Verpflanzung in die Lustgebüsche erforderliche Stärke zu erlangen pflegen. Die beste Zeit dazu ist der October.

3) **Astlose Kellersalzstaude, Spanische Daphne**, Daphne Thymelaea L. **Vaterl.**: Spanien, Portugal. **Stämme**: holzig, etwa 2 F. hoch, mit wechselweise entspringenden Seitenzweigen. **Blätter**: lanzettförmig, flach, gefranzt, haarig, sehr kurz gestielt, dicht beysammen stehend. **Blumen**: klein, gelbgrünlich, ohne sonderliches Ansehen. Dieser Strauch will bey uns in freyem Lande nicht wohl ausdauern.

4) **Haarichtglänzende Kellersalzstaude, Tartonraire**, D. Tarton-Raira. **Vaterl.**: die Provence. **Stamm**: holzig, etwa 2 F. hoch, die Zweige zahlreich, zähe, lichtbraun, unregelmäßig. **Blätter**: eyrund, sehr klein, auf beyden Seiten etwas haarig, weich anzufühlen, glänzend, gerippt. **Blumen**: in Büscheln, ungestielt, weiß, im Jun., hinterlassen rundliche Beeren, die in England selten reif werden.

5) **Flachsblättriger Zeidelbast, Seidelbast von Montpellier**, D. Gnidium, Thymelaea folio lini. **Vaterl.**: Languedoc, Spanien, Italien. **Stamm**: selten über 3 F. hoch, mit sehr dünnen Zweigen. **Blätter**: strich-lanzettförmig, scharf gespitzt, denen des gemeinen Flachses sehr ähnlich. **Blumen**: an den Enden der Zweige, in Rispen, klein, im Junius, hinterlassen selten Saamen. Diese Art hält man für den wahren Seidelbast, und die Rinde dieses Strauches soll eigentlich, an Statt der gewöhnlich Blasen ziehenden Mittel, gebraucht werden. Die ältern Aerzte gebrauchten Blätter und Beeren, die wässerichten Feuchtigkeiten durch den Stuhlgang abzuführen; da wir aber jetzt weit sichrere Mittel haben: ist dieses billig abgeschafft worden.

6) **Cneorum, Steinröslein**, D. Cneorum. **Vaterl.**: Frankreich, Deutschland, Ungarn, die Schweiz. **Stämme**: holzig, ästig, 9 — 10 Z. hoch. **Blätter**: klein, schmal, lanzettförmig, nackend, steif gespitzt, dunkelgrün, ohne eine gewisse Ordnung. **Blumen**: an den Enden der kleinen Zweige, in Büscheln, ungestielt, purpurroth, von sehr angenehmen, und dem des D. Mezereum wenig nachgebenden Geruche, im März.

7) **Alpendaphne, Alpenseidelbast**, D. Alpina. **Vaterland**: die Alpen. **Stamm**: etwa 3 F. hoch. **Blätter**: lanzettförmig, ziemlich stumpf, auf der Unterfläche filzig und weißgrau. **Blumen**: an den Seiten der Zweige, in Büscheln, ungestielt, weiß, oder gelblich, sehr wohlriechend, im März, hinterlassen rothe Beeren, welche im Sept. reif werden. Diese beyden letzten Arten kommen in kalten Lagen sehr gut fort, und können daher, wie Hr. Walter meldet, zu Hecken, Bosquets u. s. f. gebraucht werden. D. Cneorum giebt besonders einen vortrefflichen

Topf-Blumenstrauch ab. Man lege also in kleine Töpfe einige Saamenkerne, und setze die in jedem Topfe zu lassende Pflanze in der Folge, so oft es nöthig ist, mit voller Erde in immer größere Töpfe, um.

Von der nackendblühenden Kellersalzstaude No. 1. ist noch zu bemerken, daß, ob zwar die Beeren von den Vögeln ohne Schaden gefressen werden, solche doch den vierfüßigen Thieren und den Menschen ein Gift sind. Nimmt man von diesem Strauche einen blühenden Zweig, wie bey andern Blüthen öfters geschiehet, in den Mund: so wird man ein heftiges Brennen und gewaltigen Durst empfinden; dergleichen Zufälle aber sind viel stärker, und werden auch andere nach sich ziehen, wenn man die Rinde und Beeren hinterschlucken wollte. Linné führet in der Flora Suec. an, daß durch 6 Beeren ein Wolf getödtet worden sey, und daß 12 Gran davon, als ein Purgiermittel eingenommen, bey einer erwachsenen Frauensperson Blutspeyen und den Tod gewirket haben. Wenn auch diese tödtliche Wirkung nicht allemal erfolget, wird doch der Genuß derselben heftiges Erbrechen und Purgieren erwecken. Man will beobachtet haben, daß gewinnsüchtige Gewürzkrämer die Beeren unter den Pfeffer gemischet; daher auch dieser Strauch den Namen **Bergpfeffer** erhalten hat. Alexand. Rüssel hat die Wurzel dieses Strauchs, welche aus Deutschland nach England gebracht worden, als ein Arzneymittel geprüfet, und bey den venerischen Knoten gar bewährt gefunden; und er erinnert, daß die Wurzel aus der Rinde und dem holzichten Theile bestehe, der holzichte Theil wenig Geschmack habe; die Rinde aber, wenn man sie kauet, zwar anfangs auch nicht scharf schmecke, hernach aber ein Brennen in dem Munde errege, welches viele Stunden dauert. Er glaubt, daß die spät im Winter gesammelte Rinde geringere Kräfte als die früher gesammelte besitze. Er hat auch erfahren, daß die Rinde dieses Strauches, wenn er in einem leichten Boden wächset, die beste; hingegen in einem steinichten die dünnste sey. Nach verschiedenen Versuchen hat er gefunden, daß man am besten von der frischen Wurzelrinde 2 Loth mit 12 Pfund Wasser ab- und bis zu 8 Pfund einkochen, und zuletzt etwas Süßholz zusetzen, und von diesem Tranke ein halbes Pfund täglich 3 bis 4mal den Kranken trinken lassen könne. Selten ist bey dem Gebrauche dieses nicht ekelhaft schmeckenden Trankes Laxiren erfolget. Auch Fothergill hat diese Würkung der Rinde durch eigene Erfahrung bestätiget. Die Blätter dieser Staude besitzen eine gleiche Schärfe, und Vogel berichtet, daß ein halbes Quentchen, im kalten Wasser eingeweichet, diesem eine purgirende Kraft mittheile; mit Wein abgekocht sollen sie nicht purgiren, sondern, wie Welsot angemerkt hat, die monathliche Reinigung treiben. In Rußland pflegen die Weibspersonen sich mit den Beeren die Backen zu reiben, um sie zugleich roth zu färben und dicker zu machen. (S. Gmelin Flor. Sibirica.) Die Schweden pflegen die frisch abgeschabte Rinde auf die Wunden, welche von dem Bisse der Schlangen verursacht worden, zu legen; sie verfertigen auch aus der Rinde und den Beeren eine Salbe, und gebrauchen sie bey alten unreinen Schäden. Buchotz und le Roi melden, daß die Weiber in der Landschaft Aunis, entweder von dieser oder von der fünften Art, die Rinde an Statt der gewöhnlichen Blasen ziehenden Mittel zu gebrauchen pflegten: Sie nehmen ein Stück von der äußerlichen Rin-

de, einen Zoll lang, und 6 bis 8 Linien breit, weichen es in Weineſſig, und legen es auf den Oberarm, oder auf die Waden, bedecken es mit einem Eppichblatte und einer Binde, da es dann die Stelle roth macht, und verurſacht, daß, wenn von Zeit zu Zeit friſche Rinde aufgeleget wird, vieles Waſſer ausſchwitzet. Da es nicht, wie die Spaniſchen Fliegen, auf die Urinwege würket: ſo iſt der Gebrauch deſto ſicherer.

Kellerwurm, Aſſel, Oniſcus aſellus Linn., ein ungeflügeltes Inſect mit 14 Füßen und einem eyförmigen Leibe, an welchem 10 Abſchnitte an den Seiten, wie Zähne einer Säge, hervor ſtehen. Sie ſind Nachtinſecten, die ſich ſelten am Tage ſehen laſſen, und ihre Nahrung beſteht vornehmlich in den Salpeterfeuchtigkeiten der alten Mauern, ingleichen in Obſt und andern Gewächſen. Sie bringen lebendige Jungen zur Welt, welche keine andere Verwandlung leiden, als daß ſie ſich einigemal häuten. Man ſchreibt ihnen, wegen des feinen Salzes, das ſie in ſich enthalten, eine beſondere auflöſende Kraft des zähen Schleimes zu, und hält ſie wider die Verſtopfung der Nieren und andere ähnliche Krankheiten dienlich. Sie wirken auch auf den Harn. Man nimmt ſie gemeiniglich nur in Subſtanz oder geſtoßen, in weißem Weine, worinn man ſie ein wenig hat weichen laſſen. Dieſe Art iſt die gewöhnlichſte. Man fängt von 6 Stück an, und ſteigt nach und nach bis auf 10 oder 12. In Anſehung ihres äußerlichen Geruchs zerquetſcht man ſie, und legt ſie, als einen Umſchlag, bey einem böſen Halſe auf die Kehle. Einige ſetzen Honig dazu. Schröder verſichert, daß die auf freſſende Geſchwüre gelegten Kellerwürmer dieſelben erweichen, und die Heilung erleichtern. Eben derſelbe rühmt das Oel, in welches man Kellerwürmer gethan, um ſich deſſen als einer flüßigen Salbe bey blinden Hämorrhoiden zu bedienen. Man findet und ſammelt dieſe Würmer unter den Blumentöpfen, in Mauern zwiſchen den Fugen, unter hingelegten Steinen. Auch darf man nur an den Orten, wo ſich viele aufhalten, hin und wieder etwas Moos haufenweiſe hinlegen, oder wo anhängen, und es einige Tage unberührt laſſen, ſo verſammeln ſich jung und alt bey Hunderten zuſammen.

Kerbel, Körbel, Körfel, ein Pflanzengeſchlecht, wozu Linnäus 8 Arten rechnet, von welchen wir bemerken:

1) Den **knotichten, geſtreiften, wilden Kerbel, Kerbelkern, Myrrhenkerbel, Myrrhenſchierling, Kälberkern, Kälberkropf, Kuhpeterlein, Buſchmöhre, Scheere,** Cicutaria vulgaris Nod. Chaerophyllum ſylveſtre Linn. Iſt bey uns in Obſt- und andern Gärten, in Hecken und in Zäunen ſehr gemein. **Wurzel:** dick, lang, weiß, ſcharf und gewürzhaft ſchmeckend. **Stengel:** dick, röhrig, mit abgeſetzten knotigen oder aufgeblaſenen Gelenken abgetheilt, geſtreift und etwas rauh anzufühlen. **Blätter:** groß, die unterſten zuweilen eine halbe Elle lang, in vielfache Aeſte getheilt, gleichſam dreyfach gefiedert, und die Blättchen vier- oder fünffach ſcharf eingekerbt, glatt, die dickere Rippe iſt mit Haaren beſetzt, zuweilen ſind auch die ganzen Blätter haarig. Die Haupt- oder allgemeine Blumendolde hat entweder keine Einwickelung, oder es ſteht an derſelben nur ein einziges Blättchen; die kleinern aber ſind mit 5—7 eyförmig zugeſpitzten, etwas rauhen Blät-

Blättern umgeben, welche sich mit der Zeit rückwärts biegen, und davon das äußere größer ist, als die übrigen. Die fünf weißen, oft auch röthlichen, Blumenblätter sind ganz, oder nur eingekerbt, und an den Randblümchen von verschiedener Größe. Die glatten, langen, glänzenden und dunkel gefärbten Saamenkerne zeigen eine kleine kaum merkliche Rinne. Die Pflanze hat einen widrigen, fast stinkenden Geruch; und da das Kraut auch ohne dieß eine Aehnlichkeit mit den Blättern des gefleckten giftigen Schierlinges hat: so haben viele daher geschlossen, daß sie giftig sey; aber kein einziger Fall in den Geschichtbüchern der Aerzte beweiset, daß die Pflanze tödtlich gewesen sey. Obgleich diese Pflanze eine sehr gewöhnliche Speise in Kamtschatka, und in Deutschland ein unschädliches Futter für Rind- und Schaafvieh ist: so soll doch, wie Gmelin in seiner Flora Sibir. meldet, die Wurzel den Ochsen in Sibirien tödtlich seyn. Hr. Pr. Graßmann erzählt, daß er das Kraut seinen Kühen, Kälbern und Schaafen mit vielem Vortheil verfüttere, besonders da es zeitiger, als das gewöhnliche Gras, in die Höhe gehet; die Wurzel aber ohne Schaden den Schweinen gebe. Hr. Hofr. Beckmann versichert, daß er diesen Kälberkropf jährlich 4 bis 5mal abhauen könne, und daß er sich, selbst unter den stärksten Bäumen, erhalte, auch durch andere, eine flache Wurzel schlagende, Grasarten sich nicht zurück halten lasse, sondern selbige vielmehr vertreibe, und schon über 30 Jahr an Ort und Stelle, ohne die geringste Abnahme, gestanden habe. Hiemit stimmen meine eigene Erfahrungen völlig überein. Bey mir nämlich sind die großen Baumgärten der Dorfeinwohner ganz mit dieser Pflanze angefüllet; die meisten derselben verfüttern sie ihren Kühen erst um Pfingsten, wenn sie in der Blüthe und einige Ellen hoch ist, ohne daß es dem Viehe schadet. Der Nachwuchs im späten Sommer wird aber weniger gern von den Kühen gefressen, wenn er hoch erwachsen ist, und Insecten und Mehlthau die Blätter verunreiniget haben. Es ist daher besser, das Kraut, ehe es in hohe Stengel schießt, zu verfüttern, und sodann den Schnitt öfters zu wiederholen. Auch habe ich vielmals gesehen, daß, wenn alles Gras im Frühjahre von späten Frösten welk und bleich geworden, dieser Kerbel zwar von der Kälte starr gewesen, aber doch grün geblieben, und nach aufgehörten Frösten fortgewachsen ist. Es verdienet daher dieser Kerbel, in manchen Gegenden eher und mehr, als andere Futterkräuter, angebauet zu werden, und zwar da, wo keine andere unter den Bäumen gut gedeihen können. Es gedeihet aber diese Pflanze auf einem etwas niedrigen und nicht schweren Boden am besten. So voll aber an meinem Orte die Baum- und Grasgärten von dieser Pflanze gesehen werden: so findet sich doch keine Spur davon auf hiesigen Aeckern, Wiesen und Viehtriften. In Holland macht man aus dem Kraute einen Breyumschlag wider den Brand. Mit den halb geöffneten Blumen wird, wenn sie mit Alaun abgekocht werden, in Schweden gelb gefärbet; und diese Farbe soll besser seyn, als von dem Schartenkraute. Die Blätter geben eine schöne grüne Farbe.

2) **Knolligen Kerbel**, den **glatten** auch **Rüben-Kerbel**, **Kerbelkraut mit dem Schierlingsblatte**, an einigen Orten auch **Erdkastanie** genannt, in Oberdeutschland **Peperle**, **Peperlesallat**, in Hinterpommern **Köpkensallat**, weil die Wurzel als ein Sallat ge-

gessen wird, Myrrhis foetens Riv. Chaerophyllum bulbosum L., wird bey uns in den Hecken und in einem schattigen, lockern und guten Wiesengrunde wildwachsend gefunden. **Wurzel**: knollig, im Anfange des Frühlings fleischicht, und beynahe wie eine Birn oder Steckrübe gestaltet, und sodann eßbar; nachher wird sie länger, und endlich holzig und absterbend. **Stengel**: 6 F. hoch, beynahe seiner ganzen Länge nach mit gelbrothen und bräunlichen Farben bezeichnet, an den zween untern Knoten mit sehr feinen, weit aus einander stehenden, Haaren besetzt, übrigens aber glatt, und unter den Aesten und Blättern aufgeschwollen. **Blätter**: etwas rauch, dreyfach gefiedert, und die Blättchen gemeiniglich in 3 lanzenförmigen Lappen abgetheilet. Die weißen Blumenblätter sind einander nicht völlig ähnlich. **Saamen**: lang, glatt, und hat braune oder schwarze Flecken, verursachet leicht Schwindel und Kopfschmerzen. Die Blätter stinken. Man muß diese Pflanze nicht mit der Erdnuß, Bunium Bulbocastanum, wovon die Wurzel gleichfalls eßbar ist, verwechseln. Von unsrer Pflanze ist die Wurzel auswendig schwärzlich, inwendig weiß, und im Frühlinge von einem sehr süßen, lieblichen Geschmacke; man pflegt sie zu brühen, um die Haut abziehen zu können, und mit Salz, Pfeffer, Essig und Oel, wie einen Sallat zu zurichten, auch gekocht an Kalbfleisch zu essen. Der Saame wird um die Zeit, da man Herbstrüben säet, auf eine schattige Stelle gesäet. Die aufgegangenen jungen Pflanzen müssen vom Unkraute rein gehalten werden. Wenn der Stengel getrieben hat, taugt die Wurzel nicht mehr zum Essen. Diese Art Kerbel ist, ehe sie Saamen trägt, dem rothen Schierlinge ganz ähnlich, und kann leicht dafür angesehen werden. Cranz meldet auch, daß man in Wien aus diesem Kerbel öfters das Schierlingsextract verfertiget, und damit sich und andere betrogen habe.

3) Den **Taumelkerbel, kleinen Kälberkropf**, C. temulentum Linn. **Wurzel**: zweyjährig, an Aeckern, Wegen und Zäunen. **Stengel**: braun, gefleckt, mit steifen Haaren besetzt, bey den Gelenken aufgeblasen. **Blätter**: rauch, doppelt gefiedert, die letzten Lappen stumpf. **Dolden**: hängen gemeiniglich, ehe die Blumen aufblühen, unterwärts; die Hauptdolde ist kahl, auch zuweilen mit einigen kleinen Blättchen umgeben; bey den Nebenabtheilungen steht ein Blatt, welches in 6 bis 8 lanzettförmige Einschnitte getheilt ist. An den Randblümchen sind die Blumenblätter von ungleicher Größe und herzförmig. **Saamen**: merklich gestreift. Pallas will diesen Kerbel für die Menschen schädlich befunden haben; in Deutschland ist er es nicht.

4) Den **Bergkerbel, rauchen, grannichten Saamen tragenden oder zottigen Kerbel, Großwendendunk**, Myrrhis palustris Riv. Chaerophyllum hirsutum L. **Vaterl.**: die Alpen, das Riesengebürge und andere Gebirge; kann aber bey uns leicht aus Saamen erzogen, in einem guten nassen Boden erhalten, und durch Theilung der Wurzel vermehret werden. **Wurzel**: sehr lang, dick, perennirend. **Stengel**: hohl, 3 F. hoch, in Aeste getheilt, rauch anzufühlen. **Blumen**: weiß, auch röthlich, im May; die Blumenblätter herzförmig und von verschiedener Größe. Die walzenförmige, gestreifte Frucht endigt sich mit 2 geraden, stumpfen Grannen oder Griffeln.

5) Den

5) Den gewürzhaften Kerbel, Mattenkerbel, Giersch-Engelwurz, wilde Engelwurz, Angelica Podagrariae fol. Riv. Chaerophyllum aromaticum L. Diese Pflanze wächst im Gartenlande auf Wiesen und schattigen Orten, und blühet im Jun. und Jul. Wurzel: dauerhaft. Stengel: nicht aufgeblasen, und wie die Blattstiele mit Haaren besetzt. Blätter: gleichen dem Giersche (Aegopodium L.), und sind gefiedert. Die rauchen Blättchen sind ganz, und nur sägeförmig ausgezackt. Die Frucht ist, wie bey der vorher gehenden Art, mit zween langen Grifseln besetzt. Die Pflanze trägt nur wenig Saamen, und hat zuweilen einen angenehmen gewürzhaften Fenchelgeschmack. Gleditsch hat diese, wie auch die vorher gehende Art, zur Stallfütterung empfohlen.

6) Den goldfarbigen Kerbel, C. aureum Linn. Vaterl.: Deutschland, in einigen Gegenden, die Schweiz. Wurzel: holzig, perennirend. Stengel: 3 F. hoch, gestreift, eckig, unterwärts rauch, am übrigen Theile mit röthlichen Flecken bezeichnet, und in viele Zweige abgetheilet. Blätter: blaßgrün, rauch, doppelt gefiedert, und die Blättchen gemeiniglich in 2 Lappen zerschnitten. Dolde: nicht groß, die allgemeine Hülle fehlt ganz, oder besteht nur aus einem Blättchen. Blumenblätter: weißröthlich, am Rande ungleich und herzförmig, bey den innern einander ähnlich. Saamen: gelb, eigentlich nicht gefurchet, doch mit 3 erhabenen Linien durchzogen. Die Pflanze hat einen gewürzhaften Geruch.

7) Den gemeinen Gartenkerbel, Chaerophyllum sativum C. B., wird vom Linnäus zum Nadelkerbel gerechnet, und Scandix Cerefolium genannt. Eine eben so bekannte als nützliche Küchenpflanze, die glatt und ohne Haare, der Stengel aber gestreift und blaßröthlich ist, und deren Blätter fast dem Schierlinge ähnlich, aber kleiner und dünner sind. Der Saamen wird in einen sonnenreichen, etwas feuchten und wohlgedüngten Boden gesäet. Je öfter diese Pflanze geschnitten wird, desto später schießt sie in Saamen, und sobald dieser, nebst dem Stengel, roth und schwärzlich zu werden anfängt, muß der Saamenstengel aufgezogen, zusammen gebunden, und an freyer Luft aufgehänget werden; der Saame gelangt alsdann zu seiner völligen Reife, und wird, wenn er ganz dürre ist, ausgeklopfet; bleibt auch 4 Jahr, und, dafern er nicht eher, als wenn er gesäet werden soll, ausgeklopfet wird, noch länger zum Aufgehen gut. Wenn der Kerbel im Frühlinge und Sommer gesäet werden soll: trägt er noch in demselben Jahre Saamen; wird er aber im Herbste gesäet: so erlangt man ihn erst im folgenden Frühlinge. Man säet ihn vom Febr. an, bis in den Aug. oder Sept., alle 4 Wochen aufs neue; verlangt man ihn aber nur zum Gebrauch im Herbste und Frühlinge: so ist eine Aussaat im Aug. oder Sept. hinreichend, weil er alsdann bald aufgeht, und vom Octob. bis in den März oder April brauchbar ist. Er kann entweder über ein ganzes Beet, oder in 6—8 Z. weit von einander entfernte flache Furchen gesäet werden. In beyden Fällen bleibt er unverpflanzt stehen, und bedarf keiner weitern Wartung, als der Reinhaltung vom Unkraute. Man hat bemerkt, daß sich da, wo Kerbel gesäet wird, keine Ameisen finden. Man würde also Beete und Bäume nur mit Kerbel einfassen dürfen, wo man dieses Insect los seyn wollte.

Man pflegt die jungen Blätter zur Frühlingscur mit Butterbrods zu speisen, oder

sie unter den Sallat zu mischen, auch mit Fleisch zu kochen, und wohlschmeckende gesunde Kräutersuppen daraus zu zurichten. Da jedoch durch das Kochen viel von den kräftigen Bestandtheilen der Blätter verloren geht: so soll man lieber den ausgepreßten Saft gebrauchen, oder die sehr fein zerhackten Blätter frisch, und ohne sie zu kochen, mit den Suppen und Brühen vermischen. Das frische Kraut aber gehöret zu denjenigen Mitteln, wodurch im Frühjahre die langwierigsten Krankheiten verbessert werden können; es eröffnet die verstopften Gefäße, zertheilet die stockenden Säfte, und treibt vorzüglich den Urin; es ist daher in mancherley Krankheiten nützlich, besonders denjenigen Personen, welche, durch vieles Sitzen und aus Mangel der Bewegung, zu Verstopfungen der Eingeweide Gelegenheit geben, als: den Milzsüchtigen, Schwindsüchtigen, und denjenigen, welche von der goldenen Ader Beschwerlichkeit empfinden; den Saft, mit Krebsbutter vermischt, hat Haller bey Verstopfung der Eingeweide empfohlen. Bey der stark eingerissenen Schwindsucht scheint der Kerbel, wie alle andere Mittel, unkräftig, ja wohl schädlich, zu seyn, indem er bey lang anhaltendem Gebrauch Durst erwecken, und zum Blutspeyen Gelegenheit geben kann. Man lobet ihn auch zu Zertheilung des geronnenen Geblüts, welches von einem Falle oder Schlage verursacht worden ist. Einige pflegen auch die Blätter in Butter zu braten, und als einen Umschlag zur Linderung der Colikschmerzen und der Spannungen im Unterleibe den Kindern auf den Bauch zu legen. Dergleichen Umschlag auf die Schaam gelegt, soll den verhinderten Abgang des Urins verbessern. Die Verhärtung der Brüste hat Plenk mit den Blättern geheilet, und Murray die stockende Milch mit Kerbel und frischen Erlenblättern aufgelöset und zurück getrieben. Vielleicht ist der Kerbel auch bey Krebsschäden nützlich).

Kerbholz, Kerbstock, Nieders. **Kerf-** oder **Korfstock,** ein noch im gem. Leben übliches schmales dünnes Holz, worein man Kerben schneidet, und welches an Statt geschriebener Rechnungen dienet, gewisse Summen oder Posten zu merken. Dergleichen Hölzer werden noch auf dem Lande mit Fröhnern, Dreschern, Müllern u. s. f. gehalten. Das Kerbholz besteht aus 2 langen, schmalen und dünnen Hölzern, deren eines von dem andern so gespalten ist, daß, wenn sie zusammen gefüget werden, sie die alte ganze Figur wieder vorstellen; auf beyde aber werden die Kerben aufgeschnitten, so daß, wenn sie zusammen gefügt sind, sie gerade und genau auf einander passen, und also weder der Gläubiger noch der Schuldner, wenn sie sich solcher Hölzer bedienen, mehr auf- oder abschneiden kann. Jeder Theil behält das seinige in Verwahrung. Wenn der Stock des Gläubigers mit dem Einsatze des Schuldners überein trifft: machen sie einen vollkommenen Beweis aus. Daß unsre Vorfahren nicht dumme Köpfe gewesen, kann schon der Kerbstock beweisen. Keine Erfindung ist simpler und größer als diese. Die Italiener mögen sich mit ihrer Kunst, Buch zu halten, noch so viel dünken: so geht sie doch immer dahin, daß einer den andern zum Schuldner schreiben kann; daß der Mann, welcher borgt, von seines Gläubigers Redlichkeit oder Willkühr abhängt, an Statt daß bey dem Kerbstocke Schuldner und Gläubiger gleiche Versicherung haben, sich beständig controlliren, und einander nicht betriegen können. Der Kerb-

stock war das älteste Dienst- und Pachtregister, und ist nichts leichter, als ihn auch bey manchen andern Waaren, welche für Geld verkauft werden, einzuführen. Wenn die Kerbe auf einer Seite einen Thaler, auf der andern einen Groschen, und auf der dritten einen Pfennig bedeutet: so kann der Landmann dasjenige, was er täglich und zur Nothdurft gebraucht, völlig darauf verwahren.

Kern. Dieses Wort hat mancherley Bedeutungen. 1) An den Pferden ist es das mit einem schwarzen Flecke versehene Grübchen in den Zähnen der Pferde, welches auch die **Kennung**, die **Kunde** und die **Bohne** heißt, und woraus das Alter der Pferde erkannt wird. 2) Eine von den Furchen, woraus der Gaumen an den Pferden besteht, und bey gewissen Krankheiten (gemeiniglich wenn der Curschmidt nichts besseres weiß, und sich für einen Kenner der Krankheiten doch ausgeben will) geöffnet wird, welches man: den **dritten Kern lassen**; das **Kern-** oder **Rachen-Stechen**, nennt. 3) Bey den Jägern das in Riemen zerschnittene und gedörrte Fleisch des umgefallenen Viehes, womit die Hunde gefüttert werden. In den niedrigen Sprecharten **Luder**. Daher das **Kernzupfen**, welches eine Feyerlichkeit ist, da, nach vollendeter Jagd, den Jagdhunden der **Kern**, d. i. das für sie bestimmte Fleisch gefallener oder für sie getödteter Thiere von der ganzen Jägerey **gezupfet**, d. i. in Stücke zerrissen, und ihnen vorgeworfen wird. 4) An Gewächsen der Saamen mit der Hülse oder Schale, z. B. Obstkern, von Aepfeln, Birnen, Kirschen, Pflaumen u. dgl. 5) Das Innerste eines Körpers, z. B. der Saamenkörner. Der Weizen hat einen schönen Kern, wenn der innere mehlige Theil derb, weiß und von guter Art ist. Das Innere der Artischocken; die innern Theile der Salat- und Kohlhäupter und ähnlicher Gewächse; das Mark des Holzes, ingl. das innere feste Holz, zum Unterschiede des weichern **Splintes**. Jenes ist dunkler, härter, und zum Bauen besser als der Splint. **Kernästig**, sagt man, wenn aus einem Stamme starke Aeste aus dem Kern gehen, und das Holz dieserhalb sich nicht spalten und zu Bretern nicht gebrauchen läßt. **Kernschälig** ist ein Baum, wenn durch starke Winde die Jahre vom Kerne los geschoben worden, wodurch der Baum zwischen dem Kerne und den Jahren schwarz, und also zum Bauen untüchtig wird. **Kernscheite** sind Scheite, welche aus dem Kerne, d. i. aus dem festen, besten Holze geschlagen werden, zum Unterschiede von den **Kleppel-** **Knippel-** oder **Walzen-Scheiten**, welche aus den Aesten und von den **Stockscheiten** gemacht werden. 6) Eben diesen Namen führet der inwendige empfindliche, mit dem Hufe umgebene Theil eines Pferdefußes; daher das **Kernschwinden**, eine Pferdekrankheit, wenn der Huf in seinem natürlichen Umfange abnimmt, kleiner und schmäler wird. 7) Figürlich, das Beste, Kräftigste eines Dinges, als: der **Kern der Milch**, d. i. der Raam, die Sahne. Die Milch, welche nach dem Ausbuttern übrig bleibt, heißt in einigen Gegenden auch der Kern, oder die **Kernmilch**. **Kernmehl**, das beste, feinste und weißeste Mehl. **Kerngut**, die beste ausgesuchte Waare unter mehrern. **Kernstahl**, der beste Steyermärkische Stahl, welcher aus gesintertem Eisen bereitet wird.

Das

Das Schießpulver ist gut von Kern, wenn es aus guten festen Körpern besteht.

Kernbeißer, Coccothrauſtes, eine bekannte Art der Dickschnäbel, führet auch sonst den Namen Steinbeißer, Kirschfink; hat einen großen und harten Schnabel, der an der Wurzel breit, und in eine schwarze Spitze ausläuft, wie ein Kegel oder Trichter gestaltet. Wenn dieser Vogel in einem nahen Gebüsche seinen Sommeraufenthalt hat: so führt er seine Jungen in die Gärten, und beißt alle kaum halb reife Kirschen ab, das Fleisch wirft er weg, und nimmt nur aus den Steinen den Kern heraus. Zuletzt greift er auch die Gartenerbsen an, und zehret von den Kernen in den Schoten. An meinem Wohnorte kann man dieserhalb keine reife Kirschen in den Gärten erhalten. Ich habe schon längst meine Kirschbäume aus dem Garten heraus nehmen, und auf den Hof, um die Gebäude herum, pflanzen müssen, wo er sich wegen des Hin- und Hergehens der Menschen nicht hin getrauet.

Kessel, ist 1) bey der Jägerey der ausgehöhlte Raum in einem Dachsbaue, welcher dem Dachse zur Lagerstätte dienet; 2) bey den Wasserkünsten die flache Vertiefung in der Erde, worinn das Springwasser sich sammelt, das Becken; auch wird eine jede Vertiefung des Erdbodens ein Kessel genannt; so sagt man von einem jeden tiefen Orte, z. B. in einem Teiche, bey dem Zapfen oder Ständer, woraus das Wasser nicht weiter abgelassen werden kann: das Kessel- oder Fischloch.

Kesselbrauerey, die Befugniß, sich das benöthigte Getränke selbst zu verfertigen. **Kesselbier**, Bier, welches in kleinern Kesseln gebrauet wird.

Kesselgewölbe, in der Baukunst ein Gewölbe, welches, wenn man es von unten ansiehet, einer halben Kugel gleichet.

Kesseljagen, bey den Jägern, 1) sofern Kessel einen runden eingeschlossenen Platz bedeutet, ein Jagen, oder eine Jagd, wozu entweder gar kein abgesonderter, oder doch kein sehr großer und freyer Lauf gemacht, und welches zwar in die Rundung, nach Art eines Kessels gestellet, sonst aber nur in der Eile mit Tüchern eingerichtet und bestellet wird, und wobey es ohne Ceremonieen zugeht. 2) Eine Sauhatz, ein Saujagen, oder eine wilde Schweinsjagd, sofern dabey die Schweine aus ihren Kesseln (s. Kessel) aufgetrieben werden.

Kesselstein. 1) Eine Art Mauer- oder Ziegelsteine, welche die Gestalt der Felge eines Rades oder Bogens haben, und zusammen gesetzt eine kreisförmige Rundung hervor bringen. Sie werden z. B. bey Brunnenmauern, und, mit Beyhülfe der Keilsteine, zum Einmauern der Blasen in den Branntweinbrennereyen, gebraucht. 2) Diejenige Steinart, die sich in den Kochgeschirren anzusetzen pflegt. Da diese Erscheinung in den Kesseln, worinn wir z. B. unser Theewasser zu sieden pflegen, wegen ihrer sehr langen Dauerhaftigkeit, am meisten gefunden wird: so nennt man diesen Stein: Kesselstein.

Keste, bey den Pferden die hornige Warze an dem innern Theile des Schenkels über dem Knie.

Ketmie, Hibiscus. Die zur Verzierung der Lustgärten schicklichen Arten sind ein im Winter unbelaubter Blumenstrauch, und eine Sommerblumenpflanze, mit einfachen lappigen Blättern, und grossen, zahlreichen, fünf- und herzförmigblättrigen, malvenartigen Blumen.

1) **Syrische Ketmie, Syrische Althäenstaude, Syrischer Pappelbaum**, Hibiscus Syriacus L. **Vaterl.**: Syrien, Krain. **Stamm**: baumartig, mit wenigen Aesten; die Zweige glatt und weißlich, eine bauchige Krone bildend, 5—6 F. hoch. **Blätter**: keilförmig-eyrund, abwechselnd, kurzgestielt, oben in 3 gezähnte Lappen eingeschnitten. **Blumen**: an den Seiten der jungen Schüsse, und diesen oft ganz entlangs, länger gestielt, als die Blätter, groß, nach dem Unterschied der Sorten von verschiedner Farbe, alle in der Mitte mit einem sehr dunkeln Boden, welcher gleichsam strahlenförmig bis an den Rand der Blumenblätter fortläuft. **Sorten**: a) mit weißen, b) mit rothen, c) mit blaßpurpurrothen, d) mit hochpurpurrothen, e) mit gelben, f) mit scheckigen Blumen, g) mit weißgestreiften, und h) mit gelbgefleckten Blättern. Alle diese Sorten haben eine besondere Schönheit, blühen im August, in einem hungrigen kalten Boden, aber selten vor dem September, fahren in der Flor 4 Wochen fort, und sind eine so große Herbstzierde der Lustgebüsche, daß schwerlich ein andrer Blumenstrauch so verzierend seyn kann. Sie müssen daher auf die am meisten in die Augen fallenden Plätze gestellet werden, woselbst sie den schönsten Effect machen können. Von den Saamenhändlern ist der Saame zu bekommen, welcher im März und Apr. in Töpfe gesäet, und etwa ½ oder ½ Z. hoch mit Erde bedeckt wird; man senkt die Töpfe, um die Pflanzen desto geschwinder zum Wachsthum zu bringen, in ein geringes Mistbeet ein, begießt die Pflanzen den Sommer über gehörig, schützet sie im Winter gegen strengen Frost, und pflanzet sie, wenn sie 2 Jahr alt sind, in Pflanzenreihen. Will man Absenker machen: so hauet man einige Pflanzen zu Absenkerstühlen nahe über der Erde ab, und leget die jungen Schüsse, im folgenden Herbste nach der gewöhnlichen Methode, ein, nachdem man ihnen zuvor an 1 bis 2 Gelenken in die Rinde einen kleinen Einschnitt gegeben, oder die Rinde gebrochen hat. Im Herbste des folgenden Jahres pflegen sie bewurzelt zu seyn, und müssen dann abgenommen und in die Pflanzschule gesetzt werden. Auch abgeschnittene junge Schüsse, wenn sie im März oder Apr. auf eine schattige Rabatte gesteckt werden, pflegen zum Theil Wurzel zu schlagen, thun aber dieses gewisser, wenn sie in Töpfe gesteckt, und in ein Mistbeet eingesenkt werden. Da dieser Strauch starke, fleischige, mit nur wenigen Fasern versehene Wurzeln hat: so thut man wohl, die Pflanzen schon in ihrer Jugend dahin zu setzen, wo sie bleiben sollen. Mit Stroh umwunden bietet er, wenn er einmal groß ist, aller Witterung Trotz.

2) **Aufgeblasener, blasenförmiger Hibiscus, Wetterröslein**, H. Trionum L. Ketmia vesicaria vulgaris. **Vaterl.**: Italien, Krain. **Stengel**: krautartig, ästig, 1½ F. hoch, mit vielen, kurzen, weichen Stengeln besetzt. **Blätter**: dreytheilig, die Lappen in gegen über stehende, stumpfe Abschnitte tief eingeschnitten. **Blumen**: an den Gelenken der Stengel, lang gestielt, gelblich, mit dunkel

kel purpurrothen Boden, der innere Kelch aufgeblasen. **Abart: Africanischer** ꝛc. Ketmia vesicaria Africana. **Vaterl.**: das Kap der guten Hoffnung. Diese Abart läßt sich durch den Saamen unverändert fortpflanzen. **Stengel**: mehr aufrecht und einfacher, purpurroth. **Blätter**: die Lappen nur seicht gezähnt. **Blumen**: gewöhnlich größer und von besserer Farbe, weswegen diese Abart, wovon es wiederum Abänderungen giebt, auch vorgezogen wird. Die Blumen dieser zwo Pflanzen können bey heißer Witterung schon in 1 — 2 Stunden verblühen, es blühen aber Statt der abgeblüheten immer wieder neue auf. Sie sind dauerhafte Sommerblumenpflanzen, und verdienen, gleich andern dergleichen einjährigen Blumenpflanzen, auf den freyen Rabatten eine Stelle. Man säe den Saamen trippelweise umher, auf jede Stelle einige Saamenkerne, und lasse nachher auf jeder 2 — 3 der besten Pflanzen stehen. Gewöhnlich wird die Aussaat im Frühjahre gemacht; wird aber damit schon im Herbste angefangen: so kommen die jungen Pflanzen im folgenden Frühjahre zeitiger zum Vorscheine und zum Blühen. Man mache also sowohl im Herbste, als auch im Frühjahre eine Aussaat, und, um sie noch später hin in der Flor zu haben, spät im Frühjahre noch eine dritte Aussaat.

3) **Pappelbaumblättrige Ketmie**, H. Moscheutos L. **Vaterl.**: Canada, Virginien. **Stengel**: sehr einfach, 2— 9 F. hoch. **Blätter**: eyrund, scharf gespitzt, stumpfsägeförmig, auf der Unterfläche filzig. **Blumen**: an den Enden der Zweige, einzeln auf den Blattstielen sitzend, groß, herrlich purpurroth, und, wenn die Witterung im Sommer warm, und ihnen so angemessen ist, daß sie schön blühen können, von bewundernswürdiger Schönheit.

4) **Sumpfketmie**, H. palustris L. **Vaterl.**: Virginien. **Stengel**: krautartig, sehr einfach, 2 — 3 F. hoch. **Blätter**: eyrund, fast dreylappig auf der Unterfläche filzig. **Blumen**: in den Winkeln der Blätter, groß, glänzend, purpurroth, sehr schön. Die Wurzel dieser und der vorher gehenden Pflanze liebet feuchten Boden, dauert auch im freyen Lande, gelanget aber daselbst niemals zur Blüthe; um diese zu erhalten, hält man die Stöcke in Scherbel, und setzet sie im Frühjahr auf ein Mistbeet oder in ein Treibhaus, begießt solche fleißig, und, wenn die Blüthe sich zeiget, giebt man ihr den Zugang der frischen Luft.

Kette, Kitte, Kitt, Kompagnie, wird eine Menge von vielen beysammen liegenden Feldhühnern, auch von jungen Auer- Birk- und Haselhühnern genannt.

Kette, Aufzug, Zeddel, diejenigen ausgespannten Fäden, welche auf einem Weberstuhle horizontal ausgebreitet sind, und woraus, vereiniget mit dem Einschuß, ein Gewebe oder Zeug entstehet. **Kette abwiegen**, ist bey dem Leinweber, wenn er die auf seinem Weberstuhle aufgebrachte Kette untersuchet, ob die Fächer derselben gleich hoch herauf und herab gehen. **Kette scheeren**, wenn der Leinweber den Aufzug seiner Fäden auf einem besondern dazu eingerichteten Werkzeuge zu einem langen Faden vielfach aufwickelt, d. i. scheeret, um daraus seine Kette zum Zeuge auf dem Stuhle auszubreiten.

Kette, wird bey der Maurerey eine Höhe genannt, welche aus etlichen Schichten Brand- oder Bruchsteinen, die in die Dicke der Mauer und der Strebpfeiler hindurch gehen, bestehet.

Kettenwerk, ist eine Maschine bey den Brunnenkünsten, welche aus hölzernen Stangen, die Kämme haben, bestehet, und welche letztere in die Spindeln, oder Stecken, die in der Radwelle begriffen sind, eingreifen. Oben hangen allezeit 2 Stangen an einer Kette, welche um eine Rolle gehen; unten aber sind eiserne Druckstangen, woran der Kolben befindlich ist, befestiget.

Kettenzug, in der Bau- und Bildhauerkunst ein durchbrochener Zierrath von Steinen, Marmor, oder einer andern Materie, in Gestalt einer Kette, welcher zuweilen an den Treppen, Altanen u. s. w. angebracht, und auch der geschlungene Geländerzug, Fr. Entrelas. genannt wird.

Ketzin, eine Benennung des, wie Caviar, eingesalzenen und zubereiteten Hechtrogens.

Keulschwamm, eine Art eines ebenen, länglichen Schwammes, in Gestalt einer Keule. Von diesem Geschlechte ist nur eine Art wegen ihres Gebrauchs merkwürdig, nämlich der **vieläftige Keulschwamm**. Linnäus nennt diese Art Clavaria coralloides; er führt daher im Deutschen die Namen: **Corallenschwamm, Händling, Bocksbart, Geißbart, Ziegenbärtchen, Rheling.** Er besteht aus einem vielfach getheilten Körper, welcher sich in viele ungleiche spitzige Aeste verbreitet. Im Sommer und Herbste findet man ihn in den Wäldern und auf Heideplätzen; er ist gemeiniglich gelb, zuweilen weiß, hat auch manchmal purpurfarbene Spitzen. Gleditsch führet 11 Abänderungen an, welche theils der Farbe, theils der Gestalt nach, verschieden sind. Es giebt einige mit eingeschnittenen Spitzen, auch einen kammförmig gefalteten. Die gelben und röthlichen pfleget man zu essen. Viele ziehen sie den Morcheln vor. Verschiedene von den Abänderungen sollen giftig seyn, und heftiges Erbrechen mit andern Zufällen verursachen.

Keuschbaum, Agnus castus. Unter den zu dieser Gattung gehörenden Arten, welche insgesammt Sträucher sind, ist nur die folgende zur Verzierung der Lustgärten dauerhaft genug; ein Strauch mit gefingerten Blättern und Blumenähren.

Keuschbaum, oder **Europäische Mülen, Schaafmüllen, Abrahamsbaum**, Agnus castus officin. Vitex agnus castus L. **Vaterland:** Sicilien, Neapolis, auf sumpfigen Plätzen und an Bächen. **Stamm:** 5—6 F. hoch, mit sehr biegsamen Zweigen, welche mit einer bräunlich-grauen Rinde bekleidet sind. **Blätter:** fingerförmig, aus 5, 6, 7 bis 8 dunkelgrünen, schmalen, in eine stumpfe Spitze auslaufenden Blättchen zusammen gesetzt, von denen das mittelste das längste ist, die an den Seiten aber kürzer sind. **Blumen:** zu Ende des Sommers aus den Enden der Aeste hervor treibend, in ziemlich langen quirlförmigen Aehren, bläulich purpurroth. Die einzelnen, sehr wohlriechenden Blumen sind an sich unbeträchtlich; die ganze Blumenähre aber macht ein artiges Ansehen. Die Sorte hat weiße Blumen; die **Abart, breitblättriger Keuschbaum**, unterscheidet sich von der Hauptart, welche

schmalblättriger Keuschbaum genannt wird, beynahe durch nichts weiter, als daß die Blättchen kürzer, breiter, und sägeförmig sind, und daß er wohl nicht völlig dieselbe Höhe erreicht. Wenn junge Schüsse im Winter eingelegt werden: so pflegen sie im folgenden Herbste, zur Verpflanzung in die Pflanzschule, oder auch auf die ihnen im Garten bestimmte Stellen, zwar schon genug bewurzelt zu seyn; weil aber die Spitzen der späten Herbstschüsse im Winter oft erfrieren: so ist es besser, sie nach völlig vergangenen Winter erst zu verpflanzen, und ihnen dann auch die erfrornen Spitzen mit dem Messer zu nehmen. Wenn man sie immittelst im Winter verpflanzet: so muß das Abschneiden der erfrornen Spitzen dennoch bis zum Ende des März verschoben, und sie allererst dann bis zu 1—2 Augen über der Erde abgeschnitten werden. Auch abgeschnittene Zweige werden um die Mitte des Märzmonats, oder etwas später, auf eine schattige Rabatte in gute leichte Gartenerde gesteckt, den Sommer über begossen; die Rabatte aber wird, zur Abhaltung kalter schneidender Winde, mit Zweigen von Fichten oder Kiefern besteckt. Man lasse sie hier zur förmlichen Verpflanzung stehen, und pflanze sie dann im Frühjahre, wo möglich, in einen feuchten, leichten, fetten Boden, und in eine gut geschützte Lage. Ueberhaupt aber erfordert dieser verzierende Strauch einen beschützten Ort, und im Winter eine Bedeckung. Manche setzen ihn bey uns aber doch in Töpfe oder Kübel, halten ihn nicht zärtlich, und lassen ihn den Winter über in einem gemeinen Glashause oder Keller stehen. Nach Medikus ist er, ohngeachtet er vom Froste bisweilen leidet, dennoch als einheimisch zu achten. Er blühet alle Jahre. Im Frühjahre treiben die Blätter spät aus, und fallen im Herbste wieder ab. Die den Blättern, Blumen und Beeren zugeschriebene Tugenden sind sehr ungewiß, und bey den neuern Aerzten ist der Gebrauch derselben ganz abgeschafft worden.

Keutel, heißt bey den Fischern der Sack in der Mitte der Wathe, in welchem sich die Fische fangen.

Kichern, Ziser- oder Sisererbsen, Cicer sativum, oder arietinum L. Diese Pflanze macht ein eigenes Geschlecht aus, und gehöret in Spanien, Italien und im Orient unter den Saaten zu Hause. **Stengel:** haarig, ästig, 2 Fuß lang. **Blätter:** gefiedert, 7—9 Paar rundliche, graulichte, sägeförmige, mit einem einzelnen sich endigenden Blättchen. **Blumen:** klein, weiß, auf langen, 1—2blumigen Stielen. Die Hülse enthält zween rundliche, eckichte, an der Spitze umgebogene Saamenkerne. Man findet weißen, auch röthlichen Saamen, und die Schriftsteller führen solche Abänderungen als besondere Arten an. Manche unterhalten diese Pflanze in den Blumengärten, indem sie den Saamen zwischen andere Sommerblumen legen, zwischen welchen sie einen artigen Effect machen. An einigen Orten werden die Kichern zum Küchengebrauch gebauet, und, gleich andern Hülsenfrüchten, gekocht und gespeiset. Sie erfordern aber zur Verdauung keinen schwachen Magen, und machen leicht Blähungen. Vielleicht wird ihnen diese Eigenschaft völlig durch Hinwegnehmung der Hülsen, wie solches auch bey Erbsen und Bohnen Statt findet, benommen. Der Abt Domenico Sestini, der sich verschiedene Jahre in dem Türkischen Gebiete aufgehalten hat, sagt in seiner Beschreibung des Kanals

von

von Konstantinopel, daß an diesem Orte die Kichern in unendlich großer Menge verzehret werden. Der größte Theil wird geröstet verkauft, und zwar von eigends sich damit abgebenden Leuten, welche Röster genannt werden. Diese haben eine sonderbare Geschicklichkeit, die Erbsen unter dem Rösten von ihrer Schale zu reinigen, und sehr schmackhaft zu machen. Von solchen orientalischen gerösteten Erbsen, oder der Art, sie zu essen, und vom Alterthum derselben, hat Schaw, in seiner Beschreibung der Barbarey, eine eigene Abhandlung geliefert. Wer wird nun unter uns, zum Besten der Kaffeetrinker, die Röstungsart der Türken ausfinden und bekannt machen? Schon Valentini merkt in seinem Kräuterbuche an: „es ist gewiß „und sicher, daß unter allen Hülsenfrüchten, mit welchen man den Kaffee nachmachen wollen, keine gefunden worden, „mit welchen diese Sache so wohl angegangen sey, als die Kichern."

Man hat in einigen Gegenden jetzt mehr als jemals den Gebrauch dieser Hülsenfrucht zum Kaffee hervor gesucht. Es wird aber, wie eben gesagt worden, das Hinwegthun der Hülse uns den Trank davon doch auch wohlschmeckender und gesünder machen, um so mehr, als es unsre neuesten Erfahrungen schon ausweisen, daß halb Kichern und halb Cichorien den völligen Geschmack des Orientalischen Kaffees haben, und letztern also ganz entbehrlich machen. Uebrigens verlangen die Kichern einen mittelmäßig gedüngten, nicht schweren, Boden. Ist dieser aber nicht mager: so bedarf er nicht des Düngens; die Aussaat geschieht im April, und die ganze Bestellung und Wartung kömmt mit den Erbsen überein.

Kiefer, s. Nadelholz.

Kiel, der festere, unten hohle Theil an den Federn des Federviehs: daher das Wort kielen, wenn die jugendlichen Flaumfedern den gewöhnlich größern Platz machen; man sagt daher: die jungen Gänse kielen.

Kies, grobkörniger mit kleinen Steinen vermengter, oder aus kleinen Kieseln bestehender Sand, welcher auch Gries und Grand genannt wird; Kiessand, Kieselsand; daher kiesicht, dem Kiese, d. i. groben Sande ähnlich. Kiesig, Kies oder groben Sand enthaltend. Es ist ein großer Unterschied zwischen einem kiesigen Boden, und einer Schicht, oder einem Bette von Kies. Dieser findet sich häufig in kleinen Tiefen in der Erde; bisweilen siehet man denselben auch bloß auf der Oberfläche, und ohne Mischung von Erde. Was Kies genannt wird, ist eine Quantität kleiner Kiesel. Wenn diese die Oberfläche der Erde ausmachen: so liegen sie an der Stelle des Bodens, wie wohl sie nicht eigentlich ein Boden genannt werden können. Sie können keinen Pflanzen Nahrung geben, es wachsen auch keine wild darunter, ausgenommen einige wenige an den Seeufern, die nämlich, welche so lange Wurzeln haben, daß sie 1 — 2 F. tief durch diese lockern Steine in die Erde dringen können. Eine solche Bedeckung der Erde also, die blos aus einer Quantität Kiesel besteht, wird Kies genannt; ein kiesiger Boden aber ist eine Zusammensetzung von guter Erde, Sand, Kley (d. i. zäher und fester Erde,) oder einer andern Substanz, mit diesem Kiese.

Die beste Art Kies, zur Belegung der Gänge in den Gärten, ist diejenige, welche aus einigermaaßen irregulairen Kieseln,

sehr vielen andern harten Steinen, und aus einer guten Quantität mergeligen Lehmes bestehet. Der Lehm, wovon die ganze Masse gelb aussieht, macht, daß der Kies dicht und fest bindet. Denn er füllet alle Löcher zwischen den Steinen; und der Kley, woraus er zugleich mit zusammen gesetzt ist, hält alles fest, und verhütet, daß der Sand bey trockner Witterung sich nicht erheben kann.

Ein **Kiesboden**, oder ein von guter Erde, Sand, Kley, oder einer andern Substanz, mit dem Kiese zusammen gesetzter Boden, ist von verschiedener Art, nachdem nämlich die Materie, woraus er besteht, beschaffen ist. Daher giebt es kleyigen, lehmigen, sandigen und auch mergeligen Boden. Wenn ein kiesiger Boden sehr schlecht ist: so ist die Bemühung, ihn zu verbessern, sehr kostspielig oder mehrentheils ganz vergeblich. Ist derselbe noch einigermaaßen mit guter Erde gemischt: so dient dieß dazu, daß er die Düngung, worinn sie auch immer bestehen mag, leichter behält. Ist aber gar zu wenig Erde darunter: so wird die Düngung durch den Kies weggespület. An einigen Orten besteht der Kies eines solchen Erdbodens ganz aus glatten, runden Steinen; an andern ist aber eine Mischung irregulairer Steine darunter. Zuweilen ist auch der Boden aus solchen irregulairen Steinen und aus Erde zusammen gesetzt, ohne daß sich ein einziger glatter runder Stein darunter befindet. Ein solcher Boden wird mit Unrecht ein Kies- oder ein kiesiger Boden genannt, und er sollte billig ein steiniger heißen. Denn die darinn befindlichen Stücke sind Kalk- oder andere Felssteine. Dieses ist ein viel besserer Boden, als der andere. Denn die Kalksteine sind von Natur warm, und weil sie ungleiche Gestalten haben: so mischen sie sich besser mit der Erde, und bleiben besser darinn, als die andern Steine, deren Runde und Glätte verursachet, daß sie beständig heraus fallen. Der Boden, welcher aus **kleyigem Kiese** besteht, ist sehr zähe und beschwerlich. Die Steine brechen zwar die Substanz des Kleyes, und machen dem Regen Platz, hinein zu kommen, wie auch den Wurzeln der Pflanzen, daß sie durchdringen können; es fehlt aber an einer gehörigen Mischung von Erde, zum Grunde und zur Unterstützung des Wachsthums. Dieser Boden wird am besten mit leichtem, spröden Mergel gedünget, welcher sich im Wasser in Staub verwandelt. Fehlt es an dergleichen Mergel: so muß man sich mit feinem Sande zu helfen suchen, und dabey Rinds- oder Schaafmist von Zeit zu Zeit auflegen. **Lehmiger Kiesboden** ist besser als der vorige; er hat eine Mischung von Kley, Sand, feiner Erde, und runden Steinen, und muß eben so, als die schlechtere Art von lehmigen Boden, gedünget werden. Ein Boden, welcher **sandigen Kies** hat, ist, wenn gleich viel Erde mit dem Sande und Kiese vermischt ist, doch nur sehr mittelmäßig. Ist er aber von der schlechtesten Art: so kann er kaum bearbeitet werden, weil der Regen den Sand, und mit diesem die Düngung, leicht abspült, und den Boden in den Zustand eines natürlichen und blossen Kieses verwandelt. Die einzige Art, einen solchen Boden zu verbessern, ist, einen Lehm daraus zu machen, d. i. ihn mit vielem Lehm zu überfahren, und ihn alsdann zu düngen. Er wird gut mit Rinds- oder Schaafmist beworfen, und wenn Mergel daneben zu haben ist: so wird solcher eine vortreffliche Düngung seyn.

Der kiesige Boden bringt überhaupt, wenn

wenn er zum Wiesengrunde gebraucht wird, süßes Gras hervor. Wird er nach seiner verschiedenen Art mit Schlamm, Mist oder Mergel gedünget: so bringt er das Gras in ziemlicher Menge. Es ist aber zum Düngen der Wiesengründe auf einem kiesigen Boden überhaupt nichts besser, als eine Mischung von mürbem Miste, reinem Schlamme aus den Gräben und den Böden alter Heuschober. Wird eine solche Mischung durch den Regen almälich hinein gespület: so wird eine vortreffliche Wirkung erfolgen. Bäume gerathen auf diesen Böden viel mehr durch Hülfe der darunter liegenden Schicht, als durch den Boden selbst; Büchen und Eschen, an einigen Orten auch Ulmen, aber nicht durchgehends.

Im Bergbaue und der Mineralogie ist der **Kies** eine gelbe oder weiße Steinart, welche das Haupterz des Schwefels und Arseniks ist, und im ersten Falle Schwefelkies; im letztern weißer Kies, arsenikalischer oder Giftkies, Wasserkies, genannt wird, von dem Nebengehalte und der äußern Gestalt aber verschiedene andere Namen bekömmt.

Kiesel, Kiesel- oder Feldstein, Felskiesel, Fluß- oder Wasserkiesel, undurchsichtiger grober Kiesel. Die Gelehrten brauchen das Wort Kiesel nicht in einerley Bedeutung. Man kann aber eine doppelte Bedeutung davon annehmen. In der engern, die wir hier annehmen, trennet man die Kieselsteine von den Hornsteinen; die weitere aber faßt die Hornsteine zugleich mit unter die Kiesel. Wir verstehen also hier unter Kiesel diejenigen glasartigen, undurchsichtigen Steine, welche am Stahl zwar Feuer schlagen, im Bruche aber uneben, rauh und spröde sind, und beym Zerschlagen in Stücke von unbestimmter Figur zerspringen. Sie werden sowohl in Brüchen, als auch lose auf Feldern, in Wassern und an den Stränden gefunden. Ihre Größe und Figur ist mancherley. Auch die Farbe ist sehr verschieden: weiß, grau, schwarz, braun, roth, bunt. Man kann sie, in Ansehung der Farben, in einfarbige und mehrfarbige abtheilen; letztere haben gemeiniglich nur zwo Farben; seltener sind diejenigen, welche mehr als zwo Farben haben. Die so genannten **Puddingsteine** machen eine Ausnahme, als welche, zumal wenn sie angeschliffen sind, oft viele Farben haben. Auf den mehrfarbigen Steinen siehet man oft weiße Adern, welche bald Feldspath, bald Quarz sind. Wenn diese weiße Adern ein förmliches Kreuz bilden: so werden dergleichen Steine **Kreuzsteine**, Lapides cruciferi, genannt, und man weiset ihnen dann in den Sammlungen einen eigenen Platz unter den Steinspielen an. Hin und wieder hat man angefangen, die mehrfarbigen Steine aufzusuchen, und solche zu Hemden- Westen- Stockknöpfen u. dergl. zu schleifen.

Die sehr großen Kieselsteine werden, wo sie in der Nähe zu haben sind, beym Bauen zu Fundamentsteinen mit Nutzen gebrauchet. Sie werden zum Theil auch gesprengt, um damit auch über der Erde Mauern zu errichten. Die kleinern Steine werden, nebst denen von mittlerer Größe, zum Bepflastern der Straßen gebraucht; so wie jene auch mit starken eisernen Hämmern zum Chausseebau da klein zerschlagen werden, wo es an Kies mangelt.

Wenn leichte Sandäcker mit kleinen Kieseln wie besäet gefunden werden: so muß man sich hüten, die Aecker davon zu reinigen. Sie halten das Erdreich unter und weben

sich frisch und fest, und sind als Beförderungsmittel der Fruchtbarkeit auf solchen Aeckern anzusehen. Nur die großen Steine, welche dem Pfluge widerstehen, oder großen Raum hinweg nehmen, sind fortzuschaffen.

Kiestruhe, ist beym Wasserbau eine aus Bohlen und Latten gemachte Kiste, die mit Kies ausgefüllet, mit abwechselnden, gegen einander liegenden, buschichten und rauhen Tannen, vermittelst starker Bastseile, ins Wasser gesenket wird. Sie dienet bey einem Ufer eines Bruchs das Wasser abzuleiten, oder kann auch sonst als ein Senkwerk in tiefe Wasserlöcher zur Ausfüllung gebraucht werden.

Kimm, Kimmschlag, bey den Böttchern diejenige Rinne in den Stäben oder Dauben von einigen Linien stark, worein der Boden großer Gefäße gesetzt wird, zum Unterschied der **Krösse**, worein nur dünne Böden kleiner Gefäße gesetzt werden. Hierzu braucht der Böttcher das **Kimmeisen**, eine Art kleinen Beils, wie ein Hackemesser gestaltet, dessen Stiel auch von Eisen ist.

Kimmweiden, beym Korbmachen die Weiden, mit welchen die Staken an dem Boden verflochten, und um welche der Körper eines Korbes gebildet wird.

Kinn, in der Baukunst das an der Rinnleiste herab hangende vorderste Stückchen Leiste von der Regenrinne.

Kinnkette, eine Kette, die an den Stangen eines Pferdezaums befestiget ist, und beyde Stangen verbindet. Man hat 3 Arten: Panzerketten, Englische und Französische Kinnketten. Die letzten beyden Arten unterscheiden sich darinn, daß jene nur einfach, diese, wie die Schaumketten gebogen, die Panzerketten aber am massivsten sind.

Kinnkettenkappe, eine Art Kappe am Zaume, die bey muthigen Pferden gebraucht wird, und an beyden Enden spitzig zusammen läuft.

Kippkarren, ein Karren mit einem Kasten, welcher, nach Wegnehmung eines Theils der Grundfläche, an einer Seite niedersinkt, damit man das darinn Befindliche ausleeren kann.

Kirchgang, wenn der edle Hirsch sicher, ruhig und stolz zu Holze geht.

Kirr, o, Schnepfe hoch! so rufen die Treibleute bey der Schnepfenjagd, wenn sie eine Schnepfe auffliegen sehen, damit sich die ausgestellten Spürer in Acht nehmen, und nichts vorbey lassen.

Kirschbaum, ein sehr gemeiner Fruchtbaum, welcher uns die ersten reifen Früchte, und zwar in einer solchen Jahrszeit, liefert, da dieselben außerordentlich angenehm und erfrischend sind, und nicht nur zum Nachtische, sondern auch sonst in der Küche auf mannichfaltige Art genutzt werden können. Es giebt zwo Kirschenarten, welche, ihrer Früchte wegen, gezogen werden: gemeine Kirschen oder Gartenkirschen, und Vogelkirschen oder Twieselbeeren.

1) **Wilder Kirschbaum, Vogelkirsche, Twiesel- Zwiesel- Karsebeerenbaum, Wißbeere, Wispelbeere, Kostebeere, Koferkirsche, Kasbeere**, Cerasus nigra Miller. Prunus avium L., wächst bey uns wild in den Holzungen, sowohl auf Ebnen als auf Bergen; der Stamm treibt hurtig in die Höhe, und ist bey gesunden Bäumchen gera-

de.

de. Die Früchte sind im Jul. reif, klein, mehr ey- als herzförmig, und bald roth, bald schwarz. Man findet auch weiße in Gärten. Das Fleisch ist nicht dicke, etwas trocken, vom Geschmacke wäßricht, süße; der Stein mit dem Fleische verwachsen, und, im Verhältnisse desselben, groß. Die jungen Stämme sind gut, andere Arten darauf zu pfropfen und zu oculiren, indem sie geschwind wachsen und länger dauern. Doch ist es besser, die Kerne davon in der Baumschule auszusäen, als hiezu die Stämme aus den Holzungen zu nehmen. Das Holz ist gelbröthlich, fein von Adern, und wird von Tischlern und Drechslern gern verarbeitet. Die Früchte locken die Vögel häufig herbey, und man kann aus ihnen einen angenehmen und starken Wein durch die Gährung verfertigen. Man gönnet der Vogelkirsche, und ihren Sorten, in einer Sammlung von Kirschen eine Stelle, um solche hochstämmig, öfters auch zur Abhaltung der Sturmwinde, zu ziehen, indem sie eine Höhe von 40—50 F. erreichen; öfters auch, um den Sperlingen und andern Vögeln Aufenthalt zu verschaffen, damit sie nicht zu stark in die Gartenkirschen einfallen sollen, als welches in der Nähe der Städte am meisten geschiehet. Man unterhält aber auch dergleichen zur Vermehrung der Mannichfaltigkeit, weil sie den Gartenkirschen auf eine angenehme Art zur Folge dienen. Die große schwarze Vogelkirsche verdienet jedoch den Vorzug vor den übrigen Sorten. Die beyden kleinen schwarzen und rothen Sorten pflegt man auch wohl zur Ausschmückung der Alleen und Parks zu pflanzen, oder auch wohl um den Rand der Felder Hecken von ihnen zu ziehen.

2) Der **Gartenkirschbaum**, C. vulgaris Miller. Prunus cerasus L., wächst nicht allzu hoch, und der Wuchs der Aeste bleibt sperrhaft. Münchhausen hat vier Hauptsorten angenommen, die von uns hier angeführet, und derselben weitere Abweichungen angegeben werden:

A. **Schwarze süße Kirschen**, davon es zwoerley Sorten giebt, als: a) weiche, saftige, runde, mit einem runden Stein; diese nennt man schlechthin **schwarze Kirschen**, oder **Weichseln**, oder **Twieselbeeren**; sie scheinen von der ersten Art abzustammen, oder b) lange, herzförmige, am Fleisch härtere, mit einem länglichten Stein, welche man **schwarze Herzkirschen**, **Knorpelkirschen** nennet.

B. **Weiße Kirschen**, welche gleichfalls diesen doppelten Unterschied zeigen, als: **runde** und **lange herzförmige**; die ersten heißen schlechtweg **weiße Kirschen**, die andern **weiße Herzkirschen**.

C. **Saure Kirschen**. Der Baum bleibt niedriger, und treibt schlanke, hängende Aeste; das Laub ist mehr rund und dunkler, die Borke schwärzlich, und nicht glatt, die Frucht kugelrund, und im reifen Zustande fast schwarz, mit einem dunkelrothen Safte angefüllet, von dicker Schale, rundem, etwas platt gedrückten Kerne, und kurzem Stiele. Nach dem Geschmacke unterscheidet man zwo Sorten, als erstlich **recht saure**, von einigen **Emmerling** oder **Bloderkirsche** genannt. Wenn solche groß, schwarz und saftig sind: nennt man sie **Amarellen** oder **Morellen**, und zweytens **säuerlich süße**, welche, dem Geschmacke nach, zu den angenehmsten gehören, und gleichsam das Mittel zwischen den sauern Amarellen und der vierten Sorte ausmachen; diese sind:

D. Die **Glaskirschen**, welche keine Abänderung leiden. Die Frucht ist halb klar, und fast durchsichtig, rund, etwas

platt gedrückt, mit einer rothen Schale, und einem weißen, süßlichten Safte.

Wie du Hamel erzählt: so theilet man in Frankreich die Kirschen in zwo Classen: 1) in Herzkirschen; 2) in runde Kirschen. Die Herzkirschen theilet man abermals a) in Mériſiers, Twieſelbeeren; b) in Guiguiers, Herzkirschen mit weichem und saftreichen Fleische; und c) in Bigarreautiers, Knorpel- oder Herzkirschen, mit festem Fleische. Die runden Kirschen werden alle Ceriſiers genannt.

Zwischen den sauern und süßen Kirschen findet noch der Unterschied Statt, daß man saure auf saure, und süße auf süße Kirschstämme oculiren muß, wenn die Bäume ein gutes Ansehen und Wachsthum haben sollen. Süße Kirschen kommen zwar auf sauern Stämmen fort; das Gegentheil aber findet nicht Statt. Die süßen Kirschen werden auf sauern Stämmen im Holze allezeit dicker, und der darauf gesetzte Zweig von einer sauern Kirsche wird gegen den übrigen Theil des Stammes kein Verhältniß haben, auch nicht so lange dauern, als süß auf süß gesetzte Stämme. Dagegen vertragen sich Stämme und Reiser von der sauern und weißen Art besser zusammen. Es ist endlich noch merkwürdig, daß es keine weiße saure Kirschen giebt, da man doch sowohl schwarze, als auch rothe, oder braune von beyderley Geschmack hat.

Die Kirschbäume bringen ihre Früchte nicht nur an jungem vorjährigen Holze, und zwar unmittelbar aus den Knospen der Zweige; sondern auch aus altem Holze, und zwar vornehmlich auf kurzen, an demselben stehenden so genannten Augen- oder Fruchtträgern, welche zuerst an dem äußern Ende der Zweige, und nachher nach und nach rückwärts den Zweigen entlangs, zum Vorschein kommen. Auch bleibt ein und eben dasselbe tragende Holz an ihnen verschiedene Jahre tragbar; daher man denn auch bey den fächerförmig gezogenen Kirschbäumen nur dann junges Holz zu zuziehen gebraucht, wenn es zur Ersetzung sehr alter und untragbar gewordener Zweige nöthig ist; gleichwie auch, bey Gelegenheit des Beschneidens, weder ihre jungen Schüsse, noch ihre ältern Zweige verkürzt werden dürfen, weil man sie sonst nicht nur ihres am ersten zur Tracht kommenden Theiles berauben, sondern sie auch, viele Seitenschossen zu treiben, dadurch zwingen und verursachen würde, daß sie nur wenig Fruchtträger setzten. Nur die frühe May- und Amarellkirsche tragen am meisten am jungen Holze; daher man ihnen denn zu einer jeden künftigen Jahrestracht jährlich mehr vorjähriges junges Holz lassen muß, als den übrigen Sorten.

Alle Kirschsorten können gleich gut nicht nur an Mauern und Spalieren, sondern auch als voll- oder halbstämmige Bäume, wie auch zur Mannichfaltigkeit und zum Treiben als zwerghochstämmige Bäume gezogen werden. Sie sind insgesammt so dauerhaft, daß sie in jedem fruchtbaren Boden, und in jeder freyen Lage fortkommen. An Mauern und Spalieren müssen sie 15—20 F. weit von einander gesetzt werden; die hochstämmigen aber müssen 30 F. Raum haben. Gegen Mauern und an Spaliere pflanze man also einige Stück frühe Maykirschen, und eine größere Anzahl von andern und großen Sorten; einige, um schon früh im May und Jun. reife Kirschen zu haben, an südliche Mauern; einige, um nach diesen die Folge zu haben, an westliche und östliche Mauern; einige aber, um noch im Aug. und Sept. reife Kirschen zu genießen, an nördliche Mauern. Zu diesem letzten Zwecke pflegt gemei-

gemeiniglich die Amarellenkirsche genommen zu werden, wiewohl dieselbe, wenn sie gut von Geschmack werden soll, lieber in eine südliche Lage gepflanzt seyn will.

Wenn man junge Kirschbäume ziehen will: muß man diejenigen Sorten, welche man verlanget, auf junge Kernstämme pfropfen oder oculiren; und zwar, wie oben bereits gesagt worden, auf Twieselbeerenstämme, als welche nicht nur am dauerhaftesten sind, sondern auch das stärkste Wachßthum haben, oder auf junge Stämme von irgend einer Sorte von Gartenkirschen, je nachdem man solche am leichtesten bekommen kann. Die Kernstämme selbst ziehet man auf eben die Art, wie andre Bäume, aus Twieselbeeren- oder Kirschkernen. Das Pfropfen muß im Frühjahre; das Oculiren im Sommer vorgenommen werden. Diejenigen Stämme, welche gegen Mauern gepflanzt werden sollen, und überhaupt alle Zwergkirschbäume, müssen nahe an der Erde; diejenigen aber, welche hochstämmig werden sollen, müssen verschiedene Fuß hoch über der Erde gepfropft oder oculirt werden. Die eingepfropften Reiser thun noch in demselben Jahre; die eingesetzten Augen aber erst im folgenden Frühjahre einen Schuß; und wenn sie diesen gethan haben: können die jungen Bäume entweder schon im Herbste sogleich förmlich in den Garten gepflanzt, oder auch erst noch länger in der Baumschule gelassen werden. In beyden Fällen müssen sie nachher zu der Absicht, zu welcher sie bestimmt sind, wie Aepfel und Apricosen, gezogen werden. Das Verpflanzen kann vom Nov bis März geschehen. Wenn sie dann ausgegraben sind, schneide man zuvörderst an ihren Wurzeln die etwa abgebrochenen Stücke, und die etwanigen unregelmäßigen Fächer- oder Kronzweige ab, lasse aber übrigens alles unverkürzt, und pflanze dann die Zwergbäume an die Mauern und Spaliere 15 — 20 F. weit von einander; die hochstämmigen aber, wenn ein ganzer Kirschgarten angelegt werden soll, 30 Fuß und darüber.

In Ansehung der fernern Wartung der an Mauern und Spaliere gepflanzten Kirschbäume ist folgendes zu bemerken: Denen, welche einjährig verpflanzt sind, und also ihren erst jährigen Schuß noch unverkürzt haben, muß man diesen, damit sie niedrige Seitenzweige zu treiben gezwungen werden, im März bis auf wenige Augen verkürzen; was aber diejenigen betrifft, deren erster Schuß in der Baumschule bereits verkürzt ist, und welche also schon mit mehrern Seitenzweigen versehen sind: deren Zweige muß man an der Mauer, oder an dem Spalier, meistens nach ihrer völligen Länge, waagerecht, und auf beyden Seiten des Stammes eine gleiche Anzahl von Zweigen, ein Zweig immer 4 — 5 Z. von dem andern entfernt, befestigen; und damit sie eine noch größre Zahl waagerecht laufender Seitenzweige zu treiben gezwungen werden: mag man im Sommer einigen der jungen dießjährigen Schüsse die Spitze abkneipen, auch, damit die Mauer oder das Spalier aufwärts regelmäßig bekleidet werde, so von Jahr zu Jahr fortfahren, die Anzahl der Seitenzweige zu vermehren; alle vorn heraus kommende Triebe aber, und überhaupt alle andere unregelmäßige und überflüßige junge Triebe müssen abgerieben oder weg geschnitten; diejenigen jedoch, welche regelmäßig heraus treiben, müssen, in der zuvor gemeldeten Entfernung, von einander, und zwar allezeit nach ihrer völligen Länge, so lang als sie irgend Raum haben, in ge-

rader Linie, dicht an der Mauer oder dem Spalier befestigt werden. Auf solche Weise pflegen dergleichen junge Bäume von selbst viele Augen- oder Fruchtträger zu treiben, und schon in 2 — 3 Jahren reichlich zu tragen. In der Folge müssen ihre tragbaren Zweige so lange, als sie tragbar bleiben, beybehalten, und sowohl im Sommer, als im Winter, nach folgender Vorschrift beschnitten werden: Im Sommer mache man mit dem Beschneiden allezeit im May oder Jun. den Anfang, nehme alle dießjährige neue unnütze Schüsse, z. E. solche, die vorn heraus treiben, oder offenbar überflüßig und unnöthig sind, weg, behalte nur von solchen neuen Seitenschüssen einen guten Vorrath bis zum künftigen Winter in Reserve bey, welche regelmäßig stehen, und leite solche den Sommer über nach ihrer ganzen Länge fort. Im Winter untersuche man die tragbaren Hauptzweige, ob etwa einer von ihnen unfruchtbar, nackend oder abgestorben sey, schneide solchen weg, und nehme junges Holz in seine Stelle auf; man wähle, wo es nöthig ist, regelmäßig stehende vorjährige Schüsse aus, um etwanige Lücken damit zu füllen, wie auch für jeden waagerechten Hauptzweig ein Leitreis; und schneide dann alle nun überflüßige junge Schüsse glatt am Holze weg, schone jedoch überall die Fruchtträger; und wenn das Beschneiden vollendet ist, befestige man alle Zweige aufs neue ganz regelmäßig, jeden Zweig nach seiner völligen Länge, und einen immer 4 bis 5 Zoll über dem andern.

Die verpflanzten hochstämmigen Kirschstämme, wenn ihnen nach der, zu den Aepfelbäumen gegebenen, Vorschrift ihre völlige Gestalt schon in der Baumschule gegeben ist, und sie so weitläuftig gepflanzt sind, daß ihre Kronen völlig Raum haben, sich auszubreiten, gebrauchen in der Folge nur wenig beschnitten zu werden. Man darf ihnen nur im Winter die einzelnen sich zu sehr drängenden Zweige verdünnen, unregelmäßige Zweige hinweg nehmen, und todtes, krebsartiges Holz hinweg schneiden. Uebrigens aber muß man ihre Hauptzweige in ihrem natürlichen Wachsthume frey fortwachsen lassen, und dann pflegen sich an ihnen entlangs bald sehr viele Fruchtknospen zu erzeugen.

Die Kirschen werden auf verschiedene Art genutzet, und, da man sie in ihrem frischen Zustande nicht lange erhalten kann, auf mancherley Weise, nach Anleitung der H. M., zubereitet. Will man die frischen Kirschen im besten Geschmacke genießen: so muß man sie Vormittags, ehe sie von der Sonne beschienen sind, abpflücken. Die frischen, sonderlich sauern Kirschen, können als ein auflösendes Mittel denjenigen empfohlen werden, welche mit langwierigen Krankheiten, die von einer Verstopfung der Eingeweide ihren Ursprung haben, beschwert sind. Van Swieten lobet sie wider die Melancholie und andere dergleichen Krankheiten, und giebt den Rath, sie so häufig zu genießen, bis dadurch ein Durchfall erreget worden ist, welcher auch nicht zu verstopfen ist. Bey hitzigen Fiebern geben sie abgekocht dem Kranken eine Kühlung, und sind ein nützliches Getränke. Das Kirschharz hat alle Eigenschaft des Arabischen Gummi, und sollte nicht so verkannt, sondern häufig gesammelt werden.

3) **Kirschbaum mit gefüllten Blumen**, C. vulgaris duplici flore. Ein Baum von mäßigem Wuchse, mit sehr großen, gefüllten, reinen weißen, in großen und edlen Büscheln beysammen stehenden

den Blumen, welche sehr schön sind, auf langen dünnen Stielen stehen, und den Zweigen ein freyes und ungezwungenes Ansehen geben; so gefüllt als eine Rose sind, an dem ganzen Baume überall in schwelgerischer Menge erscheinen, und in Lustgebüschen und andern Quartieren der Lustgärten ein herrlich verzierendes Ansehen machen, im May blühen, selten aber Früchte hinterlassen. Der gemeine Kirschbaum hat zur Zeit seiner Blüthe ein gefallendes, der mit gefüllten Blumen aber ein bezauberndes Ansehen, und macht mit seiner schwelgerischen Blüthe auf die Einbildungskraft einen frappanten Eindruck. Hochstämmig, und in der Ferne gleicht er einem Schnee-Balle, und je mehr man sich ihm nähert, desto mehr Vergnügen gewähret sein Anblick. Er läßt sich sowohl hoch- als zwergstämmig ziehen.

4) **Kirschbaum mit rothen Blumen.** Unterscheidet sich von der gemeinen Art nur durch die blaßrothe Farbe seiner Blüthen. Beyde werden zur Verzierung der Lustgebüsche gepflanzt, und durch Pfropfen und Oculiren auf schwarze Twieselbeeren, oder gemeine Kirschstämme, vermehret. Wenn man sie niedrig und zwergig ziehen will: so setzt man sie lieber auf Kernstämme vom P. Padus, (Traubenkirsche) weil solche einen mehr niedrigern Wuchs, als Twieselbeerenstämme, haben.

5) **Traubenkirsche, Büschel-Vogel-Alp-Ahl-Hohl-Ottkirsche, Moscowitische Lorbeerkirsche, schwarze Weide, Stink-Hunds-Faul-Tölpenhens-Wiede-Glant-Alt-Oelbeer-Drachen-Heren-Kitschbaum, Elsen-Triesel-Raul-Hau-Kintschel-Gicht-Hühneraugenbeere, Elpel, Epen, Esten, Elxen, Eleren, Axe, Parscherpen, Papstweide, Kandelwiede, Wasserschlinge, Haarholz, Scherpken, Mayenbusch,** P. Padus L. **Vaterl.:** Europa, in feuchten Feldern und Ellernbrüchern in vielen Gegenden; ist auch, wenn die Blätter abgefallen sind, dem äußern Ansehen nach, den Ellern sehr ähnlich, und daher auch wohl von Forstleuten damit verwechselt worden. **Stamm:** 15 bis 20 F. hoch und darüber, hat einen strauchähnlichen Wuchs, eine ausgebreitete Krone, und ein schönes Ansehen. Die Rinde der ältern Schüsse dunkelbraun, auf purpurroth ziehend, und mit einigen wenigen graulichen Flecken besprengt, oder hin und wieder mit kleinen Warzen besetzt, die der letztjährigen Schüsse aber glätter und röthlich, mit früh im Winter zu schwellen beginnenden Holzknospen. **Blätter:** groß, fast länglich, rauch, sägeförmig, auf der Unterfläche heller, oder mehr weißlich, und nahe an dem Stiele mit 2 kleinen Drüsen besetzt, wodurch sich diese Art vornehmlich kenntbar macht, (auf der untern Seite der Basis mit 2 Drüsen abwechselnd). **Blumen:** in langen lockern Trauben, von ungezwungenem und gefälligen Ansehen, an den Seiten der Zweige, jede auf ihrem eigenen Stiele, abwechselnd eingefügt, weiß, im May, hinterlassen kleine, runde, anfangs grüne, dann roth, und im Aug. zur Zeit der Reife schwarz werdende Beeren, von süßem, widrigen Geschmacke, (die Kamtschadalen und Lappen essen sie mit Salz,) denen die Vögel sehr nachgehen, daher man den Baum in England Vogelkirsche nennt, und manche Gartenfreunde denselben in der Absicht, die gefiederten Sänger in großer Anzahl einzuladen, in mehr, als gewöhnlicher Menge, in ihre Pflanzungen aufnehmen. Man findet auch

rothe Beeren; es soll auch weiße geben. Man empfiehlet diesen Baum zum Anbau in niedrigen, morastigen Gegenden, welche der Ueberschwemmung ausgesetzt sind; er wird daselbst durch die häufigen Nebensprossen bald zu einem Strauche; er dienet daher auch, die Ufer an reißenden Ströhmen zu befestigen, indem er diese stark durchwurzelt. Einige bedienen sich seines Stammes, um Kirschen darauf zu impfen; welches Verfahren denn für sehr nasse oder niedrige Gegenden, in welchen die Kirschbäume sonst nicht fortkommen, noch Bestand haben können, zu empfehlen seyn dürfte. Gemeiniglich wird das Holz unter anderm Schlagholze mit abgetrieben, und, wenn solches stark genug ist, zu verschiedener Drechslerarbeit und allerley kleinem Hausgeräthe, sonderlich zu Büchsenschäften, gebrauchet. Es erhält zuweilen den Namen **St. Lucienholz**, und wird mit dem Mahalebkirschbaume verwechselt. Mit der innern Rinde des Holzes wird grün gefärbet, auch pflegt man, vielleicht aus einem Aberglauben, die Vogelnetze damit zu färben. Mit dem aus der Rinde verfertigten starken Tranke will Gadd die Liebesseuche vertrieben haben. Die Beeren verstopfen den Leib, und werden von einigen wider den Durchfall und die rothe Ruhr gebrauchet. Manche Bauern legen blühende Zweige von diesem Baume in die Scheunen, Ställe und auf die Kornböden, um die Mäuse damit zu vertreiben. So viel ist gewiß, daß seine Blüthe so stark ist, daß sie, sonderlich des Abends, den Kopf leicht einnehmen kann. Es wird dieser Baum von vielen mit dem Faulbaume verwechselt, von welchem er aber ganz verschieden ist.

6) **Virginische Traubenkirsche**, P. Virginiana Mill. Prunus Virginiana L. **Vaterl.**: Virginien, Carolina. Er erreicht eine Höhe von 30—40 Fuß, und macht eine sehr ästige Krone, die Rinde dunkelbraun, auf purpurroth ziehend, und mit einigen graulichen Flecken unregelmäßig gezeichnet, die jungen Schüsse heller von Farbe, und sehr glatt, der ganze Baum ungleich ästiger, als die vorher gehende Art. **Blätter**: eyrund-länglich, seicht-sägeförmig, leuchtendgrün, abwechselnd, kurz gestielt, bleiben spät in dem Herbste, auf der obern Seite der Basis mit 2 Drüsen. Bisweilen sieht man nur eine, auch wohl gar keine, indem sich solche zuweilen in kleine Nebenblätter verwandeln, welche mit dem Rande des Blattes genau zusammen hängen. **Blumen**: in langen Trauben, weiß, wohlriechend, im Jun. und Jul.; stellen lange Aehren vor; hinterlassen kleine, runde, schwarze Beeren. Dieser Baum nimmt sich, hochstämmig gezogen, überall gut aus, und macht in Parks und auf Rasenstücken eine artige Mannichfaltigkeit; auch ist der Anbau für Wälder zu empfehlen, weil sich das Holz sehr glatt poliren läßt, und schöne schwarze und weiße Adern hat. In Nordamerika werden daraus Tische, Stühle, Schränke u. s. w. verfertiget, welche, je älter sie werden, desto schöner in die Augen fallen.

7) **Mahalebkirsche, wohlriechender Kirschbaum, Dintenbeeren, Steinweichsel, Mayalep**, Prunus Mahaleb L. **Vaterl.**: Deutschland, die Schweiz. Wächset 10—15 F. hoch, die Rinde der Zweige glatt und weißlichgrau. **Blätter**: klein, eyrund, leuchtendgrün, abwechselnd. **Blumen**: auf den Enden, in rundlichen Sträußen, weiß, im May, hinterlassen kleine schwarze Beeren, denen die Vögel sehr nachgehen. Das Holz dieses

ses Baumes wird wegen seines Wohlgeruches von den Tischlern sehr geschätzet. Man pflanzt den Baum in Lustgebüsche zur Verzierung und zur Mannichfaltigkeit; er hält bey uns im freyen Lande aus, wächst in jedem, auch schlechten steinichten Boden, und kann durch eingelegte Zweige, auch, ohne Mühe, durch die Beeren vermehret, ingleichen auf Kirschstämme gepfropfet und oculiret werden. Die Beeren sind schwarz, glatt, eyförmig, von der Größe einer Erbse; sie stehen gerade an dem Hauptstiele in die Höhe, werden zu Ende des Jul. reif, und haben wenig und fast unschmackhaftes Fleisch; daher der Stein fast so groß, als die Frucht selbst, ist. Die Blätter haben im Geschmacke etwas ähnliches mit den bittern Mandeln; die Beeren sind auch bitter, werden aber dennoch von den Vögeln gern gefressen, und dadurch in den Gehägen angelocket. Das Holz sieht bräunlich und röthlich aus, ist hart, ohne Splint, und verliert nie seinen guten Geruch. Die Kerne dieser Frucht, welche unter dem Namen **Magalep** oder **Morgalepsaamen** in der Handlung geführet werden, schmecken bitter, ihr Geruch ist aber desto angenehmer; wenn sie zerstoßen sind, ziehet man von ihnen, mit gemeinem oder Rosenwasser, ein Wasser ab, und braucht es vornehmlich zu Verfertigung der wohlriechenden Seife, auch den gestoßenen Saamen selbst mit der Seife vermischet.

8) **Canadische Traubenkirsche**, Prunus pumila L. **Vaterl.**: Nordamerika. Wächset nur 4—5 F. hoch, nahe über dem Boden waagerecht ästig, mit ebenen Zweigen. **Blätter**: breit, lanzettförmig, runzlich, auf beyden Flächen ein wenig haarig, ohne Drüsen. **Blumen**: in langen Trauben, weiß, im May, hinterlassen kleine, runde, schwarze, im Herbste reifende Beeren. Da die untern Zweige nicht weit von der Erde entfernt sind: kann die Vermehrung leicht durch Ableger geschehen.

9) **Kirschlorbeerbaum, Lorbeerkirschbaum, Mandelblätter**, Laurocerasus L. **Vaterl.**: Trapezunt, seit 1576 in Europa. Wächset 20 Fuß hoch und darüber, fast ganz von unten auf sehr ästig, mit stark grünen Schüssen. **Blätter**: groß, länglich, steif, leuchtendgrün, und immer grün, bisweilen 5—6 Zoll lang, und 3 Z. breit, auf der Rückseite mit 2 Drüsen; bekleiden die Zweige des Baumes auf eine solche Art, daß man sich aufs höchste darüber verwundern würde, wenn nicht die Häufigkeit dieses Baumes die Achtung gegen ihn verminderte; die jungen Blätter pflegen sich um die Mitte des Märzmonats zu öffnen, und vor der Mitte des Aprils ganz ausgebrochen zu seyn. **Blumen**: in Trauben, hinterlassen große, längliche, sehr schwarze Beeren, welche im Sept. und Oct. reif werden, aber nicht gut zu essen sind. Man hat Abarten a) mit **gelb**- b) mit **weißgestreiften Blättern**. Diese Art, nebst ihren beyden Abarten, gehöret unter die Zahl der schönsten immer grünen Bäume in der ganzen Natur. Bey uns wird man selten Blüthe, noch seltener Früchte erhalten; daher wir uns der Ableger bedienen, da aus der Wurzel gemeiniglich Schößlinge treiben, welche leicht abgesenkt werden können, auch in kurzer Zeit Wurzeln schlagen. Unter unserm Himmelsstriche hält der Baum nicht so gut aus, als in England; er erfrieret leicht, und die aus den Wurzeln hierauf von neuem austreibenden Schößlinge werden zärtlicher, und bleiben, wie du Roi meldet, zuletzt ganz zurück.

Die

Die aus Saamen gezogenen Bäume aber, welche einige Jahre in Scherben gehalten worden sind, halten unsere Winter gut aus. Auch der **Portugiesische Kirschlorbeerbaum**, welcher sich von jenem sowohl durch seine jungen röthlichen Zweige, als auch durch länglich-eyrunde, dicke, dunkelgrüne Blätter und rundliche schwarze Beeren unterscheidet, dauert unsre Winter, wie Walter berichtet, gut aus.

Die Blumen und Blätter des Kirschlorbeerbaums haben einen angenehmen Geruch, auch die letztern einen angenehmen Geschmack, der den bittern Mandeln gleich kömmt, welches sonderlich merklich wird, wenn man sie in Milch kocht; sie sind daher als eine Leckerspeise lange Zeit geachtet worden, bis man sie in neuern Zeiten verdächtig, und der Gesundheit leicht schädlich gefunden hat. Es kommen zwar nicht alle Schriftsteller hierinn überein. Denn es sind einige, welche die Unschädlichkeit der Blätter vertheidigen wollen; allein es kömmt dabey, wie bey vielen andern dergleichen Pflanzen, gar viel auf die Menge, und auf andere Nebenumstände, an; daher man am sichersten geht, wenn man den Gebrauch davon gänzlich unterläßt. Hunde, welche das einfache, von diesen Blättern abgezogene Wasser getrunken hatten, verfielen sogleich in ein Taumeln, und bekamen Zuckungen der Glieder, nebst einer völligen Lähmung, worauf alsbald der Tod erfolgte. Nichold hat, wie Mead anführet, durch zwo Unzen dergleichen, aber doppelt abgezogenes Wasser einen Hund in weniger, als in einer halben Minute, getödtet. Sonst empfiehlet Linné den Trank oder Thee wider die Liebesseuche. Buchoz hat ein rotziges Pferd damit geheilet, und diesem anfangs zwey Quentchen, und am 27sten Tage 9 Unzen saufen lassen. S. dessen Briefe, 1ster Th. S. 386.

Kirschvogel, Golddrossel, Goldamsel, Byrole, Wittewhal, Oriolus, Merula aurea. Dieser Vogel gehört eigentlich zu dem Geschlechte der Drosseln, und heißt Goldamsel wegen seiner vortrefflichen goldgelben und schwarzen Farbe an den Flügeln. Das Weibchen ist nicht so schön gelb und schwarz, und geht darinne vom Männchen sehr ab. Seine Stimme ist sehr helle, wie aus einer Discantflöte, und er kann die Töne gut abwechseln. Er kömmt fast am spätesten im Frühlinge zu uns, nicht eher, als bis die Bäume völlig ausgeschlagen, und das Wetter angenehm geworden ist, daher er auch in einigen Gegenden **Pfingstvogel** genannt wird. Er entfernt sich schon wieder im August, und brütet daher des Jahres nur einmal. Die Jungen führet er gern in die Gärten, besonders in die Kirschen, davon er auch den Namen hat. Auch die Maulbeeren, und zwar die gemeinen süßen, weißen und schwarzen, liebet er gar sehr, um derentwillen ich ihn noch im späten August auf den Kirchhöfen, wo dergleichen Maulbeerbäume stehen, bemerket habe. Ehe seine Jungen fliegen können, äßet er sie mit Raupen und Gewürmen. Er hecket in kleinen Wäldern, wo Laub- und Nadelholz unter einander wächst, in Ellernbrüchen, in den Vorhölzern von großen Waldungen, auch in den Baumgärten. Sein Nest bauet er von Stroh und Hanf, und hängt es an die Gabeln der schlanken Aeste, auf eine sehr künstliche Art; verräth sich aber leicht durch sein starkes Schreyen, wenn man ihm nahe kömmt. Er ist, da man ihm die gedachte Nahrung nicht immer geben kann, schwer im Käfig zu halten.

ten. Vielen, welche geglaubt haben, daß er vielleicht, wie der Staar, zum Sprechen zu bringen seyn, und den Deutschen Papagey vorstellen könnte, hat es nicht damit gelingen wollen. Da er, wie oben gesagt worden, die Maulbeeren liebt: so sollte man solche, wenn man ihn im Vogelbauer halten will, austrocknen, sie hernach im Wasser aufquellen, und ihm geben. Man kann auch seine Jungen, wie ihn, den alten Vogel, mit recht klar und fein geschabten süßen Carotten oder Mohrrüben füttern. Vielleicht gienge solches auch mit geschabten süßen Birnen an, so lange sie frisch zu haben sind. Die alten Vögel lassen sich schwer fangen, und zwar nur in Schlingen, die bey den Kirschen oder Maulbeeren aufgesteckt werden.

Kistdamm, ein Damm, der aus verschiedenen in die Queere geschlagenen Reihen von Pfählen bestehet, welche Kästen oder Kisten machen, um die Erde nach und nach darein zu füllen und einzuschließen, und selbige gegen das Abschießen und Abgleiten zu verwahren.

Kitt, eine Zusammensetzung gewisser Materien, wodurch allerley Sachen so fest unter einander verbunden werden, daß sie entweder gar nicht, oder doch sehr schwer, wieder zu trennen sind. Man hat vielerley Kitte, wovon die bewährtesten hier angeführet werden.

Ein Kalkkitt, der gleich fest auf Glas, Metall, Holz und Stein hält, und sich durch keinen Regen abspülen läßt.

Man nimmt die Molken, welche vom Käsemachen abläuft, und rührt damit drey Theile ungelöschten Kalk ein, mit welchem sie sehr geschwind durch einander gearbeitet, und dabey so viel Sand zugesetzet werden muß, als zur Verdickung nöthig ist. Es muß dieser Kitt bald verarbeitet werden, weil er, wie Gyps, bald bindet. Diese Composition hält so fest, daß man bey ihrem Gebrauche nicht nöthig hat, die Breter an den Decken der Zimmer erst mit Rohr zu belegen; sie hält an den Seiten der Fenster, wo sonst der Kalk von der Witterung leicht abspringt, eben so stark, und geht niemals vom Holze los. Zwey Stücke glatt gehobeltes Tannenholz, die man mit diesem Kalke zusammen gesetzt, getrocknet, und darauf ins Wasser gelegt hatte, daß sie aufquollen, sind gleichwohl nicht aus einander gegangen. Dieser Kitt würde dienen, einen Altan damit zu belegen, und folglich eben die Dienste thun, welche in Neapolis die Terra Pozzuolana auf den platten Dächern thut. Diese Erfindung ist von dem Fürstl. Meklenb. Strelitzischen Hofkonditer Rauert.

Ein leichter Kitt für eiserne Oefen. Man nimmt einen auf dem Ofen gebratenen, weichen Apfel, streicht damit die Ritzen dicht voll, und läßt durch die Hitze den Apfel an das Eisen anbacken, worauf hernach die nöthige Farbe gestrichen werden kann. Hat man thönerne Oefen, an welchen der Lehm zwischen den Kacheln los gegangen ist, und daher rauchen: so ist das geschwindeste Mittel dieses, daß die Fugen mit gebratenen oder faulen Aepfeln zugestrichen werden.

Ein Oelkitt, welcher in Hitze, Kälte und Wasser steht. Erstlich muß von ungelöschtem Kalk ein ganzes Stück in ein Geschirr gethan, und ein wenig Wasser daran gegossen werden, damit der Kalk zerfalle und brause. Sodann wird das Wasser abgegossen, damit der Kalk zu einem trocknen Mehle werde. Von diesem Kalkmehle werden hernach 12 Loth

in ein Geschirr, 6 andere Loth aber in ein andres Gefäß gethan, und dieses sorgfältig mit 4 Loth schönen, weißen Roggenmehls unter einander gemengt. Darauf gießt man 6 Loth Leinöl dazu, und rühret es mit den nach und nach hinein zu streuenden, noch übrigen 6 Lothen Kalkmehls ebenfalls so lange unter einander, bis diese Masse zu einem Teige gemacht ist. Wenn es nun auf diese Art abgeknätet ist: so muß 1 Quentchen saubere, reine Baumwolle nach und nach hinein geknätet werden. Alsdann wird dieser Teig, unter Zustreuung des noch übrigen Kalkmehls, mit einem Prügel so lange geschlagen, bis der Teig weder am Prügel, noch an den Händen mehr anklebet.

Kitt, den weder Feuer noch Wasser verzehret. Man bringe ein halbes Maaß süße Milch mit Wein- oder gutem Biereſſig zum Gerinnen, vermische, wenn alles erkaltet ist, mit dem Molken das Weiße von 4 — 5 Eyern, das zuvor zerschlagen ist, und mache nun alles mit fein gesiebtem ungelöschten Kalk zu einem ziemlich dicken, nicht rinnenden Teige. Will man hiemit zerbrochene Stücke zusammen setzen: so muß man damit eilen, weil dieser Kitt schnell bindet, und man es nicht leicht zu recht rücken, oder wieder aus einander nehmen kann, indem der Kitt selbst zu geschwinde eintrocknet und unbrauchbar wird.

Ein länger brauchbarer Kitt ist dieser: Von einem Süßmilchkäse wird das Inwendige in dünne Scheiben zerschnitten, und in siedendem Wasser so lange gerühret, bis es ein zäher Schleim wird, der sich nicht weiter mit Wasser vereinigen läßt. Man wird aber hierzu von neuem einigemal heißes Wasser nehmen müssen, um es recht durchzuarbeiten. Endlich schöpfet man den Käse mit einem Löffel auf einen warm gemachten Reibestein, oder, wenn man diesen nicht hat, in einen warmen steinernen Mörser, und arbeitet ihn stark mit ungelöschtem Kalk durch, bis der Kitt gut ist. Wenn man ihn brauchen will, muß man ihn erwärmen, die zerbrochenen Theile beschmieren, und nach Beschaffenheit ihrer Größe zwey- bis dreymal 24 Stunden ruhig stehen und trocknen lassen. Dieser Kitt bindet hölzerne, alabasterne und marmorne Sachen so zusammen, daß sie selbst Scheidewasser nicht wieder auflösen kann.

Ein Kitt, der die zerbrochenen Stücke fast an Farbe gleich macht. Man nimmt ein halbes Pfund Wachs, (hat man wenig zu kitten, so wird desto weniger von den Ingredienzien, nach Verhältniß gegen einander, genommen,) und halb so viel Harz, und $\frac{3}{8}$ Pfund pulverisirte Materie, von der, woraus der Körper besteht, z. B. Marmor, Gyps, Alabaster u. s. f. Diese Materie wird man sich von einem alten unbrauchbaren Stücke zu verschaffen wissen. Wenn nun dieses Pulver in die zerschmolzene Masse geschüttet worden: so rühret man es nicht nur wohl unter einander, sondern knätet es in Wasser so lange durch, bis sich alles wohl vermischt hat. Durch das beygesetzte Pulver von der Steinart kann man den Kitt dem zerbrochenen Stücke fast an der Farbe gleich machen. Man muß aber bey dem Gebrauche nicht nur den Kitt, sondern auch die Theile erwärmen, welche man zusammen setzen will; so wie auch darauf zu sehen ist, daß diese Theile ganz trocken seyn.

Ein künstlicher, dem siedenden Wasser widerstehender, Kitt ist folgender: Hausenblase 1 Loth; Mastix $\frac{1}{2}$ Loth;

loth; Tischlerleim 15 Gran; Knoblauchsaft 1 Löffel voll, und ein kleines Bierglas voll Weingeist. Diese Species werden in einem neuen Geschirre über heißer Asche aufgelöst, vermischt, und zur gehörigen Dicke gebracht. Ist das Porcellan oder Fayence, welches man leimen will, farbig: so kann man die Farbe des zerbrochenen Stücks dem Kitte beyfügen, und der Schade ist desto unmerklicher.

Zum **Glaskitt** kann man Gummi arabikum, oder Hausenblase in Weingeist auflösen, die zerbrochenen Theile damit bestreichen, und zusammen setzen. Oder man kann Tragant in Wasser auflösen, und mit gebrannten Borax vermischen. Auch kann man weißes, fein gepülvertes Glas und Mennige mit Oel oder Spikfirniß zu einem Brey machen, und damit die zerbrochenen Gläser zusammen fügen. Wird eine Sache von Bernstein zerbrochen: so darf man nur die zerbrochenen Stücke mit Leinöl bestreichen, sie gegen das Feuer halten, und dann zusammen setzen.

Geschwind zu bereitender Glas- oder Porcellankitt. Man nimmt alten Schmierkäse, zur Noth kann er auch frisch seyn, und mischt so viel ungelöschten Kalk darunter, daß es ein Brey wird. Hiermit werden die Ränder der zerbrochenen Stücke bestrichen, und genau an einander gepaßt, auch wohl mit einem Faden verbunden. Ist kein Käse bey der Hand: so wird das Weiße vom Ey mit Pulver von ungelöschtem Kalk zusammen gerühret, und damit, wie eben gesagt, verfahren. Man kann auch alle drey Ingredienzien mit einander vermischen, welches einen desto bessern Kitt giebt, nur muß das Ey klar zerschlagen, und mit dem Kalk und Käse durchgearbeitet werden. Hat man Austerschalen: so können sie kalciniret oder gebrannt, hernach zu einem feinen Pulver gemacht, und durch ein Sieb oder Läppchen getrieben werden. Dieses feine Pulver wird sodann mit Eyweiß vermischt, und die zerbrochenen Stücke mit diesem Teige beschmieret. Selbst bloßer Knoblauch dienet zum Kitt, indem man die Knoblauchzwiebel in einem steinernen Mörser stößt, und mit dem Safte die Stücke, welche man zusammen setzen will, bestreichet. Dieser Kitt ist bey genau zusammen gepaßten Stücken kaum zu merken.

Hat man Fässer, Kannen, und dergleichen, zu kitten, so läßt man Pech, Rindsblut, Leinöl, Terpenthin und fein gestoßenes Ziegelmehl unter einander in einer eisernen Pfanne beym Feuer behutsam schmelzen; will man dann die Stücke zusammen fügen, oder die Risse verstreichen: so macht man sie warm, und schmiert sie mit der Masse zu. Sind die Oeffnungen groß: so kann man auch etwas Werg in die Fugen stopfen, und die Masse darauf streichen. Die Böttcher streichen die Ritzen der Gefäße mit getrockneten und zerriebenen Rüsterblättern und mit Hammeltalg zu.

Eisenkitte verfertigt man also: Erstlich kann man Blut von einem frisch geschlachtetem Kalbe mit fein gesiebtem ungelöschtem Kalk vermischen, daß es ein dicker Brey wird; mit diesem Kitt werden gegossene eiserne Töpfe, Pfannen u. dergl. ganz gemacht, weil er im Feuer nicht leicht verbrennt. Will man dem Rauchen eines Ofens bald abhelfen: so wird nur besagter Masse noch etwas Lehm, welcher mit Wasser angefeuchtet ist, zugemischet, sie gut durch einander gearbeitet, und die Fuge des heißen Ofens damit verstrichen. Es giebt auf einige Minuten einen unangenehmen Geruch, welcher aber gleich wieder verge-

het. Will man aber dieser Ursach wegen diesen Kitt scheuen: so kann man blos feine Asche und Salz unter einander mischen, sie mit Wasser zu einem Teige machen, und damit die rauchenden Fugen verstreichen.

Auch dieser Kitt ist sehr haltbar, eisernes Geschirr und Oefen auszubessern, wenn man von Lehm und Eyweiß einen dünnen Brey macht, und ihn mit feinem durchgesiebten Eisenfeilstaub zur gehörigen Consistenz verdicket.

Hat man eine Messerklinge in die Schale zu fügen: so darf man nur Colophonium und Kreide pulverisiren, die Schale damit anfüllen, die Angel der Klinge glühend machen, und sie so weit hinein stoßen, als sie zuvor gewesen ist.

Kitt zu den **Fensterscheiben**, die nicht mit Bleystreifen, sondern mit hölzernen Sprossen durchzogen werden, bestehet aus gut durch einander geknätetem Bleyweiß, Kreide und Oelfirniß. Man muß bey den Glasern genau darauf sehen und halten, daß sie nicht zu wenig Bleyweiß und zu viel Kreide nehmen, weil sich sodann der Kitt bald löset und abspringt. Man kann solches leicht zum voraus entdecken, wenn man vor dem Verkitten der Fenster etwas davon auf Holz dick aufträgt, und in starke Wärme bringt; trocknet er hiebey bald und löset sich nicht ab: so ist er gut; im Gegentheil muß mehr Bleyweiß und Firniß dazu gethan werden.

Klafter, ein Holzmaaß einiger Länder, welches sonst 3 Ellen hoch und breit seyn soll, hie und da aber zur Holzersparniß weniger enthaltend geworden ist. In Bausachen aber verbleibet dieses Maaß 6 Fuß lang.

Klammerhaken, einen Fuß langer Haken, dessen beyde Schenkel 4 Zoll lang sind, und wovon der eine Schenkel, oder eigentliche Haken, nach der Länge des Klammerhakens, der andere aber nach der Breite desselben läuft. Der Zimmermann befestiget hiermit das Bauholz bey dem Beschlagen auf einer Unterlage, indem er den, nach der Länge der Klammer laufenden, Schenkel in die Unterlage einschlägt, den nach der Queere aber in das Bauholz, und also eines mit dem andern verbindet.

Klammern, sind Stücke Eisen, welche an beyden Enden umgebogen sind. Sie werden gebraucht, entweder 2 Hölzer zusammen zu halten, oder auch Steine durch sie mit einander in Verbindung zu bringen, in welchem Falle sie, mittelst des Bleyes, in die eingehauene Löcher eingegossen werden.

Klampen, die Queerbalken in dem Roste eines Gebäudes, welche die Rostpfähle mit einander verbinden.

Klappe, Klappenventil, ein kleines, mit einem Gewinde versehenes, plattes Ventil von Eisen oder Kupfer, welches das Wasser in einer Wasserröhre, oder in einem Stiefel öffnet, oder schließet.

Klapper, bey der Jägerey ein Brettchen mit einem hölzernen Hammer, oder etlichen hölzernen Kugeln mit Riemen angemacht, welche die Treiber beym Schnepfenschießen und bey der Hasenjagd gebrauchen.

Klapperschote, Crotalaria L. Ein Pflanzengeschlecht, mit schmetterlingsförmigen Blumen, und mit der Haushechel nahe verwandt. In unsern Gärten findet man unter allen Arten nur diese einzige, welche die **haarichte** Klapperschote, Crotalaria

talaria incana L., ist. Vaterl.: Asien, Jamaika. Stengel: 1 F. hoch, treibt einige aus dem Blätterwinkel aufrecht stehende Zweige. Blumen: unterwärts gerichtet, alle Blätter gelb; das Schiffchen ist unterwärts in 2 Nägel gespalten. Die Pflanze wird auf dem Mistbeete erzogen, braucht daselbst keine sonderliche Wartung, blühet daselbst vom Jun. bis in den Sept. Der reife Saame macht sich in der verschlossenen Hülse los, und erregt ein Geklappere, wenn man die Hülse beweget. Man hat von dieser Schote, wie von ihren andern Arten, keinen Nutzen als diesen, daß das Ansehen der Pflanze fein ist, und zur Zierde der Gärten dienet.

Klappholz, beym Forstwesen kleine Stücke gespaltenes Eichenholz, welches zu den Faßdauben gebraucht wird, zum Unterschied von den größern **Piepenstäben**.

Klar, ist bey den Bäckern der Teig, wenn solcher nach dem Knäten sich nicht mehr sonderlich naß anfühlet, sondern seine gehörige Steife hat.

Klaue, ein halb gespaltenes Stück Holz, ein wenig winklicht zugehauen; bestimmt, der Träger des Schwengels gemeiner Brunnen zu seyn. Ein eiserner Bolzen, der durch die Klaue geht, trägt den Schwengel nebst dem Gewichte des Pumpers.

Klauenfett, das aus den Klauen des Rindviehes ausgekochte Fett, welches sowohl zum Brennen in der Lampe, als auch zum Schmieren der Zapfenwellen, besonders aber wider den Rost des Eisens, gebraucht wird.

Klauenkrankheit, des Rindviehes, wird anfangs daran erkannt, daß die Füße des Thieres schmerzhaft und heiß werden, weswegen es auch hinkt. Hierauf kommen Geschwüre um die Krone, zwischen den Klauen oder an beyden Seiten. Sie geben eine stinkende Feuchtigkeit von sich, und aus Mangel angewandter Hülfe löset sich endlich das Horn, und fällt ab. Dieser Zufall wird, wie die Mauke der Pferde, (s. diese) geheilet; oft weicht er schon nach dem Bähen mit Bleywasser.

Klebgras, Stachelgras, Cenchrus L. Von dieser Gattung bemerken wir

1) das **rothe oder traubenförmige Klebgras**, Gramen echinatum, Cenchrus racemosus L., welches einen sehr breiten Stock macht, an die Erde fest angedrückt, und allenthalben wieder angewurzelt ist. Die Blätter sind am Rande mit kleinen, weißen, weichen Stacheln eingefaßt, wie denn auch die Bälglein der Blüthe mit einigen Reihen, an der Spitze gekrümmter, Stacheln versehen sind, welche bey der Reifung schön roth aussehen. Die Blumen stellen eine ährenförmige Rispe vor. Es wächst im sandichten und steinichten Erdreiche, besonders an den Seeküsten Frankreichs und Englands, läßt sich aber bey uns wohl ziehen, und blühet den ganzen Sommer hindurch. Es dienet vorzüglich den See- und andern Sand zu befestigen und zu überkleiden, und kann daher auch in unsern Gegenden zu solchem Zweck nützlich angebauet werden. In Lustgärten ist es bey Anlegung angenehmer Grasstücke vielen andern vorzuziehen. Der Saame wird leicht durch den Wind, und die Thiere, an welche er sich anhängt, fortgepflanzt.

2) Das **Jamaische Klebgras, glattähriges Stachelgras**, Cenchrus echinatus L., wächst in Jamaika und andern westindischen Inseln auf Aeckern und Viehweiden, und dienet daselbst allen Arten vom Viehe zu einer gesunden und angenehmen Nahrung. Man erkennet solches an den länglichten, zusammen gedrungenen Blüthenähren. Die Aehre ist 2—3 Z. lang, und der Hauptstiel eckicht, gedreht, mit einer Menge Blumenbüschel in vierfacher Reihe dichte besetzet. Jeder derselben ist rundlich, stachlicht, aus 3—4 Aehrchen zusammen gesetzt. Wenn der Saame reif ist, gehen die stachlichten Bedeckungen, die solchen enthalten, von dem Stengel ab, und hängen sich an die daran rührenden Menschen und Thiere, wodurch die Ausstreuung des neuen Saamens auf neuen Plätzen bewirket wird. Man erziehet dieses Gras auch bey uns im freyen Lande; es blühet im Sommer, und giebt reifen Saamen. So wie diese Grasarten sich an Menschen und Thiere anhängen: so geschiehet dieses auf eine andre Art von der folgenden Pflanze.

Klebkraut, Klebrich, Klide, Zaunreiß, Nabelsaame, Tüngelkraut, Bettlerslause. Es ist solches Philanthropos Plinii, Aparine Tourn. Die ganze Pflanze kriecht entweder auf der Erde, oder hängt sich an die neben stehenden Gewächse, und steigt an selbigen in die Höhe. **Stengel**: schlank, schwach, viereckicht, 3—4 F. lang, treibt viele Zweige, ist an jedem, ganz merklichen Gelenke mit 6 schmalen, zugespitzten Blättchen stern- oder wirtelförmig umgeben. Stengel, Zweige und Blätter sind mit vielen kleinen Stacheln bewaffnet. Diese sitzen an dem Stengel und den Zweigen der Länge nach an den Ecken, und an den Blättern nur auf der untern Fläche, und daselbst nur auf dem mittelsten, durch das Blatt hin laufenden, stärkern Nerven. Sie haben auch eine bestimmte Richtung. Wenn man an den Stengeln und Zweigen von oben nach unten zu, und bey den Blättern von der Spitze gleichfalls nach dem Boden zu, mit dem Finger streifet, wird man keinen Widerstand oder stachlichtes Wesen bemerken; welches hingegen geschieht, wenn man von der Wurzel aufwärts fähret. Die Spitzen der Zweige sind mit kleinen, weißen Blümchen besetzt, auf welche 2 kugelförmige, mit vielen kleinen Stacheln besetzte Saamenkerne, oder vielmehr Früchte folgen; indem unter der äußerlichen, aber niemals sich öffnenden, Schale ein nabelförmiger Saame liegt. Es ist diese Pflanze sehr fruchtbar, sie blühet und trägt zugleich Saamen fast das ganze Jahr hindurch, und wächst auf den Ackerfeldern, in den Küchengärten, und vornehmlich an den Zäunen und Hecken. Die ältern Schriftsteller haben verschiedene Heilkräfte von ihr angeführet; sie sind in neuern Zeiten aber nicht bestätiget worden. In England sollen sie die Gänse begierig aufsuchen und fressen; die Sevennischen Hirten bedienen sich derselben Statt eines Seigetuches, die Milch von Haaren, und andern Unreinigkeiten, zu reinigen, indem dieses alles leicht daran kleben bleibt. In Ostfrießland hat man vorlängst den Saamen geröstet, und an Statt des Orientalischen Kaffees gebrauchet.

Klee, Trifolium. Um die Arten dieser Gattung, deren beynahe 50 sind, desto bequemer zu unterscheiden, hat Linnäus fünf Abtheilungen gemacht. Die erste enthält diejenigen Arten,

a) bey

a) bey welchen die Hülse nackend, oder kaum merklich vom Kelche umgeben ist.

1) **Blauer, starkriechender Meliotenklee, Deutscher Steinklee, Siebengezeit; Siebengeruch, Siebenstundenkraut, Schabziegerkraut,** T. Melilotus coerulea. **Vaterl.:** Böhmen, Lybien. **Stengel:** aufrecht, ästig, 1½ F. hoch. **Blätter:** eyrund, sägeförmig. **Blumen:** der ganzen Pflanze entlangs, in länglichen Aehren, blaßblau, im Jun. und Jul. **Hülsen:** halb nackend, steif gespitzt. **Saamen:** reif im Sept. Diese einjährige Pflanze läßt in unsern Gärten jährlich den Saamen ausfallen, wodurch sie sich, ohne alle Wartung, fortpflanzet. Ihr Geruch dauert auch in dem getrockneten Zustande fort, und deutet damit viele nützliche Bestandtheile an. Ehrhardt hat die blauen Blümchen mit Rautenblättern in Ziegenbutter gekocht, und diese Salbe bey bösen, triefenden Augen, auch in dem Falle, wenn die Hornhaut mit einem Felle überzogen gewesen, nützlich befunden. Zwinger hat die Blumen in Oel eingeweichet, etwas Terpenthin dazu gemischet, und solches als einen Wundbalsam äußerlich, auch bey Colik- und Steinschmerzen innerlich, gebrauchet. Vorzüglich schickt sich die ganze Pflanze, als ein erweichendes und linderndes Mittel, zu äußerlichen Verhärtungen, zur Erweichung der Geschwüre, und zu allen Fällen, bey welchen die andern Meliloten gebraucht werden. In der Schweiz ist diese Pflanze das vornehmste Gewürze des grünen Käses. Man glaubte ehedem, daß selbige ihren Geruch des Tages siebenmal verändere, so lange sie frisch sey, und daher sind einige oben angeführte Namen entstanden. Meinen Bemerkungen nach verändert die Pflanze auch ihren Geruch, wenn sie getrocknet ist. Bey sehr trockener Witterung habe ich sie auf meiner Stube im Sommer wenig riechend gefunden. Bey dem Uebergange der Luft vom Trocknen zu dem Nassen, und auch noch vor solcher Luftveränderung, erfüllet sie ein ganzes Zimmer mit dem stärksten Geruche. Ein gleiches geschiehet mit der folgenden Art.

2) **Deutscher Meliotenklee, Meliloten, Melotenklee, Steinklee, güldner Klee, Honigklee, Bärenklee,** Melilotus officinalis, eine zwey- od. mehrjährige Pflanze, in mancherley Boden, auf den Feldern und an den Wegen. **Wurzel:** spindelförmig, weißlich, tief eindringend. **Stengel:** aufrecht, an der Sonnenseite oft bräunlich, 3 — 5 F. hoch. Die 3 Blättchen, welche auf dem gemeinschaftlichen Stiele ruhen, sind schmal, länglich, spitzig, zart eingekerbt, und bläulich angelaufen. **Blumen:** klein, ährenweise stehend, hangen unterwärts, und sind gemeiniglich gelb gefärbt. Man findet auch Stöcke mit weißen Blumen, die aber nur als eine Spielart anzusehen sind. **Hülsen:** traubenförmig beysammen stehend, nackend, zweysaamig, runzlich, spitz. **Saamen:** reif im Aug. Die gelblichten Stöcke werden von den Apothekern gesammelt, und die Pflanze wird mehr äußerlich als innerlich gebrauchet. Ihre Haupttugend ist schmerzlindernd und erweichend; sie wird gemeiniglich zu einem dicken Brey gekocht, entweder allein, oder mit andern versetzet, als ein **Umschlag** verordnet, um die entzündeten und harten Geschwülste zu erweichen und in Eiter zu verwandeln. Sie äußert auch zuweilen eine zertheilende Kraft, nachdem die Geschwulst mehr oder weniger hiezu geneigt ist. In dieser Absicht wird in den Apotheken aus dem zu Pulver zerstoßenen Kraute, und aus einigen

gen andern, theils zertheilenden, theils erweichenden Mitteln, mit Zusatz von Harz, Wachs und Hirschunschlitt, ein bekanntes Pflaster bereitet. Da aber solches vor sich allein auf der Haut nicht anklebet, sondern leicht abfällt: kann man, nach Beschaffenheit, entweder das zertheilende Seifenpflaster, oder das Diachylon damit vermischen. Die Bienen besuchen die Blumen dieser Art gern. Einige Schriftsteller sagen, daß das Vieh diese und die erste Art nicht leicht berühre. Da aber die andre Art in hiesiger Gegend nicht sparsam auf dem Felde gefunden wird: so habe ich immer davon das Gegentheil gesehen. Es ist daher dieser Melotenklee des Anbaues an solchen Orten, wo sich ein frischer Sandboden befindet, wohl werth, indem er in einem solchen stärker wächset, als rother Klee und Luzerne. Bey der Stallfütterung muß er aber lieber mit andern Grasern vermischt werden, weil sonst Milch und Butter darnach schmecken. Den Ochsen und güstem Viehe aber kann er, wenn man will, allein gefüttert werden. Er wächset sehr hurtig nach, wenn er, wie es seyn muß, noch vor der Blüthe abgemähet wird, nachdem man ihn in dem ersten Jahre seiner Aussaat, bis fast zum Reifwerden des Saamens, damit verschonet hat, als wodurch er desto stärkere Wurzeln schlägt, und desto länger dauert. Wenn diese Melilote unter dem Getreide wächst: so erhält Roggen und Weizen davon einen fremdartigen Geschmack. Aus dem Grunde, und weil auch die gewöhnlichen Kleearten keinen merklichen Geruch von sich geben, lassen sich diejenigen Pflanzen, welche man mit dem Namen Meliloten beleget, leicht erkennen, und von den andern Kleearten wohl unterscheiden.

3) **Italienischer Melilotenklee**, T. M. Italica L., kömmt ursprünglich aus Italien, und ist ein Sommergewächse. **Stengel**: selten über 1 F. hoch, wenig Zweige treibend, am untern Theile röthlich. Diese Pflanze hat gelbe Blumen, unterwärts hängend, und eine Aehre vorstellend; sie hat keinen beträchtlichen Nutzen, und wird in hiesigen Gärten ohne Kunst, und im freyen Lande jährlich aus den Saamen erzogen.

4) **Cretischer platthülsiger Klee**, T. M. Cretica L., wächst in Creta, ist auch ein Sommergewächse, und gleichet dem Ansehen nach der dritten Art, läßt sich aber durch die Frucht gar leicht unterscheiden. Diese ist platt, breit, tellerförmig, und an der einen Seite oder dem Rande, wo der Saame sitzt, gleichsam geflügelt. Auch diese Art wird jährlich im freyen Lande aus dem Saamen erzogen.

b) Mit bedeckten vielsaamigen Hülsen.

5) **Weißblumichter, aufrechtstehender Bastardklee, weißer hochwachsender Honigklee**, T. hybridum, wächst hin und wieder in den Gärten und an andern angebaueten Oertern, auch in den Hecken an den Wiesenrändern Europens, und wird in Frankreich als ein Futterkraut ausgesäet. **Stengel**: ganz, oder wenigstens zur Hälfte, aufgerichtet, 2—3 F. hoch, inwendig hohl, und in Zweige abgetheilet. **Blätter**: umgekehrt eyrund, sägeförmig. **Blumen**: in lang gestielten, fast kuglichen Köpfchen, anfangs weiß, purpurfarbig, und zuletzt, wenn sie verwelken, bräunlich. **Hülse**: raget aus dem Kelche heraus, und enthält 2—4 nierenförmige Saamenkerne. Dieser, alle gute

Eigen-

Eigenschaften besitzende, Klee würde zu empfehlen seyn, wenn er länger als ein Jahr dauerte.

6) **Kriechender Wiesenklee, weißer Holländischer Klee, weißblumichter gestreckter Klee**, T. repens L. Vaterl.: Europa, blühet lange Zeit auf den Brachfeldern und erhabenen Grasplätzen, in Wiesen und Wäldern. Stengel: gestreckt, kriechend, treibt hin und wieder Wurzelfasern, und aufgerichtete lange Blätter und Blumenstiele. Blätter: sehr spielend, oder icht, eingekerbt, rundlich oder herzförmig, oft mit einem weißen, bogenförmigen Flecke bezeichnet; die Blätteransätze eyförmig zugespitzt und adericht. Blumen: in doldenartigen Köpfchen, weiß; die Blumen stehen zuerst aufwärts, nachher biegen sie sich unterwärts. Die Blumenblätter, die anfangs ganz weiß sind, werden hernach purpurfarbig, und endlich bräunlich, wie bey den Hopfkleearten. Hülse: viersaamig. Die Bauern bedienen sich dieses Klees, Statt eines Wetterglases. Bey warmer Witterung hängen die Blättchen, bey heran nahender feuchter aber richten sich solche in die Höhe, und ziehen sich zusammen. Da diese Pflanze zu den perennirenden Kleearten, und ungemein nährenden Futterkräutern gehöret: so ist ihr Anbau sehr anzurathen.

7) **Sibirischer fünfblätterichter Lupinenklee**, T. Lupinaster L. Vaterl.: Sibirien. Stengel: aufgerichtet, mit wenig Zweigen besetzt, $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch, zeiget der Länge nach viele erhabene Gelenke, welche die grüne und mit schwarzen Streifen besetzte, am Rande gefranzte Blattscheide umgeben. Wurzel: perenniret bey uns im freyen Lande ohne Wartung, und da sie faserich ist, lassen sich die Stöcke zur Vermehrung der Pflanze leicht theilen.

c) Mit rauchen Kelchen, insgemein **Hasenpfötchen** genannt.

8) **Erdfruchtklee, unterirrdischer Klee**, T. subterraneum L. Vaterl.: Frankreich, Italien. Stengel: dünn, kurz, gestreckt. Blumen: weiß, in zottigen, fünfblumigen Köpfchen, mit einem aus dem Mittelpunkte entspringenden, spröden, zurück gebogenen, sich um die Frucht schließenden Zopfe, im May und Jun. Die Pflanze wird bey uns auf dem Mistbeete erzogen.

9) **Langährichter rother Bergklee, großer Berggeißklee**, T. rubens L. Stengel: aufgerichtet, 2—3 Fuß hoch. Die 3 Blättchen lanzenförmig, sägeartig eingekerbt oder gefranzt, adericht, glatt, am Ende eingekerbt, und die Blattansätze groß und gewunden. Blumenähren: einen Finger lang und Daumen dicke; die rothen Blumenblätter ragen über den Kelch heraus, und sind unter einander verwachsen. Das Fähnchen ist sehr lang, und die Flügel sind viel kürzer, die Kelchzähne haaricht, und der unterste viel länger, als die übrigen. Dieser Klee muß auf einen guten, erhabenen, aber nicht niedrigen und nassen Boden angebauet werden. Die dauerhafte Wurzel geht sehr tief in die Erde, und die Pflanze muß zur Viehfütterung jung, und oft, abgeschnitten werden, damit die Stengel nicht zu holzig werden.

10) **Rother umhüllter Wiesenklee, rother Holländischer, Spanischer, Türkischer Klee, Klever, brauner oder rother Klee, Geißklee**, T. pratense L. Stengel: viele, dünn, ästig, 2 F. hoch. Blätter: groß. Blumen:

einblättrig, röthlich-purpurroth, in kuglichen, fast zottigen Aehren, welche mit häutigen, gegen über stehenden Blattansätzen umgeben sind. Auf dem Boden der Blume und der Röhre der Blumenblätter befindet sich viel Honigsafe, welchen man beym Aussaugen mit dem Munde gar merklich empfindet. Die Wurzel dauert nicht über 3 Jahre, und stirbt alsdann ab. Diese unter uns seit 30 Jahren und länger so stark angebauete Kleeart ist für Pferde und Rindvieh ein herrliches Futter, und erhält einige Veränderungen und auch andere Namen. Der eigentlich so genannte Spanische und Holländische Klee macht die bekannteste Spielart aus, ist der Stammart völlig ähnlich, und allein in Ansehung der Größe und Länge, auch der härtern Stengel, davon unterschieden.

11) **Rother, spitzblätterichter Bergklee, großer brauner Bergklee,** T. alpestre L., wächst auf trocknen und erhabenen Grasplätzen; ist, der Blüthe nach, No. 10; den Blättern nach aber No. 17. ähnlich; treibt aber, sonderlich wenn er gebauet wird, häufigere Zweige, und dauert in der Wurzel viele Jahre. Die Blattansätze sind grün, lanzettförmig, aber nicht mit Grannen geendiget, und die Blätter länger, mehr adericht, als bey No. 10, auch selten gefleckt. Er unterscheidet sich auch von No. 10. durch 2 neben einander stehende Blumenköpfe, da No. 10. nur einen trägt.

12) **Röthlicher, nackender Wiesenklee, incarnatrother Klee,** T. incarnatum L. **Vaterl.:** Italien, die Schweiz. **Stengel:** aufrecht, ästig, 2 F. hoch. **Blätter:** rundlich, gekerbt. **Blumen:** in zottigen, länglichen, stumpfen, blattlosen Aehren, glänzendroth, im Jul. und Aug.

13) **Schmalblättriger Klee,** T. angustifolium L. **Vaterl.:** Frankreich, Italien, Deutschland. **Stengel:** aufrecht, steif, 1½ F. hoch. **Blätter:** strichförmig. **Blumen:** in zottigen, kegelförmig-länglichen Aehren, blaßroth, die Kelchzähnchen borstig und fast gleichförmig, im Jul.

14) **Niedriger, wollichter Hasenklee, Acker-Hasen-Katzenklee, Hasenpfötchen, Mützchen,** Lagopus, T. arvense L. **Vaterl.:** Europa, Nordamerika, wächst häufig auf unsern Stoppel- und Brachfeldern. Die ganze Pflanze ist mit weichen Haaren besetzt, und wollicht anzufühlen. **Stengel:** ästig, aufgerichtet. Die 3 Blättchen sind lanzettförmig, am Ende zweyspaltig, und dazwischen mit einem kurzen, zarten Fortwachse versehen. **Blumen:** in zottigen, ovalen Aehren, weißlich, auf Roth ziehend; die Kelchzähnchen borstig, zottig, gleichförmig, im Jul. und Aug. Die Hülse enthält nur einen Saamenkern.

15) **Gesternter oder kleiner wolliger Klee,** T. stellatum L. **Vaterl.:** Deutschland, Frankreich, Spanien. **Stengel:** knotig, etwas haaricht, am untern Theile etwas gebogen, 1½ F. hoch. **Blumen:** in ungestielten, beynahe seitwärts befestigten, eyrunden Köpfchen, blaßpurpurroth, mit gestreiften, gerundeten Kelchen. Wenn die Frucht reif ist, machen die Zähne des untern Theils des Kelchs fast einen graden Winkel mit dem untern glockenförmigen Theile, und breiten sich wie ein Stern aus.

16) **Gestreckter, seitwärts blühender Klee, knauelförmiger Klee,** T. glomeratum L. **Vaterl.:** England, Spanien. **Stengel:** gestreckt. **Blätter:** klein. **Blumen:** in ungestielten,

halb

halb kuglichen, eyrunden Köpfchen an den Seiten; weiß, die Kelche ungleichförmig, spröde, rückwärts gekrümmt, im Jun.

d) Mit aufgeblasenen Kelchen, vesicaria.

17) **Gestreckter, lang stielichter Blasenklee, Erdbeerklee**, T. fragiferum. **Vaterl.**: Deutschland, häufig auf Wiesen und Triften, welche etwas niedrig liegen und feuchte sind. **Stengel**: kriechend, kaum 1 F. lang. **Blätter**: rundlich, ein wenig sägeförmig; die Blattansätze groß, lanzettförmig, und verändern sich in eine Granne. **Blumen**: in rundlichen, den Erdbeeren etwas ähnlichen, Köpfchen, weißlichblau, mit aufgeblasenen, zweyzähnigen, zurück gebogenen Kelchen, im Jul. und Aug. Das lange, weiße Fähnchen ist mit rosenfarbigen Linien durchzogen. **Hülse**: rund, enthält 2 Saamenkerne. Dieser Klee perenniret, wird in Irrland stark gebauet, und soll daselbst 7 F. lange Stengel treiben. (Dieses kömmt hauptsächlich auf die Art der Cultur an, dadurch die sonst wild und kurz wachsenden Pflanzen höher getrieben werden.) Es wird diese Art öfters mit No. 19. verwechselt.

e) Mit vorwärts gebogenen stehen bleibenden Blumenfähnchen.

18) **Aufrecht stehender Wasserhopfenklee, weißer, langstielichter Spitzklee, Hopfenklee, wohlriechender Bergklee**, T. montanum L. **Vaterl.**: Europa, auf trocknen Wiesen, Hügeln und erhabnen Heiden sehr gemein. **Stengel**: aufrecht, ästig, 1—2 F. hoch, haaricht, gemeiniglich ohne Zweige. **Blätter**: schmal, spitzig, zart eingekerbt, grau oder blaulicht, adericht, unterwärts haaricht. **Blumen**: in fast dreyfach bey einander stehenden, fast schuppigen Aehren, weiß, eyförmig zugespitzt; haben einen guten Geruch, die Fähnchen pfriemförmig, schwindend. Diese Pflanze ist perennirend, und wird von den Schaafen, so lange sie noch sehr jung und zart ist, gesucht und gefressen, außerdem sind deren Blätter viel härter, als bey andern Kleearten.

19) **Gelber Klee, großer gelber, oder aufrecht stehender Hopfenklee, gelber Katzenklee**, T. agrarium L., wächst auf trockenen Wiesen und leichten, sandigen Aeckern häufig. **Stengel**: 1 F. lang (cultivirt meist 2 F.), aufrecht, oder zuweilen ausgebreitet oder mehr ausgestreckt. **Blätter**: länglich, herzförmig, ausgezackt, glatt, blaulichtgrün, die Blattansätze groß, eyförmig zugespitzt. **Blumenköpfe**: sitzen auf langen Stielen, und die Blumen selbst hängen an besondern Stielen. Die Blumenblätter sind gelb, fallen nicht ab, sie vertrocknen, werden braun, und geben bey dem Anfühlen ein Geräusch von sich. Die Fahne ist viel größer als die übrigen Blätter, herzförmig gestreift und zurück gebogen, das Schiffchen zweyblättricht ohne Schenkel. Die gestielte Hülse enthält nur einen Saamenkern. Dieser Klee dauert nicht viel über 1 Jahr. Die Engländer pflegen ihn aber auszusäen und sehr zu loben, und wollen ihn, wegen desl. süßen Geschmacks, dem rothen Klee vorziehen; glauben auch, daß der Boden dadurch am wenigsten ausgesogen, vielmehr gedünget werde, er folglich auch deswegen den Vorzug verdiene, wenn gleich weniger Heu oder Futter davon erlanget wird. Er ist wirklich ein sehr gutes Futterkraut, und wird in England häufig unter die Kornfrüchte ausgesaet, meistens hernach abgemähet, und dem Viehe frisch vorgeleget.

20) **Aufrecht stehender gelber Hopfenklee, mit dem haarichten Kelche**, T. spadiceum L., wächst auf trocknen Wiesen und Aeckern. **Stengel:** aufrecht, 1—2 F. hoch, hat wenig Zweige. **Blätter:** unten herzförmig, oben aber mehr eyförmig. Ehe sich die Blüthe öffnet, ist der Kelch merklich mit Haaren besetzet, die 2 obern Zähne sind kleiner, und der unterste ist der längste, und vorzüglich haaricht. Die vertrockneten Blumenblätter erhalten eine bräunliche Farbe. Scopoli zweifelt, ob diese Art von No. 19. unterschieden sey.

21) **Gestreckter gelber Hopfenklee, gelber Feldklee**, T. procumbens L., wächst in leichten sandichten Aeckern, besonders in den Stoppeln und auf der Braache. Diese Art ist No. 19. auch viel ähnlich. **Stengel:** 1 F. hoch, gemeiniglich gestreckt, zuweilen auch mehr aufgerichtet, in wenige Zweige verbreitet, und mit wenigern Blättern besetzet; auch die 3 Blättchen kleiner, und scharf ausgezahnet. Das Blumenköpfchen ist lockerer, und besteht ohngefähr aus 16 Blümchen, welche beym Vertrocknen eine graulichte Farbe annehmen.

22) **Fadenklee, ganz kleiner Hopfenklee**, T. filiforme. **Vaterland:** England, Deutschland ꝛc. **Stengel:** gestreckt. **Blätter:** gestreift, ausgerandet. **Blumen:** in fast dachziegelförmigen Aehren, gelb, mit bleibenden abgebogenen Fähnchen und gestielten Kelchen, im May und Jun.

Von diesen Kleearten werden, als Verzierungspflanzen, No. 1. 12. auch wohl No. 15. und No. 20. hie und da in die Gärten aufgenommen. Manche dieser obbeschriebenen Kleearten, die man auf einem hohen, leichten und schlechten Erdboden findet, können unter die Kornfrüchte auf ein Feld von gleicher Beschaffenheit mit ausgesäet werden, um gutes Futterstroh zu gewinnen, und dieses dem Viehe beliebter und kräftiger zu machen, da sonst das Roggenstroh von solchen Feldern kein Futterstroh heißen kann, indem es nichts als bloßes reines Stroh ausmacht, und die leichten, sandichten Aecker gemeiniglich mit zu wenigem Wiesenwachse in Verbindung gefunden werden. Beym Ausdreschen und Reinemachen des Korns kann der Kleesaamen, mittelst guter Siebe oder Kornfegen, gar wohl geschieden werden, um den Brodtgeschmack des Korns nicht zu verderben. Der Saamen von No. 14. soll, im Fall er nicht von den Weizen- und Roggenkörnern in der Scheune geschieden wird, dem Brodte eine röthliche Farbe mittheilen; ja, Ant. Jussieu meldet, daß in Paris einst ein Auflauf entstanden sey, als das Weizenbrodt von diesem beygemischten Saamen roth gewesen, indem man geglaubt habe, daß die Bäcker Blut darunter gemischet hätten. Auch kann man manche ein- oder zweyjährige Kleearten unter eine oder mehrere Grasarten mit aussäen, wenn man Wiesen, sobald sie zu weniges oder zu schlechtes Futter bringen, umbrechen, bedüngen, und mit bessern Grasarten begatten will. Eine Verfahrungsweise, die nicht genug angepriesen werden kann! Endlich sind manche Kleearten, deren Anbau bey uns noch nicht versucht worden ist, und sich doch für diese oder jene Beschaffenheit des Bodens sehr gut schicken können, zu empfehlen, zumal wenn man eine oder die andere Kleegattung auf der Flur wildwachsend findet, und man hierdurch, der Spur weiter nachzugehen, Veranlassung hat, die einheimische Kleeart zuerst im Kleinen zu versuchen, und

auf solche Weise zu erfahren, was man von selbiger, wenn sie gut cultiviret wird, zu erwarten habe.

Unter allen Kleearten hat man bisher No. 10. am meisten angebauet, weil sie sehr reichliches Futter giebt, und zwar immer nach Beschaffenheit des Bodens. Sie trägt am reichlichsten auf einem Boden, welcher Weizen und Gerste trägt, oder tragen kann, weniger aber auf einem solchen Boden, der nur zu Roggen oder Haber tauget; wie wohl auch dieser durch gute Pflege zu einem bessern Kleeertrag gebracht werden kann.

Da nun kürzlich noch das Nöthigste vom Anbaue des Klees beyzubringen ist, und bis jetzt bey uns unter die gewöhnlichsten Kleearten auch die Esparcette und Luzerne, wie wohl nicht im eigentlichen botanischen, sondern im ökonomischen Sinne, mit begriffen werden, auch die Cultur dieser 3 Futterkräuter meistens einerley ist: so werden die beyden letztern zugleich hier angemerket.

a) **Esparcette, Esper, Heiligheu, Hahnenkopf, Hahnenkamm,** Fr. Saint-foin, Hedysarum onobrychis L., eine Pflanze, die schon in ältern Zeiten als ein nützliches Futterkraut gelobet worden. Sie erfordert keinen so fruchtbaren Boden, als die Luzerne, geräth vorzüglich an Anhöhen und in warmen, auch steinichten Feldern; verträgt die heißen Sommer besser, dauert auch länger, und ihr Saame kömmt leichter zur Reife.

b) **Luzerne, Schneckenklee, Spargelklee, ewiger Klee, Burgundisches Heu,** Medicago sativa L., erfordert einen guten, fetten, nicht verqueckten Boden, und läßt sich 4—5mal im Jahre ärndten. Sie verlangt aber hiebey einen, auf 3 F. tief aus der besten Erde bestehenden, Boden, in dessen Ermangelung sie sehr zurück geht; so wie auch die Wurzel alsbald da in Fäulniß geräth, wo sie im Grunde Wasser findet; welches bey dem rothen Klee der Fall so leicht nicht ist. Auch will die Luzerne nicht gern unter Getreide, sondern im Anfange des Maymonaths allein gesäet, und von allem Unkraute, welches doch der gute und gedüngte Acker häufig hervor bringt, gereiniget, und fleißig gejätet seyn. Ist der Acker grasicht: so wird das Gras binnen wenig Jahren diesen Klee verdrängen. Ich habe die ersten beyden Jahre nach der Einsaat der Luzerne jedes Jahr dreymal jäten, aber das immer stark hervor kommende Gras nicht tilgen, und diesen Klee gar bald seinem Schicksale überlassen, und davon abgehen müssen. Wo aber ein guter, reiner, nicht grasichter Boden ist, da siehet man diesen auf die 8—10 Jahr dauernden Klee wohl fortkommen; wobey aber wenigstens im ersten Jahre das Jäten ein- oder zweymal nicht unterlassen werden muß. Auf einen Magdeburgischen Morgen werden gemeiniglich 12 Pfund Saamen genommen.

In unsrer Mark Brandenburg bauen wir am meisten den rothen oder Spanischen Klee, weil er in jedem Boden, selbst in Sand- und kalten Leimäckern, wenn solche nur gehörig gedünget und bearbeitet werden, fortkömmt, allen Vieharten angenehm, 3—4mal zu mähen, und so ergiebig ist, daß 2—3 Kühe den ganzen Sommer hindurch von einem Magdeburg. Morgen ernähret werden können. Sehr nasses, oder im Winter unter Wasser stehendes Land ist nicht für ihn. Wir säen ihn in Niederdeutschland zur Frühjahrszeit, in Vermischung mit mancherley Getreidearten, am besten mit Gerste. Einige unsrer Landsleute säen ihn auch im April über die

Roggensaat, welches aber nicht allgemein anzurathen ist. Auf einen Magdeburgischen Morgen, zu 180 zwölffüßigen Quadratruthen gerechnet, wird 6 Pfund Kleesaamen erfordert, welcher, sobald die Gerste gesäet und völlig eingeeget ist, über den Acker gestreuet, und sodann mit einer leichten Ege, oder mit Dornbüschen, oder mit einer Walze, der Erde einverleibet wird. Zum Einstreuen des Saamens sind nur die drey Vorderfinger, aber eben so viel Gänge über den Acker, als zur Gerste, erforderlich.

Im ersten Jahre kann man da, wo kleine Gerste gebauet, und solche erst am Ende des Aug. reif wird, keinen Klee verlangen. Die mit Klee stark durchwachsene abgemähete Gerste muß nach 2 oder 3 Tagen in den Schwaden gewendet werden, indem 6 Tage Sonnenschein zur Dörrung des Klees erforderlich sind. Um dem Sturzende, weil in demselben der meiste Klee sich befindet, das hinlängliche Maaß zu geben, pflegt man solche Gerste, wenn kein Regen zu befürchten, sie aufgebunden und aufgesetzt ist, noch einen Tag draußen zu lassen. Man hat überhaupt darauf gar sehr zu sehen, daß der Klee recht trocken sey, weil er sonst faul und modericht wird, und das Gerstenstroh zugleich mit verdirbt. Will man aber auf die Gerste Verzicht thun: so mag man das zum Kleebau bestimmte Feld mit einem Mengsel, das halb Gerste und halb Haber ist, bestellen, und den Klee oben darauf, wie bey der Gerste zuvor gesagt worden, säen; da man dann noch in eben dem Jahre 3 Aerndten in der Menge und Güte hat, und von 2 Morgen 3 Stück großes Vieh den Sommer über davon erhalten kann. Die Kleeärndte des zweyten Jahres ist der, worauf die Gerste zur Reife gekommen, gleich; im dritten Jahre aber, wenn nicht eine gute Wartung hinzu kömmt, geringer.

Hat man nach der ersten Verfahrungsart die Gerste abgebracht: so wird der Klee selten in dem Jahre noch einmal so stark wachsen, daß er gemähet werden kann. Auf einem festen Lande pflegt man ihn wohl mit dem großen Viehe abzuhüten, welches aber, wenn der Klee so trocken und so spät im Jahre, als möglich, auch täglich nur ein Paar Stunden, geschehen muß, wenn man anders das Vieh vor tödtlichen Krankheiten bewahren will.

Nach dem ersten Jahre hat man noch 2 Jahr dauernde Aerndten zu hoffen. Man erhöhet den Ertrag, wenn man alljährlich vor der Winterszeit jeden Morgen mit ein Paar Fudern guten Dünger beleget, das Stroh im Frühjahre abharket, und die Maulwurfshaufen zerstreuet, damit sie im Mähen nicht Hinderniß machen. Will man aber Asche, Ofenruß, Kalk, Gyps, Salz, Straßenerde u. s. w. gebrauchen: so wird das Eine oder das Andere gar vorzüglich auf diese und andere Kleearten sich wirksam beweisen.

Will man aber, da dieser Klee nur 3 Jahre dauert, Raygras, oder andere gute perennirende Grasarten zugleich mit aussäen: so ist es desto besser, indem man dadurch, wenn der Klee allmählich immer dünner wird, sich noch besseres Futter verschafft, welches sowohl dem Viehe gesünder, als annehmlicher, und besser nährend ist, als weshalb ich mich auf die Vorrede des ersten Bandes dieses Lexicons beziehe. Hierzu kömmt noch, daß man mit der Dörrung des Klees unter den Gräsern eher zu Stande kommen wird, als wenn man den vor sich allein gesäeten Klee zur Heugewinnung anwenden will, weil er hierzu am wenigsten geschickt ist. Er

trocknet, seiner saftigen und starken Stengel wegen, äußerst schwer, und verliert bey dem geringsten Regen, auch, wenn man nicht behutsam ist, ohne Regen beym Wenden, die meisten Blätter. Will man aber Kleeheu haben: so wird er in der Blüthe, nicht im Regen oder Thau, sondern trocken, abgemähet; die Schwaden bleiben bis zum folgenden Morgen liegen; man kehret solche um, und etwas breiter aus einander, doch ohne sie, wie Grasheu, auszustreuen; macht am Abend kleine Haufen davon, und setzt diese Morgens und Abends, sobald der Thau gänzlich abtrocknen, und sich wieder einstellen will, so lange um, bis der Klee trocken genug, und vor allem Verderben gesichert ist. Man muß eine achttägige sehr gute Witterung haben, um gutes Kleeheu zu erhalten.

Der Saame wird von dem zweyten Schnitte des zweyten Jahres genommen. Eine zwölffüßige Quadratruthe giebt ohngefähr ein Pfund. Seine Reife erkennet man, wenn er gelb und hart wird, welches in der Mitte oder am Ende des Sept. erst zu erfolgen pflegt. Gemeiniglich sind alle Blätter von den Stengeln abgefallen, und die Saamenköpfe schwarz geworden. Dieser schon halb dürre Klee wird bey guter Witterung abgeschnitten, wie gemeines Heu gedörret, eingescheuert, und im Winter bey starkem Froste gedroschen. Wenn die Saamenköpfe 4 — 5mal übergedroschen sind, und noch immer Saamen enthalten, als welches gemeiniglich geschiehet, wenn dieser Saamenklee nicht trocken genug eingescheuert worden: so muß selbiger in der warmen Stube, oder in gelinder Backofenwärme, getrocknet, und mit Händen ausgerieben werden. Beym Dörren in dem Ofen muß man übermäßige Hitze vermeiden, damit der Saame durchaus gelb und glänzend bleibe. Er ist aber durch die Hitze verdorben, wenn er braun; so wie er nicht reif genug ist, wenn er eine weißliche Farbe hat, als worauf beym Einkauf des Saamens wohl gesehen werden muß. Die braunen und weißen Körner keimen nicht, und veranlassen, daß man dicker säen, und auf einen Morgen 1 — 2 Pfund mehr, nachdem der schlechten Körner mehr oder weniger sind, nehmen muß. Um recht sicher beym eingekauften Kleesaamen zu gehen, probiret man ihn zuvor, indem man eine gezählte Anzahl Körner in einen Blumentopf, oder auf ein gutes Gartenbeet streuet, und nach demjenigen Theil, was davon aufläuft, seinen Ueberschlag macht.

Die **Esparcette** wird in einen durch den Pflug gut zubereiteten Acker, in der letzten Hälfte des Junius, allein, ohne Beymischung von Getreide, bey sehr trockner Witterung, in die frische Furche gesäet, und hierauf mit guten eisernen Egen eingeeget; aber nicht bewalzet. An Saamen ist doppelt so viel nöthig, als Roggen, auf einen Morgen also 2 Scheffel. Im folgenden Jahre breitet sich erst die junge Esparcette an der Erde aus, und wächst darauf fort, da sie dann im Junius des folgenden Jahres ist, was sie werden soll. Der Trieb und die Dauer dieser Pflanze vermehret sich, wenn, wie beym rothen Klee gesagt worden, in der Folge Düngungsmittel angewandt werden. Sie ist sonst mit nicht so vielen, gleichsam üppigen, Säften angefüllet, als der rothe Klee, und eben daher gesünder und zum Dörren und Heumachen geschickter. Gedüngt und gepflegt giebt sie zu Anfange des Augusts die zweyte; und gegen Michaelis die dritte, jedoch etwas sparsamere; ohne Dünger und

Pflege

Pflege aber gemeiniglich nur noch eine gute Aerndte, welche man ihr, um noch gutes Heuwetter zu haben, 14 Tage vor Michaelis abnimmt. Sie wächßet hierauf noch einer Hand hoch, und wird bey trockner Witterung, welches wohl zu bemerken, nur mit dem Hornviehe, aber nicht mit Schaafen und Pferden, abgehütet. Dies ist um so nöthiger, da, ihrer Dauer wegen, das Versehen eines Jahres mit dem Schaden vieler Jahre verbunden ist.

Zum Saamen gelanget man leichter und geschwinder, als zum rothen Kleesaamen. Er ist von nierenförmiger Gestalt, und in einer braunen stachlichten Hülse eingeschlossen, mit welcher er auch ausgesäet wird. Ein Morgen giebt 4 Scheffel, und noch wohl darüber. Dor Saame ist reif, wenn seine Hülse braun wird, bey welcher ihm nöthigen Reife er jedoch leicht abfällt. Man muß also die Köpfe, oder Spitzen der Pflanzen, durch einige mit Schürzen und Säcken versehene Leute abschneiden, und erst in die Schürzen, aus diesen aber, zum weitern Fortbringen, in die Säcke schütten; sie alsdann auf einem Scheuneflure oder einer Tenne, welcher, durch Oeffnung der Thüren, den Tag über die durchstreifende Luft gegeben wird, etliche Tage noch abtrocknen; hierauf in nicht dicken Lagen abdreschen, den abfallenden Saamen, wie Korn, werfen oder worfeln, ihn auf Staubwannen oder Sieben vollends reinigen; endlich aber auf den Boden bringen, dünne ausbreiten, die ersten Tage mit Harken einigemal umrühren, und so völlig trocknen lassen. Da die Saamenärndte in die Mitte des Jul. fällt: so kann man auch in demselben Jahre sofort, oder etwas später, und längstens zum Ausgange des Aug. davon säen. Später ist es nicht anzurathen, sonst werden die Pflanzen nicht stark genug, dem Winter zu widerstehen. Die Aussaat von frischem Saamen geräth immer besser, als von älterem. Beym Ankauf des Saamens hat man wohl darauf zu sehen, daß er von fremden Sämereyen rein, und die Saamenhülse nicht weißlich oder gelb, sondern dunkelbraun, das Korn selbst vollständig; so viel seine Gestalt es erlaubt, rund, und von dunkelgelber Farbe sey. Hat man keine Wahl: so muß man, wenn es nur nicht an der Reife fehlet, etwas mehr, für einen Morgen, also $2\frac{1}{4}$ Scheffel, oder noch 4 Metzen darüber, rechnen, und durch Worfeln, Schwenken, Sieben u. s. w. die Unkrautssämereyen heraus zu bringen suchen. Die Esparcette kann 15 — 50 Jahre dauern, welches aber, nächst der guten Wartung, von dem Boden abhänget. Je älter die Wurzel wird, je tiefer gehet sie in die Erde oder in Felsen- und Steinklüfte, zwischen welchen sie Erde findet. Kömmt sie aber früher oder später in eine ihr nicht angemessene Erdlage, Sand, Lehm u. s. w., oder trifft in den Felsen gar keine Erde mehr an: so höret ihre Wirkung auf, und die Pflanze stirbt ab. Nach und nach wird ihre Stelle von wildwachsenden Kräutern und Gräsern eingenommen, daß daher von einem Jahre zum andern der Esparcette weniger, und des Grases mehr wird, und man endlich nichts als Gras ärndtet.

Warum ist aber die Esparcette wohl von so vielen Deutschen Landwirthen, wie solches hauptsächlich in dem Münchhausenschen Hausvater geschehen, so sehr getadelt worden? Man hat sich nicht genug auf die Natur dieser Pflanze verstanden; man hat sie bald in kalte Lehm- bald in dürre Sandfelder; bald früher, bald später; bald mit, bald ohne Getreide; bald in diesem, bald in jenem frischen Dünger gesäet; bald

zärtlich

zärtlich behandelt und gejätet, bald minder zärtlich behandelt, und sich so lange gequälet, und zwar immer junge Pflanzen erhalten, die aber im zweyten oder dritten Jahre wieder abgestorben und vergangen sind; und daher geurtheilet, daß die Esparcette bey uns nicht fortkommen könne, und daher diejenigen von dem Anbau derselben abgehalten, **die den ihr angemessenen Boden wirklich hatten.** So schreibt der berühmte Münchhausen z. B., daß die Esparcette auf dem Eichsfelde einmal gerathen sey, und daß man die Sache genauer untersuchen müsse. Hätte er aber das nicht weit von ihm entfernte Eichsfeld besser gekannt, oder hätte er nur 10 Jahre später geschrieben: (sein Urtheil ist vom J. 1764.) so würde er anders geurtheilet, und im erstern Falle einen großen Theil der sonst öde und wüste gewesenen Gegenden des Eichsfeldes durch den Anbau dieser Pflanze in die blühendste Landwirthschaften verwandelt; im andern aber nicht weit von seinem Gute ein eben so beschaffen gewesenes großes Revier auf gleiche Weise verbessert, und über 100 Morgen der trefflichsten Esparcette, die zum Theil schon 1768 angeleget war; ja, was noch mehr ist, auch die Bauern der Gegend mit dem Anbau derselben beschäfftiget gefunden haben. Das Münchhausensche Guth hat einen kalten Lehmboden, und also das Gegentheil desjenigen Bodens, welchen die Esparcette erfordert. Die Franzosen gaben ehedem vor der Esparcette der Luzerne den Vorzug; nachdem sie aber mit jener bekannter geworden sind, haben sie den Anbau der Luzerne fast aufgegeben, und beschäfftigen sich mehr mit der Cultur der Esparcette.

Kleefütterung. Die Art und Weise, wie der Klee dem Viehe mit Nutzen gegeben werden soll, ward einst von einem Schweizerischen Landwirthe also vorgestellet: Wer dem Viehe oft, in kleine Portionen abgetheilet, und aufs genaueste alle Tage zu einerley Zeit, das Futter giebt, hat den wirksamsten Handgriff zur schleunigen und glücklichen Viehmastung; 100 Pfund grüner Klee, abgeschnitten zur Zeit, da die Blume kommt, und vollkommen gedörret, geht bis auf 20 Pfund ein. Eine mittelmäßige Kuh frißt im Frühling, Sommer und Herbst, bey der Stallfütterung, in 24 Stunden 150 Pfund grünen Klee; in den Wintermonathen aber 25 Pfund dürren Klee, welches das Heu von 125 Pfund grünem ist. Es scheint also $\frac{1}{6}$ mehr an grünem Futter im Sommer verzehrt zu werden; allein in den langen Sommertagen frißt alles Hornvieh, wegen der stärkern Ausdünstung, wenigstens $\frac{1}{5}$ mehr, als im Winter; daher wird der scheinbare Schaden der grünen Fütterung nicht nur ersetzt, sondern es ist gar $\frac{1}{30}$ zum Vortheil anzurechnen.

Bey der grünen Stallfütterung hat man keine Gefahr, bey üblem Wetter verdorbenes Futter auf dem langen Winter einzusammeln; der Sommermist ist kräftiger als der Wintermist, er kann schon im Herbste, also 6 Monate eher, genutzt werden, als wenn eben das grüne Futter wäre zu Heu gemachet worden; das Mastvieh wird davon eher fett, die Kühe milchreicher; das güste oder gelte Vieh nimmt augenscheinlich besser zu; nur muß man, wegen der purgirenden Kraft des Grases, dem Zugviehe $\frac{1}{3}$ Heu, oder, wenn dieses mangelt, $\frac{1}{3}$ weiches Stroh unter das grüne Futter mischen.

Man füttere das Vieh Morgens, Mittags und Abends; theile das Futter in gewisse Portionen ab, als des Morgens und

Abends in 4—5; des Mittags aber, da es weniger bekömmt, in 2; und lasse das Vieh nach jeder genommenen Portion eine Viertelstunde an der Raufe stehen.

Nie mähe man das natürliche Gras zum grünen Futter allzu jung oder zu unreif ab, sondern erst, wenn die frühen Grasarten anfangen, ihre Blumen zu verlieren, die künstlichen aber, wenn sie die Blumenköpfe angesetzet haben.

Man grase nie ein im Regen, oder wenn das Gras noch sehr naß ist, und füttere lieber dürres Futter in dieser Zeit. Diese Regel ist desto nöthiger, je fetter das Gras ist. Hat man für Milchkühe kein recht gutes Heu: so kann man Schmelen (gramina avenacea) im Regen einsammeln, mit der Heugabel wohl schütteln, und dem Viehe, obschon etwas feucht, vorlegen. Auch bey starkem Morgenthau warte man damit, bis Wind und Sonne das Gras zum Theil abgetrocknet haben. Am Abend, 1—2 Stunden vor Sonnenuntergange, ehe noch der Thau kömmt, ist die beste Zeit des Grases; (des Grasabschneidens) nie aber in großer Mittagshitze, da die Pflanzen welk und dem Viehe unangenehm sind. Am Morgen grase man für den Mittag und Abend; Abends aber für den folgenden Morgen. Sobald das Gras abgemähet ist, lade man es auf Wagen, und breite es auf der Tenne, (dem Scheunesture,) so dünne als möglich, aus. Fettes, auch nasses Gras, wenn es auch nur wenige Stunden dicht auf einander liegt, kömmt in wirkliche Gährung, und ist dem Viehe eben so unschmackhaft als schädlich. Oft wird das Vieh bey der grünen Fütterung aufgeblähet, wider welches Uebel in Zeiten Mittel zu gebrauchen sind. Hiebey ist noch folgendes zu merken:

a) Die Kleefütterung bey uns geschiehet entweder so, daß den Kühen der bloße Klee, wie er aus dem Felde kömmt, in die Raufen gestecket, oder zerschnitten, und mit Häcksel vermengt, in die Krippen gegeben werde. Das erste Verfahren machet weniger Mühe, nur muß den Kühen desto öfterer, und in geringen Portionen, nach Art des Schweizers, gegeben werden; das andre Verfahren erfodert mehrere Mühe, oder mehrere Menschen; es ist aber doch vorzuziehen, wo man vornehmlich vieles Vieh füttern, und zugleich der Gefahr des Aufblähens vom Klee zuvor kommen will. So ist auch diese Verfahrungsart, das Purgiren der Thiere abzuwenden, weit sicherer, wenn es an gutem Heue fehlet, um solches dem Viehe besonders in die Raufen zu stecken. Es ist aber nicht wegen Mangel des Heues, wie von dem Schweizer angerathen wird, vortheilhaft, langes unzerschnittenes Stroh mit dem unzerschnittenen Klee zu vermengen: die Kühe sondern sicherlich den Klee aus, und lassen das Stroh liegen; es wäre denn, daß man überaus sorgfältig und mühsam hin und wieder einzelne Strohhalme einmischen wollte.

b) Die Art, geschnittenen Klee mit Häcksel zu vermischen, wird vornehmlich von dem Verfasser der Berliner Beyträge zur Landwirthschaftswissenschaft nicht nur angerühmet, sondern selbige ist auch längst von ihm ausgeübt worden. In der Einleitung zu einer vernünftigen Sparsamkeit in allen Theilen der Landwirthschaft, S. 346. wird folgendes gelesen: Ich habe selber in einer von meinen Wirthschaften, die ich auf dem Lande getrieben, einen Stall von dergleichen Kleekühen gehabt, und dabey im Füttern folgende Ordnung beobachten lassen, welche ich, weil sie mir einen sehr merk-

merklichen Nutzen gebracht, einem jeden zur Nachahmung anpreisen kann:

Des Morgens, sobald es Tag ward, bekamen die Kühe hinter einander drey mäßige Futter von dem, gegen Häcksel geschnittenen, Klee; hierauf blieben sie bis 8 Uhr, ohne daß ihnen weiter etwas gegeben ward, stehen. Gegen 8 Uhr ließ ich sie zur Tränke treiben, und inzwischen von den Mägden theils frisches Stroh unterstreuen, theils aber auch die Krippe mit Strohwischen säubern und rein machen. Sobald dieß geschehen war, wurden die Kühe wieder eingebunden, und sie bekamen abermals drey Futter, wie des Morgens, womit sie sich bis gegen 11 Uhr begnügen mußten. Um 11 Uhr wurden sie aufs neue zur Tränke getrieben, und inzwischen die Krippen wieder gereinigt. Nachdem dieses verrichtet, und sie wieder eingebunden waren: schritte man zum Melken, da ihnen dann, währender Zeit die Raufen mit purem ungeschnittenen Klee vollgesteckt wurden. Hierauf blieben sie bis 1 Uhr stehen, alsdann gab man ihnen aufs neue drey mäßige Futter von dem geschnittenen und mit Häcksel untermengten Klee. Gegen 4 Uhr wurden sie wiederum getränket, und die Mägde wischten inzwischen die Krippen aus. Wenn die Kühe von der Tränke zurück kamen, erhielten sie ihre letzten drey Futter. Gegen 8 Uhr wurden sie wieder, um zur Tränke getrieben zu werden, ausgebunden; da dann die Mägde, so wie frühe um 8 Uhr geschehen war, frisches Stroh unterstreueten, und zugleich die Krippen säubern mußten. Nachdem dieses geschehen, wurde das Melken vorgenommen, und ihnen darauf noch zur guten Nacht nicht allein die Krippen mit dem gewöhnlichen Futter, sondern auch die Raufen mit purem Klee angefüllet. Ich glaube, daß diese von mir beobachtete Methode denjenigen, die Ordnung lieben, schon an und für sich selber nicht mißfallen wird. Und ich muß noch hinzu setzen, daß ein dergleichen regelmäßiges Verfahren bey der Stallfütterung, wenn sie dem Viehe gedeihen soll, schlechterdings nothwendig ist. Warum ich aber immer 3 mäßige Futter geben lasse, solches hat darinn seinen Grund, daß es, sowohl wegen der Verdauung, als auch um den erforderlichen Appetit dieser Thiere, ohne welchen ihnen keine Nahrung recht gedeihen kann, zu erwecken, nöthig ist. Das Hornvieh kann nicht beständig fressen, es muß wiederkäuen, und braucht daher eine gewisse Zeit, die in dem ersten Magen erweichte Nahrung wieder herauf zu holen, und sie, ehe sie in den andern Magen kömmt, durch nochmaliges Käuen zum Verdauen desto geschickter zu machen. Als etwas seltsames wird man es vielleicht ansehen, daß ich die Kühe täglich 4mal zur Tränke treiben lasse, da solches sonst, dem gewöhnlichen Schlendrian nach, nur 2mal des Tages geschiehet. Allein ich glaube, daß solches niemals zu oft geschehen könne, indem es unmöglich ist, daß dem Viehe die genossenen trockenen Speisen, wenn sie nicht mit genugsamen Feuchtigkeiten versetzet, und dadurch zur Verdauung desto geschickter gemacht werden, gedeihen können. Ja ich bin mit allen nachdenkenden vernünftigen Wirthen überzeugt, daß es eine der Hauptursachen der, zu unserer Zeit so heftig wüthenden, Viehseuchen ist, daß man das Vieh nicht genugsam, und nicht mit gutem und reinen, sondern stinkenden und unfläthigen Wasser tränket. Bey den Kühen, welche den ganzen Sommer über mit Klee gefüttert werden, ist das öftere Tränken um so nöthiger, als der Klee an und für sich selbst

ein sehr hitziges Futter ist, welches durch die gehörige Menge von Feuchtigkeiten gemäßiget werden muß; und wenn dieses auch nicht wäre: so hat doch das öftere Ausbinden des beständig auf dem Stalle stehenden Viehes wenigstens diesen doppelten Nutzen, daß es nicht allein mehr frische Luft schöpfen, sondern auch desto reinlicher gehalten werden kann.

c) Wenn den Kühen geschnittener Klee, mit Häckfel vermengt, gefüttert wird: so muß nach vorher gehender Anweisung die Krippe so oft gereiniget werden, als das Vieh ausgebunden wird. Hinlängliche Gründe erfordern, daß die Krippen, um dem Viehe allen Ekel zu benehmen, fleißig ausgeräumet werden müssen; damit alles eingeschüttete Futter von ihnen zu aller Zeit recht rein ausgefressen werden könne. Je reinlicher überhaupt die Kühe gehalten werden, desto besser werden sie bey der Stallfütterung gedeihen: welches denn auch von den fleißigsten Einstreuen ebenfalls mit zu verstehen ist. Unreine Krippen und kein trocknes Lager würden eine, sonst im übrigen gute, Methode beym Füttern sehr zurück bringen.

d) Es ist ein sehr heilsamer Rath, im Regen keinen Klee zu schneiden, und lieber natürliches, oder gemeines Gras den Kühen sodann zu geben. Man kann dergleichen Gras mit der Heugabel gar leicht so durchschütteln, daß die meiste Nässe davon kömmt. Klee ist wegen seiner breiten Blätter nicht so von der Regennässe zu befreyen, und er erhitzet sich im nassen Zustande ungemein geschwinde, wenn er auch noch so dünne auf der Tenne ausgebreitet wird. So ist es überhaupt auch ein vortrefflicher Rath, besage der oben beygebrachten Erfahrungen des Schweizers, so viel möglich die darinn angegebenen Tageszeiten zum Abschneiden des Klees zu beobachten.

e) Wider das Auflaufen des Viehes, oder das Blähen vom Klee, hält man für gut, wenn man von einer gesunden Kuh 1½ Maaß Milch nimmt, und sie so warm, wie sie von der Kuh kömmt, dem kranken Thiere eingießt, welches Mittel selten fehl schlägt. Man kann, wenn die Cur nicht anschlagen sollte, das kranke Thier auf dem Hofe, auch noch nach und nach immer stärker herum treiben, und es, wo möglich, in Schweiß bringen; hierauf aber das Thier 8 — 9 Stunden ungefüttert stehen lassen; hernach aber ihm ein Paar mal Heu, Statt des grünen Futters, vorlegen. Eben so hält man auch dieses für ein gutes Mittel, wenn man Schmalz, in der Größe eines Eyes, von einem Borgschweine, (geschnittenem Schweine,) mit ungefähr ¼ Maaße Branntwein dem kranken Thiere einschüttet.

Sollte dieser Zufall aber nicht aufhören, und sich das Auflaufen in eine Art von Trummelsucht verwandeln, welches man, außer der harten Ausdehnung des Bauches, auch aus einem Zittern über den ganzen Leib, und an der Begierde, sich immer legen zu wollen, gar leicht erkennt: so muß man zum Stich schreiten, als welches am besten gleich im Anfange der Krankheit schon geschehen kann. Man nimmt dazu ein ordinaires, aber fest in der Feder stehendes, und nicht vorwärts schnappendes, Federmesser, oder nicht gar großes und nicht breites Taschenmesser, von etwa 4 Zollen Länge, und ½ Zoll Breite. Mit diesem Messer sticht man 3 Zoll unterhalb des Rückgrades, und ungefähr 4 Zoll weit von der Hüftbeinspitze, gerade in der so genannten Hungergrube, und zwar auf der linken Seite durch das Fell zween bis drittehalb

halb Zoll in den Bauch hinein. Man muß aber dabey das stechende Werkzeug von oben nach unten führen, und nicht schnell, sondern bedachtsam, stechen, auch, damit es nicht weiter eindringt, als es soll, es vorher an der Stelle, die heraus bleiben soll, mit einem Bindfaden oder Lumpen umwickeln. Ist der Stich geschehen: so dreht man das Messer sachte, nicht in der Rundung, sondern wie es steckt, hin und her, um die Wunde etwas zu erweitern. Bey fettem Vieh darf man etwas tiefer stechen, bey jungem Vieh und Kälbern etwas weniger tief. Ehe man aber das Messer wieder heraus zieht, muß man ein Hollunderrohr, aus welchem das Mark heraus gebohrt ist, von der Dicke eines kleinen Fingers, oder auch einen unten und oben offenen Federkiel darinn stecken lassen, damit die Luft dadurch heraus fahren könne, und nicht in den hohlen Leib gerathe, und eine unheilbare Trommelsucht verursache. Am besten ist es, das Instrument, welches in der Wassersucht zum Abzapfen gebraucht wird, und Trokar heißet, zur Hand zu haben, als wodurch die weitläuftigere Operation mit dem obbenannten Hollunderrohr und dem Federkiel ersparet wird; indem der Trokar, weil das Rohr, worinn derselbe als in einem Futteral steckt, in der Wunde gelassen wird, und die Luft bequem genug dadurch heraus fahren kann. Da die obgedachte Krankheit, auch außer der Kleefütterung, das Vieh befallen kann: so sollte kein Landwirth, auch kein Hirte, ohne Trokar seyn.

Kleezug, eine Auszierung in den Simswerken, welche einigermaaßen dem Kleeblatte gleichet. Sie wird eingetheilt in den Kleezug mit Palmenstengeln, und in den Kleezug mit Blumen.

Kleines Weidewerk, alles dasjenige, was zur niedern Jagd gehöret.

Kleine Vögel, alle diejenigen Vögel, welche bey dem Vogelfange nach der Zipp- und Weindrossel, bis auf den Weidenzeißig, folgen.

Kleinjährig, wenn die Ringel oder der Jahrwuchs des Holzes schmal und klein sind; im Gegensatz des Grobjährigen.

Kleinod, Kleinodien. 1) Ein kostbares, prächtiges Stück von edlen Metallen oder Edelgesteinen, das zum Schmucke dienet; 2) die Nebentheile eines geschlachteten Rindviehes, welche als eine Zulage mit verkauft werden, als: Füße, Kopf, Kaldaunen u. s. w.

Kleinsporn, eine Gattung Fußeisen, welche 4 Zacken haben. Sie werden an die Schuhe gebunden, und dienen den Arbeitern bey dem Deichbaue, daß sie auf den schlüpfrigen Bretern festen Fuß halten können.

Klemme, ein eisernes Werkzeug der Korbmacher, mit welchem die Rinden von den Weiden, gleich nach dem Abschneiden, wenn sie noch grün sind, abgestreifet werden. Es ist nach einem Oblongum, oder einem zusammen gedruckten Zirkel gebogen, dessen beyde Enden dicht zusammen gehen. Jede Weide wird durch diese Enden der Klemme gestreift, und die Rinde zerplatzt dadurch, daß man sie abziehen kann. Wenn das Durchstreifen auf einmal nicht hinlänglich ist: so muß es wiederholet werden. Die Schenkel der Klemme sind rund, und von gehärtetem Eisen; denn sie müssen elastisch seyn.

Klemmschlot, ein kleiner Wassergraben in den Torfländern, das Wasser dadurch von dem Torf abzuziehen.

Klette, Arctium L., ein überall bekanntes Pflanzengeschlecht, wovon wir folgende Arten bemerken:

1) Glattblättrichte Klette, Grindwurzel, Dockenkraut, Ohmblätter, Klissen, Klitzen, Arctium Lappa L. **Wurzel**: geht im zweyten Jahre tief in die Erde, wird Fingers dicke, äußerlich braun, innerlich mehr weißlich. **Blumenköpfe**: an den Enden der Zweige, von 3—6 auf kurzen besondern Stielen bey einander; die Blümchen sind röthlich-violett gefärbt. Diese Pflanze erhält öfters eine veränderte Gestalt, sonderlich in Ansehung des Kelches, und einige Schriftsteller unterscheiden 2—3 Arten, welche aber von den meisten neuern nur für Abänderungen angesehen werden. Das Vieh läßt diese Pflanze unberührt; ihr Gebrauch aber in der Arzneykunst ist sehr zu schätzen, und zwar vorzüglich die Wurzeln. Diese muß man sammeln, ehe die Stengel ausschießen und die Blüthköpfe hervor treiben; mithin sind die jährigen die besten, und die zweyjährigen von geringerm Werthe; die jüngern sind saftig, und daher desto kräftiger; da hingegen die ältern und stärkern trocken und holzicht sind, mithin unkräftig geachtet werden; sie haben keinen merklichen Geruch, und einen süßlichen, etwas herben Geschmack; man kann sie zu den zertheilenden, auflösenden und versüßenden Mitteln rechnen, und daher der Sassaparille, Chinawurzel und andern ausländischen Wurzeln gleich schätzen, oder wohl gar vorziehen, und bey vielen langwierigen Krankheiten mit Nutzen gebrauchen. Heinrich III., König von Frankreich, soll dadurch von einer venerischen Krankheit befreyet worden seyn. Wenn aber auch dieß nicht gegründet seyn sollte: so ist doch ihr Gebrauch bey allen Unreinigkeiten, wodurch unsre Säfte verändert und verdorben werden, von großem Nutzen, und bey der Krätze, allerley Geschwüren, u. s. f. zu empfehlen. Auch die gichtische Materie kann dadurch ausgeführet werden. Forestus schreibt, daß durch den Trank der Klettenwurzel der Urin häufig und so weiß, wie Milch, abgegangen, und der Kranke dadurch von der Gicht befreyet worden sey. Unter den neuern Schriftstellern hat Hill die wirksame Kraft dieser Wurzel wider die Gicht angepriesen. Die auflösende und zertheilende Wirkung ist fast noch gewisser; und der berühmte Hr. D. Böhmer zu Wittenberg versichert, daß der Gebrauch eines solchen Trankes bey Kindern, bey welchen Verhärtungen und Knoten in dem Unterleibe, und sonderlich in den Gekrösdrüsen, wahrgenommen, und daraus eine Abzehrung erzeuget werden, sich kräftig bezeuget, solche aufgelöset, und den verschlossenen Durchgang des Nahrungssaftes wieder eröffnet habe, wozu aber ein anhaltender und ununterbrochener Gebrauch erforderlich ist. Hr. Lieutaud hat solche auch zu Beförderung des Blutflußes der Wöchnerinnen bewährt gefunden. Die Schäfer pflegen den Schaafen, wenn sie husten und zur Lungensucht geneigt sind, Wurzel und Blätter klein zerschnitten, unter das Futter zu mischen. Nach diesem allen wird man von dem Gebrauche der Wurzel wohl nichts Schädliches zu befürchten haben. Aeußerlich könnten auch die Blätter bey Geschwülsten, Geschwüren und Gliederschmerzen aufgelegt, und davon eine Zertheilung und Reinigung erlangt werden. In dem Manuel du Cultivateur, welcher

auf

auf Befehl des Franz. Nationalconvents abgefaßt, und in den Departements vertheilt worden ist, wird diese Pflanze unter die öffnenden und Urin treibenden, und unter solche gesetzet, welche eben die Wirkungen, als die Schweiß treibenden, doch ohne Schweiß zu treiben, hervor bringen, die Hindernisse, welche sich dem Umlaufe des Bluts entgegen setzen, heben, und die Drüsen reinigen. Bey uns hat man angefangen, hie und da die getrockneten Wurzeln zu brennen, und Statt des Orientalischen Caffees zu gebrauchen. Auch möchte es nicht undienlich seyn, die jungen saftigen Stengel abzuschälen, und wie Spargel, entweder mit Butter, oder mit Oel und Essig zubereitet, zu verspeisen.

2) **Filzige**, oder **netzförmige Klette**, A. tomentosum. **Vaterl.**: die Appenninischen Gebürge. **Blätter**: herzförmig, unbewehrt, groß, und also wie der gemeinen Klette, auf der Unterfläche jedoch weißer. **Blumen**: in dichtern Köpfchen, welche mit einem sehr feinen Filze auf eine bewundernswürdige Art netzförmig überzogen sind, glänzendroth. Von dieser Verzierungspflanze säe man einige wenige Saamenkerne in den schlechtesten Theil des Gartens, oder, wenn man ihrer mehrere verlangt, verdünne man sie zu 2 F. weit. Sie blühen im zweyten Sommer, und zeigen dann ihr schönes Netzwerk; sterben zwar nach der Vollendung des Saamens ab; aus ihrem abgefallenen Saamen aber entspringen neue Pflanzen, die man auf unschicklichen Stellen ausreißen, auf den für sie schicklichen Stellen aber verdünnen muß.

Klette, kleine, s. **Bettlersläuse-kraut.**

Klettenstange, bey den Vogelstellern, eine lange Stange, an welcher die Leimspindeln oder Leimruthen befestiget werden.

Kley, ein in Niederdeutschland übliches Wort, eine fette zähe Erde zu bezeichnen, daher Kleyacker, Kleyland, aus Kley, d. i. zäher fetter Erde bestehender Acker oder Feld.

Kleybalken, in dem Siehl- und Schleusenbaue Niedersachsens, die unter dem Boden über dem ersten Grundbalken gelegten Balken, zwischen welchen gute Kleyerde eingestampfet wird.

Kleye, die klein gemahlne, und, mittelst des Beutels, abgesonderte Hülsen des Getreides. Man rechnet gemeiniglich von 4 Scheffeln Getreide 1 Sch. Kleye, welchen man, nebst dem Mehle, aus der Mühle zurück bekommen muß. Daher Kleybrodt, Brodt aus Kleye und grobem Mehle, welches gemeiniglich bey uns für die Jagd- und Hofhunde gebacken wird. Uebrigens pflegt man die Kleyen Kühen, Kälbern, Schweinen, Gänsen u. s. w. unter das Futter oder Getränk zu mengen. Bey uns wird nur einerley Kleye in den Mühlen gemacht, indem die Grieskleye, d. i. sowohl die beym Schrotgange von Gries abgesiebte, als auch die beym zweyten und dritten Griesgange aus dem Beutel fallende Kleye, zum schwarzen Mehle aufgeschüttet wird. Doch lassen manche Wirthe zuweilen die Kleyen nicht ganz rein ausmahlen, wenn sie ein besseres Futter haben wollen. Sie kommen aber der Sache wohl näher, wenn sie die Kleye nach gemeiner Art ausmahlen lassen, und zur Verbesserung derselben, schwarzes oder grobes Mehl in ihren Häusern hinzu thun. Uebrigens gehöret die Kleye, insonderheit vom Korne

Korne oder Roggen, zu denjenigen Substanzen, die sich selbst, ohne Zuthun eines äußern Feuers, entzünden; wie man denn durch Versuche heraus gebracht hat, daß geröstete Kleye, in ein leinenes Tuch gewickelt, und an die Luft gelegt, nach einigen Minuten das Tuch zu Zunder verbrannt, und die Kleye glühend gewesen. Der Landmann hat also alle Vorsichtigkeit zu gebrauchen, wenn er für sich, oder für sein Vieh, gewärmte Kleye zu Bähungen oder Umschlägen gebrauchen will, um keine Feuersbrunst zu erregen.

Klima, in der Geo- und Kosmographie, ein Theil der Erdkugel, welcher zwischen zween mit dem Aequator parallel laufenden Zirkeln enthalten ist; der **Erdstrich, Himmelsstrich, Erdgürtel, die Zone.** Die Naturforscher und Aerzte verstehen unter Klima nicht nur die jetzt angezeigten mathematisch abgetheilten Erdstriche, sondern überhaupt die verschiedene Temperatur von Wärme, Kälte, Trockenheit oder Nässe der Atmosphäre eines Landes oder eines Erdstriches, auch zuweilen sogar die Beschaffenheit des Erdbodens selbst. Diese Verschiedenheit der Klimate hat einen großen Einfluß auf Menschen, Thiere und Pflanzen. Es kann aber diese Ungleichheit der physischen Klimate von verschiedenen Ursachen herrühren. So kann z. B. 1) die verschiedene Lage der Sonne gegen die Erde Ursache seyn; denn wir wissen, sowohl aus den Gesetzen der Bewegung, als auch aus der Erfahrung, daß die Wirkungen der Sonnenstrahlen desto stärker sind, je gerader sie auffallen, und daß die Hitze desto größer wird, je länger die Wirkung der Sonne dauert, die sie verursachet. 2) Kann auch die Beschaffenheit der Luft eine Ursache der verschiedenen Wärme und Kälte seyn. Je höher die Luftkugel voll Dünste ist, desto mehr fangen diese die Sonnenstrahlen auf, ehe sie unsere Erde erreichen; und ist die Luft rein und heiter: so hat die Sonne den Tag über größere Wirkungen, die Nächte aber sind kühler. 3) Kann ein Ort, nachdem er hoch, oder in einer Ebene liegt, einen merklichen Unterschied in dem natürlichen Klima verursachen. So ist, nach Ludolfs Bericht, die Hitze in den Ebenen von Abyssinien unerträglich; in den gebirgigen Gegenden hingegen gemäßigter, als in Portugal, welches so viel weiter nach Norden liegt. 4) Verursacht auch dieses eine große Veränderung des Klima, ob ein Land an der See, oder tief in dem festen Erdreiche, liegt; denn das Meer ist, bekanntermaaßen, im Sommer kälter, im Winter aber wärmer, als die Luft ist, und theilt allezeit der Luft, welche über ihm steht, etwas von seiner Beschaffenheit mit. Die Winde führen diese Luft über das Land, und machen daher die Sommer kühler, und die Winter gelinder, als sie sonst seyn würden. Die gelinden Winter in England rühren offenbar von der Wärme der umliegenden See her. 5) Kann die Verschiedenheit des Erdreiches das natürliche Klima verändern, da die Erfahrung lehrt, daß nicht alle Materien gleich viel Wärme annehmen, und die angenommene Wärme gleich lange behalten. So wird z. B. die Hitze in Afrika durch den Sand unerträglich. 6) Müssen auch die Winde in Betrachtung gezogen werden. So ist z. B. die weite Ebene, die in Amerika im 10ten bis 15ten Grade südlicher Breite bewohnt wird, außerordentlich heiß; bisweilen aber erregt der von den mit Schnee bedeckten Gebirgen herkommende Wind eine außerordentliche Kälte. 7) Kann sich auch ein

und

und eben dasselbe Klima in Absicht auf seine Wärme und Kälte selbst ändern, wie wir davon unser Deutschland zum Beyspiele haben. So lange es noch in der Vorzeit mit Wäldern bewachsen, und mit Sümpfen und Morästen angefüllt war: so lange herrschte in demselben das rauhe Klima, welches von den alten Geschichtschreibern so fürchterlich geschildert wird. Seitdem es aber von Wäldern entblößt ist, die Sümpfe und Moräste ausgetrocknet sind, überhaupt dasselbe immer mehr angebauet worden ist: desto mehr ist es weit gelinder geworden. Rußland und Sibirien, und die große Tatarey befinden sich noch in dergleichen Umständen, daher ist auch ihr Klima weit kälter, als das Klima der Europäischen Länder, die mit ihnen zwischen eben den Parallelen liegen.

So wie die Thiere nicht in allen Klimaten ausdauern: so ist es auch mit den Pflanzen, die an besondere Klimate gebunden sind; und es ist für den Pflanzenkenner wichtig, diesen Umstand nicht aus den Augen zu verlieren.

Man kann alle Klimate füglich in heißtrockne; in gemäßigte und feuchte; und in kalte und rauhe eintheilen. Mehrentheils herrscht in jeder Provinz, oder in jedem Erdreiche des Erdbodens eines dieser Klimate; doch giebt es auch Ausnahmen, wo nämlich alle drey herrschen; und dieses sind die mit sehr hohen Gebirgen besetzten Länder. Auf den Gipfeln derselben ist es fast stets Winter; ein ewiger Schnee. Die tiefern Gegenden sind gemäßigt, und werden von Thieren und Pflanzen bewohnet; die Thäler derselben prangen aber in dem mildesten und fruchtbarsten Klima. Die südlichen Gegenden in der brennenden Zone haben durchgehends ein hitziges, trocknes Klima. Der Boden ist meistens dürre und trocken; nur zu gewissen Jahrszeiten fällt Regen. Die Schwere der Luft scheint nicht so vielen Abwechselungen unterworfen zu seyn, weil sich das Barometer nur wenige Linien verändert. Das Thermometer steigt bis auf den 40sten, ja 50sten Grad nach Reaumur. Der Boden bringt eben so viele und mannichfaltige Pflanzen hervor, als andere Länder; allein sie haben meistens eine verschiedene Natur. Die Bäume behalten immer ihr grünes Laub, und mehrentheils wächst hier eine Menge von saftigen Pflanzen, mit dicken, fleischigen Blättern, z. B. viele Aloen u. s. f., von welchen bekannt ist, daß sie eine lange Zeit in trocknem Erdreiche ohne Regen, bloß von der feuchten Luft, frisch bleiben.

Obgleich jedes Klima seine besondere Thiere und Pflanzen nährt, so giebt es doch viele Gattungen, die mehrere Klimate mit einander gemein haben, keine aber, die das äußerst heiße, und äußerst kalte aushalten können. Die meisten Grasarten z. B. kommen in jedem Klima, außer dem ganz kalten, fort; und der Schöpfer der Natur hat dafür gesorgt, daß die unentbehrlichsten Pflanzen in den meisten Ländern des Erdbodens gut gedeihen. Ja, es giebt eine Menge von Gewächsen, welche anfänglich nur in wärmern Klimaten wohnen, die aber auch in den kältern fast eben so gut ausdauern. Man denke nur, daß unsre Obstbäume und andere Gewächse aus den warmen Asiatischen und Afrikanischen Ländern stammen, und nachher bis in die mittelmäßig warmen Länder sind verpflanzet und einheimisch gemacht worden. So geschehen in unsern Tagen noch manche Wanderungen in der Botanik und Oekonomie, und wir gewöhnen die zärtern Gewächse aus heißen Klimaten nach und nach an unsre Winter; oder im Falle da-

mit nicht zum Zwecke zu kommen ist: so veranstalten wir künstliche Sommer, indem wir die im Freyen nicht bestehenden ausländischen Gewächse in unsern Glas- oder Treibhäusern bestehend zu machen wissen.

Klinge, 1) der schneidende oder stechende Theil eines Messers, aller Arten der Degen und Schwerdter, der Sensen, Futterladen u. s. w. 2) In Thüringen ein länglich ovales Stück Feldes, welches einer Messerklinge gleicht. 3) In Oberdeutschland die von starken Regengüssen ausgerissene Vertiefungen, besonders an abhängigen Orten, heißen auch hie und da **Schluchtern**. Die kleinen flachen Canäle fließenden Wassers, worinn die Brunnenkresse erzeuget wird, sind in Thüringen unter dem Namen der **Klingen**, im g. L. der **Klinkern**, bekannt, und in Franken heißen die Gräben, welche das Wasser aus den Weinbergen ableiten, **Klingen**.

Klinke, überhaupt ein jedes Werkzeug, welches mit einem Klange oder Schalle niederfällt, und dadurch etwas verschließt; in engerer Bedeutung ein fallender Riegel an einer Thüre, welcher in den **Klinkhaken** greift, und die Thüre dadurch zumacht.

Klinker, bedeutet hart gebrannte Mauersteine, welche einen hellen Klang geben, wenn man daran schlägt; eigentlich **Klinger**. Sie entstehen von denjenigen Backsteinen, die in dem Ziegelofen in den Zügen stehen, und daher dem Feuer vorzüglich ausgesetzt sind. Sie gehen ins Sinter hieselbst über, werden schmelzbar, und erhalten eine Art von Glasur, welche das Wasser von dem Gemäuer abhält. Sie werden daher zu Grundsteinen, Brunnen, Rinnen, Pflastern in den Küchen, und überhaupt zu Werken, die der Feuchtigkeit ausgesetzt sind, genommen.

Klinket, Schützel, die Oeffnung in einer Schleusenthüre zum Zu- und Ablassen des Wassers; sie wird mit einem Schutzbrete verschlossen.

Klinkhake, Auswurfhake, Löshake, ein wie ein lateinisches S gebogenes Stück Eisen, welches in das Ohr eines Schlägels bey einem Schlagwerke eingehänget, und an ein Seil gebunden, und der Schlägel hoch genug aufgezogen, und ausgelöset wird; daher man ihn auch den Auslöshaken nennet.

Klinse, im g. L. einiger Gegenden, eine Ritze oder Spalte, wo es auch Klünse oder **Klunse** lautet. An andern Orten werden hohle Stellen in einem Strohdache Klinsen genannt. Findet der Dachdecker dergleichen nach 2 — 3 Monathen eines angefertigten Daches, so stößt er die so genannte **Patsche** in den Ort der Stoppeln, der zusammen gefallen ist, und ziehet solchen beym Stiel wieder heraus. In die dadurch gemachte leere Stelle wird ein **Schaub** Stroh gesteckt, und die Höhlung ausgefüllet. Geschickte Decker machen die wenigsten oder gar keine Klinsen.

Klipprohr, ein Gestelle auf den Finkenheerd, woran man die Ruhrvögel bindet.

Klobeisen, ein schmales langes Beil der Böttcher, mit einer schrägen Schärfe, welches mit dem Stiel im Auge desselben einen rechten Winkel macht. Es wird gebraucht, das starke Bodenholz in 2 Theile zu klöben, indem man die Schneide des Eisens

Eisens auf die Mitte des Bodenholzes setzt, und mit der Kimmkeule darauf, solches von einander schlägt.

Kloben, 1) in der Landwirthschaft Obersachsens die Haufen abgeschnittenen Getreides. 2) Im Flachshandel, ein Gebinde Flachs in Schlesien und Sachsen, welches 12; an andern Orten aber 30; zuweilen auch wohl 60 Kauten oder Reisten (Risten) Flachs hält. 3) Bey den Böttchern ein beweglicher Haken an einem starken Holze, die Reifen damit anzuziehen. 4) Ein gespaltenes Werkzeug, gewisse gespaltene Dinge zu bezeichnen. Daher **Klobenholz**, ein großes Scheitholz, dasjenige Brennholz, welches in Kloben, d. i. in großen Scheiten aufgesetzt und verkauft wird; zum Unterschiede von dem Klafterholze, welches aus kleinern Scheiten besteht. Noch häufiger heißt ein mit einer Spalte versehenes Ding oder Werkzeug der **Kloben**: a) an einer Waage ist der **Kloben**, der bey andern auch die **Scheere**, oder das **Waagegericht**, heißt, derjenige zweyschenkeliche Theil, in welchem der Waagebalken mit dem Zünglein schwebet; b) Bey den Vogelstellern besteht der **Kloben** aus zwey genau auf einander passenden, an einem Ende mit einander verbundenen schwanken Hölzern, welche mittelst eines Fadens zusammen gezogen werden können, um die Füße der Vögel, welche sich darauf setzen, einzuklemmen, und sie solchergestalt zu fangen. Es besteht dasselbe aus 2 langen, der Länge nach dergestalt ausgegrabenen Stecken, daß die Höhe des einen Steckens sich in die ausgegrabene Tiefe, oder den gestoßenen Falz des andern ganz genau hinein füget. Unten werden beyde Stecken etwas zugeschnitzt, und hierauf in ein rundes, vom Tischler oder Drechsler hierzu bereitetes, Holz gestoßen, wobey beyde Theile sich von einander sperren. Hierauf versieht man gedachte 2 Theile des Klobens mit starken Schnüren, womit sie so genau zugezogen werden, daß sie auch ein Haar fest halten können. Kömmt nun ein kleiner Vogel, z. B. eine Meise, auf einen solchen zubereiteten, und zum Loche der Hütte hinaus gereckten Kloben: so zieht der Vogelsteller zu, fängt den Vogel bey den Klauen, und zieht ihn zur Hütte hinein. Diese Hütte wird eben daher insgemein eine **Klobenhütte**, oder, weil man solche meistentheils zum Meisenfange gebraucht, auch eine **Meisenhütte** genannt. (Das Wegfangen der Meisen sollte billig in allen Ländern abgeschafft werden, weil sie sich den ganzen Winter hindurch von Raupeneyern, oder kleinen, im Winter erstarrten, im Frühjahre aber wieder auflebenden, Raupen ernähren, solche ausklauben, und hiemit unsre Obst- und Waldbäume wider den Raupenfraß sichern.) c) Das in der Thürpfoste geschlagene, zweyschenkeliche Eisen, worauf die Klampe passet, und woran das Anlegeschloß hängt, führt den Namen eines **Klobens**, weil es gleichsam gespalten aussieht. d) Eine Rolle in einer ausgehöhlten, oder gleichsam gespaltenen, Scheibe; eine Art eines Hebezeuges, eine Last, mittelst des über die Rolle gehenden Seiles, zu heben; wo der Name des **Klobens** eigentlich der gespaltenen Scheibe zukömmt, in welcher die bewegliche Rolle sich befindet, und welche auch die **Flasche** genannt wird. Zwo oder mehrere zusammen gehörige Flaschen oder Kloben machen einen **Scheiben-** oder **Flaschenzug** aus. Das ganze Werk zusammen wird auch **Klobenzeug**, **Scheiben-** oder **Flaschenwerk**, ingleichen Seil

Kloben genannt. Die Rollen werden in einem Kloben, oder in einer Klaue, die von Holz, Eisen, oder Metall seyn kann, mit einem Bolzen fest gemacht. Je mehrere Rollen sind, je mehr werden die bewegenden Kräfte vermehret, daß man also, mittelst der um die Rollen gehenden Seile, die schwersten Lasten in die Höhe winden kann.

Klobendeichsel, eine gespaltene Deichsel, eine Deichsel mit 2 Aermen, worinn ein Pferd gespannet wird.

Klobenglied, ein eisernes Kettenglied, wie ein S gestaltet, womit, wenn eine Kette reißt, die Glieder wieder zusammen gehangen werden können. Mit dergleichen Gliedern muß man auf Reisen versehen seyn, weil, wenn Ketten springen, das Zusammenbinden derselben mit Stricken zu wenig Haltbarkeit verschafft.

Klobenseil, das Seil, mittelst dessen eine Last mit dem Kloben in die Höhe gezogen wird.

Klöben, ist so viel, als spalten. Der Böttcher spaltet seine Bandstöcke mit dem Bandmesser und Dreyklöber.

Klonz, bey den Böttchern ein Stückchen Holz, welches in das Schloß eines Reifes, der zu weit oder lang ist, geleget wird, um ihn dadurch enger und kürzer zu machen.

Klopfeisen, ein Werkzeug der Korbmacher von Messing oder Eisen. Es ist vierkantig, läuft von dem untern Ende nach und nach schmaler zusammen, und hat an diesem schmalen Ende einen Knopf, damit man es bequem anfassen kann. Der Korbmacher treibt hiemit die geflochtenen Weiden durch das Klopfen an einander. Es giebt dergleichen Eisen von mancherley Größe, weil bey großen Körben ein großes, bey kleinen aber ein kleines genommen werden muß.

Klopfen, so nennt man die halb ausgeklopften oder angedroschenen Garben; im Niedersächs. **Kloppe**; in Obersachsen auch die Vorschel, vom Vorschlagen der Garben; im Oesterreichischen **Schäppes**.

Klopfen, die Jäger klopfen auf den Busch, um zu erfahren, ob ein Hase darunter befindlich ist. Ein Pferd klopfen, ihm mit einem hölzernen Hammer die Hoden zerquetschen, eine Art des Wallachens; s. Klopfhengst.

Klopfgarn, im g. Leben gebleichtes und weich geklopftes Garn von Baumwolle oder Flachs, so wie es zu den Dochten gebraucht wird. Es heißt auch **Docht-** oder **Lichtgarn**.

Klopfhammer, ein Hammer mit einer oder mit zwo Finnen, welcher dazu dienet, die Schneiden der Sensen, Sicheln und Futterklingen oder Futtermesser dünner zu klopfen.

Klopfhengst, ein geklopfter, d. i. durch das Klopfen seiner Mannbarkeit beraubter Hengst. Weil dergleichen entmannte Hengste nicht allemal allen Trieb zur Begattung verlieren: so wird auch wohl in weiterer Bedeutung ein jeder nicht gehörig geschnittener Hengst ein Klopfhengst genannt.

Klopfjagen, eine Jagd, wo das Wild durch Klopfen mit Stecken an die Bäume und Sträucher zusammen oder hervor getrieben wird.

Klopfstange, eine lange Stange, mit welcher der Dreck an den Meiler fest angeklopfet wird, zu welchem Behuf solche an einer Seite am dicken Ende breit gehauen ist, damit sie sich desto schwanker und besser an die Rundung des Meilers anlegen könne.

Klospe, im Wasserbaue, eine Leiste, die über Breter genagelt wird, um sie mit einander zu verbinden.

Klostergang, ein gemeiniglich gewölbter Gang um die Wohngebäude eines Klosters, welcher, wenn er in das Kreuz gehet, den Namen des **Kreuzganges** führt.

Klostergewölbe, Walmgewölbe, ein Gewölbe, welches alle vier Seiten zur Widerlage hat, und wenn man dasselbe von unten ansiehet, einem Kreuzgewölbe gleichet, doch aber keine scharfe Kanten, sondern vertiefte Rinnen hat, welche sich nach dem Mittelpuncte vereinigen.

Klote, bey den Torfgräbern, ein viereckiger Haufen Torf, zum Unterschiede von einer **Bülte**, oder einem runden Haufen.

Klotz, ein jedes unförmliches Stück Holz, wenn es von einiger Größe ist. Dergleichen sind die Klötze, d. i. dicke, unförmliche Aststücke unter dem Brennholze, Niederf. **Knubben**; ingleichen dicke Stammenden, worauf man Holz oder andre Sachen hacket, und welche daher Hackklötze, Hackblöcke, oder Haublöcke, Hauklötze genannt werden. Im Forstwesen wird auch ein **Sägeblock**, d. i. der zu Bretern bestimmte Theil von dem Stamme eines Baums, ein **Klotz** oder **Bretklotz** genannt, welcher, ehe er zu Bretern geschnitten wird, **abgeklotzet**, d. i. des untern Theiles mit der Schrotsäge beraubet wird, welcher Theil, wenn er abgeschnitten worden ist, gleichfalls ein **Klotz** heißt. Bey den Tischlern führen die kurzen abgesägten Enden der Pfosten, Breter, u. s. f. so wie bey den Zimmerleuten, die kurzen abgesägten Enden des Zimmerholzes den Namen der **Klötze**.

Klotzbeuten, Bienenstöcke, welche in ausgehöhlten Stämmen oder Klötzen bereitet sind, daher die **Klotzbienenzucht**, eine Bienenzucht, da die Bienen in hölzernen ausgehöhlten Stämmen gehalten werden.

Klotzpumpe, welche eine bewegliche, und mit einem Klotz versehene Handhabe hat, wodurch sie hin und her beweget, auch der Schwung derselben befördert werden kann.

Klotzwagen, Schlitten, Sägewagen, bey den Säge- oder Schneidemühlen diejenige Holzverbindung, worauf der Klotz oder Sägeblock, welcher zu Bretern geschnitten werden soll, lieget, und durch Hülfe des Schiebrades, und des daran befestigten Kumpfs, welcher in die Zähne des Sägewagens eingreifet, der Säge zugeschoben wird.

Klotzwagen, ein kleiner niedriger Wagen mit kleinen Rädern, dessen Achsen und Gestelle aus starken Klötzen verfertiget sind, wovon er auch den Namen hat. Er wird bey Brauhäusern zum Abfahren der Biergefäße, auch bey Packhäusern und Waarenlagern zum Fortführen der Waaren gebrauchet.

Kluft, eine Spalte, ein jeder Riß oder Ritz im Holze, in einer Mauer, oder in einem andern festen Körper, im Nieders. Klöve. Im Hochdeutschen ist es, besonders im Bergbaue, von den Spalten in Felsen und Bergen am üblichsten. Ist ein Gebirge oder ein Strich von ununterbrochenem Gesteine einerley Art, und ohne Risse und Spalten: so heißt es ein ganzes Gebirge; zeigen sich aber in demselben hin und wieder Oeffnungen, Risse und fortstreichende Höhlungen: so bekömmt dasselbe den Namen des klüftigen Gebirges oder Gesteines, und man nennt alsdann einen solchen Riß eine Kluft. Daher ein klüftiges Gebirge oder Gestein.

Kluftdamm, heißt, bey Grabung der Canäle oder Wassergräben, ein Queerdamm oder Stücken Erde, welche man alle 50 — 100 Schritt stehen läßt, damit nicht das Quellwasser den ganzen Canal unter Wasser setze, und überschwemme; der Zwischendamm. Ohne sie würden die Arbeiter den ganzen Canal ausschöpfen müssen, wenn sie an einem Orte tiefer graben wollten. Je häufiger aber die Wasser durchbrechen, desto näher müssen die Kluftdämme an einander liegen. Sie werden zuletzt weggestochen, und man fängt mit denjenigen an, die im Trocknen stehen, bis die Reihe zuletzt an die beyden äußersten an der Einmündung des Canals in den Strohm kömmt.

Kluppe, die Klemme, womit man wilden Pferden das Maul oder die Nase klemmet; heißt auch Brense. An vielen Orten castriret man die Schaafböcke mit einer Kluppe, d. i. mit einem gespaltenen Holze, mit welchem man den Beutel über den Hoden einklemmet, welche Arbeit Kluppen genannt wird. Auch werden die Hengste 12 — 24 Stunden vorher gekluppt, ehe sie verschnitten werden. Eine Kluppe Vögel, eine Zahl von 4 — 5 kleinen eßbaren und gerupften Vögeln, weil man sie gemeiniglich zwischen 2 dünne Hölzer klemmet, und sie auf solche Art zum Verkaufe bringt.

Kluppicht Gehörn, nennen Einige das kolbige und knorpeliche, oder noch ganz zarte und weiche Geweih der jungen, oder auch wohl der alten, Hirsche, nachdem sie solches erst von neuem aufgesetzt haben, und wenn es noch nicht genug erhärtet ist.

Klutter, bey den Vogelstellern, eine Vogelpfeife von Birkenschalen, die Drosseln und andere Vögel, welche man in Netzen oder Garnen zu fangen gedenkt, damit anzulocken. Die Klutter muß 1 — 1¼ Z. lang, und ½ Z. breit seyn. In der Mitte wird die Rinde mit einem scharfen Messer subtil weggeschnitten, doch so, daß etwas ganz dünne Schale stehen bleibt. Solche leget man auf die Zunge, und setzt sie vor die Zähne, um darauf den Gesang und die Stimme der Vögel zu blasen. Oder, man hat auch von Messing oder Silber eine Klutter oder Pfeife, welche wie ein Rockknopf groß ist, und zwey gegen einander stehende kleine runde Löcher hat. Diese setzt man auswendig an die Zähne, und man kann die Vogelstimme ebenfalls darauf pfeifen.

Klystier, ein bekanntes Mittel, gewisse Sustanzen, zur Verbesserung der thierischen Säfte, oder der Verrichtungen, zu welchen dieses oder jenes Werkzeug bestimmt ist, in die Canäle des menschlichen oder viehischen Körpers hinein zu bringen. Bey Krankheiten des Viehes gebraucht man

zwar

zwar gemeiniglich die Klystiere nur selten; sie sind aber doch weit nöthiger, weil man bey dem Viehe mit den innern Purganzen sparsamer umgehen muß, als bey dem Menschen. Sie dienen aber nicht allein, um in den hartnäckigsten Verstopfungen den Leib zu öffnen, sondern auch zu andern Absichten, z. B. zu stärken; den zurück gehaltenen Urin zu befördern; den Krampf und die Kolikschmerzen, womit besonders die Pferde vor allen andern Thieren geplagt sind, zu lindern; wider die Würmer, von welchen ein Pferd selten verschont ist; und so wie man bey Menschen nährende Klystiere applicirt, so giebt es auch Fälle bey Pferden, wo das Thier gar keine Nahrung durch das Maul zu sich nehmen kann, z. B. bey der Maulsperre oder Hirschkrankheit, da ein Krampf die Kinnladen fest auf einander schließt. Die Viehklystiere bestehen aber aus allerley flüßigen Dingen, in denen Arzneymittel gekocht, eingeweicht oder aufgelöset sind, und werden laulich warm, entweder mittelst einer Blase, an welche vorn eine Röhre gebunden ist, oder mittelst einer Spritze, in den Mastdarm hinein gedrückt, oder auch nur durch ein Horn hinein gegossen. Nach dieser letztern Art aber kann man sie nicht so tief in die Därme hinein bringen, als nach den erstern, so wie sie auch überdem sehr unbequem ist. Man gebraucht gemeiniglich einen Hollunderstock, einen Daumen dick, und 6—8 Z. lang, stößt das Mark heraus, schabet die auswendige Seite glatt, ründet an einem Ende die scharfen Ecken ab, und schneidet daselbst die Röhre spitzig zu. Alsdann thut man in eine, durch warmes Wasser erweichte, und oben abgeschnittene, Blase die zu applicirende Materie, bindet die Blase um das eine Ende des Stockes fest, und schiebet das abgerundete und zugespitzte Ende ganz sacht, 4 Finger lang, in den Mastdarm eines alten oder großen Stück Viehes, so zieht sich das Klystier von selbst hinein; wo dieses aber nicht geschieht: so drückt man die Blase sanft zusammen, bis das darinn Enthaltene in den Leib des Viehes übergegangen ist. Man kann auch die Spritzbüchsen, welche sich die kleinen Knaben aus Hollunderholz machen oder machen lassen, gar leicht so einrichten, daß ein kleineres Rohr von gehöriger Länge in die Büchse hinein geschoben, und die Flüssigkeit, mittelst des so genannten Stöpsels oder Stößers, in den Leib hinein gespritzet werde, worauf das kleine Rohr wieder heraus gezogen, und die Büchse wieder mit der einzuspritzenden Flüßigkeit vollgezogen wird, wie solches von den Knaben mit Wasser zu geschehen pflegt, und mit größter Geschwindigkeit durch Zurückziehung des Stöpsels verrichtet wird. Man hat aber auch hölzerne, von Drechslern verfertigte Klystierspritzen, dergleichen man im Leipziger Intell. Comtoir für 12 Gr. haben kann, wenn man nicht bey einem großen Viehstande lieber eine zinnerne Spritze sich halten will.

Ehe man einem Pferde ein Klystier applicirt, pflegt man gemeiniglich, damit es dasselbe besser annehme, den harten Unrath in dem Mastdarme mit der mit Oel beschmierten Hand heraus zu nehmen. Allein diese Methode ist zu widerrathen, weil dieses durch wiederholte Klystiere sicherer geschehen kann. Man kann solches auch durch ein gemeines Klystier von Salz und Wasser, oder durch einen Zapfen von Seife, thun, welchen man dem Pferde eine Stunde zuvor in den Mastdarm steckt. Es ist aber bey allen Klystieren zu bemerken, daß sie weder zu kalt, noch zu warm, gegeben werden, sondern so, daß, wenn

man es in die Spritze eingefüllet hat, nachdem es 2 Minuten lang darinn ist, man die Spritze an dem Auge leiden könne. Hat man aber eine hölzerne Spritze, welche von der Hitze sobald nicht durchdrungen wird, und also das angegebene Merkmal nicht so gut, als bey einer zinnernen, angegeben werden kann: so muß man die einzuspritzende Materie mit dem Finger durch Eintauchung desselben darinn, versuchen, ob eine leidliche Wärme darinn vorhanden ist.

Bey dem Beybringen des Klystieres muß das Pferd oder Rind hinten höher, als vorn, stehen. Wenn das Klystier beygebracht ist, muß der Schweif des Thieres dergestalt so lange angezogen werden, bis das Klystier, nach gethaner Wirkung, seinen Ausgang selbst sucht. Den Hintern mit Heu zu verstopfen, damit das Klystier nicht zu früh abgehen könne, hilft zu nichts. Am besten erreicht man diese Absicht, wenn man das Thier, nachdem das Klystier angebracht worden ist, sich gar nicht bewegen läßt. Da aber ein Klystier eine Zeit lang in den Därmen bleiben muß, wenn es ordentlich wirken soll: so muß man nicht zu viel einspritzen; denn sonst würde es weit früher wieder abgehen. Ein Quart, und allenfalls auch noch weniger, ist für das größere Vieh schon genug. Ueberhaupt sind bey Thieren kleine Portionen von Klystieren wirksamer, als große; denn man kann dem Thiere nicht sagen, daß es das Klystier bey sich behalten solle. Wenn also die Portion stark ist: so schafft es das Thier gleich wieder von sich; hingegen bey kleinen Portionen wird solches nicht geschehen. Es werden aber die Klystiere, nach der verschiedenen Beschaffenheit der Krankheiten, auch verschieden zusammen gesetzt, und die besten sind diejenigen, welche aus wenigen, oder aus bloß einfachen Mitteln bestehen. Man wollte z. B. ein die Eingeweide stärkendes oder Würmer vertreibendes Klystier gebrauchen: so würde man an einem Absud von Wermuth im ersten Falle; im andern an Wermuth und Rheinfarrenwurzel genug haben. Oder, wenn man will, wie unter dem Artikel: Kleefütterung, der Gebrauch des Trokars angepriesen, und solcher gebraucht worden, kann man nach der Operation ein Klystier, das aus einer Hand voll Camillen, oder eben so viel Kleyen; 2—3 Löffeln Oel; 3 Löffeln Salz bestehet, in 1½ Kanne Wasser wohl gekocht, und lauwarm eine halbe Stunde darauf geben. Es versteht sich aber von selbst, daß der Absud eines jeden Klystiers vor dem Gebrauch durchgeseihet werden müsse.

Knabenkraut, Ragwurz, Stendelwurz, Orchis. Die Arten dieser Gattung sind dauerhafte, krautartige, zwiebelwurzliche, perennirende, gleich denen der Gattung Ophrys, wegen des sehr sonderbaren Baues ihrer schönen Blumen, zur Vermehrung der Mannichfaltigkeit in Lustgärten zu unterhalten, theils auf Wiesen, Triften, und in Gehölzen, theils auf trocknen, unfruchtbaren, ungebaueten Plätzen einheimische Blumenpflanzen, deren Wurzeln meistens aus hodenförmigen, oder zwo länglichen, fleischigen, mit einander verbundenen Zwiebeln bestehen, aus denen jährlich neue Blätter, und ein oder mehrere, 5—6 Z. bis 1½ F. hohe, aufrechte Blumenstengel hervor treiben, die sich in blumenreiche, im May, Jun. und Jul., vorzüglich aber im Jun. blühende Aehren endigen, deren Blumen aus 5 in zwo Reihen geordneten Blumenblättern, und nach dem Unterschiede der Arten, bald einem nackenden

ckenden Menschen, bald einem Schmetterlinge, bald einer Mücke ꝛc. ähnlich sind, und also ein wunderbares Ansehen haben. Bey den meisten Arten haben die Wurzel und Staubbeutel einen geilen Geruch, und die Wurzel ist meistentheils fleischicht und saftig.

a) **Knabenkraut mit keinem merklichen Sporne.** Unter den hieher gehörigen Arten sind vornehmlich diejenigen merkwürdig, welche, nach der Vorstellung der meisten Schriftsteller, mit dem sechsten Blumenblatte oder Honigbehältnisse, und dessen Abtheilung oder Einschnitten, einige Aehnlichkeit mit einem nackenden Menschen oder einer Fliege, Hummel und Spinne, haben. Man unterscheidet demnach:

1) das **menschenförmige Knabenkraut**, Ophrys anthropophora L. **Vaterl.**: Europa, das wärmere. **Blumenblätter**: gegen einander gebogen, groß, eyförmig zugespitzt, purpurfarbig. **Frucht**: walzenförmig, mit 6 schneckenförmig gewundenen Linien bezeichnet. Der Geruch ist sehr stark.

2) **Fliegenförmiges Knabenkraut**, Ophrys myodes L. **Vaterl.**: Deutschland, auf grasichten Hügeln und in Wäldern, aber selten. **Blume**: hat ein schönes Ansehen, und gleicht beynahe der blauen, fleischfressenden Fliege. Die Blumenähre ist ganz locker, und die Anzahl der Blumen ist selten über achte, und diese sind weit von einander gestellet. **Frucht**: lang, dünne, plattaufsitzend. Die Wurzel hat 2 Knollen, und gehört zu den hodenartigen.

3) **Spinnenförmiges oder hummelförmiges Knabenkraut**, Ophrys arachnites L. **Vaterl.**: Deutschland, ist ebenfalls selten, und kommt, dem Ansehen nach, mit der 2ten Art überein; ist der Blume nach aber ganz verschieden. Die drey äußerlichen Blätter stehen von einander entfernet, eyförmig zugespitzt, weiß, und mit einer grünlichen Linie durchzogen, werden aber endlich purpurfarbig. Zwischen den gestielten Staubbeuteln sieht man auf der grünen Säule eine Vorragung, welche, von der Seite betrachtet, einem Vogelkopfe ähnlich ist.

b) **Mit einem ganz kurzen Sporne**; wohin, nach Hallern, sonderlich diejenigen Arten gehören, welche beym Linné das Geschlecht Satyrium ausmachen, von welchen hier nur eine angeführet wird, die auch beym Linné unter den Orchiden vorkömmt.

4) **Vierspaltiges kleines Knabenkraut**, Orchis ustulata L. **Vaterl.**: Europa, in gemäßigten Himmelsstrichen auf Wiesen; ist aber selten in Deutschland. **Blätter**: länglich, schmal, bilden mit ihrer Basis um den Stengel eine Art von Scheide. **Blumen**: gewöhnlich purpurroth, fein gefleckt, die Lippe des Honigbehältnisses vierspaltig, und rauch punctirt. Das lippenförmige sechste Blatt ist milchfarbig, roth gesprengt, platt, zwischen den beyden untersten raget eine kleine Spitze hervor. Der Sporn ist um die Hälfte kürzer, als der Fruchtkeim, und etwas gekrümmt. Unter den mehrern Sorten ist die mit einem weißen Honigbehältnisse sehr geachtet.

c) **Knabenkräuter mit einem längern Sporn:**

5) **Gflecktes handförmiges Knabenkraut mit kurzen Deckblättern**, O. maculata L. **Vaterl.**: Deutschland, auf nassen Wiesen bey uns häufig. **Stengel**: dick, fleischig, gefleckt, 1 Fuß hoch und darüber. **Blätter**: sind bey dieser

und der folgenden Art gemeiniglich mit schwarzen Flecken bezeichnet, zuweilen aber auch ganz grün, und haben eine handförmige Warzel. **Blumenähre:** kugelförmig. Der Sporn ist etwas kürzer, als der Fruchtkeim, gekrümmt und stumpf.

6) **Gefleckтes handförmiges Knabenkraut mit langen Deckblättern, Creuzblume,** O. latifolia L. **Vaterl.:** Deutschland, nicht selten auf nassen Wiesen und Triften. **Wurzel:** eine doppelte, in 4—5 Finger, fast handförmig getheilte, gerade Zwiebel. **Stengel:** dick, saftig, 10—12 Z. hoch, ganz entlängs mit großen, langen, breiten, spitzen, glatten, nicht gefleckten, umfassenden Blättern besetzt. Man verwechselt diese Art öfters mit der vorher gehenden. Jene unterscheidet sich aber hauptsächlich durch den hohen und vollen Stengel, welcher bey dieser hingegen hohl ist. **Blumen:** in kurzen, dichten Aehren, groß, roth, purpurroth, gefleckt, (nach dem Unterschiede der Sorten aber auch von andern Farben,) Spielarten: Mit weißen und rosenfarbigen Blumen, und gefleckten oder ganz grünen Blättern.

7) **Hodenförmiges Knabenkraut, mit grün gestreiften Blumen, Pickelhering, gemeine Ragwurz, Salap- oder Stendelwurz, Kukkuksblume, Heurathswurzel, Knabenkrautweiblein,** O. Morio L. **Vaterl.:** Deutschland, auf trocknen Wiesen, auch in Wäldern. **Blätter:** länglich, ungefleckt, glatt, geribbt, viere oder mehrere auf dem Boden ausgebreitet. **Stengel:** 8—10 Zoll hoch, mit einigen wenigen, schmalen, umfassenden Blättern besetzt. **Blumen:** in kurzen, lockern Aehren, bisweilen artig groß. Der Sporn ist so lang, als der Fruchtkeim. **Sorten:** a) purpurroth, b) blaßroth, c) violett, d) fleischfarbig, e) weiß ꝛc.

8) **Hodenförmiges Knabenkraut, mit zwey zurück geschlagenen Blumenblättern, kleine frühe Stendelwurz, Narrenhoden, Moriomännchen, männliche Ragwurz,** O. mascula L. **Vaterl.:** Deutschland, in Haynen, auf Wiesen und Triften. **Wurzel:** zwo mit einander verbundene, rundliche, ungetheilte Zwiebeln. **Blätter:** länglich, breit, glatt, gefleckt, denen der Lilie ziemlich ähnlich. **Blumen:** in langen, lockern Aehren, gewöhnlich röthlich-purpurroth, mit höher purpurrothen Flecken, changiren jedoch, gleich der O. Morio, obgleich nicht so oft, in mancherley andere Farben, sind mäßig groß, haben ein vortreffliches Ansehen, und einen sehr angenehmen Geruch, unterscheiden sich von denen der andern Arten durch die vierlappige, fein gekerbte Lippe ihres Honigbehältnisses, durch dessen stumpfes Horn, und durch ihre zurück gebogenen Rückenblättchen, oder zwo obern Kronblätter, und blühen im May.

9) **Hodenförmiges helmartiges Knabenkraut, kriegerische Ragwurz,** O. militaris L. **Vaterl.:** Deutschland, auf den Wiesen und um die Wälder, und im kalkichten Boden. **Wurzel:** eine doppelte, ungetheilte Wurzel. **Blätter:** länglich, glatt, 5—6 Stück, bilden mit ihrer Basis um den Stengel eine Scheide. **Stengel:** 8—10 Z. hoch. **Blumen:** in lockern Aehren, etwas lang gestielt, sehr wohlriechend, aschgrau und röthlich, von der Gestalt eines nackenden Menschen, in einer und eben derselben Blume oft von verschiedenen Farben, z. E. aschgrau, roth, braun, und einem großen Theile nach fast schwarz, alle mit höherfarbigen Flecken oder

Strichen schön gezeichnet, das Horn stumpf, die Kronblätter an der Grundfläche an einander hängend, blühen im Jun.

d) **Knabenkraut mit langem Sporne.**

10) **Zweyblättriges Knabenkraut mit ungetheiltem Lippenblatte, weiße wohlriechende Stendelwurz, Fliegen- oder Mückenblume, weißer Kukkuk, Fuchs- oder Bockshödlein, Bisamknabenkraut,** O. bifolia L. **Vaterl.:** in den Birkenwäldern sehr häufig und auf trocknen erhabenen Hügeln, im May und Jun. **Blätter:** gewöhnlich nur zwey, bey einigen Abarten jedoch 3—4, länglich, wie die der Lilie, oft gefleckt, blaßgrün. **Blumen:** in lockern Aehren, von Ansehen wie ein ausgespannter Schmetterling, weiß, sehr wohlriechend, die Lippe des Honigbehältnisses lanzettförmig und glatträndig, das Horn sehr lang, die Kronblätter abstehend, im May und Jun.

11) **Handförmiges Knabenkraut, mit dreyspaltigem Lippenblatte, stechfliegenartige Ragwurz,** O. conopsea L. **Vaterl.:** Deutschland, auf bergichten Wiesen und in Wäldern. **Wurzel:** wie die der O. maculata. **Blätter:** lang, schmal, nicht gefleckt, blaßgrün. **Stengel:** saftig, zart, etwa 1 Fuß hoch, mit kurzen, schmalen Blättern, als mit einer Scheide umgeben. **Blumen:** in langen schönen Aehren, das Horn des Honigbehältnisses borstig, und länger als der Fruchtknoten, die Lippe dreyspaltig, und zwey überaus abstehende Kronblätter, im Jun. **Sorten:** mehrere, unter welchen die mit glänzendrothen, ungefleckten Blumen die schönste ist.

Die andern seltner, oder gar nicht bey uns vorkommenden Arten übergehen wir, und bemerken nur noch ihren Anbau und Nutzen. Man mag von diesen sonderbaren Pflanzen einige wenige Stück in die verschiedenen Abtheilungen der Lustgärten auf solche Plätze, wo sie am besten ins Auge fallen, umher vertheilen. Sie kommen aber nie besser fort, als in einer solchen Lage und in einem solchen Boden, die mit jenen ihres Standorts einige Aehnlichkeit haben. Ihre Verpflanzungszeit ist diejenige des Sommers, wenn sie abgeblühet haben, und ihre Stengel und Blätter absterben. Sie müssen dann aber, sobald als möglich, und zwar 3 Zoll tief, gepflanzt werden, und nachher mehrere Jahre stehen bleiben, weil sie um so viel stärker blühen, je seltner sie aufgenommen werden. Man vermehret sie auch durch Nebenzwiebeln. Man nehme da, wo sie wild wachsen, zu der Zeit, da ihre Blätter absterben, eine Anzahl Zwiebeln auf, und pflanze dieselben sogleich 3 Z. tief an Ort und Stelle, woselbst sie, gleich andern Zwiebelgewächsen, junge Nebenzwiebeln treiben werden, die man ihnen um jedes andere oder dritte Jahr nehmen, und solche sofort auf andere Beete pflanzen mag. Walter sagt, daß man diese Pflanzen auch, wie Aurikeln, aus Saamen ziehen kann.

Die Arzneykräfte werden vorzüglich in in der Wurzel zu suchen seyn, welche, oder auch die Blüthe, einen starken Geruch besitzen; und da dieser dem Saamen der geilen und wollüstigen Thiere gleichen soll, auch daher bockartig genannt wird: so hat man solche zum Reiz und zur Wiederherstellung der mangelnden Kräfte zum Liebeswerke anpreisen wollen. Man hat das Salz von der Stendelwurz, oder Satyrio, No. 9. mit Malvasierwein nach der monathlichen Reinigung einzunehmen, als ein geheimes Mittel wider die Unfruchtbar-

keit der Weiber ausgegeben, wie solches besonders von Hartmann und Rivinus geschehen. Das Electuarium dia Satyrion wurde auch vor Alters hiezu empfohlen; es ist aber billig aus der Mode gekommen. Wollte man noch jetzo dergleichen Nutzen von dem Knabenkraute erwarten: könnte man die achte Art dazu erwählen, indem diese die andern Arten an Größe der Wurzelknollen und an dem bockichten Geruch übertrifft. Doch verschwindet dieser, wenn die Wurzel getrocknet wird. Haller erwähnet eine fürstliche Person, welche, um Erben zu bekommen, eine ansehnliche Menge von dieser Wurzel, ohne alle Wirkung, gebrauchet hat. Eine mehr bewährte Tugend dieser Wurzeln ist diese: Sie sind schleimicht, und enthalten ein zähes, leimichtes Wesen; daher man sich ihrer, Statt eines Gummi, oder andern schleimichten Mittels, bedienen, und dergleichen sonderlich alsdann, wenn die innerliche flocichte Haut der Gedärme an- und abgefressen werden, und durch einen gelinden Schleim wieder zu heilen, oder die Empfindlichkeit derselben zu vermindern ist, mit Nutzen gebrauchen kann. Jede Art der Knabenkräuter wird daher ihren Nutzen in der rothen Ruhr und Lungensucht eben so gut, als wie die Persianische Orchis, welche man Salap zu nennen pflegt, beweisen können. Man will vorgeben, daß die Salapwurzel von der achten Art bereitet werde. Zu solchem Gebrauche aber, da hiezu die hodenartigen Wurzeln gewählet werden, muß man nur die harten und saftigen, nicht aber die runzlichten und schon welken einsammeln. Lund hat in der Schwed. Abhandl. 33. Band S 305. verschiedene Versuche mit der Wurzel, O Morio, gemacht, und solche allenthalben der Salap gleich gefunden. Das zweyblätrige Knabenkraut könnte auch, wegen der vorzüglich wohlriechenden Blumen, als ein nervenstärkendes Mittel nützlich seyn, und davon ein kräftiges Wasser vielleicht abgezogen werden können. Die Dalekarlen sollen, nach dem Bericht des Linnäus, mit der Wurzel dieser Art die trägen Bullen zum Liebeswerke aufmuntern.

Knaggen, Hölzer, die an dem Sparrwerk eines Daches, auf jeder Sparre, und dem Balken, worauf sie stehet, und auf dem Gesimse, zu mehrerer Haltbarkeit, aufgenagelt werden; weswegen jede Sparre etwas von dem Balken abstehet. Die Länge eines Knaggens hängt von der Ausladung des Gesimses ab. Er ist von unten nach oben keilförmig zugespitzt.

Knarre, ein Werkzeug, welches die Nachtwächter an einigen Orten tragen, um damit die Stunden anzuzeigen, auch Lärm zu machen.

Knauer, eine bey den Bergleuten gebräuchliche Benennung, wodurch sie eben das verstehen, was die Maurer und Dammsetzer Bruchstein, oder sonst Felsstein nennen.

Knaulgras, kneuelförmiges, oder **rauhes Knaul- oder Büschelgras**, Gramen asperum, Dactylis glomerata L. Vaterl.: Europa, in jedem Boden, und in den Gärten öfters ein Unkraut; auch auf unsern Wiesen und Weiden ein gemeines Gras. Blätter: schmal, gespitzt, rauh. Halme: dünn, gegliedert, rund, hohl, 1½ F. hoch. Blumen: auf den Enden der Halme, in kneuelförmigen, seitwärts stehenden, Rispen, röthlich, vom Jun. bis zum Ende des Sommers. An den Blättern, dem Halme und der Rispe hat dieses Gras viele unsichtba-

sichtbare, durch das Gefühl zu entdeckende, Stacheln. Um dieses Gras noch kenntlicher zu machen, bemerket man, daß die Blätter seitwärts gedrehet, mit rauchen Rändern, und einer haarzarten Spitze versehen sind, 6 starke Nerven, unten eine hervor ragende Schärfe, und eine dunkelgrüne Farbe haben. Der Saame ist länglicht, und in den Spelzen eingeschlossen. Die Aehren sind oft rothbunt, wenn sie noch nicht aufgeblühet sind. Dieses Gras giebt ein hartes Futter, daher es von dem Rindviehe ungern gefressen wird. Die Pferde nehmen eher damit vorlieb, besonders wenn es ihnen auf der Weide an genugsamen andern und bessern Gräsern fehlet. Die Hunde suchen dieses Gras begierig auf, wenn sie launisch sind, und verschlucken die Blätter halb gekaut; da denn diese, vermittelst ihrer feinen Stacheln, den Magen zum Erbrechen reizen. Haller hat diese Grasart mit dem Bromus vereinigen, und das Knaulgrasgeschlecht überhaupt für überflüßig halten wollen.

Knawel, Knave, Knauel, eine Gattung Pflanzen, welche auf sandigen Feldern einheimisch ist, und an deren Wurzeln sich das so genannte **Johannisblut** findet, welches in kleinen blutrothen Bläschen oder Körnern besteht, und im Färben die Stelle der Cochenille vertritt; Engl. Knawel. Die zwo bey uns wild wachsenden Arten sind:

1) **Jähriger Knawel, Klein Wegetritt, groß Knöterich, falsch Johannisblut**, Scleranthus annuus L. Vaterl.: Europa, häufig auf Feldern und fruchtbaren Ländern, sowohl im leimichten als sandigen Boden. **Stengel**: rund, gegliedert, dünn, ästig, weißgrau. **Blätter**: schmal, blaßgrün, unterwärts weißgrau, von ungleicher Größe, die beyden längsten an den Gelenken gegen über stehend. **Blumen**: auf den Enden und an den Seiten, klein, grünlichweiß, 4 — 6 an der Zahl, büschelweise sitzend. Der Kelch ist grün, die Einschnitte sind aber am Rande weiß eingefaßt. Diese stehen ausgebreitet und mehr offen, als bey der folgenden Art. Die zaserichte Wurzel ist jährig, und die junge Pflanze wächst kaum eine Spanne hoch.

2) **Perennirender oder vieljähriger Knawel**, S. perennis L. Diese mehr merkwürdige Art findet sich bey uns überall im trocknen Sande, überzieht zuweilen ganze Flächen, ohne andere Gewächse neben sich zu haben, und geht mit seiner ausdauernden Wurzel tief. Die Blüthzeit ist im Jul. Dem Ansehen nach ist diese Art der erstern ganz gleich. Die Stengel aber sind mehr gestreckt, und die Blätter nicht sowohl grün, als silberfarbig, die Blumen etwas größer, stehen auch an den Enden der Zweige näher bey einander; der weiße Rand, an den Kelcheinschnitten, ist breiter, und der Kelch selbst, wenn der Saamen reif wird, mehr zusammen gezogen, da solcher auch alsdann bey der ersten Art mehr offen erscheint. Die Blumen sitzen auf den Enden und in den Theilungswinkeln der Zweige, in Trauben, weiß.

Die Blätter beyder Arten haben einen süßlichen, etwas anziehenden, Geschmack. Der warme Dampf soll, nach Schwenkfelds und Linnäi Berichte, die Zahnschmerzen stillen, wenn solcher mit offnem Munde aufgefangen wird. Die zwote, nicht aber die erste Art, ernähret an der Wurzel die bekannten kleinen blutrothen Bläschen mit ihren Insecten, die unter dem Namen Coccus Polonicus, Pohlnische

Schildlaus, bekannt sind. Man findet dergleichen aber nur in manchen Jahren häufig, in andern sparsam, und an vielen Pflanzen, wo nämlich das Land stark und oft bearbeitet wird, gar nicht. Die rechte Zeit, solche zu suchen und einzusammeln, ist gegen Johannis; kömmt man zu spät, sind die Würmer ausgekrochen, und Statt der saftigen rothen Kügelchen erhält man trockne weiße Schalen, welche jedoch einen lieblichen, bisamartigen Geruch besitzen sollen. In Pohlen und Preußen sind selbige seit langer Zeit in der Färberey, Statt der Cochenille, gebraucht worden.

Die Jahreszeit, wenn dieser Coccus zum Färben am tauglichsten, ist um das Fest Johannis. Selten wird er früher reif, es müßte denn sehr warmes und trocknes Wetter gewesen seyn. Gemeiniglich 8—14 Tage nach Johannis ist er am besten. Die Probe, um zu wissen, ob der Coccus zeitig oder überständig sey, ist diese: Sind die Körner des Cocci an den Wurzeln noch gar zu klein, und wollen sich von selbigen nicht ablösen, sondern zerspringen, und färben die Finger mit ihrem blutrothen Safte: so sind sie noch nicht völlig reif. Werden sie wie Wickenkörner, oder kleine Erbsen, und sehen schön dunkelviolett aus, lösen sich leicht von den Wurzeln, und geben, wenn sie zerdrückt werden, einen schönen Purpursaft: so sind sie zeitig. Geben sie im Gegentheile, wenn sie zerdrückt werden, einen blaßrothen Saft: so sind sie überständig, und taugen fast gar nicht zur Färberey. Die überständigen Coccuseyer erkennt man auch leicht daran, daß sie von sich selbst, oder bey Aushebung einer Pflanze, leicht losgehen, daß man sie mehr aus dem Sande, als von der Pflanze, ablesen muß. Deswegen ist zu Ende des Jun. und zu Anfange des Jul., die beste Zeit zum Sammeln des Cocci; der später gesammelte ist unbrauchbar zur Färberey.

Das Sammeln muß von Kindern und armen alten Leuten, die nicht viel zu verdienen, oder zu versäumen haben, geschehen; sie müssen ein wenig dazu abgerichtet werden, um zu wissen, wo sie suchen, und wie sie damit umgehen sollen. Die Stöckchen der so genannten Pflanzen dürfen nur mit der flachen Hand mit dem Sande in die Höhe gehoben, und der Coccus abgelesen werden; sodann setzt man die Pflanze wieder in den Sand, damit sie nicht verwelke und verderbe; denn sonst würde man endlich den Coccum ausrotten; auch dürfen zu dem Ende die Eyer nicht alle rein abgelesen werden, um die Fortpflanzung nicht völlig zu hemmen. Die Körner werden in ein Schächtelchen gelesen, und vor der Sonne, wenn sie heiß scheinet, ein wenig verwahret, bis man nach Hause kömmt. Eine Person kann den Tag über, wenn sie fleißig ist, 4—6 Loth sammeln, und wo der Coccus in Menge anzutreffen ist: würde man täglich noch mehr zusammen bringen. Vielleicht würden arme Kinder oder Hospitaliten das Loth für 6 Pf. lesen können, weil sonst, wenn mehr gegeben werden muß, der Coccus mit der Cochenille gleich hoch stehen könnte. Das Reinigen des Cocci muß sogleich nach der Sammlung jedes Tages vorgenommen werden, und unmittelbar darauf das Tödten der Würmer in ihren Eyern, wenn die schöne Farbe nicht soll verloren gehen. Zum Reinigen ist ein kleines Drahtsieb nöthig, welches zwar den Sand, aber nicht den Coccum durchläßt. In dieses Sieb wird eine beliebige Menge auf einmal gethan, der Sand abgesiebet, und sodann der gereinigte Coccus in eine Schüssel oder auf ein

Papier

Papier gethan, und die noch dabey befindliche Spreu, nebst anderm Unrathe, theils abgelesen, theils weggeblasen. Ist dieses geschehen, wird der Coccus gewogen, und den Sammlern nach dem Gewichte bezahlet. Hiernächst wird die ganze, in einem Tage gesammlete, Menge in einen enghälsigen Topf gethan, siedendes Wasser darauf gegossen, der Topf zugedeckt, und eine Viertelstunde also stehen gelassen, worauf man das Wasser abgießt, und den Coccum auf Maculatur oder Löschpapier, bis die meiste Feuchtigkeit sich verzogen, alsdann aber auf ein anderes Papier legt, das einen Queerfinger hoch an den Rändern in die Höhe gebrochen seyn muß, damit die Körner nicht abrollen. So setzt man ihn an einen lustigen Ort, bis er völlig getrocknet. Noch ist zu erinnern, daß der Coccus nicht in einem weiten Gefäß, als in einer Schüssel, mit dem siedenden Wasser gebrennet werde; denn das Wasser erkühlt zu bald, folglich sterben die Würmer nicht alle. Setzt man sie hernach zum Trocknen hin, so kriechen die Würmer aus, und laufen davon. In einer gelind geheizten Stube, oder auf einem gelind geheizten Ofen können die Cocci auch getrocknet werden. Wird der Coccus zu spät gesammelt, wenn nämlich die Würmer in den Eyern vollkommen, und zum Auskriechen geschickt sind: so lassen sie sich in der Luft, so lange man sie auch, nachdem sie getödtet worden, liegen läßt, niemals recht trocken machen, weil sodann diese Thierchen zu viel ölige Fettigkeit, hingegen sehr wenig Farbe bey sich haben; mithin belohnt es die Mühe nicht, sich damit abzugeben; es ist aber zu wissen nöthig, um sich darnach richten zu können.

Knebel, in der Landwirthschaft, ein kurzes, glattes, rundes, und am obern Theile etwas spitz zu laufendes Holz, womit die Garbenbänder zusammen gedrehet, und gleichsam eingeknebelt werden; daher Knebler und Knebleriun, diejenigen, welche die Garben in der Aerndte knebeln. Die Namen Binder und Binderinn sind üblicher. Auch der in der Mitte der Sense queer eingepflöckte Griff wird der **Knebel** genannt. Ferner belegt man mit dieser Benennung ein kurzes Stück Holz, welches zwischen einen Strick gesteckt wird, um eine Sache damit straff anzuziehen; z. B. an einer Säge, womit der doppelte Strick an den Sägearmen umgedrehet, die Aerme näher zusammen, und das Sägeblatt mehr ausgespannet wird. Auch dergleichen in die Queere gehende Stücke von Materien sind unter diesem Namen bekannt, besonders wenn sie etwas halten müssen. Dergleichen ist der **Knebel** an einigen Arten der Ketten, als: Brust- Halfter- Hemmketten ꝛc. ein gerades, in die Queere gehendes, Eisen, welches am Ende der Kette befestigt ist, und durch einen Ring derselben gesteckt wird.

Knebelspieß, ein Spieß mit einem Knebel, d. i. mit einem Queereisen unter der Spitze, dergleichen unter andern noch die Jäger haben, den Bären und Sauen den Fang zu geben; wird auch sonst **Fangeisen** genannt. Der Knebel befindet sich 2 oder $1\frac{1}{2}$ Spannen unter der Spitze des Eisens, und hindert das weitere Andringen des Thieres, damit es den Jäger nicht verletzen möge.

Knecht, in der Mechanik, der Block bey einer Ramme, die Rammel oder Last so bequem in die Höhe zu heben, und alsdann, durch den Fall und ihre eigene Schwere, den unter ihr gestellten Pfahl in die Erde

Erde zu schlagen. In der Oelmühle ist Knecht eine eiserne Stange, an deren Ende sich ein Blech in Gestalt eines Lateinischen S befindet, welches bey den Oelmühlen, worauf der Oelsaame gemahlen wird, dazu dienet, den Saamen während des Mahlens unter die Mühlsteine zu scharren, und bey einer Roßmühle an die Deichsel; bey einer Wassermühle aber an den, zwischen beyden senkrecht laufenden Steinen, angebrachten Baum befestiget wird, und da sie mit den Mühlsteinen beständig im Kreise über dem Becken mit herum geht, den Saamen unter demselben erhält. Bey den Tischlern ist der Knecht eine von oben, mit vielen eingeschnittenen Kämmen versehene, Latte, so hoch als ein Tisch, die auf einem Fuße stehet, und einen Sattel hat, den man auf und niederschieben kann. Dieser Knecht wird vor der Hobelbank gebraucht, die Breter daran beym Behobeln und Schneiden, wenn sie breit sind, in eine oder die andere Kerbe zu legen, und mit dem Sattel zu befestigen, daß sie unbeweglich liegen bleiben.

Kneipwurm, ein kleines fliegendes Insect, welches die Sprossen und Spitzen der jungen Zweige abfrißt, und auch Stechwurm genannt wird. Sie sind von schwarzer, grauer und grüner Farbe, worunter man die ersten für die schädlichsten hält. S. Knospenbeißer.

Kneipzange, eine Zange mit scharfen krummen Backen zum Kneipen oder Abkneipen, ingleichen zum Ausziehen der Nägel.

Knick, Knickicht, eine lebendige Hecke, wo die Zweige und jungen Stämme eingeknicket, und in einander geflochten werden, von welchem Einknicken ein solcher Zaun den Namen hat. An andern Orten, z. B. im Mecklenburgischen, ist das Knick ein leichter Zaun, welcher nur auf kurze Zeit zur Befriedigung eines Grundstücks gemacht wird, und aus einem weitläuftig und schräge in die eingeschlagenen Pfähle geflochtenem Reiß- und Strauchholze besteht.

Knie, in den Wasserleitungen, der Winkel, welchen zwo, nicht in gerader Linie an einander gestoßene, Röhren machen. Daher Knieröhre, eine Röhre, die nach einem gewissen Winkel, zuweilen auch aus einem Stücke verfertiget, und an beyden Enden etwas weiter ausgearbeitet ist, damit an beyden Seiten die zur Leitung benöthigten Röhren angestoßen werden können.

Knie, Kropf, Gurgel, das kleine Stück einer Röhre, welches unten an dem Stiefel bey Wasserkünsten angegossen wird, auf welches hernach die Kropfröhren mit ihren Ventilen aufgeschraubet werden.

Knoblauch. Mit diesem Geschlechte ist der Lauch oder Schnittlauch nahe verwandt, auch die Zwiebel nicht viel davon unterschieden, indem bey allen Blume und Frucht einerley Beschaffenheit zeigen, auch bey allen viele Blumen aus einem gemeinschaftlichen Puncte entstehen, und Dolden vorstellen, welche von einer blätterichten Scheide umgeben werden. Indessen hat man doch drey Geschlechter angenommen, und solche durch einige Merkmale von einander unterschieden.

a) Knoblauch mit einfachen und dreyspaltigen Staubfäden, die zwiebelartige Körper neben der Frucht zeigen.

1) Gemeiner grasblätterichter Knoblauch, mit zinkenförmigen Bollen Allium sativum L., wird bey uns in Gärten gebauet, ist überall wegen seines durchdringend widrigen Geruchs bekannt, und wird wegen des ihm eigenen flüchtigen Wesens in verschiedenen Krankheiten nützlich gebrauchet. Er wird die zähen Feuchtigkeiten auflösen, die verstopften Gefäße eröffnen, die schlaffen Theile reizen, und die Absonderung und Ausführung der schädlichen Feuchtigkeiten, sonderlich durch den Schweiß und Urin, befördern. Wider den Stein ist er von Alters her gerühmt worden, und Sydenham, Mayerne und Andere haben die Wassersucht allein durch den Knoblauch, ohne Beyhülfe der Purgiermittel, geheilet, auch wider die Würmer findet man öfters kein besseres Mittel. In solcher Absicht kann man die Wurzel essen, oder auch in Milch kochen, und diese sowohl trinken, als auch durch ein Klystier zu sich nehmen. Den warmen Dampf von einem Tranke, worinn Knoblauch gekocht worden, empfiehlt Alpin, die monathliche Reinigung herzustellen. Da aber dieses Mittel sehr erhitzt, leicht Kopfschmerzen und andere Zufälle verursachen kann: soll man damit behutsam verfahren, und sonderlich bey hitzigen Krankheiten den Gebrauch lieber gar vermeiden; indem das Vorurtheil, als ob man dadurch sich vor ansteckenden Krankheiten verwahren könne, in neuern Zeiten nicht mehr Statt findet, und z. E. bey der Pest sogar schädlich seyn kann. Aeußerlich kann der Knoblauch in mancherley Zufällen dienlich seyn, indem er besonders wider die Hühneraugen gerühmt wird. Eine Knoblauchszehe wird auf glühenden Kohlen, oder in heißer Asche, gebraten, alsbald auf das Hühnerauge geleget, und Leinwand darum gewickelt. Man läßt die Wurzel aber nur so lange darauf liegen, als der Fuß bloß seyn kann; würde der Knoblauch durch Schuhe oder Strümpfe gedrücket, könnte der Fuß sich leicht entzünden, und ein Fieber erregen; welches auch geschiehet, wenn man den Knoblauch roh oder ungebraten auflegen wollte. Wenn er aber gebraten, und der Fuß frey ist, verursacht er keinen schlimmen Zufall. Es ist gut, wenn man dieses Aetzmittel zwey- bis dreymal innerhalb 24 Stunden frisch aufleget. Gemeiniglich ist die Cur in 2 bis 3 Tagen geschehen; hierauf wird der Fuß in laulichtes Wasser gesetzet, da denn die hornichte Haut abfällt, und fast kein Merkmal des Hühnerauges zu bemerken ist.

Roß- und Viehärzte gebrauchen den Knoblauch bey vielen Krankheiten. Den Hühnern, welche den Pips haben, pflegt man die dicke weiße Haut von der Zunge abzunehmen, und letztere mit halb Knoblauchssaft und halb Weinessig zu bestreichen. Auch wird er als Kitt (s. diesen) zu Gläsern und Porzellain gelobet.

2) Grasblättriger Knoblauch mit gewundenem Stengel, Rockenbolle, Rocamboli, A. scorodoprasum L. Die Frucht wird niemals reif. Die Wurzel gebraucht man in der Küche, und da solche einen gelinden Geschmack und Geruch hat: pflegen sie Viele der ersten Art vorzuziehen.

3) Grasblättriger eingekerbter Knoblauch, A. arenarium L. Vaterl.: Schonen, Ungarn, vielleicht auch Thüringen; hat mit beyden vorher gehenden Arten viel ähnliches, Wurzel: viele röthliche Zinken, welche mit einer gemeinschaftlichen braunen Haut bedeckt sind. Blätter: breit, am Rande zart eingekerbt und

haaricht, die Blumenblätter violett, und alle mit einer dunklern Linie durchzogen. Der Geruch ist scharf, und der ersten Art völlig ähnlich.

4) **Röhrenblättriger Knoblauch, mit vielfachen Wurzelbollen, rother Feldknoblauch, Hundelauch, Feldlauch**, A. vineale L. Viele Schriftsteller schreiben sich getrost einander nach, (S. Krünitz. Encycl. B. 40. S. 402.) wenn sie sagen, daß eine Menge wilder Knoblauch unter dem Korne das Zeichen eines kleyichten oder lehmichten Bodens sey. Gerade das Gegentheil. Er ist auf Sandfeldern, in den Heiden und Weinbergen, zu Hause. **Wurzel**: viele, der Größe nach verschiedene, dicht an einander liegende, und gleichsam einen Knoll ausmachende, Bollen, weiß, auf der Seite, wo sie an einander liegen, platt und etwas vertiefet, und auf der andern erhaben. **Blätter**: walzenförmig, hohl, 1 F. lang. **Blumenblätter**: grünlichweiß, mit einer purpurfarbigen Linie bezeichnet. Der Geruch ist scharf und stinkend. Wo dieser Knoblauch unter dem Roggen stark wachsend gefunden, und mit selbigem in die Scheuren eingefahren, der Saame zugleich mit ausgedroschen, und das Korn zur Mühle gebracht wird, indem letzterer sich nicht von den Roggenkörnern durch das Sieben trennen oder reinigen läßt: da ist dergleichen Mahlkorn denen Müllern äußerst verhaßt, weil die Mühlsteine davon zugekleistert werden, weshalb die Müller nicht wispelweise davon mit einmal abmahlen, sondern anderes reines Korn dazwischen mahlen, oder Gerste zum Schroten aufschütten müssen. Das davon gebackene Brodt hat eben keinen stark hervor stechenden Knoblauchsgeschmack, ist nicht ungesund, und ich habe von jeher an dem Orte, wo der meiste Knoblauchsaame nach vorgedachter Weise mit dem Brodkorne vermahlen und verbacken wird, die meisten und ältesten Greise der Gegend bemerket. Es sind aber die Felder von dem Knoblauche, wenn gleich beständig fremder reiner Roggen gesäet wird, nie zu befreyen, indem die Bollen immer aufs häufigste in dem Acker bleiben, und bereits im frühen April ihre Blätter in ihrer fast ganzen Länge hervor schießen lassen, welche die Schaafe so begierig aufsuchen, daß sie, wenn sie eingetrieben werden, die Ställe ganz mit Knoblauchsgeruch anfüllen. Bey mir sind einige Sandäcker, wie wohl in geringerm Maaße, mit diesem Knoblauche versehen; meine Schaafe lassen dafür anderes Gras im April auf der Weide stehen, und wenn sie im Herbst und Winter Egeln oder Würmer im Leibe gehabt haben: so befreyen sie sich durch die Knoblauchsblätter gänzlich davon; eine Erfahrung, die sich bereits über 30 Jahre bey mir bewähret hat; weshalb man allen Schäfereybesitzern den Knoblauch bestens anpreisen muß, um ihre Schaafe von Würmern, und denen zuletzt daraus entstehenden Krankheiten, als: von der Wasser- und Gelbsucht, Fäulniß der Eingeweide, und dem daraus entstehenden Hinsterben, zu befreyen. Wo nun so viele Schäfereyen durch vorgedachte Krankheiten zum öftern fast ganz aussterben: sollte es daselbst nicht gerathen seyn, einige Morgen Sandfeld oder andere geringe, und sonst zu nichts anders zu nutzende, Aecker mit diesem wilden Knoblauche zu begatten, um die Schaafe im April die Blätter abweiden zu lassen? Man findet auf manchen Sandfeldern, wenn sie gepflüget werden, die Knoblauchzwiebeln so häufig, daß sie in Menge aufgelesen, und zur Einsaat, wo man es gut findet, untergeackert werden

den können. Sonst will man vorgeben, als ob die berühmten Leipziger Lerchen den guten Geschmack von dem Genusse dieses Knoblauchs erhielten.

b) Mit einfachen und dreyspaltigen Staubfäden, und Blumendolden ohne Knollen:

5) **Grasblättriger kugelförmiger Knoblauch, mit der festen Seitenwurzel**, A. ampeloprasum L.

6) **Grasblättriger kegelförmiger Knoblauch, mit der häutigen Wurzel**, A. porrum L. Diese beyden Arten hat man ehedem zu dem Lauchgeschlechte gerechnet, und da solche unter diesem Namen bekannt sind, werden sie an diesem Orte vorkommen.

7) **Grasblättriger kugelförmiger Knoblauch, mit vielfacher Wurzel**, A. rotundum L. Vaterl. Thüringen und andere Gegenden Deutschlands. **Wurzel**: viele schwarze oder purpurrothfarbige Knollen, mit dazwischen liegenden weißen Häutchen. **Stengel**: 3 F. hoch. **Blumenkopf**: fast kugelförmig, und dessen Scheide kurz; die Blumenblätter purpurfarbig; die drey innerlichen etwas blässer, die drey äußerlichen mit einer dunkeln Linie durchzogen.

8) **Zwiebelknoblauch mit aufgeblasenem Stengel und dreyspaltigen Staubfäden**, A. Cepa L. Ist unsere bekannte Zwiebel; davon an seinem Orte.

9) **Schalotenknoblauch mit gleichförmigem Stengel**, A. Ascalonicum, wird auch bey der Zwiebel vorkommen:

c) Knoblauchsarten mit einfachen Staubfäden, und Blumendolden ohne Knollen:

10) **Zwiebelknoblauch mit aufgeblasenem Stengel und einfachen Staubfäden**, A. fistulosum L. S. Zwiebel.

11) **Mit röhrenförmigen Blättern und Stengel begabter Knoblauch**, A. Schoenoprasum L., ist unser Schnittlauch. S. Lauch.

12) **Breitblättriger Knoblauch, dessen Wurzel netzförmig überzogen ist, Allermannsharnisch, Siegwurz, Schlangenknoblauch**, A. victorialis L. Vaterl.: die Alpen in der Schweiz, Italien, Oesterreich und Schlesien. **Wurzel**: länglich, schuppig, treibt viele Faserwurzeln. **Stengelblätter**: breit, elliptisch, flach. **Blumen**: in großen rundlichen Dolden, die Staubfäden lanzettförmig, und länger als die Blumenkrone, blühen im Jul. Bey den Alten war die Wurzel in großer Achtung. Man gebrauchte sie zu verschiedenen Zaubereyen, und glaubte unter andern, daß man von bösen Geistern nicht beunruhiget werden könne, wenn man die Würzel bey sich trage. Die frische Pflanze kömmt im Geruche und Geschmacke mit dem gewöhnlichen Knoblauch überein. Die in den Apotheken unterhaltene getrocknete Wurzel ist außer Gebrauch, und hat, Alters wegen, alle wirksame Bestandtheile verloren. Die Marktschreyer verkaufen sie öfters für die Alraunwurzel, und schwangere einfältige Weiber, welche mit Krämpfen beladen sind, pflegen sie, von Marktschreyern überredet, zuweilen am Leibe zu tragen. Daß auch hier der Glaube die gehoffte Wirkung leiste, hat Haller erfahren.

13) **Gestielter breitblättriger Waldknoblauch, Ramper oder Ramser**, A. ursinum L., wächst bey uns häufig in Wäldern. **Wurzel**: wie die der zwölften Art gestaltet, aber mit glatten,

nicht netzförmigen Häuten oder Schuppen bedeckt; die Wurzelblätter breit, aber gestielt, man zählet öfters zwey derselben, am Stengel findet man zuweilen einige, aber schmälere. **Stengel:** gemeiniglich nackend, fast dreyeckicht, 1 F. hoch. **Blumendolde:** locker, besteht aus wenig Blumen. Die Pflanze riecht so stark, wie der gemeine Knoblauch, ja fast noch stärker. In Irrland bereitet man aus selbiger einen Trank wider den Stein. Man giebt vor, daß dieser Knoblauch in den Hopfgärten alles Unkraut, in den Gärten die Maulwürfe, und in den Häusern die Ratten vertreibe, womit die Erfahrung aber nicht überein kömmt.

14) **Am Blattwinkel knollichter Knoblauch, zauberisches, oder großes purpurrothes Moly, Moly mit Lilienblumen,** A. magicum L. **Vaterl.:** Ungarn, Montpellier. **Wurzel:** eine große, mit einer schwarzen Haut überzogene, Zwiebel, einer Zipolle ähnlich. **Stengelblätter:** breit, dick, voll Saft, flach. **Stengel:** rund, aufrecht. **Blumen:** in Dolden, lilienartig, mit einfachen Staubfäden, und zwiebeltragenden Doldenzweiglein, weißröthlich, mit einer grünen Linie durchzogen. Wird in den Blumengärten unterhalten, und hält unsre Winter im freyen Lande aus.

15) **Gelbblühender breitblättriger Knoblauch, gemeines gelbes Moly,** A. Moly L. **Vaterl.:** Ungarn, der Berg Baldus, Montpellier. **Wurzel:** eine runde, weiße, oft einfache, oft auch zweyfache Zwiebel. **Wurzelblätter:** gewöhnlich zwey, von feiner starker grüner Farbe, an der Grundfläche sich einander umfassend, beynahe 1 F. lang, von steifer Substanz, denen der Tulpe beynahe ähnlich, ungestielt, breit, lanzettförmig. **Blumen:** in flachen, zuweilen auch zugespitzten, Dolden, von vortrefflicher rein gelber Farbe, mit sechs aufrechten Blumenblättern, welche mit ihrer glänzendgelben Farbe ein genugsames artiges Ansehen machen, blühen im Anfange des Jun. Eine schöne, und die Rabatten in den Lustgärten sehr verzierende, Pflanze. Sie ist von allen Arten der Gattung Allium diejenige, die in den Blumengärten am meisten unterhalten zu werden pflegt, und, wie die vorher gehende, unsre Winter ausdauert.

16) **Röhrblättriger Knoblauch, mit doppelt geschwänzter Blüthscheide,** A. oleraceum L., wächst in Deutschland. **Wurzel:** eine dünne, kegelförmige Zwiebel. **Stengel:** 1—2 Ellen hoch, mit walzenförmigen, hohlen, rauch anzufühlenden Blättern besetzt. **Blumenblätter:** purpurfarbig, die drey innerlichen weißer und stumpfer, als die drey äußerlichen.

17) **Kielblättriger Knoblauch, mit doppelt geschwänzter Blüthscheide,** A. carinatum L., wächst in Deutschland wild. **Zwiebel:** einfach, treibt aber seitwärts kleinere, durch welche die Vermehrung geschiehet. **Stengel:** 3—4 F. hoch, hin und wieder mit saftigen, aber glatten, stumpfen Blättern besetzt. **Blumenblätter:** gelblicht, die äußerlichen dunkler, die innern heller, mit einer grünen Linie durchzogen. Weder Wurzel noch Blätter haben einen Geruch oder Geschmack.

Die beyden ersten Arten werden bey uns in Gärten gebauet, und verlangen keine mühsame Wartung. Man pflegt im Aug. die Wurzeln bey trockner Witterung auszuheben, sie bündelweise mit dem Kraute zusammen zu binden, auf einem trocknen luftigen

lüftigen Boden aufzuhängen, und zum Gebrauche aufzubewahren; man muß sie aber im Winter vor dem Froste zu behüten suchen. Wenn man Knoblauch pflanzen will, theilet man die Wurzel, und pflanzet die einzelnen, oder abgebrochenen, Zehen oder Zinken im Herbst oder Frühling. Das Land muß hierzu noch einige Güte haben, und die Zwiebeln werden etwan zween Z. tief, und acht Z. weit von einander gepflanzet, und zuvor nach der Gartenschnur mit dem Pflanzholze die Löcher dazu eingerichtet. Statt der Zwiebel kann man auch die, zwischen den Blumen befindlichen zwiebelartigen Bollen sammeln, und solche eben so pflanzen. Doch brauchen diese 2 Jahr Zeit, ehe sie den Stengel treiben; da hingegen aus gepflanzten Zwiebeln solche das erste Jahr hervor schießen. Die 12te und 13te Art, nebst allen andern ausländischen, werden alle drey Jahre verpflanzet; man kann sie durch die Wurzelbrut leicht vermehren.

Knöterich. Diesen Namen führet auch zuweilen der Sandspergel, so wie unser Knöterich von andern Sandspergel genannt wird. Beyde Geschlechte haben viele andere Namen, und bald dieses, bald jenes, oder auch nur eine und die andere Art darunter verstanden. Die gewöhnlichsten werden hier zugleich angeführet, und jeder kann aus der Beschreibung urtheilen, welche eigentlich darunter verstanden werden möchte. Diese sind: Spurie, Spurree, Spurgel, Spergel, Spark, Sperk, Knerich, Knörrich, Knebel, Mariengras, Läusegras, Steinleberkraut, Herzfreund, Näthekamm. Linnäus hat 5 Arten Knöterich, wovon wir bemerken:

1) **Großen quirlförmigen Knöterich mit 10 Staubfäden,** Spergula arvensis L. Ist eine bey uns sehr gemeine Pflanze, welche in einem guten Mittelboden, auch im fetten Wiesengrunde, und auf schwerem Acker, am gewöhnlichsten aber im Sande, wächßt, der Boden mag bearbeitet und gedünget seyn oder nicht. **Wurzel:** einfach, dünne, fasericht, weiß, geht von etlichen Zollen bis auf einen halben Fuß gerade unter sich in dem lockern Sande, dauert nur etliche Monathe; wenn aber das Kraut zeitig abgeschnitten oder abgeweidet wird, erneuert es sich leichtlich, und alsdann dauert die Wurzel fast das ganze Jahr hindurch. **Stengel:** rund, glänzend, nach oben zu mit Haaren besetzt, grün oder braun, haben viele Knoten, aus welchen Nebenzweige hervor brechen, und welche wirtelförmig mit 8, 10, auch mehrern schmalen, runden, unterwärts der Länge nach aufgeschnittenen, etwas rauchen und glänzenden Blättern besetzet sind. Die Anzahl und Länge der Stengel ist nach dem Boden verschieden, und stehen anfangs aufgerichtet, hernach schräger, und viele liegen sodann auf der Erde gestrecket. Auf dem Sande und bey warmer Witterung sind sie schwach, niedrig und einzeln; nach Regen und bey feuchtem Wetter vermehren sie sich häufig, und ihre Höhe beträgt 1 — 1½ F. **Blumen:** auf ästigen und nackenden Stielen; die Kelchblättchen ausgebreitet, am Rande weiß; die Blumenblättchen milchfarbig; der Staubfäden sind 5 — 10, und der schwarze Saamen ist mit einem schmalen Ringe umgeben. Wenn der Saame reif zu werden anfängt: biegen sich die Stiele rückwärts, und die Früchte hängen unterwärts. Die ordentliche Blüthzeit ist im

Jul. und August, und der Saame reift zu Ausgange des Augusts, und nach den Umständen giebt es frühen, späten, Sommer- und Winterknöterich. Man unterscheidet den wilden und zahmen; der letztere entsteht, als eine natürliche Abänderung, aus dem ersten, wenn man ihn besonders anbauet.

2) **Kleinen quirlförmigen Knöterich, mit fünf Staubfäden**, Spergula pentandra L., ist der vorigen Art gar ähnlich an Stengeln und Blättern, aber viel kleiner und feiner, und zeiget in der Blume nur fünf Staubfäden und drey Griffel. Er wächst ebenfalls bey uns häufig, und ist im Frühlinge auf unfruchtbaren Sandfeldern, und um die Landstraßen in Menge zu finden.

Beyde Arten haben keinen Geruch, und der süßlich wässerige, kühlende Geschmack ist schwach; doch werden beyde als ein sehr gutes gesundes Futterkraut, ja auch als ein Arzneymittel, angewendet, welches das Vieh gesund erhält, und das ausgezehrte hinfällige wieder herstellt. Der Vorzug, welchen dieses Futterkraut im trocknen, sandigen Boden, bey Unterhaltung des Viehes, vor vielen andern Futterkräutern hat, ist von Gleditschen so angegeben worden: 1) Es wächst in einem unfruchtbaren Sandboden oder Flugsande von selbst, und kann, wenn man die Jahreszeit und Witterung in Acht nimmt, an solchen Oertern gesäet und erzogen werden, in welchen sonst keine andere, zur Fütterung dienliche, Gewächse Nahrung finden. 2) Es kann alsdann, sowohl dem melkenden als dem Zugviehe und den Schaafen, die meiste Zeit im Jahre noch immer eine grüne Fütterung geben, wenn im Felde weder Gras noch andere Kräuter mehr zu finden sind; eben diese Dienste leistet es im Frühlinge auf der Weide, ehe sich andere Gewächse zeigen. 3) Man kann es einigemal zu verschiedener Jahreszeit säen und nutzen. 4) Man kann sich dessen in abgehägten sandigen Ländereyen sehr wohl bedienen, die das Vieh nach und nach abweiden, und zugleich düngen soll, zu welchem Ende dasselbe auf einer gewissen Weite aus einander angepflöcket, gespannet, und wie gewöhnlich fortgerückt wird. 5) Das Rindvieh erhält sich bey dieser Fütterung munter und gesund, und bleibt gut bey Leibe. 6) Das melkende Vieh giebt davon reichlich Milch und gute Butter, die sonst in solchen schlechten Gegenden die wenigste Zeit im Jahre zu erhalten ist. Mit dem Saamen kann das Flügelwerk gemästet werden. In Braband wird die zwote Art vorzüglich angebauet, und man will sie deshalb vorziehen, weil sie den Schaafen zur Erzeugung der feinen Wolle dienlich seyn soll, welches aber noch nicht erwiesen ist; daß also wohl die erste Sorte den Vorzug behalten möchte. So viel wird sich hiebey wohl sagen lassen, daß die zahme, fette und grünende Pflanze dem Pferde- und Rindviehe wohl zu statten komme, da die wilde, und weniger geil wachsende auf den Triften, für die Schaafe besser ist. Doch dienet der bessere Knöterich auch zur Mästung des Schaafviehes. Will man von dem Knöterich Saamen einsammlen, oder solchen trocken verfüttern: wird er mit der Sense abgemähet, gewendet und getrocknet, und des Abends nach der Scheure gebracht, woselbst er etliche Wochen liegen bleibt, bis die Stengel in etwas wieder zähe geworden sind, damit sie beym Ausdreschen nicht kurz und klein geschlagen werden. Der ausgedroschene Saame wird besonders verwahret, und wenn dessen mehr, als zur Saat erfordert wird, vorhanden ist: so

wird er gestampfet oder klein gemahlen, und mit Häcksel dem Viehe verfüttert. Will man aber beym Trocknen des Knöterichs nur allein auf Heugewinnst sehen: so wird er in der Blüthe gemähet und zu Heu getrocknet, womit man leichter und besser, als mit dem Kleeheu, fertig werden kann. Man kann den Saamen von dem wilden Knöterich nehmen, der jährlich irgendswo mit dem Sommergetreide in die Scheune kömmt, und ausgedroschen wird. Das Land, wo es feste ist, wird mit dem Pfluge, wenigstens 3 Z. tief, und klar durchgepflüget, von Quecken und Unkrautswurzeln gereiniget, und der Saame mit umgekehrter Ege nur leicht eingeschleifet, damit er nicht zu tief in die Erde komme, und bey feuchter Witterung bald aufgehe. Es giebt aber so leichte Sandäcker, welche des mehrmaligen Pflügens durchaus nicht bedürfen, so wie man in solchen, die nur alle 6 oder 9 Jahre besäet werden, nur einmal pflüget, und das Korn gleich in die frische Furche säet, da man denn in dergleichen Aeckern gleichfalls den Knöterich einjährig bestellen kann. Auch bey der Dreyfelderwirthschaft kann man da, wo nach der Winterärndte im nächsten Frühjahre der Sommerroggen nur einjährig eingesäet wird, auf dergleichen leichten Aeckern, die keinen Haber ertragen, mit der Knöterichssaat auf gleiche Weise verfahren. Nur seit wenig Jahren hat man in Sandländern, die zum Kleebau zu geringe sind, angefangen, auf den Knöterich aufmerksam zu werden. In der Niederlausitz aber hat man auf vielen Rittergütern schon lange dieses Futterkraut, welches im Wendischen Kalinke heißt, in Menge gebauet. An einigen Orten daselbst wird ein Theil dieser Pflanze nicht gemähet, sondern mit der Wurzel, welche eben so kräftig als das Kraut ist, aufgezogen, grün verfüttert, und also hiemit die Menge des Futters vermehret, welches aber am besten geschiehet, wenn der Knöterich in der späten Jahreszeit nach dem Abmähen oder Abweiden nicht weiter aufs neue einen Nachwuchs hervor bringen kann.

Knopfgras, Strickgras, Schoenus L. Von diesem Geschlechte erwähnt Linnäus 15 Arten; die bekannteste ist das stachlichte Knopfgras, lange Cyperwurzel, wilder Galgant, Cyperus longus vulgaris offic. Schoenus mariscus L. Man findet es in morastigen und sumpfichten Gegenden. **Wurzel**: faserricht, in der Erde hinkriechend. **Halm**: lang, rundlich, zuweilen etwas dreyeckicht, aus dem Knoten Blätter treibend, welche ihn mit einer kurzen Scheide umgeben, selbst aber lang, fest, gestreift und spitzig sind, und oberwärts der Länge nach eine Vertiefung, und unterwärts an der vorragenden Linie sowohl, als am Rande kleine, weißlichte, spitzige, aufrecht stehende Stacheln zeigen. Der obere Theil des Stengels theilet sich in verschiedene Zweige, welche mit der Scheide einiger zugespitzter Blätter umgeben sind, und einige, dicht an einander gesetzte, rundlichte, dünne und spitzige Aehrchen tragen. Ein jedes enthält zwo, auch mehrere Blumen, welche einen zweyblättrichten gemeinschaftlichen Kelch haben. Durch die kriechende Wurzel breitet sich die Pflanze sehr weit aus, überzieht zuweilen ganze Sümpfe, und macht an einigen Orten die schwimmenden Inseln in den großen Landseen aus. Für das Vieh ist es nur ein schlechtes Futter, weil es nicht allein sehr hart ist, sondern auch, durch die kleinen Stacheln, die es hat, das Maul sehr leicht verwundet. Die Gothländer

länder decken mit diesem Grase, an Statt des Strohes, ihre Häuser und Ställe.

Knospenbeißer, Fr. Coupe-bourgeon, Ebourgeon, ein Insect, welches die Knospen der jungen Reiser vernichtet, wenn man nicht in Zeiten darauf achtet. Dieses Insect ist ein kleiner, länglicher, weißer Wurm. Er erzeugt sich nahe an den Knospen in einem feinen Gewebe, frißt die Wurzeln von oben an, und bringt bald ins Herz derselben. Wird er nicht früh genug bey Seite geschafft, sonderlich bey den Pfropfreisern, so ist die Knospe, woraus ein Hauptzweig des künftigen Baumes werden sollte, verloren. Will man nun diesem Uebel vorbeugen: so muß man hauptsächlich die oculirten und gepfropften Bäumchen fleißig durchsehen, und den schädlichen Wurm, wenn er noch im Ey ist, tödten. Ist er aber schon ausgekrochen: so durchsuche man die Knospen, alsdann wird man ihn bey den angefressenen leicht finden können. Man nehme zu dem Ende eine Nadel, öffne damit die angefressene Knospen, und schaffe, vermittelst derselben, den Wurm heraus. Um zu verhindern, daß sich nicht ein neuer Wurm daran mache, nehme man etwas Baumwachs, und umgebe damit die Knospen: so werden sie gut fortwachsen. Bey großen erwachsenen Bäumen würde diese Arbeit beschwerlich, ja unmöglich seyn, und da macht man sich nicht viel daraus, ob eine Knospe verloren geht oder nicht; bey Pfropfreisern und jungen Bäumen aber, wenn sie nicht zurück- und eingehen sollen, muß man sich diese Mühe nicht verdrießen lassen. Weil bey dem Herausnehmen des Wurms mit der Stecknadel die jungen Blätter, die sich noch nicht ausgewickelt haben, gemeiniglich verletzt werden: so ist es besser, wenn man mit einem scharfen Federmesser die Knospe bis ganz auf die Hälfte wegschneidet, damit nicht etwa eine Fäulniß entstehe, welche eben so schädlich werden könnte. Einige Gärtner suchen die jungen Sprossen dadurch zu verwahren, daß sie solche in kleine Papierstückchen einwickeln, und mit einem Faden verbinden; das Insect kann aber eben so leicht das Papier, als die Knospen, zerbeißen.

Knoten, an den Pflanzen. Diese findet man an dem Stengel und den Aesten. Aeußerlich erscheinen sie als mehr oder weniger merkliche Erhebungen an denjenigen Oertern, wo Blätter oder Knospen ansitzen. Wenn man aber diese Oerter innerlich betrachtet: findet man daselbst eine besondere Richtung und genauere Verbindung der Fasern. An allen Orten, wo das Mark durch die Rinde durchgeht, werden die Fasern des Holzes in der Rinde aus ihrer gewöhnlichen Lage und Richtung gebracht, und indem sie sich unter einander verwickeln, bilden sie einen Knoten. Aus diesem entspringt der junge Zweig entweder unmittelbar, wie bey den Kräutern, oder es kommt erst, wie bey den meisten Bäumen, ein Auge zum Vorschein. Innerlich zeigen sich die Knoten auf zweyerley Weise: Sie machen entweder der Queere nach eine netzförmige Scheidewand, und theilen den Stengel in so viele besondere Stücke, als Knoten sind, oder sie befinden sich nur an der Seite, ohne daß sie bis in die Mitte eindringen, mithin formiren sie keine Scheidewände. Bey der ersten Art erscheinen die Stengel gemeiniglich hohl, und sind nur an den Knoten voll; bey der andern sind sie mehrentheils mit Marke erfüllt, doch an und bey den Knoten

ten allemal etwas enger, und das Mark mehr zusammen gepreßt. Auf beyderley Art wird der schnelle Durchgang der Säfte durch das Mark etwes gehemmet, mithin werden sie mehr zubereitet, und in bessere Beschaffenheit durch die Knoten abgeleitet. Hiernächst dienen auch die Knoten zur Befestigung des Stengels und der Aeste. Man sieht dieses insonderheit an den Gräsern, deren öfters sehr schwacher und langer Halm sich nicht aufrecht erhalten würde, wenn die Knoten mangelten. Diese aber stärken den schwachen Stengel, und verstatten zwar, daß die Winde solchen hin und wieder beugen, aber nicht leicht zerbrechen, oder auf andre Art beschädigen. Die Knoten dienen auch zur Vervielfältigung der Wurzel, welches vorzüglich bey den Gräsern in Betrachtung zu ziehen ist. Denn hierauf beruhet der Grund, daß sich die mancherley Getreidearten von der Erde heran vermehren (bestauden, bestocken,) können. Wenn das Saamenkorn genugsame Tiefe in der Erde in so weit erlanget, daß der untere Theil des Halmes und der daran befindliche Knoten mit der Erde bedeckt wird, treibt dieser nicht allein Wurzeln, sondern auch Nebenhalme hervor. Da auch bey den Gräsern, als wozu auch unsre Getreidearten gehören, die untern Knoten gemeiniglich näher bey einander stehen, als die obern: so kann mehr als einer unter der Erde zu stehen kommen, und dadurch die Vermehrung vielfältig befördert werden. Ist unser Getreidesaame in eine mäßige Tiefe unter der Erde, und letztere ist von guter Beschaffenheit oder durch gute Pflege dazu geleitet worden: so daß sie nicht durch Quecken und Unkrautwurzeln, oder zu großer Bundig- oder Festigkeit, oder Nässe gehindert wird: so kann man sich immer auf eine gute Vervielfältigung oder Bestockung der Sorten Rechnung machen. Die natürlichen Knoten kann man mit dem Wulste vergleichen, welcher sich bey Ablegern und Schnittlingen erzeuget, und woraus hernach die neuen Wurzeln hervor treiben; daher auch die kriechenden Wurzeln Knoten haben, und daraus allein Fasern treiben, so wie die auf der Erde ausgestreckten Stengel und Ranken eine natürliche Neigung zeigen, aus den Knoten Wurzelfasern zu treiben, und sich dadurch in neue Stöcke zu vermehren, z. B. die Erdbeeren, Gundermann u. dergl. So ist es mit der Wurzel des Windhalms, der Ackerschmiele oder Päthe, Aira L. in der Erde eben so. Jeder Knoten von dieser kriechenden Wurzel vervielfältiget sich in der Erde, weshalb sie sich, wo sie einheimisch ist, mit der alleräußersten Mühe zwar vermindern, aber nie gänzlich vertilgen läßt. Endlich kann auch obstehende Theorie über das unter den Oekonomen so streitige Dick- oder Dünnesäen entscheiden. Wo man einen guten, reinen oder nicht unkrautartigen Boden hat, da darf man nicht allzu dick säen, weil man es daselbst auf die Bestockung, oder Vermehrung der Saat aus den Knoten, kann ankommen lassen; wo aber der Boden von entgegen gesetzter Beschaffenheit, dabey aber doch von wenigstens mittelmäßiger innerlicher Güte ist, da säet man mehr dick als dünn, um den mit aufgehenden oder nachkommenden Unkräutern nicht Raum zur Ueberwältigung des guten Saamens zu lassen. In einem leichten, sandigen Boden darf nur dünn gesäet werden, weil der Boden zu locker und nahrlos ist, um viele zu dicht neben einander stehende Pflanzen aufzutreiben und zu nähren, und wenn hieselbst vom Dicksäen zu viele Kornpflanzen ja fortgehen:

hen: so bekömmt der Roggen doch kaum halbe Aehren, so klein, daß man sie spottweise Fliegenköpfe nennet. Auch darf man auf einem so leichten Sandboden, da man nicht dick säen muß, und kaum die halbe Saat gegen gute Aecker gebrauchet, eben nicht sonderlich auf Vermehrung der Saat durch die Knoten rechnen. Diese finden zu wenige Festigkeit des Bodens, und zu wenige Feuchtigkeit, um Ausläufer hervor treiben und fördern zu können. Geschiehet dieses ja in einem fruchtbaren Herbste und Frühlinge: so bleiben doch diese Ausläufer aus den Knoten auf dem halben Wege gleichsam stehen; es werden kurze Halme und außerordentlich kleine Aehren; die zu spät nachkommenden Aehren bleiben taub, oder bringen so kleine Körner, die der gemeine Mann Vogelzungen nennt, fast ohne Mark sind, und beym Dreschen nicht aus dem Stroh heraus gehen.

Im Weinbaue sind die **Knoten** die Absätze an den Weinstöcken, wo die Augen sich ansetzen; und das **Knotholz** ist das Holz, welches solche Knoten mit Augen hat, und zum Verpflanzen dienet; die zur Fortpflanzung abgeschnittenen Reben, entweder, weil sie aus den Knoten, d. i. rundlichen Erhöhungen unten am Stamme heraus wachsen, oder auch, weil sie nahe an einem Knoten oder Absatze abgeschnitten werden, und auch **Schnittlinge, Schnittholz**, heißen; die zurückgebliebenen Enden führen gleichfalls den Namen der **Knoten**, sonst aber auch der **Sturzel** und **Schenkel**.

Im Oberdeutschen werden sowohl die **wilden Holzbirnen**, besonders wenn sie getrocknet worden, so wie der **wilde Birnbaum, Knötelbaum** genannt.

An den Obstbäumen sind die **Knoten** eine besondere Krankheit. Man erkennet sie daran, daß sie am Stamme sowohl, als auch an den Zweigen, viele Knorren, (Pückel, Klunzen) die ganz scherfig aussehen, aufwerfen. Sie sind mehrentheils die Vorboten des Todes solcher kranken Bäume. Man muß gleich im Anfange die Zweige, die mit Knoten besetzt sind, abschneiden, oder den ganzen Kopf abnehmen, und lauter frisches Holz austreiben lassen.

Königskerze, Fackel, Kerze, ist ein bekanntes Pflanzengeschlecht.

1) Geflügelte, wollichte **Königskerze, Wollkraut, Fackelkraut, Kerzen-Bärenkraut, Feld- oder Unholdenkerze, Himmelbrand**, Verbascum off. Verbascum Thapsus L., wächst auf grobsandigen unfruchtbaren Plätzen. **Blätter**: lang, breit, auf beyden Seiten filzig, gelblich-weiß, oder weißlich, auf kurzen Stielen, auf dem Boden umher ausgebreitet liegend. **Stengel**: aufrecht, dick, steif, 4—6 F. hoch, einfach, mit ungestielten, den Stengel mit der Grundfläche umfassenden, herunter laufenden filzigen Blättern besetzt. **Blumen**: auf dem Stengel, in einer langen, dicken Aehre, groß, leuchtend-gelb, von feinem Geruche, im Jul. **Saamen**: reif im Herbste. Diese Pflanze ist zweyjährig, und in der Arzneykunst braucht man Blätter und Blumen sowohl äußerlich als innerlich. Sie besitzen eine lindernde, zertheilende, erweichende und heilende Kraft. Matthiolus verordnete den Trank von Blättern und Blumen als ein Gurgelwasser bey Krankheiten des Mundes, bediente sich auch derselben bey hartnäckigen Husten, Entzündungen der Eingeweide und der rothen Ruhr. Die neuern Aerzte erwählen hierzu nur die Blumen, lassen daraus lindernde Tränke bereiten, verordnen sie bey Brustkrankheiten,

wider

wider die Schärfe des Geblüts, und vorzüglich bey oder wider die güldne Ader. In der letztern Krankheit pflegt man dieses Mittel vorzüglich hoch zu schätzen. Chomel läßt die Blätter und Hasenpappeln in Milch kochen, und die Blätter auf die schmerzhaften und entzündeten Kneutel, welche sich an dem Mastdarme, bey der so genannten blinden güldnen Ader, gar oftmals zeigen, legen, und den Trank selbst, als eine Bähung, durch den Nachtstuhl gebrauchen; oder Andere erwählen hierzu das Oel, worein die Blumen geweicht worden, und unter dem Namen: Königskerzenöl, in den Apotheken aufbehalten wird, und beschmieren damit diese Kneutel, welches den Schmerz ungemein lindert. Die Schweden, welche in Pensylvanien sich aufhalten, nennen dieses Kraut den Taback der Wilden; doch ist noch ungewiß, ob die Amerikaner diese Pflanze wirklich als Taback gebrauchen. Es käme bey uns nur auf den Versuch an, die Blätter, mittelst einer Sauce, wie dergleichen bey den Tabacksblättern geschiehet, vorzubereiten, und ihnen zugleich hiemit einen guten Geruch beyzubringen. Es ließe sich wohl voraus sehen, daß der Geschmack gelinde und nicht widrig seyn könnte. Eben diese Wilden bedienen sich auch der Blätter gegen die Hitze im Fieber, und pflegen sie um Füße und Arme zu binden; ingleichen gebrauchen sie solche als einen Thee beym Durchfalle, und kochen vorzüglich die Wurzeln zum Thee ab, pflegen auch den Trank in die Wunden des Viehes, die voll Würmer sind, einzuspritzen, wodurch die Würmer umkommen, und heraus fallen. Den wollichten Ueberzug der Blätter kann man als Zunder, zum Feueranmachen, gebrauchen. Der Saame soll eine Kraft besitzen, die Nerven einzuschläfern, und man kann damit leicht Fische fangen, sie auch damit tödten. Außer dem gemeinen Oele pflegen Andere ein Oel auf besondere Art zu verfertigen: Man füllet ein Glas mit Blumen, setzet dieses in den Keller, und läßt die Blumen gleichsam vermodern; oder setzet es einige Zeit in die Sonne oder gar in den Backofen, da sich denn nach und nach eine zähe Feuchtigkeit sammelt, welche man absondert und zum Gebrauche verwahret.

2) **Wollichte, ästige Königskerze**, V. Thapsoides L., wird zuweilen mit der ersten Art angetroffen; der Stengel ist aber gemeiniglich in Zweige verbreitet, die Blätter sind weniger weiß, und laufen nicht so weit am Stengel herunter. Ist vielleicht eine Bastardpflanze, welche aus der ersten und dritten Art ihren Ursprung genommen.

3) **Keilblätterichte Königskerze, staudichtes Wullkraut, Heidenwullkraut, lychnisartige Kerze**, V. Lychnites L., findet sich mit der ersten Art zuweilen um die Dörfer und Heiden zu gleicher Jahreszeit blühend. **Blätter**: groß, keilförmig-länglich, wollig, gehen spitz zu. **Stengel**: dick, aufrecht, nahe unter dem Gipfel ästig, 3—4 F. hoch, mit weißen Blättern besetzt, welche aber kleiner und spitziger sind, als die Wurzelblätter. **Blumen**: klein, weiß, von feinem Geruche, in Aehren, an den Gelenken und auf den Enden des Stengels und der Zweige, im Jul. Man hat auch eine Abart mit gelben Blumen. Die Wurzel ist zweyjährig.

4) **Glattblättrichte Königskerze, Motten- oder Schabenkraut, Goldknöpfchen**, V. Blattaria L., findet sich an schattichten Oertern, um die Dämme, Dörfer und Mauern in etwas leimichten

Boden. Stengel: aufrecht, steif, nahe unter dem Gipfel ästig, 4—5 Fuß hoch. Blätter: glatt, glänzend, herzförmig zugespitzet, die untern fast federartig zerschnitten und gestielt, die obern nur eingekerbt, platt aufsitzend, die obern aber umgeben den Stengel. Blumen: gelb, einzeln, den Seiten des Stengels und der Zweige entlängs, im Jun., Jul. und Aug. Die Pflanze ist nur einjährig, und es scheint zweifelhaft, ob sie eine wahre oder Spielart sey.

5) Violettblumichte Königskerze, rothe Kerze, purpurrothes Schaben- oder Mottenkraut, V. Phoeniceum L. Die faserichte Wurzel ist perennirend, bisweilen aber auch nur zweyjährig. Blätter: eyrund, nackend, gekerbt, rauch, umher ausgebreitet. Stengel: ästig, etwa 3 F. hoch, fast nackend von Blättern. Blumen: den Seiten des Stengels und der Zweige entlängs, auf kurzen Stielen, bläulich-purpurroth, im Jun. und Jul.

6) Herzförmig gestielte Königskerze, schwarzes Kerzenkraut, V. nigrum L., wächst in ungebaueten Orten um die Felder und Dörfer. Die Wurzel ist perennirend. Stengel: 3—4 Fuß hoch, und treibt Zweige. Blätter: runzlicht, grün-weißlicht, nicht ganz wollicht, die untern gestielt, und gegen den Stiel ausgeschnitten, deswegen herzförmig, spitzig, am Rande eingekerbt, die obern sitzen platt auf, und sind eyförmig zugespitzt. Blumenähre: locker und in Aeste getheilt, das Blumenblatt goldgelb, in der Mitte purpurfarbig, auch die Haare an den Staubfäden sind purpurfarbig.

7) Myconische Kerze, rauchblättrige Bergsanikel, Aurikel mit Borrerschblättern, V. Myconi L. Pyrenaicum L.: die waldigen Gegenden der Pyrenäischen Gebirge. Blätter: rund, dick, wollig, gekerbt, auf dem Boden flach umher ausgebreitet. Blumenschäfte: dünn, nackend, 4—5 Z. hoch, theilen sich nahe unter dem Gipfel in einige wenige kleinere Stiele. Blumen: auf jedem Stiele Eine, groß, blau, im May und Jun. Saamen: reif im Aug.

Alle diese Arten (außer Phoeniceum, welche in einem trocknen, leichten, sandigen Boden, und in einer guten geschützten Lage unterhalten werden muß) sind so dauerhaft, daß sie in jedem Boden und in jeder Lage fortkommen, und verdienen, daß sie zur Vermehrung der Mannichfaltigkeit auf die großen Rabatten und andere dergleichen Abtheilungen der Lustgärten gepflanzt werden. Besonders verdienen solches die größern unter ihnen, weil sie, wenn sie gleich nicht so gar sehr zieren, dennoch mit ihren mancherley Blättern, mit ihren frech in die Höhe gehenden Stengeln, mit den verschiedenen Farben ihrer Blumen, und wegen der unterschiedenen Art, wie sie blühen, eine auffallende Mannichfaltigkeit machen. Die perennirenden Arten halten sich in einem magern und leichten Boden viele Jahre, und pflanzen sich durch den ausfallenden Saamen auch gemeiniglich selbst fort. Eben diese Arten lassen sich auch durch ihre Nebenschüsse vermehren, welche man von den alten Pflanzen zeitig im Herbste, oder zeitig im Frühjahre abnehmen, und sie entweder sogleich auf die Rabatten, oder auch erst in Pflanzenschulenreihen, und allererst im Herbste auf die Rabatten, pflanzen kann. Sie kommen im folgenden Sommer zur Blüthe, werden aber selten so stark und schön blühend, als Saamenpflanzen.

Koffeley, ein Name, womit man die Betrügereyen der Schäfer belegt.

Kohl, Brassica. Wir haben von diesem so nützlichen und bekannten Küchengewächse vielerley Arten:

1) **Grünen und krausen braunen Kohl**, B. oleracea viridis. Die Spielarten, z. B. der **Moskowiter**, der **Plumagenkohl** u. s. f. kommen nicht sonderlich in Anschlag. Letzterer ist nichts anders, als eine zufällig entstandene Abänderung des grünen und braunen Kohls, und hat keinen andern Vorzug, als die Zierde seiner Blätter, in welchen die Farben angenehm durch einander spielen. Für die Haushaltungen jeder Art sind in unserm Klima der **niedrige krause braune Kohl**, und der **hellgrüne krause Kohl**, die vorzüglichsten Arten.

Der **niedrige braune krause Kohl** unterscheidet sich von allen andern Arten sehr merklich dadurch, daß er selten höher, als 2 F. wird, und in großen Büscheln seine zarten und fleischigen, veilchenblauen Blätter nahe über der Erde ausbreitet, dem strengen Froste widerstehet, und segar im kalten Norwegen den Winter aushält, und dann erst recht zart und wohlschmeckend wird, wenn ihn der Frost getroffen hat. Die **grünen Sorten** sind die feinsten und zartesten. Sie sind nur von einander in Ansehung ihrer mehr oder weniger hellgrünen Farbe unterschieden, werden aber für gesunder und wohlschmeckender gehalten, als die braunen Arten. Auch wird dem grünen Kohl im Winter auf vornehmen Tischen deshalb der Vorzug gegeben, weil die grüne Farbe mehr gefällt, und grüne Gewächse im Winter was seltenes überhaupt sind.

Die hohen Kohlarten sind in Ansehung ihrer Blätter nicht mehr ergiebig, wie die niedrigen. An den hohen sitzen meistentheils die großen, zähen und lappigen Blätter viel weiter aus einander, und sind überdieß nicht einmal alle nutzbar und nahrhaft, zu geschweigen, daß die hohen eher von der Winterkälte leiden, als die niedrigen, die platt an der Erde liegen.

Man säet alle diese Kohlarten vom ersten Frühlinge an zu wiederholten Malen, nach und nach, und von einer Zeit zur andern, damit man sie theils früh, theils spät, und noch bis in den Julius, oder noch etwas später, zum Verpflanzen haben könne. Das erstemal streut man den Saamen aus, sobald die Witterung anfängt, ein wenig warm und bequem zu werden, und zwar immer an einem etwas feuchten und schattigen Ort, weil sonst um diese Jahreszeit der Erdfloh die Pflanze häufig zu Grunde richtet. Wo die Vormittagssonne nicht hingelangen kann, da ist man wider den Erdfloh mit allen jungen Pflanzen am meisten gesichert. Sobald die Pflanzen dazu tauglich sind, kann man sie nach und nach, bis zur bemerkten Zeit, in einen gut gedüngten Boden, reihenweise auf allen Seiten 18 Z. **weit aus einander** versetzen, wenn es nöthig ist, begießen, hernach stets vom Unkraute rein halten, und zwischen den Reihen dann und wann das Erdreich auflockern, wenn es von Natur mehr derb als locker ist. Dieses ist die ganze Wartung, welche dieser Kohl erfordert. Nie muß man zu früh oder zu oft, wie sehr häufig geschiehet, den noch schwachen Pflanzen die Blätter abbrechen. Sie werden dadurch nur im Wachsthume gehindert. Nur die untern, etwas gelb und welk gewordenen Blätter kann man ihnen, um nichts umkommen zu lassen, wegnehmen. In vielen Landwirthschaften aber will man

den Kohl hauptsächlich für das Vieh, besonders für Gänse, Enten und Truthühner, haben. Hiebey sollte aber der Kohl doch auch nicht zu früh abgeblattet werden; und wenn die Blätter zur Viehfütterung stark genug sind, und die dazu bestellten Mägde gar leicht bey dieser Arbeit den Strunk mit abbrechen können: so lasse man von ihnen mit der linken Hand alle Blätter, bis über den Poll oder über das Herz, zusammen fassen, und solche mit dem Messer in der rechten Hand auf einmal, mit Verschonung des Herzens, hinweg schneiden, daß also die langen und dicken Stengel am Strunke gelassen werden. Der Kohl wächßt bey diesem Verfahren geschwinder nach, und die Mägde haben auch in der kürzesten Zeit ihre Körbe voll, und behandeln auf solche Weise ein Kohlbeet nach dem andern.

Wenn der grüne Kohl nicht zu früh gesäet und gepflanzet wird, sich nicht überwächßt, kurz bleibt und vom Schnee bedeckt ist: so kann man ziemlich sicher seyn, daß er nicht erfrieret. Hingegen wenn er bey sehr hartem Froste keine Schneedecke hat, und von der Morgen- oder Mittagssonne beschienen wird, ist er nicht außer Gefahr. Man thut also in dieser Absicht wohl, ihn auch vor den Hasen zu sichern, wenn man zur Verhütung dieser Uebel im October die Kohlstauden ausziehet, ihnen die größten Wurzeln etwas abschneidet, und sie in der Nähe der Wohnung an einem schattigen Orte reihenweise dicht neben einander, schräg und etwas tiefer einschlägt, als sie vorher standen. Man muß dieß aber nicht zu spät thun, damit der Kohl vor dem eintretenden Froste wiederum Wurzel schlagen kann, weil er sonst gewöhnlich schlaff, zähe und kränklich wird. Hier wird er, wenn ihn die Sonne nicht bescheinen kann, so leicht nicht erfrieren. Größerer Sicherheit halber könnte man ihn auch immer, wenn er etwa bey starker Kälte keinen Schnee über sich haben sollte, um ihn beständig frisch und grün zu erhalten, geschwind mit etwas Erbsen- Bohnen- od. Buchweizenstroh bedecken, und ihn, sobald der Frost vorüber ist, damit er nicht gelb wird, wiederum von dieser Bedeckung entblößen.

Will man also Nutzen von diesem so vortheilhaften Küchengewächse haben: so muß es (nochmals sey es gesagt) zum Wintergebrauche nicht zu früh gesäet und gepflanzt, und nie eher seiner Blätter beraubet werden, als bis es schon einen ziemlich großen Büschel getrieben hat. Viel besser wird sich alsdann die Staude ausbreiten, niedriger wachsen, eher vom Schnee bedeckt werden, und auf diese Weise weit leichter dem harten Froste widerstehen.

Um vom grünen Kohl **Saamen** zu gewinnen: lese man im Frühlinge, sobald als möglich, ehe die Stöcke zu wachsen anfangen, von jeder Sorte einige der schönsten und besten aus, pflanze jede Art für sich besonders an einen entfernten Ort, um die Ausartung zu verhüten, gebe den Saamenstengeln, so wie sie in die Höhe schießen, zur Beschützung vor dem Winde, hohe Stäbe, und schneide die Saamenschoten, wenn sie gelb, und die Körner in denselben schwarzbraun werden wollen, bey trocknem Wetter, ehe die Vögel sie angehen, ab; binde sie zusammen, und stelle sie, damit sie völlig reif und trocken werden, gegen die Sonne, an einem sichern Ort, auf. Wenn man den Saamen alsdann auf einem groben Tuche ausklopfet, reinigt, und an einem trocknen Orte in leinenen Beuteln sorgfältig aufhebt: so pflegt er 3 — 4 Jahr brauchbar zu bleiben.

2) Wei-

2) **Weißer und rother Kopfkohl,** B. oleracea capitata alba et rubra. Auch von dieser Kohlart hat man sehr viele Abänderungen. So haben z. B. einige große runde, andere längliche; einige gefaltene, andere stark gerippte Blätter; einige sind von Farbe hellweiß, andere roth; andere gelblich. Alle haben kreuzförmige Blümchen, und lange dünne Saamenschoten. Alle wirkliche Abänderungen dieses Kohls, die aber, wenn man nicht sorgfältig genug ist, auch bald wieder aufhören, und zur gewöhnlichen Sorte wieder umarten; rühren von der Vermischung des Staubmehls her, wenn verschiedene Kohlarten einander so nahe gepflanzt werden, daß der Blumenstaub der einen Art zu der andern hingewehet wird, und sich damit vermengt. Die dadurch erzielte neue Abart ist gewöhnlich ein Mittelding, und hat mit allen den Arten, aus deren Staub sie entstand, etwas gemein. Einen Beweis hievon giebt der rothe Kopfkohl, der blos in Hinsicht auf seine Farbe sich von einander unterscheidet, indem eine Art blut-, eine blaß-, eine purpurroth, eine andere blauviolett, und noch eine andere roth und grün gemischt ist. Alle Arten sind bloß und lediglich durch die Vermischung des Blumenstaubes mehrerer Stauden von verschiedenen Farben entstanden, die sich in der Blüthe zu nahe waren. Man muß daher die Saamenstöcke wenigstens 100 Schritte von einander entfernt stehen lassen.

Die besten und bekanntesten Kohlarten sind: 1) der Erfurter kleine frühe Weißkohl; 2) der Erfurter weiße Kopfkohl; 3) der Erfurter frühe violette Kopfkohl; 4) der zuckerhutförmige Kopfkohl; 5) der niedrige platte Kopfkohl; 6) der Braunschweiger Kopfkohl; 7) der blutrothe Kopfkohl; 8) der Zentnerkopfkohl.

Der Saame aller dieser Arten muß im Frühlinge, so bald man in die Erde kommen kann, an einem im Schutz, und nicht in der Morgensonne gelegenen Orte, in einen frischen und guten Boden gestreuet werden. Die jungen Pflanzen wollen vom Unkraute rein gehalten, und bey warmen Wetter wenigstens jeden andern Abend, damit sie geschwinder und stärker in die Höhe wachsen, begossen seyn. Denn je besser sie wachsen, desto weniger sind sie der Beschädigung von Erdflöhen und andern Insecten ausgesetzt. In gleicher Absicht ist es nöthig, beständig, so oft man säen will, zuvor die alte Erde mit frischer und fruchtbarer zu verwechseln. So lange die Pflanzen noch zart sind: müssen sie des Nachts mit Rohrmatten gegen die strenge Kälte verwahret werden. Gegen die Mitte oder das Ende des Maymonaths werden die Pflanzen in einen guten, gedüngten und wohl zubereiteten, entweder gepflügten, oder, welches besser, in einen gegrabenen Boden, reihenweise, auf allen Seiten wenigstens 2 Schuh weit aus einander, (zumal, wenn es große Sorten sind,) versetzt, und zwar in ein frisch bearbeitetes Land während eines Regens, oder gleich nach einem Regen. (In einem tiefen, feuchten, guten Boden pflanzt man lieber bey trockner Witterung, und gießt die Pflanzen, Stück bey Stück, mit Wasser an, verrichtet aber das Einsetzen der Pflanzen gegen die Abendzeit, damit sie, während der Nacht, ihre erste Erquickung haben können.) Sollte nachher trockene Zeit einfallen: so muß man sie, bis sie angewachsen sind, des Abends begießen. Wenn die Pflanzen gut eingewachsen sind, und

einen

einen ziemlichen Schuß gethan haben: so säumet man nicht, den Boden zwischen ihnen mit der Jäthacke aufzulockern, und nachher, wenn sie noch stärker werden, die Erde um die Pflanzen herum mit der Hacke anzuziehen, und sie damit an allen Seiten zu behäufen. Man wiederholet dieses in der Folge ein- oder mehreremal, zumal wenn sich Unkraut dazwischen hervor thut, erwählet aber zu solchem Behacken am liebsten trockne Witterung, um damit das ausgehackte Kraut zum Verwelken zu bringen. Gegen Ende des Octobers, oder, wenn die Jahreszeit gut ist, noch später, werden die Köpfe abgehauen, und in Sicherheit gebracht. Man wird immer finden, daß diejenigen, welche so lange, als möglich, der freyen Luft bloß gestellt gewesen sind, sich länger und besser aufbewahren lassen, als die frühzeitig eingenommenen. Will man überhaupt den Kopfkohl recht nutzen: so ziehe man von den frühen Sorten niemals mehr, als man nöthig hat. Hätte man mehr davon, als man gleich verbrauchen könnte: so würden die Köpfe um Bartholomäi zerplatzen, aus einander springen, und meist völlig unbrauchbar werden. Zwar kann man damit die Küche 4 — 5 Wochen früher versorgen, als mit den andern Sorten, und in so fern sind die frühen Sorten sehr schätzbar; aber immer verdienen doch andere, hauptsächlich der extra niedrige **platte weiße Kohl**, bey uns den Vorzug, weil er sich überhaupt zum Wintergebrauche am besten benutzen läßt. Der blutrothe Kohl, der insgemein im Winter zu Sallat, und andern dergleichen Gerichten, gebraucht wird, muß, eben wie der Braunschweiger, wenn er bey unsern kurzen Sommern seine Vollkommenheit erreichen soll, zu gleicher Zeit mit dem **Winterkohl** gegen Jacobi gesäet, und gleich diesem gewartet werden.

Von diesem **weißen Winterkohl** ist folgendes zu bemerken: Es ist bekannt, daß zwischen dem weißen Sommer- und Winterkohl kein wesentlicher Unterschied ist, weil beyde aus einerley Saamen erzogen werden. Doch wählt man lieber zum Winterkohl die frühesten Sorten, z. E. den kleinen frühen Erfurter und den Zuckerhutkohl. Man säet den Saamen entweder im Februar auf ein offenes Mistbeet von mäßiger Wärme, oder auch gegen das Ende des Jul. Erwählet man die letzte Zeit: so bestimme man dazu einen offenen Ort, frisches und gutes Erdreich. Bey trocknem Sommerwetter ist das öftere Begießen, und zwar am besten des Abends, ein wesentliches Stück der Wartung des Winterkohls, wenn man ihn geschwind heran wachsend und stark haben will. Gegen die Mitte, oder am Ende des Sept. werden die Pflanzen reihenweise auf allen Seiten, 18 Z. weit aus einander, dahin, wo sie bleiben sollen, versetzt, nämlich in einen frischen und guten Boden, dann und wann, bis sie von neuem zu wachsen anfangen, gelinde begossen, und damit sie desto geschickter werden, der Winterkälte zu widerstehen, so bald es thunlich ist, ein- oder zweymal vor dem Einbruche des Winters mit der längs den Reihen zu beyden Seiten liegenden Erde bis unter die Blätter angehäuft, damit die rauhen und strengen Winde sie nicht so leicht bestreichen können. Nachdem nun mehr oder weniger Pflanzen an den für sie bestimmten Ort versetzt sind, kann man den Rest derselben an eine in Schutz gelegene Stelle, in einem trocknen und warmen Boden reihenweise, 5 — 6 Z. weit aus einander setzen, vor der strengen

gen Kälte sie nöthigen Falls mit Streu, oder dergleichen Sachen, verwahren, und mit diesen im Frühlinge die etwa entstandenen Lücken wiederum ausfüllen. Im Frühlinge, sobald die Pflanzen zu wachsen anfangen, muß man den Boden zwischen ihnen beständig auflockern, die Erde längs den Reihen zu beyden Seiten um die Pflanzen herum, wo möglich, gleich nach einem Regen, anziehen; und dieses so lange, bis sie den Boden bedeckt haben, von Zeit zu Zeit wiederholen. Sollte der Kohl sich nicht früh genug schließen wollen: so kann man einige der größten Stauden im Jun. mit Weiden zusammen binden. Zwar werden die Köpfe nicht so vollkommen, als die von Natur allein gebildeten; man wird aber auf die Weise etwas frühzeitiger sie haben können.

Man muß den weißen Kohl weder zu früh noch zu viel abblatten, und nehme dazu, während des Sommers, nur stets die untersten Blätter, die gelb und welk aussehen. Wollte man die Blätter zu häufig und zu früh abbrechen: so würden die Stauden dadurch so geschwächt werden, daß sie keine andere, als nur kleine, Köpfe bildeten.

Da die abgeschnittenen Kohlköpfe nicht sogleich alle verbraucht werden: so muß man sorgen, dergleichen auch den Winter über gut zu verwahren. Man hat hierzu verschiedene Wege. 1) Kann man den Kopf mit der Wurzel ausheben, die äußerlich locker anliegenden Blätter wegnehmen, und die Staude an einem vor dem Viehe sichern Ort, reihenweise und dicht bey einander, wieder dergestalt in die Erde setzen, daß die Wurzel und der Strunk mit Erde bedeckt sey, und der Kopf nur frey bleibe. Wenn hierauf Frost zu vermuthen ist: bedecket man die Köpfe mit Erbsen- oder Roggenstroh, und sollten sie dennoch gefrieren: so läßt man sie in dem Zustande, ohne weitere Bedeckung, bis die Sonne den Frost ausgezogen. 2) Kann man die, auf eine nämliche Art ausgezogenen und abgeblatteten, Stöcke in Keller und Gewölbe schaffen, und solche in Sand oder Erde einsetzen, oder auch die vom Strunke abgeschnittenen Köpfe auf Erdlagen legen. Da aber im Winter die Keller und Gewölbe wärmer sind, die besten Köpfe leicht aufbersten und Stengel austreiben, dadurch aber den Geschmack verlieren, und zum fernern Gebrauche untüchtig werden: so machen 3) einige lieber Gruben von 4 bis 5 Fuß breit, und anderthalb Fuß tief, legen die Kohlköpfe mit ihren Blättern darein, ein Haupt dichte an das andere, dergestalt, daß der obere Theil des Hauptes unten zu liegen komme, und bedecken sie wieder mit Erde. 4) Wer die Kohlköpfe nur kurze Zeit in gutem Zustande erhalten will: leget sie an trockene und luftige Oerter des Hauses, wo sie vor dem Froste sicher sind, und zwar ebenfalls so, daß der obere Theil unten, und sie verkehrt zu liegen kommen.

3) **Savoyerkohl**, B. Sabauda. Man unterscheidet Sommer- und Wintersorte. Beyde entstehen aus einerley Saamen, und nur die Zeit der Aussaat machet diesen Unterschied. Wenn die Saat im März oder April geschiehet: werden die Pflanzen im Sommer und Herbste zum Verspeisen tüchtig seyn; wird die Aussaat aber im Julius oder zu Anfange des Augusts vorgenommen: werden die jungen Pflanzen im Herbste fortgesteckt, bleiben den Winter über im Lande stehen, und geben im künftigen Frühjahre zum Verspeisen tüchtige Köpfe. Wenn der Sommerkohl noch nicht recht feste geschlossen: ist er am besten in der Kü-

che zu gebrauchen. Läßt man die Häupter fest und derb werden: so schmecken sie nicht so annehmlich, weil sie zu starke und große Rippen bekommen. Der Anbau und die Wartung dieser Kohlsorte kömmt übrigens mit demjenigen überein, was bey dem Kopfkohle angeführt worden. Der im Herbste übrige und aufzubewahrende Sommersavoyerkohl kann in trockenen Kellern eingepflanzt, oder auch im Garten dergestalt eingeschlagen werden, daß Strunk und Wurzel völlig in der Erde, die Häupter aber außer dieser zu sehen sind. Die letztern kann man im Winter noch mit Stroh bedecken. Wer Saamen erziehen will: soll von der Sommersorte solche Stöcke erwählen, welche fein gelb sind, recht krause Blätter und derbe Häupter haben; sonst artet der Saame leicht aus, und giebt nur schlechten, grünen, so genannten Schlutterkohl, der keine derbe Köpfe hat. Mit diesen Stöcken verfährt man, wie bey dem Kopfkohle gemeldet worden.

4) **Wirsing- oder Wirschingkohl**, B. crispa, ist eine neue Abänderung des Savoyerkohls, und darinn von diesem unterschieden, daß die Blätter runzlicht, kraus und grün, mehrentheils dunkelgrün, gefärbt sind; sie sind öfters von den Runzeln so ungleich, daß die Blätter gleichsam aus Bläschen, so unten erhaben und inwendig hohl sind, zu bestehen scheinen. Diese Sorte kann auch nach der Saatzeit in Sommer- und Winterwirsingkohl eingetheilet, und übrigens wie der Savoyer- oder Kopfkohl behandelt werden. Den Winter verträgt solcher ziemlich gut, und braucht daher, wenn die Stöcke im Garten eingeschlagen werden, selten einige Bedeckung.

5) **Kohlrüben über der Erde, Kohlrabi.** Es giebt hievon zweyerley Sorten, welche in allen Stücken einander gleich, und nur der Farbe nach verschieden, sind. Die eine Sorte ist grün, die andere blau. Die Erziehung und Wartung wird, wie mit dem Kopfkohle, vorgenommen. Wenn die Kugeln oder so genannten Rüben bis gegen den Herbst auf dem Lande stehen bleiben: wird ihr fleischichtes Wesen hin und wieder holzicht, und der Geschmack verliert vieles von seiner Annehmlichkeit. Wenn die Kugeln die Größe eines mittelmäßigen Apfels erreichet haben: ist ihr Geschmack am angenehmsten. Einige pflegen, wenn die Kugel einigermaaßen sich zeiget, die Blätter davon abzuschneiden. Dergleichen Kohlrüben werden aber niemals so schnell und stark wachsen, als diejenigen, an welchen die Blätter gelassen werden. Die Kohlrüben, die man im Winter verspeisen will, hebt man zur Herbstzeit aus, schneidet die Blätter bis aufs Herz ab, und setzt sie im Keller in trocknen Sand, oder macht eine Grube in den Garten, leget solche hinein, und bedecket sie wieder mit Erde; diese werden frischer und schmackhafter bleiben, als diejenigen, welche man im Keller aufbehalten hat. Will man den Saamen davon selbst erziehen, nimmt man dergleichen überwinterte Kugeln, pflanzet solche im April in die Erde, ungefähr so, daß drey Theile von der Kugel in die Erde zu stehen kommen, und der vierte aus selbiger hervor rage. Die Blätter, welche besonders weich sind, thun in der Viehfütterung mit den Weißkrautblättern gleiche Dienste.

6) **Kohlrüben unter der Erde, Kohlrüben**, Napo-Brassica. Ihre Wartung und Erziehung kömmt mit dem Kohlrabi überein. Sie vertragen aber kein frisch gedüngtes Land, sondern ein solches, wel-

welches schon vorher gebraucht worden ist. Sie sind übrigens von dem Kohlrabi wirklich unterschieden, nicht allein dadurch, daß die Kugeln in der Erde stehen, und damit bedecket sind, sondern auch in Ansehung des Blattes und der Farbe, und dem Geschmacke nach kommen sie mehr mit den weißen Rüben überein. Aus dieser Sorte hat man zur Zeit der Theurung ein gutes und gesundes Brodt gebacken. Sie werden geschälet, in kleine würflichte Stückchen geschnitten, in Sieben, auch nachher und kurz vor dem Mahlen auf dem warmen Ofen getrocknet, damit sie ganz trocken in die Mühle kommen, sonst lassen sich solche nicht gut mahlen; zu diesem Kohlrübenmehle wird etwas Sauerteig und Salz gemischet, und gewöhnlichermaaßen gebacken. Dieses Brodt sieht äußerlich wie Gerstenbrodt, ist aber inwendig locker und weißlicht, und hat keinen widrigen, vielmehr angenehmen und süßen Geschmack, ob es gleich etwas nach Kohlrüben schmecket. Es hält sich auch lange gut, und das alte ausgetrocknete kann wieder aufgeweicht und zu Suppen verbraucht werden.

7) Um zeitigen **Blumenkohl** zu haben, säet man den Saamen zu Ende des Februars in ein Mistbeet, welches die stärkste Hitze bereits verloren hat; und damit auch ferner das allzu geschwinde Treiben verhindert werde: ist es gut, Statt der Fenster, nur Breter oder Strohdecken aufzulegen, und an der hohen und mitternächtigen Seite einige Oeffnungen zu lassen, damit der Dunst ausziehen könne, durch welchen sonst die jungen Pflanzen leicht zum Verfaulen gebracht werden. In der Mitte des Aprils würde man zwar die Pflanzen versetzen können, weil aber zu dieser Zeit die Erdflöhe noch wenig andere Nahrung finden, würden sie die Pflänzchen leicht ganz auffressen, daher man lieber mit dem Versetzen bis zum May verziehen kann. Wenn dieses nach einem Regen geschiehet, werden sie schön und hurtig fortwachsen. In der Folge werden sie, wie die Kopfkohlpflanzen, behandelt, und man wird in dem Sommer bis in die ersten Herbstmonathe die Küche damit versorgen können. Wer aber spät im Herbste, und bis in den Winter dergleichen Kohl genießen will, der bringt den Saamen zu Anfange des Maymonaths auf das freye umgegrabene, nicht neu gemistete, lieber etwas sandige, Land, säet ihn nur oben auf, und drücket ihn ein, damit er nicht hohl zu liegen komme. Die Erdflöhe und Regenwürmer sind auch um diese Zeit als Zerstörer zu fürchten, und daher alle Mittel dagegen anzuwenden. Sind die Pflanzen zum Versetzen tüchtig: werden sie ferner, wie der Kopfkohl, behandelt. Gegen das Ende des Septembers wird man schon einige Stauden abschneiden, und damit lange Zeit fortfahren können, indem immer eine Pflanze eher als die andere zu ihrer Vollkommenheit gelanget. Dieser oder der Herbstblumenkohl giebt größere und schönere Stauden, als der Sommerblumenkohl, welcher auf dem Mistbeete erzogen worden; letzterer ist auch gewöhnlich nicht so schön weiß, und fällt öfters ins Gelblichte oder Röthlichte. Der Blumenkohl ist gegen die Kälte sehr empfindlich; daher im Herbste diejenigen Stauden, welche auf dem Felde stehen, wohl in Verwahrung gebracht werden müssen. Den unvollkommnen Pflanzen, welche einen noch ganz kleinen Kopf haben, nimmt man, wenn sie ausgezogen werden, die obern Blätter bis auf die Hälfte ab, und pflanzet sie in einen Keller oder in ein Gewölbe auf ein Beetchen, welches aus guter Garten-

erde, oder auch nur aus Sand, zubereitet worden ist; sie werden darauf ihre Blumen zur Vollkommenheit bringen. Man soll daselbst die Stauden reihenweise pflanzen, nachher die Erde oder den Sand etwas antreten, auch nach dem Antreten begießen, sich aber wohl hüten, damit kein Tropfen Wasser an die Staude selbst komme. Hingegen von zeitigen oder vollkommenen Blumenkohlstauden schneidet man die Wurzeln entweder ganz oder halb vom Strunke herunter, kürzet die Blätter oben ab, und leget sie in dieser Gestalt auf Breter in ein luftiges Gewölbe, oder auf einen trocknen Boden, woselbst sie sich viele Wochen gut erhalten werden. Von dem Blumenkohlsaamen giebt es verschiedene Sorten. Er wird bey uns selten reif, und daher aus andern Ländern verschrieben. Der Cyprische wird für den besten gehalten, ist braunroth, groß und rund von Körnern, und die daraus gezogenen Pflanzen bekommen große, weiße, vollkommene Köpfe. Der Italienische ist bleichbraun, klein körnicht, und die Köpfe davon sind mehr zertheilet und mit Blättern durchwachsen. Will man Winterblumenkohl ohne Bedeckung und ohne Mistbeet im freyen Lande erziehen: so wähle man dazu vorzüglich guten Englischen Saamen, welcher größer, röthlicher, und nicht so rund ist, als der gemeine Kohlsaame; diesen säet man in der Mitte des Augusts auf ein nicht schattichtes und den Winden nicht ausgesetztes Beet, welches nicht aus geiler, sondern etwas magerer, und nicht frisch umgegrabener Erde bestehet. Ein abgeleertes Erbsenbeet ist hierzu das schicklichste. Man säet darauf den Saamen ganz dünne, und, um dessen Aufkeimen zu befördern, begießt man ihn ganz gelinde. Wenn die Pflanzen den Winter über dauern sollen: muß jede 3 bis 4 Zoll Raum haben, damit sie stark genug werden könne. In der Mitte des Octobers verpflanzt man sie auf ein trocken liegendes, nicht gar mageres, gegen die Nord- und Ostwinde gesichertes, tief gegrabenes, und wieder zusammen getretenes Beet, worauf sie im folgenden Frühjahre ihre Blumen liefern sollen. Man verpflanzt sie bis an das Herz, aber so, daß weder das Herz mit Erde bedecket werde, noch Erde in dasselbe falle, 2 Fuß von einander übers Kreuz. Sobald die Pflanzen gesetzt und festgedrückt sind: muß in die, um dieselben von dem Drucke der Hand bleibenden, vertieften Rundung Wasser gegossen, dieses auch bey trockener Witterung einige Abende wiederholet werden. Vor dem Versetzen soll man die Spitzen der Wurzeln verschneiden. Im März und April, wenn die Blätter der Pflanzen noch ganz klein sind, werden schon einige die so genannte Blume zu treiben anfangen, welche sich aber alsbald theilet, und eine röthliche Farbe annimmt. Da nun hieraus keine große Köpfe zu erwarten sind: kann man diese alsbald ausschneiden und verbrauchen. Die andern aber, welche ihren sogenannten Käse nicht eher treiben, bis ihre Blätter fast die gewöhnliche Größe erreicht haben, geben im May und Junius den besten Kohl. Und damit bey zunehmender warmer Witterung die Köpfe sich nicht zertheilen, und in Blüthknospen aufzuschießen anfangen möchten, kann man die Blätter der ganzen Staude, wenn sie recht trocken ist, über dem Kopfe locker zusammen binden.

8) Brocoli, oder Spargelkohl, B. Neapolitana, ist bey uns erst seit 40 Jahren bekannt, und aus Italien zu uns gebracht worden. Er kommt in der Erziehung und Wartung mit dem wahren Blumenkohl überein. Man findet davon zweyer-

zweyerley Sorten, blauen und weißen, welche einander ähnlich sind, nur wächßt jener in dem Stengel etwas höher, als dieser. Beyde Sorten wachsen überhaupt stark, und gewinnen dadurch große starke Blätter, und lange dicke Strünke. Der Brocoli muß vorzüglich saftige, weiche und zarte Strünke haben, welche zum Essen taugen.

9) **Schnittkohl**, B. arvensis, ist die schlechteste Sorte. Der Saame wird im Frühjahre gesäet, und wenn die Pflänzchen so weit erwachsen sind, daß man sie in die Hand nehmen kann, werden sie zu wiederholten malen nahe an der Erde abgeschnitten, und in der Küche, oder für das Vieh verbraucht. Er bleibt den Winter über im Garten stehen, indem er nicht erfrieret. Auf das Frühjahr schießt er in die Höhe, und bringt seinen Saamen, der zum Oelschlagen gebraucht werden kann.

Kohle. Es giebt zwoerley Hauptarten von Kohlen, Holz- und Steinkohlen. Diese giebt die Natur, und jene erhält man durch die Kunst, und werden in den Haushaltungen sowohl, als auch in Fabriken, Hüttenwerken ꝛc. stark gebraucht, weshalb die Besitzer guter Waldungen viele Kohlen zum Verkauf schwelen lassen.

Von allen Arten Holz können Holzkohlen gebrannt werden. Es unterscheidet sich aber die Güte der Kohlen nach den verschiedenen Holzarten, indem die von hartem Holze, als: Eichen, Büchen u. dgl. viele, hingegen von weichem, als: Fichten und Linden, weniger Hitze geben; doch haben auch die letzten, in Absicht auf gewisse Benutzungen, zuweilen den Vorzug; wie denn solche, z. B. beym Schmelzen der Metalle, höher geschätzt werden. Alles Holz verliert sowohl im Umfange, als der Schwere nach, wenn es in Kohle verwandelt worden. Doch ist die letzte Veränderung merklicher als die erste. Ueberhaupt will man das Verhältniß des Gewichtes vom Holze, gegen das Gewichte von Kohlen, wie 4 zu 1 annehmen. So soll z. B. ein Centner Birkenholz $23\frac{1}{4}$; ein Centner Eichenholz $28\frac{3}{8}$; und ein Centner Büchenholz $24\frac{3}{4}$ Pfund Kohlen geben. Es leidet aber dieses Verhältniß viele Ausnahmen, nachdem das Holz selbst beschaffen, und weniger oder mehr trocken ist; ingleichen, nachdem das ganze Werk der Verkohlung oder Kohlenschwelen angestellet und beendiget wird. Es kommen hierbey vielerley Umstände in Betrachtung, 1) der Ort, wo die Verkohlung geschehen soll, oder die Kohlenplatte; 2) die Zurichtung und verschiedene Abtheilung des Holzes, um jedes an seinen rechten Ort in dem Meiler anzubringen; 3) die Verfertigung des Meilers selbst; 4) das Verkohlen, oder die Feuerarbeit, und hierzu alles schicklich vorzurichten, und dergestalt zu regieren, daß durch den Brand die meisten und besten Kohlen, hingegen die wenigsten Quandel und Bränder erlangt werden.

Um gute Kohlen zu erhalten, muß man gutes, festes, derbes, ausgewachsenes, gesundes, trockenes und geschältes Holz wählen, und dieses, wenn es nöthig ist, von dem Kohlenmeister gehörig gespalten, und in verschiedene Haufen abgesondert, auch alles anbrüchige und verlegene davon abgesondert werden. Die Absonderung in Haufen ist vorzüglich nothwendig, indem man nicht immer Holz von einerley Güte, Stärke und Alter haben kann, und das verkohlende Feuer in die verschiedenen Holzarten, und nachdem solche in dem Meiler angelegt worden, verschiedentlich wirket. Auch aus schwächern Zacken und Knüppeln

kann man gute Kohlen erlangen, wenn die Sache recht veranstaltet wird. Grünes, im vollen Safte gehauenes, Holz schicket sich nicht zum Verkohlen; es soll, wie man zu reden pflegt, außer dem Safte gefället, und das darauf folgende Jahr verkohlet werden. Die Roth- und Weißbuche geben die besten Kohlen. Die Kohlen vom Eichenholze sind zwar auch gut, verlangen aber ein starkes Gebläse. Nach diesen folgen der Ahorn, die Rüster, Erle, Birke, Tanne, Fichte, Kiefer. Die Kohlen von der Linde und Espe sind mürbe und leicht. Das zum Verkohlen gehörig ausgelesene Holz wird auf eine schickliche Art über einander gelegt, oder in Meiler gestellt; der Meiler oder Mieler ist ein, in einer cirkelrunden, spitzigen, kegelförmigen Gestalt eingerichteter, Holzhaufen. Der Mittelpunkt auf der Meilerstätte, oder dem Orte, wo der Holzhaufen angelegt werden soll, heißt der Quandel, und auf diesen wird der Quandelpfahl gesetzet, daran die viel längern Quandelstangen gebunden, und dazwischen Spähne oder Reisig, womit man den Meiler von unten bis oben anzündet, eingesteckt. Der Meiler wird cirkelrund angelegt, damit die Flamme des überall cirkulirenden Kohlenfeuers aus dem Mittelpunkte zwischen alle schräg aufwärts stehende Holzschichten nach außen zugleich, und mit gleicher Kraft, wirken könne. Der Meiler bestehet aus 3 Haupholzschichten, als der unterste aus großen Scheiten auf ihren Unterlagen; der mittlere mit kleinern Scheiten; und der obere, oder die Haube, aus den kleinsten. Jede Art des Holzes wird also in die Runde reihenweise, von innen nach außen zu, ordentlich und feste, in- und aus einander dergestalt gesetzet, daß die innersten Scheite ganz gerade an den Quandelpfählen, die folgenden aber etwas schräger zu stehen kommen. Die Zwischenräume werden mit allerhand schwachen Knüppeln und Zackenholze wohl angefüllet, damit das Feuer nicht Luft habe, zu geschwinde und zu stark zu kohlen. Bey der untersten Schicht des Meilers wird ein Zündloch angebracht, und von da bis an die Quandelpfähle eine Stange, welche der Richtklebbel genannt wird, waagerecht geleget, wodurch man, wenn diese Stange wieder heraus gezogen worden, einen Gang oder Kanal erhält, durch welchen man den Meiler mit Harzlappen, oder Birkenrinde, welche an die Zündstange befestiget sind, und welche man Tabbert nennt, bequem anzünden kann. Sobald solcher gut angebrannt, wird das Zündloch mit Gestübe zugeworfen und wohl verwahret. Wenn nun der rauchende Meiler sich bis an die Decke durchheizet, wird solcher mit Rasen oder Erde nach und nach bedeckt, und Tag und Nacht sorgfältig Acht gegeben, daß die aufgeworfene Bedeckung unbeschädigt bleibe, oder nicht Löcher bekomme, um diese alsbald wieder mit frischer Erde zu verstopfen. Wenn nun der Meiler unter dieser Decke einige Zeit gut gekohlet hat, werden an diejenigen Seiten, wohin man das Feuer wegen besserer Verkohlung hinzuziehen nöthig findet, Plätze oder Zuglöcher angebracht. Aus der weißen Farbe des, aus diesen Löchern stoßenden, Rauches kann man leicht erkennen, daß die darunter liegenden Kohlen noch nicht gahr sind; dringt aber der Rauch blau heraus: so sind sie genug verkohlet; alle Feuerarbeit muß alsdann aufhören, und der Meiler wird nun ein zugebrannter Meiler genannt. Hierauf wird die Bedeckung von Rasen und Erde nach und nach abgenommen, und eine frische kühle Erde wieder darauf gestübet, wodurch der Meiler in den Stand gesetzt wird,

wird, daß sich nach 24 bis 30 Stunden die Kohlen selbst löschen, und man nach etlichen Tagen einen völlig **gedämpften Meiler** erhält, aus welchem man die Kohlen ohne Besorge langen kann. Hierauf werden die Kohlen mit einem Haken heraus gezogen, und in Lese- und **Ziehekohlen** abgesondert, und, wenn sie genug verkühlet, weggefahren. Es ist gut, wenn man nicht mehr auf einmal heraus zieht, als man abzuführen gedenket, damit sie nicht durch den Regen Schaden leiden; wobey aber auch der Meiler wieder verstübet werden muß, damit er sich nicht von neuem entzünde. Wenn allzu viel unverkohltes Holz übrig seyn sollte: so wendet man es bey dem künftigen Brande zu Quandelkohlen an; so nennt man nämlich die kleinen Kohlen, welche zuletzt aus dem Meiler kommen, und von den übrigen abgesondert werden.

Kolbe, 1) der glatte dicke Kopf eines Bocks ohne Hörner, daher heißt ein solcher Bock, der von Natur keine Hörner hat, ein **humliger**, oder **kolbiger Bock**, **Kolbenbock**. 2) Die Hirschgeweihe, wenn sie noch jung, und mit der rauhen Haut überzogen sind. Daher wird ein Hirsch, so lange er noch Kolben, Statt des völlig vereckten Geweihes, hat, ein **Kolbenhirsch**, und diejenige Zeit, da die Hirsche ihr Geweihe abgeworfen haben, und, Statt desselben, nur Kolben tragen, (welche Zeit vom Ende des Märzes bis zum Anfange des Jul. geht,) die **Kolbezeit** genannt. 3) Das hinterste dicke Ende des Schafts an einem Schießgewehr, woran man beym Schießen den Backen anlegt. 4) Ein beschnittener Fichtenbusch, wie eine Pyramide, bey welchem allerhand Vögel auf dem Lein gefangen werden. 5) Die büscheligen Saamenähren einiger Arten der Hirse heißen **Kolben**, **Hirsekolben**, zum Unterschiede von den zottigen Rispen andrer Arten. Daher wird jene auch **kolbige** oder **Kolbenhirse** genannt. 6) Die walzenförmigen Kätzchen gewisser Schilfgewächse führen den Namen **Kolben**, z. B. die **Rohrkolbe** u. dgl. In der Botanik aber nennt man überhaupt **Kolbe**, Spadix, diejenigen gehäuften Blumen, deren gemeinschaftlicher Boden, auf welchem die Blümchen sitzen, mit einer Scheide umgeben ist.

Kolbe, Kolben, ein gewisses rohr- oder schilfartiges Gewächs, in Sümpfen, Gräben, Teichen und stillstehenden Wässern; **Narrenkolben**, **Rohr- Teich- Tuttel- Wasserkolben**, **Kolbenrohr**, Nieders. **Dier-** oder **Dürkûle**, **Pulsk**, **Pumpskeule**, **Schmackeduse**, Typha. Man kennt hievon nur zwo Arten, welche mehrere Jahre aushalten.

1) **Großer breitblättriger, oder einfacher Kolben**, T. latifolia L. Der Stengel 6—8 F. hoch. **Blätter**: über 3 F. lang, die untern haben einen scheidenförmigen Anfang. Der Stengel endigt sich nur mit einem schwärzlichen Kätzchen oder Kolben. So lange die Kolbe jung ist: hat sie eine grünliche Farbe, hernach wird sie kastanienbraun, und endlich gar schwarz; der obere Theil fällt ab, und der untere bringt hernach den Saamen, welcher auf wolligen Stielen sitzt, und endlich vom Winde zerstäubet wird.

2) **Kleiner, schmalblätteriger, oder doppelter Kolben**, T. angustifolia L., wächst mit der vorher gehenden Art an einerley Orten, ist aber seltener bey uns. **Stengel**: niedriger, höchstens 4 F. hoch, ist aber fester und binsenartig. **Blätter**: schmä-

schmäler und härter. Der Stengel trägt 2 von einander abgesonderte Kolben.

Die Wurzeln dieser Blätter sollen von Einigen zum Sallat gebraucht werden. Der von den Wurzeln bereitete Trank soll den Blutfluß der Weiber stillen. Die Blätter der ersten Art pflegen die Wilden in Amerika zu weben oder zusammen zu flechten, und längliche Kränze daraus zu machen, die sie den Pferden um den Hals hängen, um zu verhindern, daß der Hals der Pferde beym Ziehen nicht beschädiget werde. Die um den Saamen liegende Wolle gebrauchen sie, Statt der Federn, zu Betten, welches auch bey uns von armen Leuten geschiehet; es ist aber diese Wolle nicht allzu geschickt zu solchem Gebrauch, weil sie leicht in Klumpen zusammen fallen, und eine Wulst machen kann. Wenn diese Kolbenwolle mit einem mäßigen Zusatz von Haaren und andrer Wolle versetzt wird: erhält man daraus einen guten derben oder lockern Filz, oder eine gute Watte zu Decken und Unterfutter. Diese Wolle mit Schweinschmeer vermischt und übergeschlagen, ist in Brandschäden dienlich. Die Wolle ist dem Rindviehe schädlich, doch frißt dieses, wenn es hungrig ist, die jungen Blätter. Die Blätter werden von den Faßbindern oder Böttchern zu Einlegung und Verstopfung der Dauben und Bodenstücke an den Wein- und Bierfässern gebraucht, daher auch dieses Gewächs mit Fleiß an einigen Orten gebauet wird. Es kann auch, Statt des Holzes, zur Feuerung gebraucht werden.

Kolben, bey der Wasserkunst. Dieser giebt es zweyerley Arten; die eine wird bey Saugwerken, die andere aber bey Druckwerken gebraucht. Beyde bestehen aus cylindrischen Stücken, welche an einer Stange, die man die **Druck- oder Kolbenstange** heißt, befestiget sind, und in der Kolben- oder Stiefelröhre auf- und niedergehen. Bey den Saugwerken ist der Kolben hohl, und ein Ventil; bey dem Druckwerke aber ist er massiv, und aus Metall oder Kupfer, und aus runden Scheiben von Spundleder zusammen gesetzt. **Kolbenhub, Kolbenzug**, diejenige Höhe, auf welche der Kolben durch Waagbalken, oder durch Kurbeln gehoben wird, z. B. auf 3 Schuhe hoch. **Kolbenröhre, Stiefel**, diejenige Röhre, in welcher der Kolben auf- und niedersteiget, und entweder durch Saugen oder Drücken, oder durch beydes zugleich, das Wasser in die Höhe treibet. **Kolbenstange, Druckstange**, die eiserne Stange, woran der Kolben befestiget ist, und die entweder an einem hölzernen Waagebalken, oder an einer Armstange, oder Kurbel hänget.

Kolik, Bauchgrimmen. Dieser Zufall ist gemeiniglich mit Verstopfung verbunden, und wird daran erkannt, daß das Pferd unruhig ist, immer zur Seiten siehet, sich windet, nicht fressen will, mit Füßen stampft oder sich in seinen Stand hinwirft. Man bemerkt es ebenfalls daran, daß das Pferd entweder gar nicht, oder sehr hart gemistet hat. Um ihm Oeffnung zu verschaffen, giebt man demselben folgendes Klystier: Man nimmt 4 Pfund warmes Wasser, löset darin 2 bis 3 Hände voll Salz auf, mischt 4 Loth Lein- oder Baum- oder Rüböl darunter, und setzt es dem Pferde, mittelst einer Spritze, oder eines andern Instruments. Sollte dieses Klystier keine Erleichterung verschaffen: so muß man dem Pferde ein halbes Pfund Oel, mit eben so viel warmem Bier vermischt,

mischt, eingeben, und das Klystier so oft wiederholen, bis es Oeffnung bekömmt und ruhiger wird. Hat man keine Gelegenheit zu Klystieren: so setzt man dem Pferde eine Stechpille, von der Größe einer kleinen gelben Wurzel, welche aus 1 Loth grüner Seife, ein wenig Salz und Mehl bestehen muß. Dieß knätet man in einen Teig, steckt es dem Pferde in den After, und es bleibt sitzen, bis die Oeffnung erfolgt. Mittlerweile gießt man dem Pferde viel laues Wasser in den Hals, wenn es selbst nicht trinken wollte. Hat das Pferd Kolik von Winden, und ist der Bauch sehr ausgespannt: so behandelt man es auf dieselbe Art, wie vorhin, nur mit dem Unterschiede, daß man, an Statt Bier, ¼ Pfund Branntwein mit dem Oele eingebe. Helfen diese Mittel nicht innerhalb 2 bis 3 Stunden: so muß das Pferd mit Aderlassen und Klystieren behandelt werden. Hat ein Pferd die Kolik sehr stark gehabt: so bekömmt es sie leicht wieder; um dieses zu verhüten: muß man dem Pferde, nach überstandener Krankheit, einige Tage des Morgens ein Loth gepulverte Enzianwurzel oder Wermuth, und eine gute Hand voll Salz zwischen dem kurzen Futter zu fressen geben.

Koller, eine Krankheit der Pferde, bestehet in einer Art von Dummheit oder Tollheit, womit das Pferd befallen wird. Man hat den Namen Koller zwo ganz verschiedenen Krankheiten beygelegt. Den einen hat man den stillen, und den andern den rasenden Koller benannt. Bey der ersten Art hängt das Pferd mit dem Kopfe, oder läßt ihn auf der Krippe ruhen, geht gerade vor sich weg, ohne sich umzusehen; die Augen sind dumm und wild, so daß das Pferd nichts sehen kann, und auf keinen Gegenstand Acht giebt, der ihm vorkommen oder begegnen könnte. Im Stalle kauet es sein Futter, läßt es aber aus dem Maule in die Krippe fallen. Es beginnet seine Vorderbeine übers Kreuz zu setzen, und bleibt in dieser Stellung stehen; dieses ist das gewöhnlichste Kennzeichen, welches auch die Grobschmiede gebrauchen, um sich von der Gegenwart dieser Krankheit zu überzeugen. Es geht in seiner Verwirrung mit dem Kopfe gegen die Mauer, läßt sich platt auf die Erde fallen, oder wirft sich hinterwärts aus seinem Stand. Diese Krankheit wird schwerlich und selten gehoben, wenn man nicht früh genug Hülfe anwendet; denn ist sie erst ein halbes Jahr alt: so ist sie beynahe unheilbar. Doch versucht man es, wenn der Koller nicht zu alt ist, auf folgende Art: Man giebt dem Pferde wenig zu fressen, bis es für Hunger ohnmächtig wird. Auf einer Hand voll Kleyen oder Haber giebt man ihm zweymal des Tages eine gute Hand voll Salz, und sieht zu, daß es genug zu saufen bekommt. Man zieht ihm Haarseile an der Brust, an beyden Seiten des Nackens, und an beyden Hinterschenkeln, läßt es in die frische Luft kommen, oder man hält den Stall sehr luftig. Allzu warme und feuchte Ställe, wodurch die Lungen geschwächt, und das Blut nach dem Kopfe getrieben wird, und die schlimme Gewohnheit, das Pferd zu lange mit dem Stricke um den Hals stehen zu lassen, wenn man ihm zur Ader lassen soll, ehe die Ader geöffnet wird, geben Gelegenheit zu dieser Krankheit. Bey andern entstehet sie von einer Verengerung oder Zusammenziehung der Gedärme, wodurch der freye Umlauf des Bluts in diesen Theilen, die so viele und große Adern haben, verhindert wird, und dieses daher in größerer Menge nach

den Kopf und die Lungen, wo es nicht so starken Widerstand findet, hinströhmt. Tolle Pferde haben gern eingezogene Seiten, auch ist ihr Mist trocken. Im Koller von der ersten Ursache ist alles, wodurch das Blut vom Kopf abgeleitet, und dessen Umlauf durch die Lungen erleichtert wird, nützlich, darum nimmt man dem Pferde eine gute Portion Blut ab, und läßt es im Sommer in der freyen Luft auf dem Grase leben; muß man es aber auf dem Stalle lassen: so muß in demselben eine Zugluft angebracht werden, damit die Luft beständig kühl seyn und erneuert werden könne, oder man muß es unter einem offenen Schauer stehen lassen. Man gebe ihm nur weniges, aber nährendes, Futter, doch nie Heu. An beyden Seiten des Halses, nahe am Nacken, muß man eine Schnur unter der Haut durchziehen, und diese mit Spanischer Fliegensalbe bestreichen, um dadurch den Schmerz und die Vereiterung zu vermehren. Täglich muß man dem Pferde einen Eymer Wasser über den Kopf gießen, und es, so viel als möglich, zum Trinken zu reizen suchen; weswegen es nützlich ist, eine Hand voll Salz unter dessen Futter zu mischen. Hat aber das Pferd einen eingezogenen Leib, und mistet nur wenigen harten und trockenen Unrath: so muß man, außer jenen Mitteln, auch Laxiermittel anwenden. Man giebt ihm daher jeden Morgen, zwo Stunden vorher, ehe es Futter bekömmt, ein Loth fein gestoßene Aloe, mit einer Hand voll Salz vermischt, dessen Wirkung sehr dadurch befördert wird, wenn man ihm in den ersten Tagen ein Klystier von lauwarmen Wasser, worinn 8 Loth Küchensalz aufgelöset ist, setzet. Oft laxiret das Pferd nicht eher, als am 3ten Tage, doch fährt man mit dem Laxirmittel so lange fort, bis das Pferd matt wird, und weniger frißt, alsdann giebt man an dessen Statt ein Pulver aus einem Loth getrocknetem Wermuth oder Enzianwurzel, und einem halben Loth gepulverten Auster- oder Eyerschalen. Den geringsten Grad von dieser Krankheit, in welchem das Pferd blos eine Schwere im Kopfe fühlt, und leicht kurzathmig wird, wenn es sich bewegt, nennt man **Dösigkeit**. Man hebt selbige oft durch Aderlassen, Laxiren, und 5 bis 6mal des Tages wiederholtes Baden des Kopfes mit kaltem Wasser, und beugt hiedurch dem Koller, zu welchem die Krankheit leicht ausarten könnte, vor. Ein Pferd, welches den rasenden Koller hat, ist gleichsam wüthend, und läßt sich nicht ohne Gefahr nahe kommen; es frißt und säuft nicht, wirft sich hin und her, schlägt sich mit dem Kopf gegen die Krippe, und die Mauern, oder andere ihm vorkommende Gegenstände. Kommt es los: so ist es sehr wild und rasend. Es ist unnütz, gegen die Krankheit irgend etwas zu verordnen, wenn sie in einem so hohen Grade zugegen ist, daß man dem Pferde nicht nahe kommen kann. Kann man zukommen, ihm am Halse Ader zu lassen: so hilft dieß zuweilen. Doch muß man das Blut bis zur Ohnmacht laufen lassen, wenn das Pferd nicht eher still wird, daß man die Ader zubinden kann. Im Fall einer Ohnmacht, belebt man das Pferd, nach Zubindung der Ader, durch Begießen mit kaltem Wasser. Wird es nach dem Aderlassen etwas ruhiger, und hat es viel Blut verloren: so giebt man säuerliche Getränke, ohngefähr 4 Pfund Essig täglich, diese kann man mit Wasser vermischen, wenn es dieses so trinken will, oder man gießt ihm den Essig auch in den Hals; übrigens behandelt man den Zufall als den stillen Koller, doch giebt man kein Laxiermittel,

mittel, sondern setzt ihm an dessen Statt täglich 2 bis 3 Klystiere aus warmen Wasser, worinn etwas Salz aufgelöset ist. Wird es nach dem Aderlassen wiederum rasend: so muß man von neuem Blut lassen. In dem rasenden Koller hat das Pferd zugleich ein hitziges Fieber, die Adern des Kopfes sind sehr ausgedehnt, und die Augen heiß und glänzend.

Kolossalisch, riesenförmig, wird von denjenigen Bildsäulen gesagt, die größer und höher sind, als die Originale selbst. So müssen auch in der Malerey alle Figuren, die in den Kuppeln gemalt, oder sehr hoch gesetzt werden sollen, riesenförmig seyn. Keine kolossalische Säule kömmt in eine Säulenordnung; sie muß ganz allein stehen.

Kopf, eine aus der Uferbefestigung hervor ragende triangelförmige Spitze, welche die Gewalt des Strohmstriches ablenken soll.

Kopfbaum, bey einigen Schriftstellern **Knopfbaum,** Cephalanthus L. Von dieser Gattung ist nur eine Art bekannt, ein Nordamerikanischer, dauerhafter, im Winter unbelaubter, und die Lustgebüsche ungemein zierender Blumenstrauch, mit einfachen länglichen Blättern, und kleinen kugelichen Blumenknöpfen, der, wegen der Aehnlichkeit, die seine wohlriechenden Blumen, und seine Frucht mit einem kugelichen Kopfe haben, Kopf- oder Knopfbaum genannt wird. Er erträgt unsre Winter; in dem ersten Jahre aber müssen die jungen Pflanzen gegen die Kälte verwahret, und nach gerade an dieselbe gewöhnt werden. Seine Saamenkörner aber werden hier niemals reif; daher der Saame aus England verschrieben werden muß. Man kann aber den Baum auch durch Absenker vermehren. Junge Zweige, im Herbste abgesenkt, pflegen schon im Herbste des folgenden Jahres bewurzelt zu seyn, und können dann sogleich förmlich verpflanzt werden. Auch abgeschnittene junge Schüsse, wenn sie im Herbste auf eine feuchte, fette, leichte und schattige Rabatte gesteckt werden, pflegen sich zu bewurzeln, daß man also den Kopfbaum gar bald in Menge vermehren kann. Der Stamm erreichet eine Höhe von 6 — 7 F. hoch.

Kopfsteine, Steine, welche in einer Mauer vor der andern hervor stehen.

Koppel, Kuppel, Fessel, der Strick, mit dem ein oder zwey Pferde an den Füßen auf der Weide so gespannet werden, daß sie nur fortschreiten, aber nicht laufen können. Eine **Koppel Pferde** oder **Pferdekoppel** nennt man die Pferde der Roßtäuscher, welche Stück für Stück hinter einander nach der Reihe mit Stricken und Halftern verbunden sind, und auf solche Weise zu und von den Roßmärkten hin- und abgeführet werden.

Koppelhut, Koppeltrift, Koppelweide, 1) das Recht der gemeinschaftlichen Hut und Weide. 2) Derjenige Ort, wo mehrere das Recht haben, ihr Vieh gemeinschaftlich weiden oder hüten zu lassen. Es leidet allemal das Vieh, oder der eine oder der andere Theil der Hutungsinteressenten bey der gemeinschaftlichen Hütung; daher man solche überall, zur Aufnahme der Viehzucht, aufheben sollte.

Koppeljagd, die gemeinschaftliche Jagd mehrerer in einem Reviere, und das Recht dazu.

Koppelwirthschaft, Wechselwirthschaft, Ackerumsatz. In Niedersachsen heißt ein eingefriedetes Stück Feld, oder gewisse abgehägte Flecke Land von mittlerer Größe, welche keinen Garten vorstellen, eine **Koppel**, es diene zum Feldbaue, oder zur Weide, oder auch zum Anfluge des Holzes. Hievon heißt die Koppelwirthschaft eine solche Einrichtung, wenn man eine gewisse Landesstrecke in verschiedene Koppeln (Schläge oder Reviere) theilet, und den Acker nicht immer als Acker, sondern eine Zeit lang zur Weide für das Vieh, oder Statt der Wiesen zum Heugewinnste, und dann wieder als Acker nutzet. Es ist solche Koppelwirthschaft in Hollstein eine der ältesten Bestellungsarten des Ackers, auch vor einiger Zeit in Meklenburg eingeführet worden. Man legt hiebey zum Grunde, daß ein Acker, der eine Zeit lang in Ruhe gelegen, besseres Getreide trägt, sich merklich von einem Acker, der nie in Ruhe liegt, sondern alljährig bestellt wird, unterscheidet, und mehr Garben und Körner einbringet. Liegt der Acker zu lange in Ruhe: so verringert sich sein Ertrag in der Weide; das gute Gras verliert sich, und artet nach Beschaffenheit des Bodens in zu kurzes und zu dünnes Gras, in gehäßige Unkräuter, in Moos und dgl. aus, daß es also dem Acker gut ist, wenn er wieder aufgebrochen und mit Getreide begattet wird. Man hat diese Wirthschaft auch in den magern oder schlechten Sandgegenden bewährt gefunden, und je größer je besser der Boden ist, desto einträglicher wird die Weide in den Ruhejahren des Ackers. Es kann diese Wirthschaft aber entweder vorzüglich für die Viehzucht, oder für den Ackerbau eingerichtet werden. Bey einer Wirthschaft, deren vornehmster Betrieb der Ackerbau ist, gründet sie sich auf Regeln, in wie weit solcher zu erweitern oder einzuschränken ist, um den gehörigen Viehstand zu erhalten. Sie giebt also die eigentliche Größe des Ackerbaues, schränkt denselben nur in so weit ein, als es die Regeln der Verbindungen des Viehstandes mit dem Ackerbau erfordern.

Man theilt den Acker, den Umständen nach, zuweilen in 7, 8, 9, 10, 11, 12, auch wohl 13 und 14 Schläge oder Koppeln ab. Welche von diesen Abtheilungen die beste sey, läßt sich vor Untersuchung des Feldes nicht allgemein bestimmen, weil solches von der Güte des Bodens, von den vorhandenen Wiesen, von der Lage des Feldes, und noch von manchen kleinen Umständen abhangt Eine Art Eintheilung hat vor der andern besondere Vortheile. Bey dieser ist die Abtheilung für die Weide des Viehes größer, bey jener kleiner; da hingegen für den Ackerbau größer; diese erfordert daher auch mehr Bestellungsarbeit, jene weniger. Daher zieht der Landwirth oft eine Eintheilung der andern vor, wenn sie ihm zu seinem Zweck dienlicher scheint, ob er gleich bey dieser Art Eintheilung einige Vortheile entbehren muß, die eine andre Abtheilung mitbrächte, doch aber dem Ganzen seiner Wirthschaft nicht so angemessen wäre. Um aber Viehzucht und Ackerbau ins Gleichgewicht zu setzen, ist es eins der wesentlichsten Stücke bey Eintheilung der Schläge, daß der Acker die gehörige Ruhe habe; und in Ansehung der Weide hat man dahin zu sehen, daß das Zug- und Haushaltungsvieh im Sommer mit reichlicher Nahrung, so wie es nach Maaßgabe des von den Wiesen zu ergebenden Vorraths im Winter versorget wird,

wird, durchgebracht werden könne. Je besser der Boden von innerer Güte ist, und je besser Weide und Wiesen im Verhältniß stehen, desto eher ist man im Stande, dieses zu erhalten, und diejenige Eintheilung, von der man den meisten Vortheil zu haben glaubt, anzubringen. So wird man die Holländerey (Rindviehzucht) nach ihren, den sich ergebenden Umständen gemäß, mehr oder minder erwogenen Vortheilen gegen Ackerbau möglichst ausdehnen können. Aber so erwünscht diese gute Uebereinstimmung der landwirthschaftlichen Theile mit einander ist: so ist sie es doch nicht immer, und man muß erst durch die Kunst das übereinstimmend machen, was es ohne diese in der Natur nicht ist. Oft ist so vieles Winterfutter nicht da, als für das im Winter zu haltende Vieh nöthig ist. Aber auch der umgekehrte Fall kann eintreten, da eher ein Ueberfluß, als Mangel der Wiesen da, die Weide nur aber wenig ergiebig ist. In diesem Falle kann nicht so viel Vieh im Sommer auf die Weide genommen werden, als wohl im Winter wegen des Heuvorraths durchgebracht werden könnte. Dieß kann auf schlechten, Mittel- und vornehmlich Sandfeldern zutreffen. Auch die Ruhe des Ackers, die Dauer der Saaten in Ansehung des Korngewinns, ist bey Bestimmung dieser wirthschaftlichen Theile in Betracht zu ziehen. Man findet, daß der Acker nach Verschiedenheit seiner Güte, nach 4; und selbst der graswüchsige Boden, nach 5 Jahren, in der Weide nicht mehr einträglich bleibt, und diese ist auf Sandfeldern noch eingeschränkter, da sie nach dem 3ten Jahre Brahmen, Bocksbart, oder auch wohl Heidekraut, schon wieder hervor bringen. Mit einer kürzern Ruhe aber, als dieser, wäre dem Acker wenig geholfen, auch das Unkraut wenig oder gar nicht vertilget. Eben so findet man, daß das Getreide nicht mehr gut lohnet, wenn der Acker nach der Ruhe vier Saaten, oder nach derselben 2, und nach darauf erhaltenem Dünger 3 Saaten getragen hat. Fände man aber Vortheile bey einer verlängerten Dauer der Saaten: so sind die Schläge darnach einzurichten, und aufs neue zu düngen. Diese Fälle ergeben nun, wie viele Theile, und in wie weit solche darnach größer oder kleiner gemacht werden müssen, um den, nach Förderung des Pflanzenbaues und möglichst zu haltenden Viehstand, dem jährlichen Durchschnitt bey guten und Mitteljahren gemäß sich ergebenen Wintervorrath fest zu setzen. Acker und Weide sieht man als eins an, und theilt denselben so ein, daß jährlich davon so viel in der Weide liege, als zur Ernährung dieses sich ergebenen Viehstandes im Sommer nöthig ist; bestimmt hernach gleich große und mehr oder weniger Theile, und läßt dann, nach gehöriger Ruhe, alle Theile bald zum Kornbau, bald zur Weide für das Vieh, mit einander abwechseln. Bey dieser Bestimmung ergeben sich dann alle Theile, die sich zu dem Viehstande und der dazu erforderten Weide, mithin zum Düngervorrath, und dem davon abhängenden Ackerbaue, am schicklichsten gegen einander verhalten.

Es haben 9 Theile die Eigenschaft, daß bey ihnen der Kornbau und die Viehweide von gleicher Größe ist, da 4 Schläge jährlich bebauet, und 4 zur Weide liegen, ein Theil aber jährlich aus der Weide genommen, und zum Kornbau angeschickt wird. Bey einer Wirthschaft, wo die Heugewinnung mit dem Kornbaue sich so ziemlich gleich kömmt, und auf einem nicht zu schlechten Felde ist sie recht schicklich anzubringen.

Zur Ruhe dieses Ackers sind bey dieser Eintheilung 4 Jahr nöthig, und binnen dieser Zeit kann der Boden Weide für das Vieh schaffen. Der hiebey sich findende Düngervorrath kann auch auf dem Brachschlage in gutem Verhältniß angebracht werden. Ihre Ordnung wäre diese, die nach 9 Jahren von neuem wieder angefangen würde:

I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	VIII.	IX.
Brache.	Roggen.	Gerste.	Erbsen.	Haber.	Weide.	Weide.	Weide.	Weide.
Roggen.	Gerste.	Erbsen.	Haber.	Weide.	Weide.	Weide.	Weide.	Brache.
Gerste.	Erbsen.	Haber.	Weide.	Weide.	Weide.	Weide.	Brache.	Roggen.
Erbsen.	Haber.	Weide.	Weide.	Weide.	Weide.	Brache.	Roggen.	Gerste.
Haber.	Weide.	Weide.	Weide.	Weide.	Brache.	Roggen.	Gerste.	Erbsen.
Weide.	Weide.	Weide.	Weide.	Brache.	Roggen.	Gerste.	Erbsen.	Haber.
Weide.	Weide.	Weide.	Brache.	Roggen.	Gerste.	Erbsen.	Haber.	Weide.
Weide.	Weide.	Brache.	Roggen.	Gerste.	Erbsen.	Haber.	Weide.	Weide.
Weide.	Brache.	Roggen.	Gerste.	Erbsen.	Haber.	Weide.	Weide.	Weide.

Auch 7 Schläge haben diese Eigenschaft, doch mit minderm Vortheil, als vorige, mit der Veränderung der größern Brache. Sie giebt zu Anbringung des Düngers Gelegenheit, und kann bey hinlänglichem Wiesenvorrath gut angebracht werden.

Wenn die Heugewinnung, die bey 9 und 7 Schlägen als hinlänglich voraus gesetzt worden, eingeschränkter wird: so wird man 11 Schläge wählen müssen. Eilf Schläge geben ungedüngt 2, und nach gedüngter frischer Brache 3 Saaten, und 4 Schläge zur jährlichen Weide ab. Brache und Weide ist bey dieser Eintheilung kleiner; sie ist aber bey eingeschränktem Wiesenvorrath schicklich, zu dem kleinern Viehstande die Weide in Verhältniß zu setzen, und ersetzt das, was hierin abgeht, durch den vergrößerten Ackerbau. Wäre der Heumangel noch größer: so würde man mit der Anzahl der Schläge nach höher hinauf gehen, und 12 — 13 Schläge machen müssen. Je mehr Schläge man macht, je größer wird der Kornbau, und je länger dauert die Ordnung der Saaten; und wem es hauptsächlich um den Kornbau zu thun ist, und wer nur in so fern seine Absicht auf die Weide, wegen Haltung eines zu der Größe des Kornbaues schicklichen Viehstandes, zu richten hat, dem kommen sie zu Statten. Eben so ändern sich die Umstände nach der Güte des Bodens. Bey schlechten Feldern ist schon die Weide weniger einträglich. Zur Ernährung eines Stück Viehes gehöret schon eine größere Fläche, als bey gutem Boden. Nach Maaßgabe der schlechtern Weide können dann auch die Wiesen überflüßigen Vorrath geben. Alle Eintheilungen, die große Brachen und große Aussaaten verschaffen, wären dann hier anzubringen. So schickten sich im letztern Fall 7 Schläge,

mit der Veränderung, daß 4 zur Saat, aber nur 2 zur Brache genommen würden. Die Aussaat, oder der vergrößerte Ackerbau, auf den man bey diesen Umständen, an Statt der Holländerey, (Rindviehzucht,) zu sehen hat, ist ansehnlich, und auf der Brache kann der Dünger gut angebracht werden. Und so ist es auch mit den Sandfeldern. Man wird hier am wenigsten auf Holländerey zu rechnen haben, aber die Schäferey mehr ausdehnen können, und da Nutzen von Thieren suchen müssen, die uns fast mehr einträglich sind, und doch schlechterer Nahrung bedürfen. (Auf schlechten Sandfeldern kann man sich aber doch, vermittelst anzubauender Futterkräuter, z B. der Esparcette oder andrer Kleearten, oder guter Futtergräser, z. B. des Raygrases, Honiggrases u. s. w. sehr gut helfen, wenn man seine Absicht auch auf Holländerey oder Erhaltung mehrerer Milchkühe, besonders in der Nähe großer Städte, richten will.)

Auch kann man wegen der Lage des Feldes genöthiget werden, andere Eintheilungen zu machen. So würden bey einem Gute, daß nur schmal, und sich sehr in die Länge zieht, 12, 13 und 14 Schläge nicht gut anzubringen seyn. Die Bestellung dieser Schläge würde, wegen ihrer großen Entfernung, ungemein viele Zeit erfordern. Es kann auch wohl der Boden wegen seiner Güte abweichen. In beyden Fällen pflegt man alsdann den Acker in Haupt- und Nebenschläge abzutheilen. Zu den Hauptschlägen nimmt man den nächsten und besten Acker um das Gut herum, und wendet die meiste Pflege an ihn. Zu den Nebenschlägen nimmt man den entfernten oder schlechten Acker, und läßt solchen von den Schaafen bepferchen.

Je genauer man alle Umstände bey Regulirung dieser Theile in Erwägung zieht, und mit einander vergleicht, desto schicklicher wird man die Theile der Wirthschaft bestimmen, und die Vortheile der Viehzucht und des Ackerbaues gegen einander abwägen. Man kann endlich hiebey in Ansehung des Ackerbaues auch noch dieses mit in Anschlag bringen, daß manche Aeckerschläge, wenn sie 4 oder mehrere Jahre als Weide ruhen, von manchen Unkräutern, die bey der Drey- Zwey- oder gar Einfelderwirthschaft fast gar nicht auszurotten, und dergleichen, z. B. Hederich, Raden, Windhaber u. dgl. sind, am besten durch die Koppelwirthschaft gereiniget werden können; zuletzt aber kömmt dem Acker der weit mehrere Dünger, welcher ihm bisher als eine unentbehrliche Hülfe entgieng, zu Statten, so wie die Vermehr- und Verbesserung der Viehzucht hiemit zu gleichen Schritten gehen muß.

Man kann nun aus jetzt beygebrachter Theorie sattsam ersehen, was die Koppelwirthschaft ist und seyn soll, nachdem sie in unsern Tagen ihre Tadler und Vertheidiger, besonders in der Mark Brandenburg, gefunden hat. Es hat sich aber bey uns so viel ergeben, daß diese Koppelwirthschaft hauptsächlich auf großen Gütern, die ein weitläuftiges Feld haben, ihren Nutzen vorzüglich haben könne, und es versteht sich von selbst, daß man, um solche Wirthschaft einführen zu können, außer Acker- und Hütungsgemeinschaft mit Andern, oder separirt, seyn müsse.

Korn, 1) an den Schießgewehren, das kleine längliche Knöpfchen nahe an der Mündung, wonach man zielet, und welches auch das Visierkorn, das Richtkorn, die

die Fliege und die Mücke, genannt wird; 2) die Erhöhungen, welche ein harter, uneben entspringender Körper auf dem Bruche macht. Daher sagt man: das Korn des Eisens; der Wetzstein hat ein feineres Korn, als der Sandstein.

Korn, in der weitläuftigsten Bedeutung, alle Feldfrüchte, als: Weizen, Roggen, Gerste u. s. f.; ingleichen die Hülsenfrüchte, als: Erbsen, Linsen u. s. f. In engerer Bedeutung versteht man darunter diejenigen Feldfrüchte, die in Aehren und Rispen wachsen, als: Weizen, Roggen u. s. f. (Siehe jede Feldfrucht an ihrem Orte.) In der allerengsten Bedeutung versteht man darunter an einigen Orten nur allein den Roggen.

Kornfege, ein Werkzeug, das ausgedroschene Korn vom Staube, Kaff oder Spreu, von Unkrautsämereyen, auch unvollkommnen geringern Körnern, zu reinigen. Das bekannteste ist ein Rinnensieb, welches auch Kornrolle heißt, welches aufgerichtet, abschüßig, und auf einem Fuße, wie ein Clavierpult steht. Diese Fege besteht aus einem langen hölzernen Gerüste, dessen Boden mit einem, nach Art eines Siebes geflochtenen, Drahtgitter, an beyden langen Seiten mit in die Höhe stehenden Bretern, und oben am Kopfe mit einem Kasten, der, gegen das Gitter zu, einen Schieber hat, hinten aber mit einem Gestelle versehen ist. Die Maschine wird schräge aufgestellet, das Getreide oben in den Kasten eingeschüttet, der Schieber ein wenig aufgezogen, und die Körner langsam herunter über das Drahtgitter gelassen, damit das kleine Gesäme, und aller Zusatz und Staub, durchfalle, und hiemit das gefegte Getreide rein werde. Man muß mehr denn ein Sieb oder Blatt zum Einstellen in die Maschine in Vorrath haben. Nach der verschiedenen Weite der vierkantigen oder rautenförmigen Löcher theilt man sie, wie die Bäcker thun, in **Weizen-** **Roggen-** oder **Korn-** und **Radefegen** ab. Die Weizenfegen sind am weitesten, weil der Weizen große Körner hat; die Radefege aber am engsten. Man hat aber noch feinere Siebe oder Blätter von Draht, wie z. E. zu der gestampften Hirse, da in manchen Gegenden die Hirse nicht auf der Mühle, sondern in den Häusern oder Ställen klein gestoßen wird. Je schräger die Fege mit ihrem Fuße gerichtet, und je weniger der Schieber geöffnet wird, daß nur jedesmal wenig Getreide hinab läuft, desto mehr reiniget man das Getreide. Wenn daher nur Staub abgeführet werden soll, kann die Fege schon steiler stehen, und das Getreide reichlicher hinab laufen, als wenn man zugleich die Raden oder Radeln absondern will.

Eine Kornfege beßrer Art ist diese, deren man sich sonderlich auf großen Gütern bedienet: Sie bestehet aus einem Kasten, der auf Rädern steht, und Handhaben hat, um ihn bequem überall fortzubringen; der obere Theil läßt sich abheben, und hat eine Oeffnung, das Korn hinein zu schütten, welches sodann durch einen angebrachten Trichter in den Kasten läuft. Ein Rad, das inwendig angebracht ist, und worauf das Korn fällt, wehet den Staub und die Hülsen, indem solches von außen hurtig umgedrehet wird, durch das gegen über am andern Ende des Kastens sich befindliche Loch, heraus. In dem untersten Boden des Lochs ist eine Oeffnung, die in 2 Theile abgetheilet ist, in deren eine das reine Korn, in die andere aber das unreine fällt, welches beydes durch die äußere Oeffnungen

gen heraus genommen werden kann. Bey dem Rade, wo es in seinen Pfannen liegt, werden unten und oben in den Seitenwänden Luftlöcher gemacht, damit der Wind die Spreu desto eher wegnehme; und der Unterboden der beyden Oeffnungen kann etwas schräge eingerichtet werden, daß von selbst das darein fallende Getreide aus den äußern Oeffnungen heraus laufen kann. Das Staubloch ist bey einigen bis unter den schiefliegenden Trichter geführet, und von außenher mit einem besondern Aufschiebling versehen, daß man den Wind dadurch nach Gefallen schwächen und verstärken, und seinen Zug, der den Staub heraus wehen soll, regieren kann. Damit das Getreide auch nach Nothdurft in den Trichter stark oder scharf herab falle: so ist in demselben ein schräg liegender Trichter angebracht, vermittelst dessen weiterer oder engerer Oeffnung, das Herabfallen des Getreides bestimmt werden kann. Man hat mehrere Arten von Kornfegen erfunden, die beschriebenen aber sind die gemeinsten unter uns.

Kornwaage, eine kleine Waage, worauf das Korn nach einem verjüngten Gewicht gewogen wird, daß man daher wissen kann, wie viel ein Scheffel an Körnern wieget.

Kornwurm, ein unsern Kornböden sehr gefährliches Insect, welches doppelter Gattung ist.

1) Der **weiße Kornwurm, Kornmade, Kornraupe**, ist anfänglich eine kleine gelblichweiße Raupe, beynahe ½ Z. lang, hat 6 Füße, und vorn am Kopfe 2 kleine rothe Zähne, mit welchen sie nicht nur die Getreidekörner, sondern auch sogar Holz durchbeißen kann. Wenn sich auf einerley Kornboden viele dergleichen Würmer aufhalten, sieht man auf der ganzen Fläche des aufgeschütteten Getreides alle Körner wie mit seidenen Fäden an einander gebunden, woraus zuweilen eine Rinde, wenigstens 3 Z. dick, zu entstehen pflegt. Wenn man einen damit angesteckten Kornhaufen umwirft, oder umschippet, kriechen sie an den Wänden in die Höhe, kommen aber bald wieder in das Getreide zurück, welches den andern Tag überall wieder mit einer seidenen Watte überzogen ist. Gegen den Herbst kriechen diese Raupen an den Wänden der Kornböden hinauf, fressen sich in das Holz der Balken und des Sparrwerks ein, und verwandeln sich zu Puppen oder Nymphen, in welchem Zustande sie nun nicht schaden. Im May und Jun. des folgenden Jahres aber verwandelt sich diese Puppe in einen Nachtvogel, und wird zur Motte mit 4 Flügeln, die unterwärts viel breiter, als oben, sind. Ihre weißgraue Oberflügel prangen im Sonnenschein mit einem schönen silberfarbigen Glanze. Diese kleine Abendschwärmer fliegen in gedachten Monathen um die Kornböden herum. Sie kommen häufiger herbey geflogen, wenn die weichern und feuchtern Körnchen bey heran nahender Wärme in eine innere Bewegung gebracht werden, bey den rege gemachten Vegetationskräften zu keimen anfangen, und dabey einen säuerlichen Geruch durch den ganzen Kornhaufen verbreiten. Die Kornmotten fliegen nun so angelockt herbey, legen in die Körner ihre Eyer, wovon sie 2, 3, 10, ja bis 60 Körner, vermittelst eines zähen Schleims, ankleben, und sterben hierauf. Aus den Eyern kriechen, nach dem Grad der Luftwärme, oder derjenigen, die von dem angehäuften Korne selbst entsteht, in wenigen Tagen, die oben erwähnten kleinen blaßgelben Würmchen mit ro-

them Kopf, in Gestalt von Raupen, aus. Diese zernagen die zartesten Theile, fressen sich in das Korn hinein, und lassen eine Menge, aus kleinen Mehltheilen bestehende, weiße Kügelchen zurück, mit welchen sie, wenn sie dieselben durch untergemengtes Gespinnst zusammen gehängt haben, die Oeffnung des Korns allemal bedecken. Gegen den Sept., auch wohl schon im Aug., wenn ein solcher Wurm seine völlige Größe erreicht hat, hängt er ganze Klumpen von Körnern zusammen, die er nach und nach sämmtlich aushöhlt, und wo er, Statt des Mehles, nichts als seinen Unrath zurück läßt. Die tiefer liegenden, obschon nicht angefressenen, Körner geben ein übel schmeckendes Mehl und Brodt.

Im 96 St. des Hannöv. Magaz. v. J. 1786. empfahl Hr. Wohlers das öftere Umstechen des Getreidehaufens, als das sicherste Mittel zur Vertilgung dieses weißen Kornwurms. Er versperrte hiemit den Weg zu seinen Winterwohnungen; er ließ durch tägliches Umschippen des Korns dem Wurm keine Ruhe noch Raum zum Einspinnen, und so ward er durch den jedesmaligen Verlust seines Gespinnstes so entkräftet, daß er zusammen schrumpfte, und zwischen dem Getreide zuletzt todt liegen blieb. Damit aber auch kein Wurm aus dem Fruchthaufen entweichen möchte, wurde um denselben und um die darin aufstehenden Ständer, Schornsteinröhren u. s. f. ein Kreis von Theer gezogen, worin diejenigen, die hindurch wollten, ihr Grab fanden. Auf solche Weise ward von den Kornwürmern eines der größten Kornmagazine im Lande, welches aufs stärkste von diesem Insect inficirt war, dergestalt gesäubert, daß im zweyten Jahre da mit Mühe ein Wurm gesucht werden mußte, wo sie doch vorher mit Schaufeln konnten zusammen geschoben werden.

2) Der braune oder schwarze Kornwurm, ist ein Rüsselkäfer, der mit einer, nach Proportion seiner Größe, länglichen Schnauze, mit zwo hornartigen Flügeldecken und zween dünnhäutigen Flügeln versehen ist. Er hat, wie die vorher beschriebene Kornmotte, während seiner Lebenszeit, drey Verwandlungen. Die aus dessen Eyern ausgekrochenen Würmer zerfressen das Getreide so gut, als der durch die Verwandlung daraus gewordene Rüsselkäfer selbst, nur daß er kein Gespinnst, wie die Kornmotte, zu machen pflegt.

Man unterscheidet den rothen und den schwarzen Kornwurm. Der rothe Kornwurm, Fruchtrüsselkäfer, hat anfänglich eine weiße Farbe, wird aber mit der Zeit immer röther, und bohret in die Fruchtkörner ein Loch, und in jedes derselben legt er ein Ey, damit die auskriechenden Jungen darin Nahrung und Platz genug, bis zu ihrer Verwandlung, finden mögen. Er ist ohngefähr von der Größe einer Laus oder eines Flohes. Der schwarze Kornwurm, Korn- oder Haber-Rüsselkäfer ist fast eben so groß, gemeiniglich nicht ganz schwarz, sondern schmutzig-aschgrau. Er hat ein Bruststück, welches so lang ist als die Flügeldecken, und trägt den Kopf und Rüssel niederwärts gebogen. Er ist auf den mehresten Getreidefeldern, insonderheit auf den Haberfeldern, anzutreffen, ist aber auch in den Materialläden und auf den Kornböden nicht selten. Dü Hamel hat bemerkt, daß sie die Wärme sehr lieben, weil sie nicht nur selbst, wo sie sich in Menge auf eine Stelle versammeln, eine Wärme verursachen, sondern auch in Magazinen gern die

Süd-

Südseite einnehmen, wo sich die meiste Wärme findet.

Wider diesen schwarzen Kornwurm ist kein besseres Verwahrungs- und Rettungsmittel, als das fleißige Umstechen der Kornhaufen. Wenn diese beständig einerley Lage behalten, und niemals eine freye Ausdünstung bekommen: so gerathen sie zuletzt in eine schädliche Gährung, mittelst welcher die in die Körner gelegten Wurmeyer ausgebrütet, oder alte Würmer hingelockt werden, sich in solche Haufen einzuquartieren und zu vermehren. Es ist aber ganz begreiflich, daß das Korn im Frühlinge und Sommer eher, als im Herbste und Winter, durch die von außen dazu kommende größere Luftwärme, und daraus nothwendig entstehende Ausdünstung, in eine schädliche Gährung gerathen kann; dieserhalb muß auch das Korn in den zuerst genannten Jahreszeiten öfter und fleißiger umgewendet werden. Am besten kömmt man zum Zweck, wenn das neu aufgeschüttete Korn von der Hälfte des Märzes an, bis zu Ende des Mayes, wöchentlich zweymal umgeschippet wird, um solches wohl auszutrocknen, da es in der Folge etwa alle 12 Tage geschehen kann. Im Herbste und Winter darf es nur alle 4 Wochen geschehen. Da aber frische, neu ausgedroschene Getreidearten vor andern nach gewissen Graden der leichtern Erhitzung ausgesetzt sind: so kann man die Getreidearten folgendergestalt classificiren: 1) Weizen; 2) Roggen; 3) Gerste; 4) Buchweizen; 5) Haber; 6) Hirse. Erbsen, Wicken und Linsen sind am wenigsten der Erhitzung unterworfen. Ist eine nasse Aerndte gewesen, weßhalb das Getreide nicht allzu trocken hat eingebracht werden können: so wird man sich das Umwenden der Kornhaufen die ersten Wochen 3mal, die folgenden aber bis in den Sommer hinein 2mal müssen gefallen lassen. Damit aber die dazu bestellten Leute nicht betrieglich verfahren: so steckt man in der Mitte des Haufens kleine Kugeln, oder Hölzer, die darunter horizontal unbemerkt hinein geschoben werden; und man weiset die Arbeiter an, daß sie so und so viel kleine Hölzer im Haufen finden und vorzeigen müssen, um sich zu legitimiren, daß sie ihr Geschäfft gebührend verrichtet haben.

Man findet bey ökonomischen Schriftstellern verschiedene Mittel wider die Kornwürmer. Hier sind einige derselben:

Ist der Kornboden mit Kornwürmern angesteckt: so ist zu rathen, ihn im Jun., Jul. und Aug. gänzlich vom Getreide zu reinigen, und hierauf, nach der Größe des Gebäudes, eine oder zwo Glucken mit jungen Hühnern frey auf dem Boden herum gehen zu lassen, welche die Würmer überall aufsuchen und verzehren. Denn diese können sich nicht immer in den Fugen und Ritzen der Fußbohlen, Sparren und Balken aufhalten; Wärme und Hunger treiben sie hervor, und ihren Feinden entgegen. Kann man den Kornboden 5—6 Monath leer halten, so ist es desto besser, und man kömmt durch den Hühnerfraß in etwas zu seinem Schaden. Will man Wachteln und Rebhühner in gehöriger Zahl, oder, Statt deren, Stäre, Drosseln oder noch kleinere Vögel, die Würmer fressen, auf den Boden bringen: so erreicht man mit den umher fliegenden Vögeln auch seinen Zweck; da diese an die Wände hinan fliegen, und das daran sitzende Ungeziefer absuchen, wie man denn auch allenfalls diese kleinen Vögel mit den Glucken zugleich einsperren kann. Dergleichen Vögel nun können seyn: Sperlinge, Finken, Grünzlinge, Bachstelzen, Rothkehlichen u. dgl.

Eine durchstreichende Luft ist ebenfalls als eins der besten Hülfsmittel wider die Kornwürmer zu empfehlen. Man läßt auf dem Kornboden die Luftgitter mit dem Fußboden egal setzen, so, daß allemal zu beyden Seiten zwey derselben einander gegen über stehen, um den Zug zu vermehren, welches auf Böden in den ausgemauerten untersten Fächern noch füglicher und leichter geschehen kann, dergestalt, daß die Luft allemal gerade auf das Kornbette stoße, und das Korn gleichsam von unten auffasse. Denn alle übrige Luftgitter, wodurch der Wind nur über das Korn wegstreicht, und fast gar nicht berühret, oder die wohl gar die Sonne auf das Korn werfen, sind von wenig Nutzen, ja die letztere Art ist gar schädlich. Nächst dem läßt man das Korn oft, (doch nicht wie gewöhnlich, sondern erhaben und von sich werfend, wie das Werfen oder Wurfeln auf den Scheunfluren geschiehet,) umstechen, wozu die Frühstunden im Sommer, und die Tage, die windicht sind, wo die Luft stark durchwehet, die besten sind, bis der Wurm sich endlich verlieret; denn man wird ihn bey dergleichen Beunruhigungen, und bey dem starken Luftzuge weit häufiger, als bey gewöhnlichem Umstechen und mangelndem Winde, sodann auswandern sehen. Hat sich aber der Wurm verloren: so muß das Umstechen in den Frühlingsmonathen, wie oben gesagt worden, im Sommer eben so, und im Winter alle 4 Wochen betrieben werden, da sich denn die Würmer in einem solchen luftigen Gebäude nicht wieder einfinden werden. Ob Zweige von Hollunder und Attich, grüner Hanf, und andre stark riechende Kräuter auf die Kornhaufen gelegt, die Würmer abhalten oder vertreiben, habe ich selbst nicht versucht; es wird aber von Andern versichert. So viel habe ich aber bey Andern selbst gesehen, daß von ihren Kornböden, wenn sie, Statt des Korns, Hopfen, oder die grünen Flochsknoten oder Bollen, ingleichen Zwiebeln aufgeschüttet, oder ihre Schüttböden ein Jahr lang zu Heuböden gebraucht, und mit Heu angefüllt gehabt, die Würmer ihren Abschied genommen haben.

Krähe, gehöret zum Rabengeschlechte, und unterscheidet sich vom Raben, daß sie kleiner ist, und von der Dohle, daß sie größer ist. Ihre Nahrung ist Gewürme, Korn, todtes Fleisch, Muscheln u. dergl. Die Arten sind: 1) Rabenkrähe, schwarze Krähe, ist nicht allzu häufig. 2) Graubunte Krähe, Nebelkrähe, ist bey uns gemein. 3) Karechel, Roche, ist schwarz, mit langem Schnabel, der hornicht, und nahe am Kopfe weiß ist. Ihre Eyer sind, wie die der gemeinen Krähe ihre, bunt, aber kleiner. 4) Schwarze Krähe mit rothen Augen: Schnabel, Augen und Füße sind roth. Unsre gemeine Krähe nistet gern auf Ellern, leget 4 Eyer, fliegt gern in Gesellschaft, und schadet im Winter, wenn die Felder hoch mit Schnee bedeckt sind, den Strohdächern ungemein, da sie das Stroh hervor ziehet, um Körner in den Aehren zu suchen. In wenig Tagen sieht man zuweilen die Dächer eines Dorfs meist ganz zerrissen, oder gar bis auf die Sparren entblößt.

Krähenfuß, Grävinne, Rappenfuß, Schlangenzwang, Herzgras, Schweinskresse, Coronopus. Die Pflanze wächst bey uns an den Wegen, blühet im Sommer, und stirbt im Herbste ab. **Blätter:** der Länge nach federartig eingeschnitten. **Frucht:** ein kleines, breites Schötchen, der Griffel fällt ab, und

das

das Schötchen erhält eine nierenförmige Gestalt, hat 2 Fächer, und in jedem Fache liegt ein kleines rundliches Saamenkorn. Die Gestalt der Schote macht den Unterschied zwischen dieser Pflanze und dem Löffelkraute aus. Die Pflanze schmeckt fast wie unsre Gartenkresse, ist aber etwas gelinder. In dem westlichen Theile von England, hin und wieder auch bey uns, pflegt man solche zum Sallat zu gebrauchen. Die verbrannte Pflanze wird zu dem bekannten Mittel gegen den Stein der Jungfer Stephens angewendet.

Krammetsvogel, hat seinen Namen von den Wachholder- oder Krammets- oder Kranewetsbeeren, welche seine liebste Nahrung sind. Es werden unter diesem Namen aber dreyerley Arten Vögel begeiffen, als: Schnarren, Drosseln und Ziemer. Die **Schnarren** oder **Mistler** müssen mit den Schnarrwachteln nicht verwechselt werden. Sie sind im Herbste mit unter den letzten, aber nicht sehr häufig, welche in Dohnen gefangen werden; ihr Fleisch ist gut, aber etwas härter, als das Fleisch der Ziemer. **Drosseln** sind etwas kleiner als die Schnarren. Von diesen haben wir zwoerley Gattungen: Die **Zippdrosseln**, die man auch **Sing- Sommer-** und **Weißdrosseln** nennet, haben auf beyden Seiten unter den Flügeln gelbe Federn, und singen wohl; die **Weindrosseln**, die man auch Berg- Roth- oder Winterdrosseln nennt, haben unter ihren Flügeln bräunliche und röthliche Federn; ihr Fleisch ist das zärteste unter den übrigen Vögeln. **Ziemer**, eigentlich so genannter Krammets- Krams- Krannabet- Kranvitvogel, Blau- Groß- Blauziemer, Schaiker, Schomerling, ist von den übrigen Drosseln durch den gelblichen Schnabel, durch seine dunkelbraune Füße und die aschgraue Farbe auf dem Kopfe, hinten auf dem Halse und den Bürzel, welche bisweilen in das Schwarze fällt, unterschieden, und ist weiß unter den Flügeln. Man siehet die Ziemer nicht selten zu vielen Hunderten beysammen. Bey starker Kälte leben sie von der Frucht des Weißdorns und von andern Beeren; bey offener Erde im Winter aber suchen sie sich Würmer und Schnecken. Das Männchen hat einen angenehmen, aber gedämpften Gesang, und wird in Kammern oder Vogelhäusern mit Hanfsaamen und darunter gemengtem geriebenen und etwas angefeuchtetem Brodte, oder mit Hirsekleyen und Milch, unterhalten.

Bey uns erscheint die Zippe oder Weißdrossel zuerst in der Mitte des Sept.; alsdann nach, oder zuweilen in der Weinlese, die Wein- oder Rothdrossel; hernach der Ziemer und Mistler. Die letzte Art ist aber weniger zahlreich, als die übrigen Arten. Aus Deutschland ziehen die Krammetsvögel gegen Norden, wenn es anfängt warm zu werden; wenn es aber weit im Frühlinge bey uns noch kalt ist, bleiben sie auch länger bey uns.

Bey warmer Herbstwitterung ist der Krammetsvogelfang schlecht; der Vogel sucht alsdann sein Geäß mehr in der warmen und offnen Erde, als auf Bäumen, Sträuchern und in Dohnen. Auch dann ist der Fang schlecht, wenn die Ebereschenbäume so voll tragen, daß die Beeren bey zu großer Menge der Bäume nicht abgenommen werden können. Denn wenn der Vogel mehr Beeren auf den Bäumen als in den Dohnen findet, fällt er wenig oder gar nicht ein.

Der Weidmann will aus der Feiste dieser Vögel im Herbste auf einen bevorste-

henden kalten Winter schließen. Ihr Fleisch hat auf ihrem Herbststriche von den Beeren und andern Baum- und Staudenfrüchten den besten Geschmack. Die bey uns im Sommer geschossenen schmecken nicht so gut, weil sie sich von Insecten und Würmern allein erhalten.

Will man die mancherley Arten von lebendig eingefangenen Krammetsvögeln einstallen und mästen: so werden sie in eine recht große, lange, und vor Katzen, Mäusen und Ratzen wohl verwahrte Kammer, die mit Nadelholzzweigen an den Wänden bekleidet ist, gethan, auf den Fußboden öfters grober Kiessand gestreuet, auch zuweilen der mittlere Platz rein gekehrt. Diesen Vögeln wird alle Morgen, Mittag und Abend in etlichen hölzernen Trögen roher, oder, noch besser, geschrotener Weizen mit Roggenkleyen unter einander mit Wasser eingerühret, und in ganz flachen irdenen Geschirren frisches Wasser zum Saufen und Baden vorgesetzt, welches letztere ihnen auch Nachmittags gegeben wird. Wenn nun mit der Zeit die Krammetsvögel rar geworden sind: wird ein Dutzend nach dem andern in hölzerne Käfiche, die 1 Fuß ins Gevierte groß, und, damit sie sich nicht die Köpfe zerstoßen, oben mit Leinwand benagelt sind, gestellet. Alsdann wird diesen Vögeln alle Morgen, Mittag und Abend, in süßer Sahne gekochte Hirse, und einige Löffel voll frische Milch zum Saufen daneben gestellet. Nach dem 11ten Tage setzt man ihnen noch 2 Tage, und zwar jeden Tag abermals 3mal aufgetrocknete Ebereschen- und Wachholderbeeren, welche einen Tag zuvor in warmem Wasser aufgeweicht sind, vor. Von diesem letzten Futter bekommen sie einen wilden Krammetsvogelgeschmack. Nunmehr aber dürfen sie keinen Tag länger sitzen, damit sie in ihrem Fette nicht ersticken: es wird ihnen also am folgenden Morgen der Kopf mit dem Daumen eingedrückt, wenn man sie nicht lieber in Dohnen einhängen und ersticken lassen will.

In Gegenden, wo diese Vögel häufig gefangen, und nicht mit Vortheil verkauft werden können, pflegt man sie zum künftigen Gebrauch in Essig einzulegen. Wenn sie gerupft und ausgenommen sind, werden ihnen die Beine und Köpfe weggehacket, und wenn sie rein ausgewaschen sind, werden sie am Spieße halb gahr gebraten, zugleich ein wenig gesalzen und mit Butter bestrichen. Hierauf legt man sie in ein Fäßchen, welches inwendig mit Essig wohl benetzt, und in dasselbe eine Bodenschicht von Lorbeerblättern, nebst grob gestoßenem Gewürze, gethan worden, schichtweise, so, daß mit den Blättern, nebst dem Gewürz und den Vögeln abgewechselt wird. Dieses Fäßchen spündet man oben zu, bohrt ein Loch in den Deckel, damit ein Zapfen darein geht, macht Essig, so viel man benöthigt ist, heiß, läßt ihn wieder kalt werden, und gießt ihn sodann durch dieses Loch zu den Vögeln, setzt sie an einen kühlen Ort, und wendet sie alle Tage fleißig um.

Kran, Kranich, ein hohes Gerüste, welches oben ein hervor ragendes Stück Holz hat, das der Schnabel genannt wird, weil es einem langen Kranichschnabel gleichet. An dem Ende dieses Holzes ist eine Rolle befestiget, durch deren Hülfe man allerley Lasten in die Höhe, und von dieser in die Tiefe bringen kann. Man ziehet z. B. bey einem Baue Zimmerstücke oder Quadern in die Höhe, und aus den Schiffen werden die Waaren mit dem Kranich aus- und eingeladen.

Kra-

Kranich, ein bey uns sehr gemeiner Zugvogel, welcher zeitig zu uns kömmt, und sehr spät zurück streicht. Sein Geschrey ist von allen Vögeln das lauteste; ist man ihm nahe: so wird man von dem Geschreye fast übertäubet. Werden die Kraniche bey ihrem Weiden oder Gesträße, wobey sie stille sind, von irgend einer Seite beunruhiget: so pflegt allemal derjenige unter ihnen, der die Gefahr am ersten wahrnimmt, Lärm zu machen, und sogleich fliegen sie alle in größter Eile davon. Sie nähren sich von der Saat und von Körnern, daher sie in großen Schaaren auf die Fruchtfelder fallen, und sie abfressen; außerdem nähren sie sich auch von Gras, Kräutern, Würmern, Insecten, Eidechsen und Muscheln. Ihre Verheerungen der Felder geschehen gewöhnlich spät in der Nacht, und kommen sie auf ein Kornfeld: so treten und stampfen sie es dergestalt zu Boden, als ob eine große Schaar Menschen darüber gegangen wäre. Dieses geschiehet meistens da, wo Brücher und tiefe Lachen sind, in oder bey welchen sie auch nisten, und am meisten zu Hause sind. Dem Weizen und der Gerste thun sie den größten Schaden. Man findet daher in Mylius Corp. Constit. March. ein kön. Preuß. Edict d. d. Berlin, d. 3. Oct. 1722, nach welchem Jedem erlaubt ist, Kraniche zu schießen, ingleichen eine Declaration d. d. Berl. d. 22. Dec. 1728, daß wilde Gänse, Kraniche, Reiher u. s. f. zu aller Zeit geschossen werden können.

Wenn diese Vögel im Frühlinge zeitig zu uns kommen: so erwartet der Landmann einen fruchtbaren Sommer und angenehmen Herbst; bleiben sie aber mit ihrem Besuche lange aus: so vermuthet man ein unfreundliches Frühjahr. Wenn sie frühzeitig und in großen Haufen im Herbste davon ziehen, soll sich der Winter bald einstellen, weil es ein Zeichen, daß die Kälte in den nördlichen Gegenden schon eingefallen ist; wenn sie aber spät und nur in kleinen Truppen ziehen, hat man sobald keine Kälte zu fürchten. Man sagt auch, wenn sie hoch und stillschweigend, ohne Geräusch, fliegen, daß dieses eine schöne Witterung verkündige; wenn sie aber niedrig und ohne Ordnung ziehen, auf der Erde öfters ausruhen, auch im Fluge schreyen, soll dieß alsdann Regen und Ungewitter anzeigen.

Bey den Römern wurde der Kranich für ein Leckerbissen gehalten, welcher nur auf große Tafeln gehörte. So viel ist gewiß, daß der junge Kranich dafür anzunehmen; der alte aber wird am Bratspieße kein mürber genießbarer Braten; wie dieser aber doch zu einer sehr nährenden Suppe anzuwenden sey, wird in der H. M. Th. I. S. 498. gelehret.

Die rechte Zeit des Kranichfanges ist um Jacobi oder kurz hernach, und währt so lange, bis es kalt zu werden anfängt. Wo sie ihre gewöhnliche Ruhestellen haben, macht man tiefe, aber enge Gruben, wirft Getreide, oder was sie sonst gern fressen, hinein, legt eine starke Schleife oder Schlinge von Pferdehaaren über die Grube, und bindet sie an einem Stocke fest an. Wenn nun der Kranich mit seinem langen Halse hinunter reicht, wird er von der Schleife ergriffen und gefangen. Andere stecken lange papierne Düten in die Gruben, werfen unten Erbsen oder Bohnen hinein, und beschmieren sie oben mit Vogelleim; will nun der Kranich, um den Fraß heraus zu langen, mit dem Kopf in die Düte fahren: so bleibt ihm solche an dem

dem Kopfe kleben, daß er, davon geblendet, leicht mit den Händen ergriffen werden kann. Wer sie schießen will, muß Achtung haben, daß der Wind von dem Vogel auf ihn gehe. Wenn sie sich im Frühjahre paaren, und einander verfolgen, dabey aber gemeiniglich sehr niedrig ziehen, muß man ihrer unter einem Strauche oder Baume gewärtig seyn, und auf sie Feuer geben. Kann man das Geschrey des Kranichs nachmachen: so pflegt er hüpfend herbey zu kommen; ruft man aber die in Gesellschaft befindlichen an: so fliegen sie im Angesichte des Jägers davon.

Der Kranich nistet, wie vorhin gesagt worden, in sumpfigen Oertern, dahin man nicht leicht kommen kann. Das Weibchen, welches hinten kahl, und hieran von dem Männchen zu unterscheiden ist, legt 2 dunkel-aschgraue und mit hellbraunen Flecken gewölbte Eyer, welche denen vom Schwan in der Größe gleich sind. Man kann sie, wenn man will, von Truthühnern ausbrüten lassen; sie werden sehr zahm, und werden anfänglich mit kleinen Mehlklößen, hernach mit Brodtbrocken, zuletzt mit Körnern, reifen Pflaumen u. dergl. gefüttert. Die Klöße und das Brodt tragen sie gern ans Wasser zum Eintauchen, und verzehren so angefeuchtet diesen Fraß. Man lähmt ihnen in der Jugend die Flügel, da sie sonst im Herbste mit den wilden leicht davon fliegen, wie mir solches mehrmal begegnet ist. Einen Kranich, der von dem Kuhhirten jung aufgegriffen, und so weit war, daß er meist fliegen konnte, ließ ich ungelähmt gehen; er flog ins Feld, und kam gegen Abend wieder nach Hause. Wenn ihn die wilden Kraniche umringen und beißen wollten, eilte er zu den im Felde pflügenden Knechten hin, begleitete sie auf und ab, und gieng, da sie ihn mit Pflaumen, Brodt und andern Speisen, an sich gewöhnt hatten, wieder mit ihnen nach Hause. In dem hiesigen sehr tiefen Dorfteiche schwamm er täglich den darauf befindlichen Gänsen nach, und hielt sie in einem engen Kreise immer beysammen. Beym Schwimmen hob er die Flügel sehr in die Höhe. Er hielt sich an die 8 Jahre so zahm, bis er endlich auf dem Felde von einem reisenden Jägerburschen, der den Vogel für einen wilden angesehen, erschossen ward.

Man hält aber auf diesen Vogel viel, weil er mit einer besondern Ernsthaftigkeit einher tritt, und doch gar nicht mürrisch, sondern sehr lustig ist, läuft ganze Strecken mit von einander gesperrten Flügeln hin und her, tanzt links und rechts, springt, wirft Steine und kleine Breter in die Luft, und stellt sich, als wenn er sie mit dem Schnabel wieder fangen wollte. Bey der Erziehung dieses Vogels aber hat man umher gehende Kinder wohl vor ihm in Acht zu nehmen. Denn da er sich sehr an Menschen gewöhnt, und ihnen zu- und nachläuft, um von ihnen Futter zu erlangen: so hacket er den Kindern die Augen aus, weil er ihren beweglichen Augapfel als etwas ansiehet, daß ihm zur Speise dienen könnte.

Kranz, 1) der äußere Umfang eines Mühlenrades, zwischen welchen die Schaufeln eingeschoben werden. 2) Die in einem Ziegelofen oberhalb des Schlosses, bis oben hinaus, um die 4 Wände eingesetzte Mauerziegel, weil sie den in der Mitte gesetzten Dachziegeln gleichsam zum Kranz und zur Einfassung dienen, daß solche nicht so sehr, wie die andern Steine, der Hitze ausgesetzt seyn mögen.

Kranzleiste, eine vierkantige Leiste, die an der innern Seite aller Sperrhölzer angenagelt wird, und dazu dienet, daß die Fransen, die an dieser Leiste befestiget werden, erforderlich vor dem starken Polster in dem Innern der Kutsche vorstehen.

Kranzpfähle, sind ein Haufen unten schräg ausgeschlagener, und oben mit den Köpfen an einander stehender, mit einer umgeschlagenen Kette zusammen gekuppelter Pfähle von 3, 4 — 6 Stücken, nachdem der Eisgang, dem sie Widerstand leisten sollen, stark ist.

Kratzbeer- Brom- auch Bremenbeerstrauch, Rubus fruticosus L. Dieser Strauch ist in manchen Gegenden auf den Rainen der Fruchtfelder eben nicht gern gesehen, weil er sehr umher wuchert. Das Abschneiden oder Verbrennen der Sträucher dienet zu nichts, weil die Wurzeln immer aufs neue Schößlinge hervor treiben. Werden aber die Wurzeln zum öftern im Frühjahre und Sommer tief unter der Erde abgestochen: so vergehen sie nach und nach. Da aber die recht reif gewordenen Beeren sehr wohlschmeckend sind, und die aufs späteste hervor kommende Blüthe dem Erfrieren nicht unterworfen ist: so sollte man den Strauch in den Gärten, in der schlechtesten Erde, an Pfählen in die Höhe gebunden, zu erziehen versuchen, und dessen Wurzeln, damit sie nicht zu sehr wuchern, und der Hauptpflanze die Nahrung rauben, sobald sie hervor kommen, fleißig abstechen, und keine derselben aufkommen lassen.

Man hat eine Sorte mit gefüllten Blumen, die zwar keine Früchte hinterläßt, aber eine über allen Ausdruck erhabene Schönheit hat, darinn schwerlich irgend eine andere Pflanze, die für Pflanzungen und Wilonissen sich schickt, ihr gleich kommen möchte.

Die blauen **Brombeeren, Bocks- oder Krasselbeeren**, Rubus caesius L., werden auch, wegen ihrer stachelichen Beschaffenheit **Kratzbeeren** genannt. Sie überziehen ganze Felder, und ihr Saame wird mit dem Pferch der Schaafe, welche die Beeren, nebst den Blättern, fressen, überall ausgesäet. Die himmelblauen Früchte geben einen vortrefflichen Wein; auch werden andere rothe Weine, um ihnen einen lieblichen Geschmack zu geben, damit angemacht.

Kratzkraut, Cnicus L. Dieses Geschlecht hat zusammen gesetzte Blumen, und ist mit der Distel nahe verwandt. Der gemeinschaftliche, eyförmige Kelch, der aus über einander gelegten, und mit ästichen Stacheln geendigten Schuppen bestehet, ist mit besondern Deckblättern umgeben. Linnäus zählt 9 Arten, davon nur eine bey uns wild wächst, von den übrigen aber selten eine in hiesigen Gärten erzogen wird. Wir erwähnen daher hier nur

Des **kohlartigen Kratzkrautes, sonst Wiesenkohl, gelbe Wiesendistel, weiche Distel, Graskohl, wilde Kardobenedicten**, genannt, C. oleraceus L., wächst auf etwas nassen, brüchigen Wiesen. **Stengel**: eckicht, 3—4 F. hoch. **Blätter**: geschlitzt, nachenförmig, nackend, mit ausgehöhlten, ganzen, etwas gefärbten Deckblättern. **Blumen**: weißlichgelb, im Aug. und Sept. Die Kelchschuppen sind mit einem wollichten Wesen umgeben. Der Saamen trägt eine Haarkrone, sitzt auf dem haarichten Blumenbette, und ist von dem mehr geschlossenen Kelche umgeben. Die Blumen haben einen angenehmen Geruch, und wer-

den von den Bienen besuchet. Die Blätter sind im Frühlinge weich, zart, und von keinem übeln Geschmack, und werden an manchen Orten unter dem Kohl zur Speise gebraucht.

Kraut, Herba, im engern Verstande diejenigen Pflanzen, welche nichts holziges an sich haben. Wenn man in der Arzneykunst von Kräutern redet, versteht man gemeiniglich nur die Blätter der Pflanzen. Daher haben auch einige Pflanzen, welche viele und saftige Blätter besitzen, den Namen Kraut erhalten, als Weißkraut, (weißer Kopfkohl) u. s. f.

Kraute, im Weinbaue, die Ausjätung des Grases und Unkrautes; und die Zeit, wann solche geschiehet. Die Arbeit wird um Johannis desto genauer verrichtet, wenn die zweyte Hacke desto bequemer vorgenommen werden soll. Um Laurentii, oder, aufs längste, um Bartholomäi, wenn das Holz allmählich zu reifen anfängt, und zu wachsen aufhört, wird die **Beerkraute** oder **Reinkraute** vorgenommen, da die Weinberge von dem Unkraute völlig zu reinigen, der Stock zugleich von seinem übrigen Holze zu befreyen, und die Laubrähmen mit abzulesen sind. Alle Arbeit des Ausjätens in den Weinbergen nennt man überhaupt das **Krauten**.

Krautschauung, Krautschau, in den Marschländern die obrigkeitliche Besichtigung der Deiche, ob das Unkraut gehörig abgemähet sey.

Krautstampe, Kohlstampfe, Stampfeisen, ein als ein Lateinisches S gebogenes, hochkantiges Eisen, welches unten herum scharf geschliffen und verstählet, und mit einem langen, hölzernen Stiele versehen ist, um damit Kraut und Rüben für das Vieh zur Fütterung klein zu zerstampfen.

Krebs, ein bekanntes Wasserthier, welches von den neuern Naturkündigern unter die Insecten gerechnet wird. Er lebt in Flüssen, Bächen, Seen und Teichen, und nähret sich von kleinen Fischen, Fröschen und Schnecken, Aas und todten Körpern, außer diesen aber auch von Gras und Kräutern. Die Fluß- und Bachkrebse schmecken am besten. Ihre Paarungszeit ist vom Nov. bis in den April, daher sie auch um diese Zeit schlechter schmecken und weniger Fleisch haben, als in dem übrigen Theile des Jahres. Sie können eine Zeit lang außer dem Wasser leben, und lassen sich füttern. Will man sie recht lange lebendig erhalten: so läßt man sie in den Wassertrögen nur so frey herum kriechen, oder man schließt sie in einige, aus weidenen Ruthen zusammen geflochtene, Fischreusen ein, und legt sie in die Wassertröge oder andre Wasserbehälter. Sollte es hieran fehlen: so darf man sie nur in einen leeren hölzernen Zuber legen, und sie so im Keller aufbewahren. Damit sie aber nicht abhungern oder mager werden: muß man sie füttern. Dieses kann mit Möhren (gelben Rüben) geschehen; welche gliedlang geschnitten, in Wasser aufgewällt und halb gekocht, alsdann aber, wenn sie erkaltet sind, zu den Krebsen ins Wasser geschüttet werden. Oder man nimmt zur Fütterung Sallat, auch Gras, geschnitten, und hinein gethan, oder das Gedärme von Hühnern und Tauben, oder auch abgesottene Ochsenleber u. dgl.

Kreiser, nennt man diejenigen Leute, welche bey Treibjagen gehalten, und sowohl bey der **Vorsuche**, als auch **Kreise**, und bey dem Jagen selbst, mit gebraucht werden.

den. Es sind meistens keine gelernte Jäger, die aber nach und nach zum Gebrauch tüchtig gemacht werden. Daher **Kreisweggängen**, wenn die Kreiser und Jägerbursche zur Winterszeit auf dem Schnee spüren gehen.

Kreisgänge, Gänge in einem Garten oder Lustwalde, die nach einer völligen Rundung gehen.

Kresse. Diesen Namen führen verschiedene Pflanzen, von welchen folgende bemerkt werden:

1) **Gartenkresse**, Lepidium sativum L. Nasturtium hortense. Es hat dieß Gewächs, welches theils allein als Sallat gebraucht, theils am meisten unter die Sallatkräuter gemischt wird, einige Spielarten. Von diesen wird, außer den gemeinen, auch noch zuweilen die **krause** und **breitblättrige** Sorte hauptsächlich zum Garniren der Schüsseln in den Küchengärten gebaut. Verlangt man beständig zum Sallat gute und zarte Kresse: so muß man ihren Saamen vom Frühlinge an, von 14 zu 14 Tagen, in einen guten Boden nicht gar zu dick säen, und zwar im Sommer an einem etwas schattigen Orte, weil die Kresse bey warmer Witterung sonst gar zu schnell wächst, sehr leicht zähe, hart und unbrauchbar wird. Mit geringerer Mühe, als fast jede andere Pflanze, läßt sich auch die Kresse im Winter treiben, zumal da sie binnen 8 Tagen schon brauchbar zu seyn pflegt, und desto angenehmer schmeckt, je zärter und kürzer sie ist. Man kann die Kresse auf Mistbeete zwischen andere Gewächse, denen sie niemals schadet, reihenweise einsäen. Die Pflanzen pflegen den 3ten oder 4ten Tag schon aufzukommen, und man kann sie bald darauf entweder mit der Scheere, oder mit einem scharfen Messer, schon abschneiden.

2) **Breitblättrige Kresse, Pfefferkraut, Ingberkraut, Senfkraut**, L. latifolium L. **Wurzel**: dauernd, kriecht unter der Erde hin, und treibt an verschiedenen Oertern runde, glatte, bläulicht angelaufene, 3—4 F. hohe, ästige Stengel. **Wurzelblätter**: langgestielt, oberwärts bläulicht angelaufen, unterwärts grün, breit und lang. Die kleinen weißen Blümchen stehen an den Spitzen der Zweige büschelweise. Die ganze Pflanze enthält viele scharfe Bestandtheile, und ist, dem Geschmacke nach, dem Pfeffer und Senfe ähnlich; auch kann man in der Arzneykunst alles davon hoffen, was die Gartenkresse, der Dragun und Meerrettig zu bewirken vermag. Sie vermehret sich ohne alle Wartung im freyen Lande. Die Köche in Dänemark vermischen den ausgepreßten Saft mit Essig, und gebrauchen ihn zu Bratenbrühen.

3) **Unvollkommene Kresse**, sonst **Hundesenche** genannt, L. ruderale L., wächst auf den Mauern, an den Wegen und andern ungebaueten Oertern; blühet im Jun. und Jul. **Stengel**: 1 F. hoch, theilet sich in viele Zweige. **Blätter**: die untern gefiedert, und die Blättchen federartig zerschnitten, die obern aber ganz und gleich breit. Das eyförmige Schötchen enthält in jedem Fache nur einen Saamenkern. Geruch und Geschmack zeigen viele Schärfe; man könnte diese ganz gemeine Pflanze, gleich andern Kreßarten, zur Arzney gebrauchen.

4) **Schmalblätterige Kresse, wilde Kresse**, L. Iberis L., wächst hin und wieder in Deutschland an den Wegen und ungebaueten Oertern, und blühet im Jul.

Stengel: verbreitet sich in viele Zweige, ohngefähr 2 F. hoch. **Blätter**: die ersten sind lang gestielt, breit, und verschiedentlich zerschnitten; an den jungen noch nicht blühenden Zweigen sitzen dergleichen federartig zerschnittene, oder auch nur sägeartig ausgezackte Blätter, welche aber bald verwelken, und an deren Stelle an dem obern Theile andere, ganz schmale, überall gleich breite, völlig ganze erscheinen. **Blumen**: klein, die eyförmigen Kelchblättchen bräunlich, und die rundlichen Blumenblätter milchfarbig. Das Schötchen ist lanzettförmig. Die ganze Pflanze besitzt einen brennenden Geschmack, und kann Statt der Gartenkresse gebraucht werden; sie wird in den Gärten jährlich leicht aus dem Saamen gezogen.

5) **Durchstochene, herzblättrige Kresse**, L. perfoliatum L. **Vaterl.**: Persien und Syrien, ist zweyjährig, und blühet bey uns im Apr. und May. **Stengel**: dünn, ästig, $1\frac{1}{2}$ F. hoch. **Blätter**: die am Stengel gefiedert-vielspaltig, die an den Zweigen aber herzförmig, ganz, die Zweige umfassend. **Blumen**: in lockern Büscheln, klein, gelblich, die Schötchen eyförmig, platt.

Außer diesem eigentlichen Kreßgeschlechte hat man ein anderes, davon ganz verschiedenes, welches, wegen des ähnlichen Geschmacks, die Indianische Kresse genannt wird.

1) **Große Indianische Kresse**, Tropaeolum maius L. Ist bey uns gar nicht unbekannt. Die Sorten sind: a) blaßgelb; b) pomeranzengelb.

2) **Kleine Indianische Kresse**, T. minus L., ist der vorher stehenden ähnlich, aber in allen Theilen kleiner; und besonders zeiget sich ein Unterschied an den Blättern und der Blume. Die schildförmigen Blätter sind am Rande ausgeschweift, die Blumenblätter am Rande spitzig, mehr oder weniger goldgelb, und unterwärts mit einem rothen, glänzenden, gestrahlten Flecke bezeichnet.

Man erzieht diese beyden einjährigen Arten leichtlich aus dem Saamen, welcher an denjenigen Ort hingesäet werden muß, wo sie stehen bleiben sollen, indem sie das Versetzen nicht wohl vertragen, und in ihrem Wachsthume dadurch zurück gehalten werden. Man vertheilt sie theils zur Verzierung der Gärten trippelweise auf die Rabatten umher, legt auf jeden Trippel 2 — 3 Saamenkörner beynahe 1 Z. tief, und leitet die Pflanzen an beygesetzten hohen ästigen Stangen hinauf; theils legt man den Saamen einem Geländer- oder Lattenwerke, oder einer Laube, oder einer Gartenbefriedigung entlängs, in kleine Furchen von schon gedachter Tiefe; und leitet die Pflanzen an denselben hinauf; theils legt man den Saamen auf freye Abtheilungen, damit die Pflanzen, ihrem natürlichen Wuchse gemäß, ohne Unterstützung gestreckt liegen. Die gewöhnlichste Zeit, den Saamen zu legen, ist das Ende des März, der Apr. und der May.

Wenn Blumenliebhaber eine angenehme Bekleidung ihrer Fenster wünschen: so müssen sie in einem Kasten diese Kresse und Convolvulus wechselsweise stecken, solche stengeln, und hernach an aufgezogenen Bindfäden hinauf laufen lassen, welches ein schönes Ansehen, Geruch und Schatten macht. Man kann diese Kresse auch um junge Obstbäume herum stecken, da sie sich, wenn man sie aufbindet, artig um dieselben hinauf windet, und 6 — 8 F. in die Höhe steiget, auch sich dann ihre Flor besser ausnimmt.

Man pflegt die Blumen, ehe sie sich öffnen,

öffnen, mit Salz und Essig, wie die Kapern, einzumachen, und Statt derselben, zu Sallat und zu Brühen an Fleisch und Fische zu gebrauchen. Um den Essig gut zu erhalten, muß man einige Schoten Spanischen Pfeffer hinzu legen. Diese so genannte Kapuzinerkapern ziehen Einige den gewöhnlichen Kapern vor, weil sie angenehmer und aromatischer schmecken. In verschiedenen Haushaltungen werden bey dem Einmachen der Gurken, rothen Rüben ꝛc. die noch unreifen Saamenkapseln genommen, und bey dem Einlegen derselben darunter gelegt. Die Gurken halten sich auf diese Art bis in den Jul. vortrefflich, und rothe Rüben mit Biereſſig begossen, bleiben auf solche Weise bis Ostern gut. Die aufgeblüheten und offenen Blumen pflegt man dem Lactukensallate, theils des Geschmackes und der magenstärkenden Kraft, theils auch der Zierde wegen, hinzu zu setzen; oder auch nur die Schüsseln damit zu garniren. Die Blätter werden zu Batavia eingemacht verkauft, von wannen die Holländer deren viele heraus bringen, damit sie wie Sallat gegessen werden.

Der Saame hat, unreif, den Geruch und Geschmack der Blumen; er wird daher, eben so, wie die Blumenknospen, mit Essig eingemacht. In dieser Absicht wird der Saame, ehe er überständig reif wird, abgenommen, und in Weineſſig ein wenig aufgekocht; dieses wird in ein irdenes Gefäß gegossen, worinn saure Kirschblätter liegen, und oben darauf legt man frische Lorbeerblätter und etwas Muskatenblumen, auch ein wenig ganzen Pfeffer. Wenn nun dieses schichtweise, wie man etwa die Pfeffergurken einlegt, geschehen ist, und man solche Körner, um das Gefäß voll zu machen, das letzte Mal kocht, kann man den Essig vom erstern abgießen, und wieder damit aufkochen, damit sich der Essig gut erhalte, und nicht umschlage. Der solchergestalt zubereitete Saamen kann zu Ragouts gebraucht werden. Die Saamenkörner sollen laxiren. Die Blumen in Oel eingeweicht sollen diesem eine heilende Kraft mittheilen; auch soll dieses Oel wider die hartnäckige Krätze dienlich seyn.

Von denjenigen Pflanzen, welche zu andern Geschlechtern gehören, im gemeinen Leben aber mit dem Namen Kresse belegt werden, bemerken wir allhier nur die **Brunn- Born- oder Wasserkresse**, Nasturtium aquaticum, Sisymbrium Nasturtium L. Sie ist ein Gewächs, welches auch die kleinsten Kinder kennen, und fast von jedermann sehr geschätzt wird. Es giebt eigentlich eine doppelte Art, nämlich die **wilde Brunnkresse**, N. aquaticum sylvestre; und die **kleine Brunnkresse**, N. aquaticum sativum, s. minus. Diese hat nicht so große und dicke Stengel, als die wilde, und kömmt nichts desto weniger überall, wo reine und warme Quellen sind, sehr gut fort. Die wilde hat einen sehr bittern, scharfen und beißenden Geschmack; die kleine schmeckt viel angenehmer und gelinder. Man hat sonst gemeiniglich geglaubt, daß die Brunnkresse nur am Wasser, welches aus springenden Brunnen oder Quellen läuft, gezogen werden könne; sie ist aber von mir bereits vor vielen Jahren im Garten sehr gut erbauet worden. Man nehme Pflanzen, wo sie gefunden werden, in den ersten Frühlingsmonathen, und setze sie weitläuftig an einen niedrigen Ort, mehr in Schatten, als in die Sonne, und begieße sie die ersten Tage fleißig, halte sie rein vom Unkraute, und schneide sie im ersten Jahre nicht ab. Sie wird sich sehr bald bestauden und Saamen tragen, welcher im Frühjahre zur Ver-

mehrung der Pflanzen ausgesäet werden kann. Man bedienet sich aber dieser Kresse, sonderlich im Winter, wenn andere frische Kräuter mangeln, gar häufig zum Sallat. In Westphalen wird sie sogar, Statt des grünen Kohls, gescherbet, gekocht und zu allerley Fleischspeisen, besonders zu den geräucherten, gegessen. In Ansehung der Arzneykräfte kommt sie mit der Gartenkresse überein, und wird besonders wider den Scharbock gerühmt. Auch treibt sie den Urin, und tödtet die Würmer, daher sie Kindern, die Würmer haben, als Sallat, mit Essig und vielem Oele gar wohl zu gestatten ist. Sie dienet in Nierenkrankheiten sehr gut zur Erleichterung der Kranken, ob sie gleich zuweilen hier übel angebracht ist, wie alle Arzneyen, die den Urin lebhaft treiben. Auch kann diese Kresse bey Catarrhen und bey feuchtem Husten gute Dienste leisten. Die frischen geriebenen Blätter in die Nase gezogen, ermuntern die Schlafsüchtigen, und sollen vor dem Schlage verwahren. Auch der Landwirth gebraucht die Brunnenkresse zu mancherley Vieharzneyen, als: in der scorbutischen Lungensäule des Hornviehes, welchem er die Brühe davon einschüttet.

Kreuz, der in der Mitte einer Fensteröffnung übers Kreuz gehende Rahm, darinn die Flügel der Fenster hängen, und daran anschlagen. Es muß dieser in die Oeffnungen an jeder Seite dreymal befestiget werden, damit er sich nicht werfe. In steinernen Gebäuden, da die Oeffnungen mit Werkstücken ausgesetzt sind, worinn man das Kreuz befestiget, pflegt man auch daher diese steinerne Einfassung einen Kreuzstock zu nennen.

Kreuzart, Queerart, eine Zimmermannsart, als ein Lateinisches T gestaltet, wovon die eine Schneide senkrecht, die andere aber horizontal gegen den Helm gerichtet ist.

Kreuzschnabel, Krummschnabel, Kreuzvogel, Krünitz, ein Vogel in der Größe eines Kern- und Steinbeißers, hat einen dicken und starken Schnabel zum Zerbeißen der Kerne und andrer steinichten Saamenarten, und ist daran besonders kenntlich, daß er einen doppelt gekrümmten Schnabel hat. Der Vogel scheint in Deutschland nicht ordentlich sich aufzuhalten, sondern nur zu Zeiten unsre Gegenden zu besuchen. Er wohnet gern in Fichten- und Föhrenwäldern, wo er von dem Saamen dieser Bäume lebt. Sein Gesang ist etwas unangenehm.

Kreuzschraube, die lange Schraube einer Flinte, die durch den Schwanz der Schwanzschraube, und zugleich durch den Schaft gehet, und den Lauf mit der Schwanzschraube im Schaft befestiget.

Kreuztritt, eines von den vornehmsten Zeichen, so der Hirsch in der Fährte vor dem Thier macht, indem er mit dem Hinterfuße so tritt, daß er gleichsam den vordern Theil spaltet; und dieses geschiehet, wenn der Hirsch durch den Zwang die beyden Schalen am Hinter- und Vordertritt zusammen zwingt, dieselben gleich neben einander setzt, und also, weil sie vorne durch den Zwang runder werden, gleichsam ein Kreuz macht; welches ein Thier selten oder gar nicht machen kann.

Kreuzzeug, das über dem Rücken und der Brust sich durchkreuzende Jägerzeug, indem das Hornfessel über die linke, und der Hirschfänger über die rechte Schulter getragen wird.

Krinne, Canelüren, Cannelüren, schmale halb cylindrische Vertiefungen des Säulenstammes, wodurch dessen zierliches Ansehen und Gefühl des Reichthums vermehret wird.

Krippe, im Wasserbaue, ist ein in das Wasser eingebauetes Holzwerk, wo man den dazwischen befindlichen Raum mit Erde und Steinen ausfüllt. Auch wenn eine Mauer im Wasser aufgeführet werden soll, pflegt man den dazu nöthigen Raum mit nahe an einander geschlagenen Pfählen einzuschließen, das darin befindliche Wasser auszupumpen, und ein solches Werk gleichfalls eine Krippe zu nennen.

Krippenbeißer, Krippensetzer, Krippenköker, ein Pferd, welches **aufsetzt,** d. i. beym Fressen in die Krippe beißt, oder bey dem Niederschlucken des Futters und dem Athemholen die Vorderzähne auf die Krippe setzt, und bey jedem Schlucke grolzt; ein Pferd, welches **koppt,** ein **Kopper**; im Oberdeutschen ein **Barnbeißer**; **Barngrolzer,** (von **Barn,** die Krippe). Es sind die Krippensetzer von dreyerley Art, nämlich solche, die sich in die Krippe, andere die sich an die Krippe, und endlich die sich zurück in die Halfter legen, und die Luft durch das Köken in den Leib pauken. Die letzte Art ist die ärgste; und da solche Pferde nicht allein das Futter verlieren, indem sie das Maul aufsperren, sondern auch den Leib mit Luft anpumpen; so ist ein solches Pferd gänzlich zu verwerfen. Die zwote Art ist zwar auch schon schlimm, weil die Pferde von derselben das Futter verlieren, dabey aber doch den Wind nicht in sich hinein pumpen. Die erste Art hingegen ist weiter gar nicht schädlich; und es sind solches gute brauchbare Pferde, indem sie nur in der Krippe rülpsen, und weder das Futter verlieren, noch sich allzu sehr den Wind in den Leib hinein pumpen. Man macht sich daher an vielen Orten nicht viel aus diesem Fehler. Bey uns aber, wo man ekel ist, wird ein Köker, von was Art er seyn mag, kaum um die Hälfte des wahren Werths verkauft. Bey dergleichen Pferden hat man nun folgendes zu merken: Sobald ein junges Pferd es so weit in der Untugend gebracht hat, daß es einen Ton (einen Rülps) von sich giebt: so hilft nichts dawider, man muß es nur in einem Maultornister fressen lassen; wenn es gefressen hat, es entweder mit einem Kökriemen wohl zusammen schnüren, oder es umgekehrt stehen lassen. Da aber das Pferd auch des Nachts die Untugend fortsetzt: so hilft alle Vorsorge nichts, sondern man muß nur Achtung geben, daß man alte Pferde in seiner Nachbarschaft setze, die solches von ihm nicht lernen. Die Roßtäuscher brauchen mancherley Kunstgriffe, z. E. Prügeln, Scheumachen vor der Krippe u. s. f. um dergleichen Pferde an den Mann zu bringen. Man erkennt aber den Köker auf dem Roßmarkte erstlich an den Vorderzähnen, die ganz abgenutzt sind, wenn er alt ist; ist er aber noch jung: so findet man die Schärfe nur wenig erst abgenutzt. **Zweytens,** wenn man ein Pferd auf die Probe nimmt, giebt man beym Fressen Acht, ob es nicht in die Krippe, auf die Krippe, oder wohl gar in die Luft aufsetzt. Da nun die Roßtäuscher hiebey die Köker sehr furchtsam gemacht: so muß sich der Kutscher oder Knecht verstecken, um nicht das Pferd durch seine Figur vom Köken abzuhalten. Man muß sich beym Einkaufen

fen eines Pferdes diesen Fehler ausdrücklich ausbedingen; es ist kein Hauptfehler; daher steht einem kein Verkäufer dafür.

In der hiesigen Gegend ist eine sehr starke Pferdezucht, wobey die Pferde aber keine Stall- nur Gras- oder Weidepferde sind, und ich habe niemals unter solchen einen Köker gesehen oder davon gehöret. Vor wenig Jahren aber fütterte ich einen jungen Hengst auf, der nie auf die Weide gekommen war. Dieser ward im vierten Jahre ein Köker. Es scheint, daß sich junge, nicht viel arbeitende, übermüthige Pferde spielend im Stalle dazu gewöhnen, weil sie sich damit einen Zeitvertreib zu machen suchen. Es sollte also wohl am gerathensten seyn, junge Pferde, die sich zum Köken anlassen, gleich auf die Weide gehen zu lassen, wo sie nichts Hartes vor sich zum Aufsetzen haben können. Sodann müßten im Winter dergleichen von der Weide eingenommene Pferde nur schlecht im Futter gehalten werden. Mit meinem Hengste, der zum Beschäler gehalten ward, würde ich diese Probe gemacht haben; man leidet aber mit Recht keine Hengste hieselbst unter den Weidepferden, damit die jungen Stuten nicht zu frühzeitig belegt werden mögen. Da übrigens viele hundert Stuten von nur gedachtem Beschäler hie herum belegt worden sind: so hat doch kein einziges junges Pferd dem Vater im Aufsetzen nachgeartet.

Nach la Fosse sollen sich einige Pferde durch das, den meisten Pferden gewöhnliche, Lecken der Mauern, wo sie Salpeter finden, dergleichen Unart angewöhnen, weshalb man die Mauer nur einmal mit Aloetinctur, oder einem Decocte aus bittern Pflanzen bestreichen solle. Es kann aber auch wohl daher kommen, wenn man den Pferden Salz in die Krippen vorstreuet, oder Brodt mit Salz bestreuet, oder Ueberbleibsel vom Hering in den Krippen ihnen zum Fressen vorlegt. Denn da immer hievon Salz in oder an der Krippe übrig bleibt: so gewöhnen sich die Pferde daran, das salzige Holz abzubeißen oder daran zu kauen, zu lecken und endlich aufzusetzen.

Krobholz, beym Forstwesen, das in einer festgesetzten Zeit, ohngefähr alle Jahr, zu schlagende, oder bereits geschlagene Holz.

Krone, 1) an den Pferden der mit Haaren bewachsene Theil über dem Hufe, oder um den Huf herum. Unter der Haut an diesem Orte befindet sich ein Knochen zunächst dem Fessel, in welchen sich das Horn schließt. Dieser Knochen wird das Kron- oder Kronenbein genannt. Die Krone soll niemals höher scheinen, als der Huf, noch in einem erhabenen Kreise herum gehen, welches ein Zeichen eines ausgetrockneten Hufes, oder einer flüßigen Krone wäre. 2) Die obersten Enden eines Hirschgeweihes, wenn sie aus mehrern als 2 Zacken bestehen, heißen **Kronen**, zum Unterschiede von den Gabeln, welche nur 2 Enden haben; daher **Krongehörn** zum Unterschiede von einem **Gabelgehörne**. Ein **Kronhirsch**, der ein Krongehörn hat. 3) Derjenige Theil einer Pflanze, welcher die Befruchtungstheile unmittelbar umgiebt und beschützt, und meistentheils aus einem oder mehrern auf mancherley Weise gefärbten zarten Blättern besteht. 4) Die Aeste an den Bäumen, zumal wenn solche dicht an einander stehen, oder auch durch Kunst eine regelmäßige Gestalt erhalten. 5) Im Forstwesen die Gipfel des Schwarzholzes, da dann dieses Wort auch figürlich für Jahre gebraucht wird. Man sagt: der Schlag

steht in der 3ten, 4ten, 10ten Krone, wenn er so viele Jahre alt ist.

Kronleuchter, ein aus mehrern Armen bestehender Leuchter, welcher an einer Schnur in der Mitte eines Zimmers hängt.

Kropf, Druse, eine sehr bekannte Pferdekrankheit. Junge Pferde, wenn sie des Sommers auf dem Grase sind, werden am meisten damit befallen; allgemeiner und heftiger ist diese Krankheit, wenn der Herbst kalt und feucht gewesen ist. Sie giebt sich durch Geschwülste unter dem Kinn und in der Kinnhöhle zu erkennen, ist gewöhnlich mit Husten, und zuweilen mit beschwerlichem Athmen verbunden. Im Kropf ist der Knoten unter dem Kinne mitten zwischen beyde Kieferknochen flach, und oben ausgebreitet, und folgt damit ein Fluß durch die Nase, so geschiehet dieses aus beyden Nasenlöchern auf einmal. Das Pferd hat auch das Ansehen innerlich krank zu seyn, die Augen sind matt, es frißt minder, als gewöhnlich, und wenn es heftig angegriffen ist, gar nicht. Bey dem Rotze ist nur eine einzige Druse geschwollen, und zwar gewöhnlich an der einen innern Seite des Kinnes; der Ausfluß ist alsdann nur aus dem einen Nasenloche, und zwar auf der Seite, wo sich die geschwollene Druse befindet. Bey diesem Zufalle scheint das Pferd übrigens gesund zu seyn, und verläßt nicht sein Futter. Siehe Rotz.

Junge, drey- bis vierjährige Pferde entgehen selten dieser Krankheit. Sie kann überdem noch in einem jeden Alter entstehen, und rührt von Unordnungen in der Verdauung her. Pferde, die Winter und Sommer im Freyen leben, wie in den wilden Stutereyen, sind daher der gewöhnlichen Kropfkrankheit nie unterworfen. Aber die Veränderung im Futter, von dem frischen und leicht verdaulichen zu dem trocknen, zu dessen Verdauung eine größere Aktivität des Magens und der Gedärme erfordert wird, bringt diese Krankheit um so gewisser zu Wege, wenn ein kalter und feuchter Herbst das Gras wässericht und kraftlos gemacht hat, wodurch der Magen und die Gedärme geschwächt, die Ausdünstung vermindert, und eine Schärfe in dem Blute und den Säften erzeugt wird. Daher ist sie häufiger, wenn der Herbst sehr feucht und kalt gewesen ist; denn das wässerichte und kraftlose Gras schwächt den Magen und die Eingeweide, und vermindert die Ausdünstung. Man muß also den Pferden, wenn sie von der Weide auf den Stall gesetzt werden, anfänglich nur wenig Futter geben, und am besten wäre es, die Pferde insbesondere in feuchten Nachjahren vierzehn Tage über Nachts in den Stall zu setzen, ehe man sie ganz von der Weide nimmt, damit sie durch die trockene Fütterung des Nachts nach und nach an diese Veränderung gewöhnt werden könnten. Wenn die Pferde im Herbste vom Grase auf den Stall kommen: so ist es gut, ihnen in den ersten 14 Tagen einige Arzneyen zu geben, die den Magen und die Gedärme stärken, und das Blut reinigen, indem sie die Ausdünstung vermehren. In dieser Absicht hat man mit Nutzen den Meerrettig angewandt, den man in kleine Stücke schneidet, und davon eine gute Hand voll unter das Futter streuet. Wirksamer ist aber doch das Pulver von Hepar Antimonii und Enzianwurzel, oder an Statt der letztern Wermuth oder Bitterkleeblätter, oder Reinfarrenkraut. Von diesen nimmt man gleiche Theile, und giebt ihnen davon jeden Morgen ein Loth, entweder unter das Futter gestreuet, oder auch

mit Honig vermischt; überdem muß man die Pferde fleißig striegeln, sie mit einer Decke bedecken, und den Stall luftig halten. Fließt die Materie entweder durch die Nase oder verschafft sich einen Ausweg durch Vereiterung der Drüsen, so hört das Fieber auf, und das Pferd fängt wieder an zu fressen. Geschiehet aber keines von beyden: so muß man befürchten, daß die ungesunde Feuchtigkeit sich nicht allein auf andere äußerliche Theile werfen, und schlimme Geschwüre verursachen möge, sondern sie kann sich auch innerlich irgendwo, als z. B. in den Lungen oder andern Theilen hinsetzen, und auf diese Art den Tod des Thieres verursachen. Man kann daher diese Krankheit folgendermaaßen heilen: Hat das Pferd dabey ein Fieber, d. i. Hitze, einen geschwindern Puls und Athemholen, als natürlich: so gebe man ihm täglich 1 — 2 Loth Salpeter in dem Getränke, bis sich das Fieber setzt. Ist das Fieber stark: so muß man zur Ader lassen; doch muß man auch hiebey vorsichtig seyn, und es nur alsdann anwenden, wenn das Athmen sehr beschwerlich ist. Ist kein merkliches Fieber zugegen: so giebt man dem Pferde alle Morgen 4 Loth frisch geriebenen Meerrettig in das Futter, oder mit etwas Kleyen vermischt. Ist das Pferd heftig angegriffen: so vermischt man den Meerrettig mit 1 Lothe fein gestoßenen Schwefels, und fährt bis zur Genesung damit fort. Zu gleicher Zeit giebt man zweymal die Woche jedesmal 2 Loth gestoßene Spießglasleber (Hepar Antimonii) mit etwas Kleyen vermengt, oder ein Kropfpulver, bestehend: aus 1 Pf. Hepar Antimonii; 1 Pf. Schwefelblumen; 1 Pf. Enzianwurzel; 1 Pf. Eyerschalen; ½ Pf. Wachholderbeeren; 4 Loth Fenchelsaamen, und 8 Loth fein gestoßenen Eisenfeilspänen, welches alles wohl gestoßen, und unter einander gemischt werden muß, täglich 2 Loth. Hiernächst muß man suchen den Kropfknoten unter dem Kinne zur Vereiterung und zum Aufbrechen zu bringen, damit die Materie ausgeleert werden könne. Dieses geschiehet auf zweyerley Art: 1) Ist der Kropfknoten heiß und schmerzhaft: so hat man nur nöthig, ihn mit einer erweichenden Salbe zu schmieren, wie z. B. mit Altheensalbe, Lorbeeröl; oder, in Ermangelung dessen, mit Schweinschmalz und Honig zu gleichen Theilen unter einander gemischt. Währt es lange, ehe er aufbricht, welches daher rührt, daß der Knoten nicht heiß und schmerzhaft g nug ist: so mischt man unter die eben genannten Salben etliche Tropfen Terpenthinöl, hält zugleich den Theil warm, indem man ein rauches Lammfell oder einen wollenen Lappen dem Pferde um den Hals bindet; 2) ist der Kropfknoten hingegen nicht fühlbar unter dem Kinn, und das Pferd hat dennoch alle gewöhnliche Zufälle des Kropfs, oder ist der Knoten weder heiß noch schmerzhaft, und die Geschwulst nur geringe: so muß man befürchten, die Materie möge sich auf andere Theile hinwerfen; diesem Uebel muß man suchen zuvor zu kommen, den Kropfknoten mit einer scharfen Salbe schmieren, welche den Schmerz und die Hitze zu vermehren im Stande ist, und die Materie an dem Orte fest halten, welchen die Natur zu deren Ausleerung bestimmt hat. Eine solche Salbe kann man aus einem Lothe Spanischen Fliegenpulvers, mit 8 Loth Schweinschmalz vermischt, zubereiten, und selbige dick aufschmieren. Ist die Beule aufgebrochen: so vermindern sich alle Zufälle, und man heilt das Geschwür mit einer Salbe, welche aus 1 Pf. Terpenthin; 2 Loth Terpenthinöl und 6 Eyerdottern,

dottern, verfertiget ist. Während der Zeit, daß das Pferd mit dieser Krankheit befallen ist, muß es nur wenig Heu und Haber, größtentheils Häcksel und Kleyen bekommen; es muß kein kaltes Wasser trinken; sondern man muß etwas Kleyen oder Mehl darunter rühren, um es milde zu machen.

Krümmen, Biegen des Holzes, geschiehet von den Holzarbeitern, dem Holze eine gebogene Gestalt zu geben, um solches zu mancherley geschweifter Arbeit zu gebrauchen. Dieses Krümmen geschiehet, indem man das Stück Holz mit Wasser anfeuchtet, es alsdann über das Feuer hält, und, wenn es nicht groß ist, es mit den Händen, im Gegentheil aber mit den sogenannten Zwingen, bieget, und einige Zeit darin eingespannt liegen läßt. Man thut aber dieses allmälig und zu wiederholten Malen, damit die Biegung nach und nach entstehe. Das Einspannen in Zwingen dienet dazu, um der Krümmung eine Dauer zu geben, damit das Holz nicht etwa in seine eigene Gleiche zurück gehen möge.

Krug, eine im Brandenburgischen und in Niedersachsen übliche Benennung der öffentlichen Häuser auf den Dörfern, wo Bier und Branntwein geschenkt wird.

Krugnahrung, oder der Ausschank, enthält nur die Befugniß, Getränk in Gläsern, Flaschen oder andern kleinen Quantitäten zu verkaufen; die **Schenkgerechtigkeit** hingegen ist das Recht, Getränke sowohl in Fässern, als in kleinern Quantitäten zu verkaufen. Der **Krugverlag** besteht in der Befugniß, eine gewisse Schenkstätte mit dem daselbst auszuschenkenden Getränke zu versorgen. Weder die Brau- noch Schenkgerechtigkeit begreifen an sich ein Zwangsrecht unter sich. Dagegen enthält der Krugverlag die Befugniß, dem Inhaber der Schenkstätte zu untersagen, daß er das auszuschenkende Getränke nirgends anders hernehmen dürfe. Wem in einem gewissen Bezirke die Braugerechtigkeit ausschließend zukömmt, der ist nicht nur alles Brauen innerhalb dieses Bezirks, sondern auch das Einbringen des außerhalb dieses Bezirks gebraueten Bieres, zu untersagen befugt. Ausländische Biere, deren Einbringung überhaupt der Staat nicht verboten hat, können auch im Braubezirke, jedoch blos zur eignen Consumtion des Einbringers, eingeführt werden. A. L. R. Th. I. Tit. XXIII. §. 54. ff.

Krume, die durch den Pflug und die Ege locker gemachte Erde. Je mehr der Acker, besonders bey der Einsaat, Krume hat, desto besser bewurzelt sich das Saatkorn, und verspricht eine gute Aerndte um so mehr, als Regen und Thau gut in die Wurzeln einwirken können. Es ist daher keine gute Vorbedeutung, wenn bey der Saatzeit, wegen zu vieler Nässe oder Dürre, keine Krume gewonnen werden kann.

Krummer Zapfen, ein Theil an einem Rade, womit dasselbe bey einem Kunstwerke das Gestänge drehet.

Krumme Zapfenkunst mit Windflügeln; so nennt man in Holland die Druckwerke, dürre Wiesen zu wässern, Wasser in Hälter und Teiche zu bringen, oder sumpfichte oder nasse Ländereyen auszutrocknen.

Krummgefäß, bey den Böttchern, eine Benennung aller bauchigen hölzernen Gefäße.

Krummholz, eine Benennung verschiedener krumm gewachsener oder krumm gebogener Stücke Holz. Findet sich von Natur krumm gewachsenes und zum Schiffbau tüchtiges Holz: so wird es in unsern Waldungen theurer, als anderes Holz, verkauft.

Krummstroh, alles ungerade Futterstroh, zum Unterschied des Bund-Schütten- oder Langstrohes.

Krummzapfen, ein krummer Zapfen, besonders an dem Wasserrade, ein eiserner krumm gebogener Zapfen, welcher einem Haspelhorne gleichet, und mit der Radwelle umläuft; der **Werbel** oder **Wirbel**.

Kubikmaaß oder **Körpermaaß**, ein solches Maaß, wornach der Inhalt eines Körpers gemessen wird, zum Unterschiede von dem **Quadrat-** oder **Flächenmaaße**; kommt her von Cubus, ein Würfel, d. i. ein Körper, der in 6 gleiche Quadrate eingeschlossen ist. Die **Kubiklinie**, ein Würfel, welcher 1 Linie lang, breit und hoch ist, und in der Geometrie zum Maaße der Körper gebraucht wird. Ein solcher Würfel, welcher in allen seinen Ausmessungen einen Zoll hält, wird ein **Kubikzoll** genannt. So auch der **Kubikfuß**, oder **Kubikschuh**, Fr. pied-cube, ein Würfel, dessen Seite 1 F. lang, breit und hoch ist. **Kubikklafter**, eine Klafter lang, eine breit, und eine hoch oder tief, und giebt zum Inhalt 216 Kubikschuhe. Daher **kubiren**, d. i. einen Kubus oder Würfel reduciren, den Inhalt eines Körpers suchen, oder das Verhältniß eines Körpers zu einem Würfel von bekannter Größe erforschen.

Küche, dasjenige Behältniß eines Gebäudes, in welchem ein Feuerheerd zum Kochen, Braten u. dgl. angelegt ist. Gute Küchen sollen helle und trocken, im Sommer kühl und im Winter warm seyn, nicht rauchen, außerdem geräumig genug seyn, damit aus solchen verschiedene Oefen der anliegenden Gemächer können geheizet werden; sie sollen einen Heerd mit mancherley Zubehör, auch wohl einen kleinen Backofen, Braukessel, eine Branntweinblase enthalten können, wozu noch wohl eine Brunnenröhre, und ein hinlänglicher Platz zu Tischen und Schränken gerechnet wird; welches alles bey dem Aufbau neuer Häuser von der Kunst der Maurer erwartet wird. Eben diese sollen auch die Küche mit einem guten **Pflaster** von Mauerziegeln, oder, noch besser, von Klinkern versehen, und solches so einrichten, daß durch einige, fast unmerkliche, Rinnen alle Feuchtigkeit gut abfließen könne. Hiezu werden die Steine auf die hohe Kante gestellt, damit sie bey den darauf zu bringenden Geräthschaften und bey andern Lasten von Dauer seyn, und sich nicht so leicht senken. Feldsteinpflaster ist zu verwerfen; es macht einen ungewissen Tritt; dagegen sind Sandsteinplatten, oder platte, und einigermaaßen regulaire Bruchsteine, wo dergleichen zu haben sind, anzuempfehlen. Geschlagene und gegossene Estriche, oder blosser Sand, oder Lehmboden, sind wegen der daraus entstehenden beständigen Nässe und Ungleichheit gänzlich zu meiden.

Der **Küchenheerd** erfordert die Hauptsorge. Gemeiniglich besteht er blos aus einem viereckichten, entweder durchaus dichten,

dichten, oder hohl unterwölbten Stück Mauerwerk, worauf man kochen und braten kann. Bey neuen Erbauungen beobachte man folgende Regeln: 1) daß der Heerd nicht gegen eine Mauer, sondern ganz frey gestellt sey, um allenthalben daneben frey umher gehen zu können. Es setzt dieses einen großen Schornsteinmantel oder Rauchfang voraus. Man kann auf einem solchen Heerde verschiedene Feuer zu gleicher Zeit haben, und jedes dabey aufs bequemste besorgen. Ein großer Schornsteinmantel ist gut zum Räuchern; man kann dadurch eine besondere Rauchkammer ersparen, ungeachtet in der Küche selbst, wenn anders alles Andere seine Richtigkeit hat, nicht leicht das Rauchen zu befürchten ist. 2) Sollte der Windstoß durch eine Thür oder andere Oeffnung das Feuer auf dem Heerde einigermaaßen zurück treiben, und den Rauch niederdrücken, daß solcher aus dem Rauchfange tritt: so veranstalte man gegen diese Seite auf dem Heerd eine kleine Mauer. Ein bloßer blecherner oder kupferner Schirm thut dieselben Dienste, wie man in großen Städten findet; und von bloß leichtem Holzwerke kann man sich oft ein gleiches versprechen, wenn sie nur nicht gar zu sehr dem Verbrennen ausgesetzt werden. 3) Ist der Heerd groß genug, und, wie vorgedacht, frey stehend: so kann der Kessel zum Aufbrühen für das Vieh Platz finden, es sey nun derselbe in den Heerd selbst eingemauert, und habe eine besondere Feurung und Rauchkanäle; oder er werde auf einen Dreyfuß auf denselben gestellt. Ein Gleiches gilt auch von solchen Kesseln, die zu siedendem Wasser bey dem Waschen, zum Pflaumenmus, Seifekochen und anderm Gebrauch dienen, welche auch zuweilen an einem andern Orte, außer dem Heerde, angebracht werden. 4) Bey dieser Gelegenheit muß angemerkt werden, daß schon viele Landleute auf den Vortheil aufmerksam geworden sind, den ein eingeschlossenes Feuer zur Sparung des Holzes anbietet. Sie haben daher ihre, auf Dreyfüßen stehenden Kessel oder Töpfe mit Mauerziegeln umsetzt, die eine Spielung des Feuers um solche Gefäße zulassen, an einem Orte eine Oeffnung zum Nachlegen des Holzes, zwischen den nicht allzu dicht anschließenden übrigen Ziegeln aber gleichsam Luftzüge erhalten. Wird das Feuer bey einer solchen Einschließung, so lange es nöthig ist, mit klein gespaltenem trockenem Holze unterhalten: so kann man gar bald den Unterschied des Bedarfs gegen freye Dreyfüße wahrnehmen. Warum sollte aber 5) ein Landwirth bey der neuen Anlage des Heerdes nicht auch sogleich auf andere Mittel des Holzsparens denken, ohne daß er eben sich obgedachter künstlicher und kostbarer Menageheerde bediente? Mich deucht, es sind dergleichen zu sparsamen Anlagen vorhanden. Derjenigen Heerde will ich nur im Vorbeygehen gedenken, die man in den Städten und auf dem Lande verschiedentlich findet. Sie haben ihrer Länge nach eine auf beyden Seiten schräg gemachte oder dossirte Rinne, welche unten mit eisernen Roststäben versehen ist, die auf einem Luftzuge frey liegen. Auf dem Rost wird Holzfeuer gemacht, und auf eine Seite dieser offenen Rinne die Kochtöpfe gesetzt, auf der andern aber am Spieße gebraten. Da die durch den Luftzug verstärkte Hitze des Feuers nur die eine Seite der Töpfe berührt: so klagen die Hausmütter sehr über großen Verlust derselben, und billigen diese Erfindung nicht. Wenn man, wie in Schweden, eiserne Kochgefäße gebrauchte: so würde die Klage über das viele Anschaffen irrdener Gefäße wegfallen;

fallen; aber eine andere, daß im Eisen die Speisen zu schwarz würden, steht der Anschaffung dergleichen Geschirre, welche wirklich die Kosten des ersten Ankaufs durch die Dauer zehnfältig ersetzen, abermals entgegen. Seit einiger Zeit ist es gewöhnlich, alle irrdene Töpfe, die schon Risse haben, oder Spuren äußern, daß solche nicht lange mehr ausbleiben werden, mit eisernem Draht umflechten zu lassen. Die Erfahrung lehret, daß sie alsdann noch doppelt so lange dauern, als in ihrem vorigen, nicht umflochtenen Zustande. Warum sollte man nicht gleich neue Töpfe vom Anfange an auch auf solche Weise armiren lassen? Sie würden zuverläßig 4 bis 5mal so lange dauern, und man könnte sie zu dergleichen bereits angelegten Rinnen- oder Kanalheerden mit Vortheil gebrauchen, zumal wenn ihre Stellung gegen das Zugfeuer jedesmal nur etwas verändert würde. Aber nun 6) auf eine einfache und bequeme Art zu kommen, holzsparende Heerde mit geringen Kosten zu machen, auf welchen das Feuer auf allen Seiten gleichmäßig wirken kann, und die Dreyfüße gänzlich zu entbehren sind, thut Hr. Manger in seiner ökonom. Bauwissenschaft Kap. VI. §. 6. folgenden Vorschlag: Man lasse in einem dergleichen frey, allenfalls auch nur an 3 Seiten freystehenden Heerde, nicht allzu hoch über der Erde, ein gewölbtes Feurungs-Behältniß zum Einheizen, und von demselben einen Kanal um 3 Seiten desselben, jedoch dermaaßen führen, daß dessen Ecken gerundet werden, und darüber den Heerd, jedoch nicht allzu hoch, ausgleichen. Das Einheizbehältniß sollte zwar eiserne Roststäbe, und ein Aschenloch zu Verstärkung des Luftzuges haben; ein geschickter Maurer aber kann mit dergleichen Mauerziegeln den Heerd desselben leicht so einrichten, daß darin Löcher zum Abfall der Asche und zum Eindringen der Luft von unten gegen das Feuer kommen. Ueber das Ende des Kanals wird eine Röhre von 6—8 Zoll im Lichten weit, und 1 bis 1½ Fuß in die Höhe geführet, um dem Rauche eine Leitung nach dem Schornstein zu geben. Nach der Länge des ganzen Kanals aber werden neben einander runde Oeffnungen gelassen, und über die Oberfläche des Heerdes 2—3 Steinstärken hoch ummauert, nachdem vorher in jedes ein Paar stärkere und längere, oder kürzere und schwächere Rosteisen sind eingelegt worden. In diese Oeffnungen werden die Kochgefäße, die man entweder schon vorräthig hat, oder die man dazu neu anschaffen will, es mögen kupferne, eiserne oder thönerne seyn, zum Gebrauch eingesetzt, vorne her Feuer gemacht, und solches durch den Kanal nach allen denselben hingeleitet. Es versteht sich hierbey, daß diejenigen Gefäße, welche ein beständiges und heftiges Feuer erfordern, vorne an vom Einheizeloch, die andern aber, welche ein weniger starkes, doch anhaltendes Feuer erfordern, mehr und mehr abwärts gebracht, und die Größe der Oeffnungen, nach Beschaffenheit der Kessel oder Töpfe, eingerichtet werden. Z. B. zuerst kann der große Kessel kommen, worinn siedendes Wasser zum Aufkochen für das Vieh, zum Aufscheuern und zu jedem andern Gebrauche beständig vorhanden seyn muß, und welches, wenn es ja einen oder den andern Tag nicht völlig sollte gebraucht werden, durch Zugießung andern Wassers erneuert wird. Der nächste Kessel kann etwas kleiner, oder eben so groß seyn, als der erste, je nachdem es in einer Haushaltung nöthig ist; sodann können immer kleinere und kleinere Kessel oder Töpfe

pfe folgen, die blos bey dem Gebrauche eingesetzt, nachher aber wieder weggenommen, und sodann die Oeffnungen mit Fliesen, oder so genannten Simmsziegeln, zugedeckt werden. Es verschlägt hierbey wenig, ob neu angekaufte Kochgefäße auch etwas kleiner, als die einmal gemachten Oeffnungen, wären. Man kann nebenbey mit Steinen zudecken, und da von dergleichen Oeffnungen größere und kleinere vorhanden sind, solche jedoch alle sammt in einem Tage selten gebraucht werden: so kann sich eine Hausmutter leicht darnach einrichten. Wenn aber auch nur täglich die Hälfte der Kochgefäße erforderlich wäre, gleichwohl ein- wie allemal Feuer müßte gemacht werden: so bleibt eine solche Einrichtung dennoch holzsparend. Denn es ist nur die Hälfte Holz zu der ganzen Heerdheizung nöthig, die sonst bey einem einzigen, auf einem Dreyfuß stehenden Kessel, des Tages über verbraucht werden muß. Wer mehr anwenden will, kann auf diese Weise durch eben dergleichen Kanäle im Heerde auch Brat- und Obstdarröfen heizen. Es gehöret aber dazu ein Werkverständiger und verschiedene eiserne Schieber, weil nicht beständig gebraten und gedarret wird, folglich die Hitze nicht vergebens an solche Orte zu leiten nöthig ist. In geringen Landgebäuden, dergleichen in hiesigen Gegenden die so genannten Kolonisten- oder Tagelöhnerhäuser sind, darf man nicht leicht auf einige Verbesserung der Küchenheerde Rechnung machen. Vielmals sind darinn gar keine Küchen anzutreffen, sondern ein Absonderungsbogen des verlängerten Fluhres enthält einen kleinen Heerd, neben welchem das Einheizloch zum Stubenofen ist. An solchen Oertern, wo fast gar keine Waldungen, aber desto besserer Getreideboden ist, sind Heerde mit Grutgruben oder Grutelöchern gewöhnlich, wo blos mit Stroh, das aber niemals zur Flamme kommen, sondern blos verglimmen muß, gebräuchlich, in welchen die mehresten Speisen in thönernen Töpfen sehr gut zubereitet werden können; die Stubenöfen aber werden mit getrockneten Kohlstrünken oder Strohstoppeln geheizt. Bey den Rauchfängen lege man die hölzernen Träger derselben nicht zu nahe an den Heerd, und bekleide sie stark mit Lehm, damit sie das Feuer nicht beschädige.

Küchenschelle, ein Pflanzengeschlecht, welches man mit der Anemone vereiniget hat. Der Blumenstiel ist mit einer Hülle versehen, und der Saame ist geschwänzt.

1) **Aufwärts blühende Küchenschelle mit gefiederten Blättern, Frühlingsküchenschelle, Waldküchenschelle mit Eppichblättern**, Pulsatilla apii flore, Anemone vernalis L., wird im Anfange des Aprils, auch noch eher, in Heiden gefunden, besonders unter jungen Fichten, wo sie dick aufschlägt. **Blätter**: einfach gefiedert, denen des Apium graveolens L. etwas ähnlich. **Blumenschaft**: beynahe 1 F. hoch, die Hülle haarig, sehr zierlich und glänzend. **Blumen**: aufrecht, rein gelb, die Blumenblätter sind mit einer gelben glänzenden Wolle bedeckt. Eine sehr dauerhafte Pflanze, die in Ansehung des ihr anzuweisenden Platzes gar nicht ekel ist.

2) **Hangende Küchenschelle mit geraden Blumenblättern, gemeine oder großblumige Küchenschelle**, Osterblume, P. vulgar., Anemon. pulsatilla L., wächst in den Wäldern, auf waldichten, dürren Feldern und sonnigen Hügeln. **Blätter**: doppelt gefiedert, auf eine sehr schöne Art in viele kleine schmale Abschnitte getheilt,

getheilt, blaß und weißgrau u. haarig. **Blumenschaft**: dick und haarig; die **Hülle**: aus vielen, langen, schmalen, lichtgrünen, ausgebreiteten, haarigen Abschnitten zusammen gesetzt, weißlich von Ansehen. **Blumen**: überhängend, die Blumenblätter gerade, breit, dick, länglich, gespitzt, die drey innern höher von Farbe, als die äußern. **Sorten**: a) gemeine blaue, b) blau gefüllt, c) weiß einfach, d) weiß gefüllt, e) roth einfach, f) roth gefüllt, g) violett, h) mit gefranzten Blumenblättern.

3) **Hangende Küchenschelle mit ungebogenen Blumenblättern, Wiesenküchenschelle, kleinere oder schwarze Küchenschelle**, P. folio minore, nigricante, Anemone pratensis L., ist im März und Apr. in unfruchtbaren Gegenden auf Sandhügeln und schlechten Feldern blühend anzutreffen. Eine der vorigen Art sehr ähnliche Pflanze, jedoch von niedrigerm Wuchse. **Blätter**: doppelt gefiedert, mit kleinern Abschnitten, als jene. **Blumenschaft**: kürzer; die **Hülle** aus sehr langen, schmalen Abschnitten zusammen gesetzt. **Blumen**: überhängend, hoch purpurroth, die Blumenblätter an der Spitze zurück gebogen. Diese Arten Küchenschellen kommen überall gut fort, schicken sich sehr gut auf die Rabatten, besonders die der zwoten Art mit allen ihren Sorten, die mit den meisten andern ausländischen Blumenpflanzen, auf deren Wartung so vieler Fleiß verwandt wird, um den Rang der Schönheit wetteifert. Sie werden sehr leicht aus Saamen gezogen, auch durch Zertheilung vermehret. Weil ihre Blumen sehr frühzeitig hervor kommen, werden sie desto mehr geschätzet. Die Blätter werden von dem Vieh nur zuweilen aus Versehen mit andern Kräutern im Frühlinge abgefressen, und wenn es häufiger geschiehet: erfolgen darauf alle die Zufälle, welche von andern scharfen und beizenden Sachen erregt werden. Wenn man das zerquetschte Kraut äußerlich auf die Haut leget, zieht es Blasen, und das abgezogene Wasser erregt Erbrechen. Daher haben Einige diese Pflanzen unter die giftigen gezählet. Doch haben andere solche wegen der urintreibenden Kraft empfohlen, auch in andern Krankheiten, als dem Fieber, und sogar bey Lungenkrankheiten angerühmet. Es ist aber der innerliche Gebrauch, aus Mangel genugsamer Bestätigung, zu widerrathen. Der lustigste Nutzen ist, daß Hausmütter für ihre Kinder die Ostereyer damit färben, und aus der blauen Blume ein schönes Grün hervor bringen.

Kühnpost, Sumpfkühnrost, Kühnrust, Porst, Porsch, wilder Roßmarin, weiße oder **Bienenheide, Kien-** oder **Tannenporst**, Ledum palustre L., in morastigen Gründen. **Wurzel**: zähe, kriechend, viele Nebenschüsse treibend, holzig. **Stengel**: holzig, dünn, ästig, graulich, etwa 2 F. hoch. **Blätter**: strichförmig, auf der Unterfläche steifborstig, bräunlichgrün oder eisenfarbig, klebrig anzufühlen. **Blumen**: auf den Enden der Zweige, in rundlichen Büscheln oder Sträußen, röthlich, im May und Jun. Man kann im Herbste, Winter oder Frühjahre die Nebenschüsse in die Pflanzschule, und nachher auf einen sumpfigen Platz in die Gartenanlagen verpflanzen. Sie kommen jedoch in den Gärten außerordentlich gut fort, wenn man ihnen eine feuchte schattige Stelle giebt.

Die

Die Pflanze ist, vieler Umstände wegen, merkwürdig. Sie hat einen starken betäubenden Geruch; mit den grünen Zweigen kann man die Wanzen aus den Betten und Häusern vertreiben; viele Menschen bekommen aber, wenn sie dabey aushalten sollen, Kopfschmerzen. Das mit den Blättern abgekochte Wasser vertreibet die Läuse bey den Schweinen und dem Rindviehe, wenn sie damit gewaschen werden. Wenn betrügliche Brauer ihr Bier damit verstärken: so verursachet es heftige Kopfschmerzen; solches ist aber von der Polizey durchaus nicht zu dulden. Linnäus sagt von dieser Pflanze, sie sey eines der wirksamsten oder heroischen Mittel, und die Westgothen gebrauchten solche wider den hartnäckigsten Husten mit bestem Erfolge. Die Blumen werden von den Bienen stark besucht. Es giebt auch der Kühnpost eine gute Gerberlauge zum Gahrmachen des Leders, wie bereits verschiedene in Deutschland gemachte Versuche, die gut ausgefallen sind, solches bestätigen. Zu Anfange des May, wenn die Knospen aufbrechen wollen, werden die Zweige abgeschnitten, an einem schattigen Orte getrocknet, und ohne weitere Vorbereitung auf der Lohmühle klein gestampfet; das damit bereitete Leder soll dem Englischen nichts nachgeben. In Rußland wird daraus ein Oel bereitet, und damit, wie auch dem Degendöle, so aus der Birkenrinde bereitet wird, der Juchten angeschmieret, um demselben den besondern Geruch mitzutheilen. Da die Pflanze an manchen Oertern häufig wächst, und die abgeschnittenen Zweige immerfort wieder ersetzet werden, verdienet dieselbe alle Achtung und weitere Untersuchung.

Kümmel, Garbe, Carwe, Carum Carvi, eine in der Officin und in der Küche überaus nutzbare Pflanze. Der Saame wird im Frühlinge in fette und leichte Erde gestreuet und untergeharket. Die hervor kommenden Pflanzen werden, wie gewöhnlich, vom Unkraute rein gehalten, und nöthigen Falls verdünnet. Wenn sie einige Blätter getrieben haben: versetzt man sie in ein fettes, gut gegrabnes, oder gepflügtes Erdreich, 6 Z. aus einander in Reihen, die 1 F. von einander entfernt sind. Das Versetzen ist zu einer reichen Kümmelärndte durchaus nöthig. Am besten geschieht dieß bey feuchter Witterung; sonst muß man das Begießen jeden andern Abend nicht vergessen. Mit der Jäthacke muß man von Zeit zu Zeit die Erde zwischen den Pflanzen auflockern und reinigen, damit die Stauden im künftigen Sommer desto mehrern und schönern Saamen bringen. Denn im ersten Jahre nach der Aussaat trägt der Kümmel, wie die meisten zwojährigen Pflanzen, keinen Saamen; es wäre denn, daß man ihn im Herbste säen wollte. Allein der im Frühlinge gesäete pflegt gemeiniglich besser zu gerathen, und, wenn gleich ein Jahr spätern, doch bessern und mehrern Saamen zu liefern. Im Jul. oder Aug. muß man auf den reifenden Saamen Acht haben, daß er nicht ausfällt. Man schneidet die reifen Saamenstengel ab, läßt den Saamen recht austrocknen, drischt ihn in einem Tuche aus, packt ihn, wenn man ihn in Menge hat, in Tonnen, und verwahrt ihn an einem trocknen Orte.

In manchen Häusern werden die Wurzeln des Kümmels, die man auch wohl einmacht, sogleich im ersten Jahre nach der Aussaat, ehe sie in Saamen gegangen sind, Statt der Zuckerwurzeln gebraucht, wie sie denn auch würklich einen süßen, pastinakähnlichen Geschmack haben. Zu die-

sem Zwecke kann man eine Pflanze um die andere, wenn ihre Wurzeln brauchbar sind, in den Reihen heraus nehmen, und den Rest, um davon Saamen zu erhalten, bis zum künftigen Jahre stehen lassen.

Der Saame erwärmet, stärket den Magen, treibt die Blähungen, lindert die Schmerzen der Gedärme, soll auch den Urin treiben, und den Säugenden die Milch vermehren. Die Mägdchen in Schweden sollen, nach Linnäi Zeugniß, den Saamen deswegen häufig genießen, um der Haut eine blasse Farbe zu geben. Auch empfiehlt derselbe diese in dem dreytägigen Fieber. Wegen des innerlichen Gebrauchs aber ist zu merken, daß der Saame leicht das Blut in Wallung setzen, mithin leicht schaden könne, wo kühlende Mittel nöthig sind. Der äußerliche Gebrauch des zerstoßenen Saamens zu Umschlägen bey Kopfschmerzen, zu Magenpflastern und dergleichen ist allen bekannt. Das halbwüchsige Kraut giebt im zweyten Jahre ein gutes, sehr gesundes Viehfutter, ohne Nachtheil der künftigen Aerndte; und Gleditsch rechnet dasselbe zu den vorzüglichsten Futterkräutern für die Schaafe. Aus der Blüthe ziehen die Bienen vielen Honig.

Der **Schwarzkümmel** ist von dieser Pflanze ganz unterschieden, und wird an seinem Orte vorkommen.

Kürbis, eine bekannte Pflanzengattung, wovon verschiedene Arten in Gärten und Weinbergen gezogen werden.

1) Die **Angurie, Zitrulle, Wassermelone**, Cucurbita Citrullus L. Diese Fruchtsorte gehöret in Italien zu Hause, wo sie wegen ihres kühlenden Saftes, bey uns aber weit weniger, geschätzet wird. Sie muß bey uns gleich den Melonen, nur mit dem Unterschiede, behandelt werden, daß sie nicht beschnitten wird.

2) **Gemeiner Kürbiß**, Cucurbita Pepo L. Man hat hievon mehrere Spielarten. Er verlangt ein fettes, mehr feuchtes als trocknes Erdreich, und geräth auch im frischen Sandlande sehr gut. In manchen nicht recht warmen oder zu kurzen Sommern will er nicht recht reif werden, oder völlig auswachsen. Man kann daher die Kerne im ersten Frühlinge auf ein Mistbeet von mäßiger Wärme, wenn leerer Raum da ist, legen, hernach, wenn sie pflanzrecht sind, mit einem guten Erdklumpen ausheben, und auf einen alten Mist- oder gut zubereiteten Erdhaufen versetzen, anfänglich im Schatten halten, und hernach dann und wann begießen, da sie denn, ohne fernere Wartung, fortwachsen. Will man aber dieses nicht: so muß man erst im May ihre Kerne dahin stecken, wo sie bleiben sollen. Früher darf man es nicht wagen, weil die junge Pflanze bey nur geringen Nachtfrösten beschädiget wird.

3) **Flaschenkürbiß, Herkuleskeule, Kalabasse**, Cuc. lagenaria L., hat einen langen Hals, und läuft gegen den Stiel, wie eine Flasche, dünne zu.

4) **Warzen- oder kleiner Pfebenkürbiß**, Cuc. verrucosa, ist klein, wie Aepfel, Birnen oder Melonen geformt, mit Warzen besetzt, und von mancherley Farben; hat nach seiner Reife eine sehr harte, holzige Schale.

5) **Schildkürbiß**, Cuc. Melopepo L. Diese Art, die auch Kronenkürbiß, Sternkürbiß heißt, ist durch ihre, an der Frucht sitzende Hörner und Spitzen von den übrigen merklich unterschieden. Im nörd-

nördlichen Amerika wird sie wegen ihres wohlschmeckenden Fleisches stark gezogen.

Alle diese und verschiedene Kürbißarten werden bey uns meistens nur zur Abwechselung und zur Ergötzung der Augen in den Gärten gehalten. Von Einigen werden sie auch nach ihrer Reife ausgehöhlt, und mancherley Gefäße und Hausgeräthe daraus verfertiget. Ihr Anbau ist von der Art No. 2. nicht unterschieden. Wenn sie aber Schossen treiben, und die Ranken sich ausbreiten wollen: muß man, um die Pflanzen aufrecht zu erhalten, selbige an Stangen, oder an einem Spaliere anheften, weil sie sonst auf der Erde fortkriechen, und weder schöne noch reife Früchte bringen.

Da alle Kürbißarten die Feuchtigkeit lieben, und in trocknen Sommern das Begießen verlangen: so ist es eine sehr bequeme Bewässerung, wenn man einen Topf voll Wasser bey einer Pflanze hinsetzet, einen wollenen Lappen mit dem einen Ende hinein legt, und das andere Ende an den Stamm des Gewächses hinab hängt, wodurch beständige und mäßige Feuchtigkeit der Wurzel zugeführet wird.

Der gemeine Kürbiß No. 2. wird nicht eher abgeschnitten, als wenn im September die Nächte aufhören, warm zu seyn. Man kann sie im Aug. umwenden, daß ihre untern Schalen von Luft und Sonne gehärtet werden, weil sie sonst auf diese untere Seite den ersten Ansatz zum Faulwerden bekommen. Einige legen auch diesen Kürbissen alte Dachsteine unter, damit sie nicht auf der feuchten Erde weich bleiben. Sind die Kürbisse abgenommen: so werden sie neben einander auf einem kühlen luftigen Boden aufbewahret, und können bis zu Ende des Decembers, wenn kein harter Frost eintritt, dauern. Von ihrem Speisegebrauche für gemeine und vornehme Häuser wird im ersten Bande der H. M. Auskunft gegeben. Hier ist noch folgendes zu bemerken: 1) In Liefland durchschneidet man die Kürbisse, die noch klein und unreif sind, (diese nimmt man ohnehin ab, damit die Ranken nur einen, höchstens 2 Kürbisse, zu ernähren haben;) nimmt die weichen Theile und den Saamen heraus, und füllet sie wieder mit gehacktem Knoblauch, Zwiebeln, Pfeffer, Ingwer, Englisch Gewürz; bindet beyde Hälften zusammen, und kocht sie so lange in scharfen Essig, bis die Schale etwas weich wird. In solchem Essig hebt man sie zum Gebrauch auf. Man ißt sie Statt Sallats, und nimmt sie auch zur Erhöhung des Geschmacks zu einigen Fleischgerichten oder Ragouts und Pasteten. Diese so zubereitete Kürbisse heißt man Mangut. Einige verfahren auch mit den noch zarten, unreifen und rohen Kürbissen, wie mit den Gurken, und machen daraus mit Essig, Oel, Salz und Pfeffer einen Sallat. 2) Zu Brey gekocht, mit einem Zusatz der Hälfte oder eines Drittels Mehl, wird ein wohlschmeckendes Brodt gebacken. 3) Gekocht und unter geronnene Milch oder Quark gemischt, giebt dem davon gemachten Käse einen angenehmen Geschmack. 4) Von geschälten jungen Ranken bereitet man Sallat; und selbige gekocht, und sodann mit Spargelbrühe oder einer Sauce bereitet, geben ein dem Spargel ähnliches Gericht. 5) Reife Kürbisse gekocht, ausgedrückt, und der hievon erhaltene Saft bey gelindem Feuer zur erforderlichen Dicke gebracht, vertritt die Stelle eines Honigs. Auch das inwendige Mark hievon, nachdem die Kerne abgesondert worden, dienet zu gleichem Gebrauche. Der Kürbißsyrup ist dem Mohrrübensyrup weit vorzuziehen,

ziehen, weil es ihm nicht, wie letztern, abzuschmecken ist, von welcher Frucht er herrühret. 6) Die Kerne geben ein feines, süßes Mehl zu allerley Backwerk; besonders aber ein besseres Oel, als das Baumöl ist. 7) Mit dem Stampf- oder Krauteisen zerstoßen, geben die Kürbisse ein sehr gutes Futter zum Mästen des Rindviehes; die Milchkühe geben eine sehr wohlschmeckende und zugleich schöne, fette, gelbe Butter. Das Futter besteht aus halb oder einem Drittel Strohhäckfel, womit die zerstoßenen Kürbisse vermengt werden. Wird das Rindvieh damit gemästet: so wird das Fett desselben citronengelb. Hat man Fische in Hältern, Weihern oder Teichen: so werden ihnen zur Nahrung halb zerschnittene Kürbisse ins Wasser geworfen.

Kufe, Kupe, ein Biergefäß an einigen Orten; es hält 2 Faß oder Viertel, oder 10 Schock Kannen oder Quart, also 600 Kannen Bier.

Kufenbier, Kupenbier, Lagerbier, ein doppeltes Bier, das in der Mark, besonders in Berlin, gebrauet wird. Es wird hiezu noch einmal so viel Malz, als zum gewöhnlichen Braunbier, und dreymal so viel Hopfen genommen. Bey dem Füllen werden die Gefäße nicht völlig angefüllt, und die Spundlöcher verspundet. Hiedurch wird das Aufstoßen gehindert, und die Hefen setzen sich nur oben auf dem Biere. Wenn es einige Zeit auf den Tonnen gelegen hat: so zieht man es in leere Fässer ab, und es muß wenigstens 8—9 Wochen liegen, ehe es angezapft und ausgeschenkt wird.

Kugeldistel, Biesenknopf, Echinops L. Die Arten dieser Gattung sind dauerhafte, überall fort kommende, die Mannichfaltigkeit vermehrende, krautartige Pflanzen für große Lustgärten, mit 2 bis 5 F. hohen, aufrechten steifen Stengeln, und auf den Gipfeln mit kuglichen, im Jun. und Jul. blühenden Blumenköpfen, mit blauen Blumen.

1) **Große Kugeldistel,** E. sphaerocephalus L. **Vaterl.:** Italien, Oesterreich. **Blätter:** groß, lang, zerrissen, und tief getheilt, etwas haarig, auf der Unterfläche weiß. **Blumen:** blau, in großen kuglichen Köpfen. Man hat hievon eine Abart, die weiß ist.

2) **Kleine Kugeldistel,** E. Ritro L. **Vaterl.** Sibirien, Italien, auf dürren Hügeln. **Blumen:** in etwas kleinen kuglichen Köpfen, hochblau. **Abart:** weiß.

Den Saamen dieser Pflanzen kann man im Herbste oder Frühjahre säen, und sie nachher auf die Rabatten pflanzen. Man behandle sie als zweyjährige Pflanzen, und reiße sie jedesmal nach vollendeter Flor aus, weil ihre erste Flor allemal die schönste ist; lege den Saamen auch lieber im Frühjahre auf den Rabatten trippelweise umher, weil die Pflanzen in demselbigen Jahre einen großen Büschel von Blättern bilden, und im folgenden Jahre die Blumenstengel treiben, welche ihren reif werdenden Saamen in Menge ausstreuen.

Kugelpflaster, Kugelfutter, ein kleines Stück Barchent, Leinwand, oder auch Leder, mit reinem Talg bestrichen, worauf die Kugel in eine Büchse eingelegt und eingeladen wird.

Kugelschwamm, andere setzen: **Staubschwamm.** Beyde Namen vereiniget, machen die besondere Eigenschaft dieses Geschlechtes aus, welches Lycoperdon

don genannt worden. Es gehören nämlich diejenigen Schwämme darunter, welche eine kugelförmige Gestalt und innerlich viele, kleine, staubartige Saamenkörner enthalten. Wir bemerken hier diejenigen, welche unter der Erde liegen, keine Wurzel haben, aus einem ganz dichten Wesen bestehen, und wovon Gleditsch drey Arten angiebet.

1) **Weiße Trüffel**, welche man den unterirrdischen weißen Kugelschwamm mit höckerichter Schale nennen könnte. Lycoperdon Tuber L. Man findet diese in den Wäldern an solchen Oertern, wo etwas fettes Erdreich ist, und gemeiniglich tief in der Erde. Die Gestalt ist kugelförmig; die Größe gleicht einer Welschen Nuß; die Schale ist weiß und mit einigen Erhebungen besetzt; das innere Wesen dicht und feste. Dieses besteht gleichsam aus großen Bläschen, deren jedes eine bestimmte Anzahl Saamenkörner enthält, wodurch sich diese Art von allen übrigen Kugelschwämmen unterscheidet. Der Geruch ist stark, daher man Hunde abrichtet, solche aufzusuchen und auszugraben, welche Hunde Trüffelhunde genannt werden. Auch die Schweine entdecken sie durch den Geruch, und wühlen sie hervor.

2) **Hirschtrüffel, oder Hirschbrunst unter der Erde**, welche man den unterirrdischen gelblichten Kugelschwamm mit knorrichter Schale nennen könnte. Tubera cervina, Lycoperdon cervinum L., welche Gleditsch nur für eine Abänderung desjenigen runden, gefleckten oder getüpfelten, braunen, harten Bovists ansieht, welcher einen überaus starken Fuß, und viele lange Wurzeln hat. Diese Hirschtrüffel aber hat weder Fuß noch Wurzel, und liegt mehr oder weniger tief in der Erde; die dicke Schale ist gleichsam mit kleinen Kernen besetzet, und öffnet sich an verschiedenen Orten, wenn sie zur Reife gelanget. Der geile Geruch locket Hirsche, Schweine und Hasen, welche solche begierig aufsuchen und auskratzen.

3) **Schweinetrüffel, falsche Hirschbrunst**, auch **Erdmast** genannt. Man könnte solche den unterirrdischen, länglichten und glatten Kugelschwamm nennen. Gleditsch vereinigt diese Art mit der vorigen, und sieht beyde für Spielarten des erwähnten Bovists an. Der Schwamm besitzt einen geilen Geruch, dringt gemeiniglich tief in die Erde, verändert die eyförmige Gestalt öfters und wird herzförmig oder dreyeckicht, und die gelbliche Farbe fällt ins Braune. Die wilden Schweine suchen diese Trüffeln begierig auf, lassen die reifen, weichen, und weniger stinkenden liegen, und fressen die harten, stinkenden, unreifen.

Die beyden letztern Arten findet man mehr in trocknen und sandichten Oertern, in den Wäldern, wo nicht starker Unterwuchs ist, und der Regen gut eindringen kann, meistens um die Bäume herum. Nach dem verschiedenen Alter pflegen diese Trüffelarten sich auf verschiedene Weise zu verändern, und sonderlich verschiedene Farben anzunehmen, daher man die Sorten selbst nicht zu jeder Zeit genau angeben und bestimmen kann. Bradley will behaupten, daß die weiße, graue und schwärzliche Trüffel nur eine Art ausmache, daß eine jede Trüffel weiß sey, so lange sie noch nicht reif ist; daß sie grau werde, wenn sie zu reifen anfange, und ganz schwärzlich, wenn sie ihre vollkommene Reife erlangt habe; das Inwendige der Trüffel aber sey im Frühlinge weiß, im Herbste aber geädert oder marmoriret. Die Frühlingstrüffeln sind zärter als die Herbsttrüffeln; doch

werden die letztern für besser gehalten. Es wird dem ohngeachtet, wie schon Matthiolus angerathen, gut seyn, auf die Farbe Acht zu haben, nach dessen Urtheil die besten auswendig schwarz, ihre Haut voll tiefer Ritzen und Beulen, das Fleisch inwendig weißlicht, und der Geruch knoblauchartig seyn soll. Diese werden auch in Italien für die besten gehalten. Die mittlere Art, welche bey uns anzutreffen, ist äußerlich auch schwarz und scharf, das Fleisch aber bräunlich, und bisweilen, gleich einer Muscatennuß, scheckicht. Die weiße und mehr glatte hat ein unangenehmes Fleisch, und wird nicht geachtet. Die Größe der Trüffeln ist öfters einer Wallnuß gleich, oft bleiben sie kleiner; wo sie aber rechte Art zu wachsen haben, erlangen sie das Gewicht von einem halben Pfunde und darüber. Man richtet eine Art kleiner Pudelhunde, welche die Italiener Putta nennen, zum Suchen der Trüffeln also ab, daß man ihnen anfangs kleine Stückchen Trüffeln, oder ein Stück Brodt in Trüffelöl eingetauchet, zu fressen giebt, hernach dergleichen eingräbt, und die Hunde nachsuchen läßt, endlich die Hunde mit in den Wald nimmt, und wenn sie an einem Orte anfangen zu kratzen, mit einer Hacke die Erde aufwirft, und von den gefundenen Trüffeln, oder mit einem Stücke Brods den Hund füttert. Die Italienischen Hirten geben auch bey den Schweinen Acht, wenn sie nach den Trüffeln wühlen, jagen sie von dem Orte weg, arbeiten selbst die Erde weiter um, und sammeln die Trüffeln, die niemals einzeln, sondern vielfach bey einander wachsen. Die Trüffeln sind dem Wurmstiche unterworfen. Der Wurm ist weiß, und verändert sich in eine blaue Fliege. Bemerkt man daher an der Erde dergleichen Fliegen, hält man solche für ein Zeichen, daß an diesem Orte Trüffeln liegen. Gleditsch hat es bestätiget gefunden, daß, wenn man das Wasser, worinn Trüffeln gekocht worden, an einen schicklichen Ort schüttet, daselbst Trüffeln wachsen. Bradley verlanget dagegen reife Trüffeln, welche eine schwarze Schale haben; und diese findet man nur im October bis December; finde man noch früher reife Trüffeln: so solle man solche bis zu diesen Monathen aufbehalten, als welches mittelst des Wassers geschehen kann, und derselbe versichert, wie man sie 6 Monathe hindurch im Wasser erhalten könne. Der Ort zur Aussaat muß eine lockere mit Sand vermischte Erde seyn; man gräbt diese 8 Z. tief aus, siebet solche durch, und mit dieser durchgesiebten Erde bedeckt man den Grund der Grube 2—3 Z. tief, und legt die Saamentrüffeln dergestalt hinein, daß eine jede 18 Z. von der andern zu liegen komme, ohne sie in die Erde einzudrücken. Die übrige Erde vermischt man mit Wasser, und macht gleichsam einen Brey daraus, womit die eingelegten Trüffeln bedeckt werden. Dieses Beet läßt man ruhig liegen, bis übers Jahr im October, da man denn die Aerndte vernehmen kann. Da aber die eingelegte Trüffel nicht fortwächst, und sich nicht, wie etwa die Erdäpfel, selbst vermehret, sondern der darinn enthaltene Saamen neue Trüffeln erzeuget: so muß es wohl einträglicher seyn, die Trüffeln zu zerschneiden, und sie stückweise in die Erde zu legen. Da diese Frucht so theuer ist: so sollte man auf ihre Vermehrung allen und mehrern Fleiß, wie bisher, wenden. Man trocknet die Trüffeln, wie Pilze, nachdem man sie in Scheiben zerschnitten. Am besten gerathen sie, wenn man sie in einem Siebe auf eine trockne Kammer, und darinn an einen schattigen

Ort

Ort, hinter ein Gazefenster, setzt. Hierauf thut man sie in einen leinenen Beutel, und hängt diesen auf eine trockene Kammer. Werden sie ja feucht und weich: so legt man den Beutel eine Stunde auf einen warmen Feuerheerd, da sie denn gleich wieder hart werden. Sonst ist noch zu gedenken, daß die Trüffeln, wenn es viel regnet, auch schon im August reif werden können. Sie sind schwer zu verdauen; indeß kömmt viel auf die Zubereitung an. Am gedeihlichsten sind sie für schwache Magen, wenn sie weich gekocht, und an eine säuerliche Brühe, vereint mit einer schicklichen Fleischart, gethan werden. In Butter gebraten aber sind sie unverdaulich. Anfangs aß man sie roh; in der Folge wurden sie unter heißer Asche gebraten, bis man endlich lernte, sie in Wasser zu kochen, und zu verschiedenen Brühen, zu Potagen, Ragouts, Pasteten und dergleichen Speisen zu gebrauchen. Die Italienischen Trüffeln haben einen etwas stärkern Geruch, als die unsrigen, und, werden getrocket und in Scheiben zerschnitten, in andere Länder versendet. In heißen Sommern aber riechen unsre Trüffeln nicht weniger stark. In wiefern der Gebrauch davon zum Beyschlafe reizen könne, wollen wir nicht untersuchen.

Kukuk, Kuckuck, der Name eines bekannten Vogels, der denselben von seinem Geschrey zu haben scheint, weil er in vielen Sprachen, dem Laute nach, überein kömmt. Seine Nahrung besteht aus kleinen Käfern, allerley Würmern, Raupen und andern Insecten; er säuft auch vielen Vögeln die Eyer aus, und nähret sich davon; er ist ein Zugvogel; nach der Sommerszeit begiebt er sich wieder hinweg, und kömmt im Frühjahre im April wieder, leget alsdann in die Nester der kleinern Vögel, sonderlich der Grasemücken, in jedes nur ein einziges ziemlich kleines Ey, welches die fremde Mutter ausbrütet, füttert und aufzieht. Er ist ein scheuer Vogel, und es ist ihm daher schwerlich beyzukommen; am nächsten erhält man ihn durchs Locken. Er übertrifft alle Vögel an Fettigkeit, und wird unter die Leckerspeisen geachtet.

Kunigundkraut, Eupatorium, Alpkraut, Eupatorium. Unter den Arten dieser Gattung sind verschiedene krautartige, perennirende Blumenpflanzen für die Lustgärten, mit aufrechten, jährlich neuen, 2, 4—5 F. hohen, mit einfachen Blättern besetzten Stengeln, auf deren Enden Büschel von zusammen gesetzten Blumen erscheinen. Eine Art wächst bey uns wild, und diese ist:

1) Gefingertes fünfblumiges **Kunigundkraut**, sonst auch **Wasserdosten, Wasserhanf, Wasserottich, Alpkraut, Hirschklee, Hirschwundkraut, Drachenkraut, Leberkraut, Klettenkraut, Bruchwurz, Tugendblume, Stauparsch** genannt. E. cannabinum L. Vaterl.: Europa, an feuchten Oertern, um die Gräben, und in Elernbrüchen. Stengel: röthlich oder purpurröthlichgrün, 3 F. hoch. Blätter: groß, gefingert, die Blättchen länglich, gezähnt, blaßgrün. Blumen: in großen Trauben, klein, blaßroth, im Jul. und August. Saamen: bald nachher reif, wird vom Winde mit fort getrieben. Die Pflanze hat einen bittern Geschmack, und scharfen reizenden Geruch. Das von der Wurzel abgekochte Wasser soll Erbrechen und Purgiren veranlassen, doch will Chomel solches nicht zugeben. Börhaave meldet, wie die Torfgräber in Holland die faulen

faulen Geschwüre an den Füßen, scharbockische Unreinigkeiten des Geblütes, auch die Wechselfieber ganz allein mit dem aus dem Kraute bereiteten Tranke zu heilen pflegten; welcher Trank auch von Andern wider die Verstopfung der Eingeweide und die Wassersucht empfohlen wird. Aeußerlich bedienet man sich der Blätter als eines heilenden Mittels. Das Vieh läßt diese Pflanze unberühret stehen, sie wird aber desto mehr von den wilden Bienen besucht.

2) **Glattstielichtes vielblumiges Kunigundkraut**, E. altissimum L. **Vaterl.**: Canada, Virginien. **Stengel**: holzig, oben ästig, 4—5 F. hoch. **Blätter**: sehr lang, weißlichgrün, lanzettförmig, gerippt, die untersten am äußersten Ende seicht, sägeförmig. **Blumen**: in straußförmigen Trauben, in Menge, mäßig groß, weiß, im Jul. und Aug. **Saamen**: wird selten reif.

3) **Kletterndes Kunigundkraut**, E. scandens L. **Vaterl.**: Virginien, auf wäßrigen Plätzen. **Stengel**: windend, an einer Unterstützung 5 F. hoch. **Blätter**: herzförmig, gezähnt, spitz gegen über stehend. **Blumen**: in lang gestielten Trauben, deren an jedem Gelenke gewöhnlich zwo entspringen, und die Pflanze ihrer ganzen Länge nach zieren; weiß, im Sept. und Oct.; hinterlassen bey uns nie Saamen. **Abart**: purpurroth. Beyde der Unterhaltung höchst würdig; müssen aber in einen warmen und trocknen Boden gepflanzt, mit Stäben, an denen sie sich hinaufwinden, versehen, und im Sommer oft begossen werden, weil sie sich sonst sehr spät zur Blüthe anschicken, und die Blumen, oder wohl gar schon ihre Knospen von frühen Frösten zu Grunde gerichtet werden.

4) **Durchstochenes vielblumichtes Kunigundkraut**, E. perfoliatum L. **Vaterl.**: Virginien, auf wäßrigen Plätzen. **Stengel**: haarig, 2—3 F. hoch. **Blätter**: lang, steif gespitzt, runzlich, filzig, gegen über stehend, an der Basis verwachsen; daher der Stengel sie durchbohrt. **Blumen**: in kleinen Trauben, weiß, im Jul.

5) **Himmelblaues Kunigundkraut**, E. coelestinum L. **Vaterl.**: Carolina. **Wurzel**: kriechender, als bey irgend einer der andern Arten. **Stengel**: zahlreich, 2 F. hoch. **Blätter**: herzförmig-eyrund, stumpfsägeförmig, ziemlich stark gestielt. **Blumen**: in straußförmigen Büscheln, mit vielblumigen Kelchen, schön purpurroth, im Jul. und Aug., und oft im Sept. und Oct.

Die Vermehrung dieser und aller andern hier nicht genannten Arten kann, da sie eine Menge Nebenschossen treiben, durch Zertheilung, noch besser aber durch den Saamen, geschehen, als welcher die besten Pflanzen giebt. Der Saame wird nach der Mitte des März in gemeine Gartenerde eingesäet.

Kunstwerke, ein Name der Wasserkunstmaschinen, sie mögen Druck- oder Saugwerke, oder von einer andern Art seyn.

Kupfer, ein rothes Metall, im Bruche weißlich, und nach seiner besondern Schwere den fünften Platz unter den Metallen einnehmend. In Absicht der Härte kömmt es dem Eisen am nächsten, und hat auch nach diesem die größte Elasticität; allein es ist zäher, und hat einen Klang, zumal wenn es mit Zinn versetzt ist.

Kuppel, Fr. Coupole, Dôme, Voûte sphérique, ein Dach, welches eine sphärische Gestalt hat, und womit man bey Kreuzkirchen den mittlern Theil, oder auch öfters bey andern ansehnlichen Gebäuden die Pavillons bedecket. Inwendig werden ihre Felder meistens mit Alfresco-malereyen verzieret. Sie können von Stein oder Zimmerwerk erbauet werden. Sind sie niedriger, als der halbe Zirkel ist, nennen es die Franzosen Dôme surbaissé; wenn sie aber höher sind, Dôme surmonté.

Kurbel, eine aus starkem Eisen geschmiedete und gekrümmte Stange, nachdem es das Profil oder das Grundbret ausweiset. Sie kann ein- zwey- drey- oder vierfach seyn. Die gekrümmten Stücke nennt man **Kurbelärme**; die runden Stücke zwischen zween Kurbelärmen aber heißen Kurbelwellen, und an diese werden die Druckstangen aufgehangen. Die zwo äußersten Wellen heißt man den hintern und vordern **Tragzapfen**, welche auch etwas stärker, als die andern Wellen, sind; an dem hintern ist das Schaufelblatt eines Rades mit seinem Herz, so in die Radewelle mit Ringen und Bolzen befestiget ist, angeschmiedet. Die Kurbel erleichtert den Schwung eines Rades gar sehr, wenn dasselbe daran umgedrehet wird.

Kurbelholz, besteht aus 2 Theilen, dem untern und obern. Beyde sind in der Mitte nach einem halben Zirkel ausgearbeitet, damit die Kurbelwelle ihren Spielraum darinn haben könne. Durch das obere und untere Kurbelholz gehen, in Gestalt einer Gabel, an die Kolben oder Druckstangen angeschmiedete Gabeleisen, woran Schrauben geschnitten, welche durch Schraubenmütter auf dem obern Kurbelholz, worauf eine eiserne Platte zum Unterlager ist, zusammen gezogen werden. Das beste Holz zu den Kurbelhölzern ist das vom Apfelbaum.

Kurz schießen, ist in der Jägersprache, wenn man im Abdrücken nicht hoch oder weit genug vorkömmt, daß man hinter oder unter dem Ziele wegschießt.

Kurzwildpret, die Geißen oder Hoden eines Hirsches.

Kutsche, überhaupt ein Wagen, der einen verdeckten Kasten über sich hat; in engerm Verstande aber eigentlich ein Wagen, der einen ganzen Kasten auf 4, oder auch nur auf 2 Personen hat. Nach der Verschiedenheit der Einrichtung und des Gebrauchs werden die Kutschen verschiedentlich genennet. 1) Die **Englischen Kutschen**, die jetzt sehr gebräuchlich sind, haben eine ganz platte Decke des Gehäuses, worinn man beym Fahren sitzt, oder des so genannten Kastens, und haben auf den Seiten dieses Kastens keine Schweifung. An den **Französischen Kutschen** ist die Decke des Kastens etwas runder, und an den Seiten etwas ausgeschweift. Am stärksten ist die Rundung in der Decke, und die Schweifung an den Seiten des Kastens der **Deutschen Kutschen**. Die letzten sind in Berlin gar nicht mehr, sondern allenfalls nur noch in kleinen Städten und auf dem Lande, gebräuchlich. Folglich beruhet der Unterschied aller 3 Arten Kutschen bloß auf der Façon. Uebrigens ist bekannt, daß alle diese Kutschen zwey- drey- und viersitzig gemacht werden, und daß bey einigen Kutschen die obere Hälfte zurück gelegt, und die Kutsche aus einem verdeckten in einen offenen Wagen verwandelt werden kann. **Kutschen**, deren Kasten zurück geschlagen werden kann, pflegt

man Landauer zu nennen. 2) Die Chaisen werden entweder auf Deutsche oder Französische Art gemacht. Jene haben im Kasten hölzerne, diese aber eiserne Spriegel; und dieß ist der ganze Unterschied. Beyde Arten haben entweder eine Klappe, oder einen Fußsack. Die mit einer Klappe versehenen pflegt man Barutschen (Berutschen, Perutschen) zu nennen. Die hölzerne und mit Leder überzogene, oder ausgemalte Klappe kann entweder gegen den Kasten gelegt, oder zu einem Rücksitz zurück geschlagen werden. Bey den Chaisen, die einen ledernen Fußsack bekommen, ist nur zu erinnern, daß dieser Fußsack zuweilen auch Trommel genannt wird. Außer den gewöhnlichen und bekannten Chaisen giebt es einige mit besondern Namen belegte Abänderungen. Der Phaeton, ist im Kasten ganz, oder zum Theil offen; im letzten Falle kann das Leder, welches den Kasten oberhalb umgiebt, oder der so genannte Mantel, aufgerollet werden. Cabriolet, ist eine Chaise, die einen Vordersitz hat, der entweder zum Rücksitz gebraucht, oder in dem Falle, wenn sich der Besitzer selbst fahren will, umgedrehet werden kann. Brancardschaise, ist zu einem einzigen Pferde eingerichtet. Die Chaise zu sechs Pferden ist erst neuerlich Mode geworden; sie gehöret zu denen, die eine Klappe haben, und zwischen Klappe und Kasten kann auf jeder Seite ein Bret oder Sitz gelegt werden, worauf zwo Personen sitzen. Hieher kann man auch den so genannten Wurstwagen rechnen, der noch in manchen Gegenden auf der Jagd gebraucht wird. Dieser Wagen hat in einiger Entfernung 2 Chaisenkasten, worinn die Damen sitzen, und zwischen diesen Kasten ist in der Mitte des Wagens, nach seiner Länge, ein schmales Bret, worauf die Mannspersonen hinter einander, wie auf einem Sattel, sitzen. Die zuletzt gedachten Chaisen können Deutsch, oder auch Französisch gemacht werden. 3) Die Carriole hängt jetzt allemal in Riemen; sie kann offen oder auch chaisenartig verdeckt seyn; 4 und auch 2 Räder haben. 4) Der Kasten des Wienerwagens hängt in Ketten; er wird gemeiniglich von Kaufleuten bey Reisen auf Messen gebraucht. 5) Der Postwagen wird der Länge nach mit Leder überzogen.

Der Geschmack in den Equipagen hat sich seit 20—24 Jahren ungemein in Deutschland geändert. Man hat von den Engländern gelernet, Wagen und Equipagen simpler, leichter, bequemer und geschmackvoller, aber darum nicht wohlfeiler zu machen.

Die neuesten Französischen Wagen hatten vor einiger Zeit vorne und in den Thüren nicht mehr viereckige, sondern ovale Glasfenster, oder so genannte Ochsenaugen, in der Vorderwand und in jeder Thüre eins. Diese Mode aber war von kurzer Dauer, weil dergleichen Fenster den Wagen verdunkeln. Vergüldung und Versilberung wird gar nicht mehr, oder doch sehr sparsam, gebraucht. Federn und anderes Eisenwerk wird schwarz oder stahlfarben staffiert, und die Leisten sind ebenfalls schwarz, oder von einer andern Farbe, und lackiert. Sowohl Engländische als Französische Wagen haben, ungeachtet man sie nicht zurück schlagen kann, doch am obern Vorder- und Hinterfelde so genannte Strebestangen (Soufflets), die entweder von gelbem Metall, oder wie die Thürwirbel, Bänder, ja selbst Leisten, mit Silber platiert sind. Sie sind von gar keinem Nutzen und Gebrauch, sondern bloß zur Zierde. An die Felder wird weder

der Wappen, Buchstaben, noch sonst eine Verzierung mehr gemalt, oder von Bronze darauf gesetzt. In England ist der Gebrauch, auf die Seitenwände der herunter hängenden Bockdecke das Wappen bunt in Tuch brodieren zu lassen, welches sehr gut aussieht. Bey Regenwetter zieht man eine Decke von farbigem Wachstaffet, der keine Nässe durchläßt, darüber. Eine solche Decke kostet ungefähr eine Guinee. Man hat die Steigetritte unterhalb den Kutschenthüren von außen abgeschaffet, und nach der inwendigen Fläche der Thüre hin verleget, und man bringt sie an den Englischen Wagen gemeiniglich mit Schwänenhälsen an. Sie werden wie ein Buch von mehrern Deckeln zusammen geklappt, und bey dem Gebrauche wieder aus einander geschlagen, um darauf in den Wagen hinein und aus demselben auszusteigen. Diese Englische **Steigetritte** bestehen aus zwo oder drey Klappen, deren eiserne Seitenrahmen oder Gestelle einige Gelenke haben. Solchergestalt entstehen, wenn man die Tritte von einander löset, 2 oder 3 kleine Fußbänke. Sie sind am Schweller (Boden) der Kutsche fest angeschraubt. Wenn nun der Wagen stille hält, zieht der Bediente, welcher die Thür öffnet, behende das Trittwerk nach sich, und so fallen schnell 2 oder 3 verborgene Trittbänke, die in Eisenstangen angebracht sind, zur Bequemlichkeit für die ein- oder aussteigende Herrschaft nieder, und man klappt sie eben so schnell wieder zurück. Die Modefarben zu Stadtequipagen sind dermalen weiß, paille, oder grau, mit farbigen Leisten. Alles Beschläge daran ist glatt und simpel, aber schön geschliffen. Man sieht mehr auf Dauer und gute Arbeit, als häufige Verzierung. Man hängt keinen Wagen mehr zwischen die Bäume, sondern diese laufen unter dem Kasten weg, und haben einen, oder, besser, zween eiserne Schwanenhälse. Die neuesten Englischen Wagen hangen so außerordentlich hoch, daß ein 3mal sich aus einander schlagender Fußtritt nöthig ist, um hinein zu steigen. Verhältnißmäßig sitzt auch der Kutscher so hoch, daß er beynahe in die erste Etage eines Hauses sehen kann, und gewiß den Hals bricht, wenn er herunter fällt. Wahr ist es, daß ein hoch hangender Wagen höhere Räder erlaubt, mehr Spiel in seinen Federn oder auf den Riemen hat, sich dadurch selbst forttreiben hilft, und sich also weit leichter fährt, als ein niedrig gebaueter. Indessen erfordert er auch ein fast immer ebenes Terrain, und ist daher zum Reisen in Deutschland, wo man dieß und gute Wege nicht immer hat, wegen des leichten Umfallens sehr gefährlich.

Die Engländische Diligence oder Voiture coupée ist eine Erfindung der Engländer, von welchen die Franzosen und übrige Nationen diesen Wagen entlehnt haben. Er ist länglich-viereckig, aber sehr schmal, und ist bloß zum Sitzen vis à vis für 2 Personen bestimmt. Er hängt an 4 gebogenen Stangen, in schmalen, aber dicken Hängeriemen. Der Sitz des Kutschers ist hoch, und läuft mit dem Kasten des Wagens beynahe gleich. Der Kasten ist gemeiniglich roth und weiß lackiert, mit goldener Einfassung, die Räder aber sind grün angestrichen. Die ganze Bauart giebt dem Wagen eine unglaubliche Leichtigkeit.

Eine neue Art Modefuhrwerk, worinn Herren und Damen sich selbst kutschieren, ist das so genannte Whisky oder Whisket. Es sind vierräderige, überaus leicht gebauete, und daher sehr schnell gehende Chaisen oder Berutschen. Alles, was sie von Ansehen und Gewicht schwer machen könnte,

ist daran vermieden. Sie sind meistens nur einsitzig, höchstens zweysitzig, und es ist vielleicht nicht ein Loth mehr Holz, Eisen und Leder daran, als zu ihrem Gebrauche wesentlich nöthig ist. Die Whisky's hangen außerordentlich hoch, so daß der Sitz immer beynahe 6 Zoll höher ist, als die Hinterräder. An den eisernen Schwanenhälsen ist ein schmaler Fußtritt, oder vielmehr Steigbügel, zum Einsteigen, der aber für Damen sehr beschwerlich seyn muß. Bock, Packbret, Magazin, und was sonst dieses Fuhrwerk belästigen könnte, alles ist weggelassen, und die Person, die darinn fährt, kann auch weiter nichts darinn transportiren, als sich selbst und was sie auf dem Leibe hat. Höchstens ist auf der Hinterachse ein schmales gepolstertes Bret, zwischen den Federn, zum Nothsitz für einen Bedienten, den man mitnehmen will. Um diesem modischen Götterwagen noch mehr Ansehen von Leicht- und Luftigkeit zu geben, ist der ganze untere Theil des Sitzes à jour durchbrochen, und sowohl hinten als an beyden Seiten offen, so, daß man gerade unter dem Sitze weg durch den Kasten durchsehen kann; die obern Felder hingegen, welche die Rücken- und Seitenwände des Sitzes machen, sind geschlossen, gelb lackiert, und inwendig, so wie der Sitz, mit grünem Plüsch gepolstert. Damit die Füße der darinn sitzenden Person nicht von unten hinauf mit Kothe besprützt werden, ist der Kasten innerhalb vom Sitze an, bis zu den Vordersäulchen, die hier mit der Mittelsäule in einem Schwunge fortgehen, schräg liegen, und den schmalen Fußboden halten, mit Leder ausgeschlagen. Die Rücksäulen laufen in einem leichten gefälligen Schwunge herunter auf die Schwellen, die auch etwas geschwungen weit hinter die Rücksäulen hinaus gehen, und sich in die hintern Trageriemen hängen. Die vordern Trageriemen sind ganz kurz, und unten an die Schwellen festgeschraubt. Der Kasten hängt in 4 Stahlfedern, deren Streben sich auf die Schwanenhälse stützen. Die Räder sind mit ganzen Reifen beschlagen, und an den Achsen mit Scheiben verschraubet. Die Springwaage hat keine bewegliche Ortscheite, sondern 4 stehende Strangknöpfe, an welche die Pferde gespannt werden. Von der Springwaage laufen an die Vorderachse die gewöhnlichen Streichstangen, um die Springwaage zu sichern.

Hierbey ist noch dreyerley zu bemerken: 1) dieser Whisky muß nur einsitzig, und der Kasten nicht breiter, als der Raum zwischen beyden Schwanenhälsen, seyn; denn sonst wäre der an den Schwanenhälsen angebrachte Fußtritt unmöglich. 2) Sind Stoßriemen, welche von den Schwellen an die Bäume kreuzweise laufen, und wegen des Schwankens des Kastens unentbehrlich sind, daran nicht zu vergessen. 3) Es ist für die Pferde höchst nachtheilig, daß keine bewegliche Ortscheite, sondern feststehende Strangknöpfe an der Springwaage sind, weil auf diese Art die Selle oder Kummet bey keiner Gelegenheit nachgiebt, und ihnen also die Brust verdirbt.

Ein Engländischer zweysitziger Désobligeant, welcher zum Stadt- und Reisewagen zugleich zu gebrauchen, ist noch zu bemerken. Im letzten Falle werden nur hinten ein doppelter Bedientensitz, und vorne unter dem Bocke ein viereckiger Koffer mit einer übergeschnallten ledernen Kappe, und an die Vorderwand des Kastens zwo Laternen angeschraubet. Das Gestell ist, die Räder ausgenommen, ganz von Eisen; nämlich 2 eiserne Schwanenhälse, 4 Federn, eiserne Achsen mit Schrauben, und

und ein eiserner Bock, welches dem Wagen ein überaus leichtes Ansehen giebt. Der Kasten selbst ist fast immer mit einer hellen lebhaften Farbe lackiert, als: olivengrün, hellgrau, orange, hellgelb, bläulich und ohne alle Malerey. Fast alle reisende Engländer haben solche Reisewagen.

Die Berliner Angloise ist ein Modewagen, sehr groß; denn er fasset ganz bequem 6 Personen. Er hängt in sehr starken, und roth durchgenäheten Riemen, welche sowohl unten an der aus 2 eisernen Stangen bestehenden Achse, als auch vorn und hinten an den stählernen, und so wie die ersten rothgefärbten, Federn befestigt sind. Der Kasten hat breite, blaue und rothe, auch schmale weiße Streifen, mit einem herum laufenden Dessein von Silber, Gold und rother Farbe. Der obere Theil, oder die Decke, ist von schwarzem Leder sehr glänzend, mit versilberten Agraffen, und großem, versilberten, liegenden, lateinischen S versehen. Vorwärts und rückwärts befinden sich 2 runde Oeffnungen oder Fenster (Ochsenaugen genannt), welche in 4 Stücke getheilt, und mit gelbem Tuche, so wie die beyden Thüren, ausgeziert sind. Das Innere des Wagens ist gleichfalls mit Tuche ausgeschlagen. Der Train ist ganz von Eisen, und nebst den Rädern roth angestrichen. Der Kutscherfitz läuft in der Höhe mit dem Kasten parallel, und ist mit weißen seidenen Fransen gezieret. Der Fußtritt für die Bedienten ist nicht unmittelbar auf dem Holze, sondern auf erhöheten eisernen Stangen, und giebt elastisch nach.

Ein so genannter Conversationswagen ist zu 4 Personen gemeiniglich eingerichtet. Der ganze Bau oder das Gestell ist sehr stark. Der Kasten ruht in 2 Riemen, die an der Feder hinten und vorn befestigt sind. Er ist in der Mitte in vier Sitze abgetheilt, so daß immer 2 Personen vis à vis zu sitzen kommen. Es werden gemeiniglich 6—8 Pferde angespannet. Man hat auch dergleichen Wagen zu 6—8 Personen.

Kybitz, Kywitz, Kywitt, ein Vogel, in der Größe einer Taube, dessen Name vermuthlich von seinem Geschrey herrühret, auch Feldpfau, wegen des Zopfes auf dem Kopfe, genannt, Pavo sylvestris. Er hält sich an sumpfichten Oertern, auf nassen Wiesen, auf. Hieselbst macht er sein Nest auf kleinen Hüllen oder Hügeln, oder erhöheten Oertern, im Ried- od. Binsengrase, wo er sich eine Höhle anlegt, sie mit dürrem Grase ausfüllet, und 4—5 Eyer hinein leget. Die ausgekrochenen Jungen führet er, gleich den Hühnern, aus dem Neste, bringt ihnen kleine Würmchen zu, und gewöhnet sie, sich dergleichen allein zu suchen. Wenn man diese ergreifen, und im Hause vollends aufziehen kann, werden sie ungemein zahm, und man lähmet ihnen die Flügel, um sie in den Küchengärten frey gehen zu lassen, und solche vom Gewürme und Insecten rein zu halten. Nur Schade, daß sie hieselbst von den Hauskatzen leicht ergriffen und getödtet werden. Der Kybitz geht im Herbste von uns nach wärmere Länder hin, und kömmt öfters im März so früh wieder, daß er bey einfallendem Schnee und Froste wegen seiner Nahrung ins Gedränge kommt. Die Eyer werden sehr aufgesucht, und den Städtern als Leckerbissen theuer verkauft. Sie legen 4—5 Eyer zweymal bey uns im Jahre, im April und sodann im Brachmonathe. Diejenigen, denen die Eyer früh weggenommen worden, legen schon wieder im May.

L.

Lachbaum, im Forstwesen, ein Baum, welchen man an den Waldgränzen, neben dem Gränzsteine, stehen läßt, und ihn mit drey Hieben zu beyden Seiten bezeichnet, um den Gränzstein desto sicherer finden zu können. Zuweilen auch ein jeder Gränzbaum, sofern ein gewisses Zeichen zur Bezeichnung der Gränze in denselben gehauen ist; der Mahl- Mark- Gränz- Loch- und Lachterbaum.

Lache, im Forstwesen, 1) ein in einem Baum gehauenes Zeichen. Imgl. die von der Rinde entblößte Stelle, dergleichen die Harzreißer zu machen pflegen, um dem Harze einen Ausgang zu verschaffen, daher sagt man: Lachen in die Bäume hauen. 2) Ein Lachbaum, (s. diesen). 3) Ein durch Buschholz gehauener Steig, die Haue dadurch abzutheilen.

Lache, (die) ein zusammen gelaufenes stehendes Wasser, ein Sumpf, ingleichen Wasserflächen, darein das Wasser aus Flüssen eintritt, aber keinen, oder sehr späten, Abfluß hat. Man sagt daher in der Mark, Pommern, Meklenburg u. s. w.: Elslachen, sumpfichte, und die meiste Zeit unter Wasser stehende Elsen- oder Ellernbüsche, in welchen das Holz nur im Winter auf dem Eise abgehauen und ausgefahren werden kann.

Lachenknoblauch, Lakenknoblauch, Wasserknoblauch, Scordienkraut, Scordium offic., wächst bey uns auf sumpfigen Plätzen. **Stengel**: viele, viereckig, haarig, weitschweifig-ästig. **Blätter**: länglich, ungestielt, gezähnt-sägeförmig, haarig, blaßgrün, einander gegen über stehend. **Blumen**: klein, röthlich, gewöhnlich zwo beysammen, im Jul. und Aug. Diese Pflanze ist officinell, und hat einen starken Knoblauchsgeruch. Der Theriak, worunter viel Lachenknoblauch kömmt, erhält größtentheils seinen besondern Geruch von demselben. Die vorzüglichste Eigenschaft dieser bereits bey alten Schriftstellern so geschätzten Pflanze ist, daß sie der Fäulniß kräftig widerstehet, daher sie bey allen Krankheiten, welche mit einer Fäulniß der Säfte begleitet sind, angerühmt wird. Da sie aber einige erhitzende Eigenschaft besitzt, und leicht vielen Schweiß treibt, auch Frieseln verursachet: soll man bey bösartigen und faulenden Fiebern ihren Gebrauch gehörig einschränken, und ihn nur dann zulassen, wenn hitzige und Schweiß treibende Mittel nöthig sind. Indessen bleibt die Pflanze wider die angehende Fäulung und den Brand der äußerlichen Theile des Körpers ein kräftiges Mittel, wenn man sie auf den beschädigten Theil unmittelbar legen kann. In Lungenkrankheiten, sonderlich wo Geschwüre zugegen, wird sie auch angerathen, und Haller bezeuget, daß sie deswegen in der Schweiz in großem Ansehen stehe; wie wohl eben derselbe erinnert, daß die Lungengeschwüre eine ganz andere Heilart erfordern. Lange meldet in der Abhandlung von den Hausmitteln, daß man im Braunschweigischen sich bey dem Blutspeyen und der rothen Ruhr einer Latwerge, die aus Lachenknoblauch und Sanikel bereitet ist, zu bedienen pflege. Sie tödtet die Würmer bey den Kindern, auch bey den Pferden. Zu dem innerlichen Gebrauche ist, außer der Essenz und dem

Extracte,

Extracte, vorzüglich der ausgepreßte Saft, wenn man die Pflanze frisch haben kann, zu empfehlen, oder man vermischet das zu Pulver gestoßene Kraut mit Honig, auch Fleischbrühe, oder gebraucht solches als Thee. Zum äußerlichen Gebrauch kann man das Pulver mit etwas Myrrhen und Salz vermischen, mit warmen Weine einen Brey daraus verfertigen, und diesen, so warm es zu leiden, über den entzündeten, und zum Brande geneigten Theil legen, und öfters wieder erneuern.

Lachs, Salm, ein sehr geachteter Fisch, welcher frisch und geräuchert gegessen wird. Die Lachse, welche noch in ihrer besten Güte sind, heißen **Weißlachse**, und die, welche mager und schlecht geworden sind, **Graulachse**; diejenigen aber, deren Schuppen einen fleischfarbigen Rand haben, nennt man **Rothlachse**, als welche sich mehr am Meere aufhalten. Zu Ende des Winters, sobald das Eis aufgeht, begiebt sich der Lachs aus dem Meere in die Ströhme, um in selbigen zu laichen, und beobachtet dabey einen Wind, der mit dem Flusse geht, und von den Fischern Lachswind genannt wird. Man findet daher Lachse in der Weichsel, Oder, Elbe, bis über die Saale und Mulde, auch in der Weser, in dem Rhein, und in der Mosel. Die Rheinlachse werden für die besten gehalten. Die jungen Lachse gehen, ehe sie ein Jahr alt werden, dem Meere wieder zu, und kommen, wenn sie zu einer ziemlichen Größe gelanget sind, wieder zurück in die Ströhme. Durch dieses Austreten verlieren sie ihren rohen Seegeschmack, und sind im May bis Johannis am besten. In der Laichzeit ist der Lachs mager, und hat ein weißes, unschmackhaftes Fleisch; da die Männchen in dieser Zeit braune Flecken und Buckeln auf ihren Schuppen bekommen: so hat er den Namen **Kupferlachs** erhalten. Auch nach der Zeit, wenn er in die See zurück gegangen ist, ist er mager, und wird alsdann, besonders in Schweden, **Wracklachs** genannt. Es hat aber der Lachs ein weichliches Leben, und man muß ihn, damit er an seinem Geschmacke nichts verliere, sobald er aus dem Wasser kömmt, tödten. Gemeiniglich durchbohren ihn die Fischer, nahe am Schwanze, mit einem Messer, damit er sich zu Tode blute, da er dann in Stroh eingepackt, und, ohne zu verderben, viele Meilen weit verschickt werden kann.

Lachsfohre, Lachsforelle, und in der Gegend des Rheins, **Rheinanke,** ist eine Mittelgattung zwischen dem Lachs und der Forelle. Sie hat einen blau bräunlichen Rücken, grünliche Seiten mit schwarzen und rothen Puncten gesprengt, dergleichen auch an den obern Flossen und auf dem Schwanze zu sehen, einen gelblichen Bauch, und große, schwarze, mit einem gelben Kreise umgebene Augen. Ihr Fleisch ist fett und röthlich, wie beym Lachs, doch zärter, aber an Güte und Geschmack demselben gleich. Sie steht gern in Seen, wo ein kleiner Fluß durchgehet; streicht im November, und wird oft über 1½ Ellen lang gefunden.

Lademaaß, bey der Jägerey, ein körperliches Maaß, das zu jeder Ladung eines Gewehrs nöthige Schießpulver damit zu bestimmen. Es besteht in einem hohlen Röhrchen von Holz, Knochen, Blech oder Eisen, in welchem ein mit Strichlein oder Nummern bezeichneter Schieber steckt; dieser läßt sich auf- und abschieben, und es wird damit sowohl Pulver, als Schrot, abgeaichet. Wenn bey jeder Flinte oder

Büchse

Büchse die ihr angemessene Ladung ausgeforschet worden, läßt man auch zu jedem Gewehr ein besonderes Lademaaß verfertigen, damit man bey dem Gebrauche des Gewehrs sich desselben sicher bedienen könne.

Laden, bedeutet in der Landwirthschaft das Auflegen oder Auswerfen gewisser Materialien auf Wägen, zur Fortschaffung auf selbigen, als Mist, Korn, Heu u. s. f. Zum Laden der Garben auf dem Felde in der Aerndte gehöret eine solche Geschicklichkeit, daß die Garben fest zu liegen kommen, und sie nicht beym Fahren, zumal wenn sehr hoch geladen wird, herunter fallen, und dadurch Versäumniß, nebst Verlust der Körner, veranlasset werde. Man bestellet daher zum Kornladen weder unerfahrne noch schwache Personen, da letztere die ihnen zu schwere Garben nicht gut legen oder packen, oder aus Mangel genugsamer Leibesstärke zu viel Zeit brauchen, um ordentlich zu laden. Bey dem Laden des Heues wird zwar weniger Leibesstärke erfordert, weshalb die Mägde hiezu sehr gut gebraucht werden können; es muß aber jeder Arm voll Heu, welches aufgestochen wird, besonders wenn man über die Leitern zu laden anfängt, nicht Klumpen bey Klumpen niedergelegt, sondern mit den Händen aus einander gebreitet werden. Wird dieses unterlassen: so ist kein Zusammenhang in der Ladung, und das Heu fällt bey nur mäßigem Stoßen des Wagens auf einer oder der andern Seite herunter, wenn gleich das Heu, wie gewöhnlich, noch so fest mit Stricken, und einem der Länge nach über die Fuhre hin gehenden Bindebaume, fest angezogen worden. Ein gleiches geschiehet, wenn ein Fuder Heu nicht gerade geladen worden; wozu noch dieses kömmt, daß der Heuwagen in solchem Falle umfällt, wenn, welches doch nicht überall zu vermeiden, ein solcher schief beladener Wagen auf der einen Seite nur etwas niedrig, und auf der andern hoch fahren muß. Fehlt es aber der ladenden Magd an Geschicklichkeit, gerade zu laden: so muß der das Heu mit der Heugabel aufsteckende Knecht bald hinter, bald vor dem Wagen, nachsehen, wo ein- oder auswärts das Heu zu legen, um hiemit eine schiefe oder ungerade Ladung zu verhüten. Endlich muß auch die Gefahr des Umwerfens, oder das Abfallen des Heues dadurch vermieden werden, daß die Ladung durch eine recht gerade Legung des Bindebaums gesichert wird.

Ladenflügel, die eine bewegliche Hälfte eines Fensterflügels.

Ladestock, zum Feststoßen der Ladung an dem kleinern Feuergewehr, ist zu den Vogelflinten gemeiniglich nur von Holz, und alsdann macht man an demselben einen Stößel von Horn. Man macht sie insgemein von Beinholz, Maßholder, Weißdorn, Eschen; doch wird von den Büchsenschäftern das Holz des wilden Kornelbaums oder Hundsbeerstrauches, Cornus sanguinea L., wegen seiner Härte und Zähigkeit, vorzüglich gewählet.

Lägel, ein rundes, hölzernes, von den Böttchern verfertigtes Gefäß von verschiedener Größe. Man bedienet sich selbiger besonders auf dem Lande bey der Feldarbeit zu Trinkgeschirren.

Läusekraut, Stephanskraut, Mäusepfeffer, Speichelkraut, Bißmünze, Stephenskörner, Staphisagria offic. Vaterl.: Istrien, Dalma-

Dalmatien, Calabrien, die Provence. Stengel: stark, aufrecht, haarig, 2 F. hoch. Blätter: handförmig, aus 5—7 stumpfen, an der Basis mit einander verbundenen, haarigen Lappen zusammen gesetzt. Blumen: an den obern Theilen der Stengel, in lockern Aehren, gewöhnlich blaßblau, obgleich aus dem Saamen zuweilen Pflanzen mit purpurrothen und anders gefärbten Blumen entspringen. Wegen der schönen Blumenähren unterhält man die Pflanze in den Gärten im freyen Lande, und man kann sie durch die Zertheilung der Wurzel leichtlich vermehren. Der Saame aber wird nicht völlig reif, bleibt zu klein, und keimet nicht. Man muß sich daher guten Saamen aus Italien kommen lassen.

Den Saamen findet man in der Apotheke, er purgiret heftig; weil aber dieses nicht ohne Gefahr seyn kann, soll man den innerlichen Gebrauch unterlassen. Aeußerlich gebraucht man ihn unter die Zugpflaster, ingleichen als ein ätzendes Mittel, das wilde Fleisch der alten Geschwüre wegzunehmen. Andere bedienen sich desselben bey Zahnschmerzen, um den zähen Schleim aus dem Munde wegzuführen; allein auch dieses ist unsicher, weil daraus leicht Entzündung und andrer Schaden entstehen kann. Der gewöhnlichste und nützlichste Gebrauch ist, mit dem zu Pulver gestoßenen Saamen die Läuse zu vertreiben, oder vielmehr zu tödten. Man pflegt das Pulver entweder trocken aufzustreuen, oder in Essig zu weichen, oder mit Oel zu vermischen, und damit die Haare zu bestreichen. Weil die gemeine, aus Queckſilber bereitete Läuſesalbe leicht schädliche Folgen nach sich ziehen kann: ist es am allersichersten, diesen Saamen, mit Kokelskernen vermischt, und beydes zu Pulver gestoßen, auf den Kopf zu streuen, und den Tod des Ungeziefers gewiß zu erwarten. Eben dieser Saame zu Pulver gestoßen, mit einem Mehlteig vermischt, ist zur Tödtung der Ratten und Mäuse gleichfalls das sicherste Mittel, indem man Kugeln daraus macht, solche trocknet, und da hinlegt, wo dieses Ungeziefer seinen meisten Aufenthalt hat.

Lage, wird von der guten oder schlechten Gelegenheit eines Ackers, Gartens, Weinberges, Wiese, Gebäudes oder ganzen Gutes gebrauchet. In Niedersachsen heißt bey der Bienenzucht **Lage** eine so große Anzahl Bienenkörbe, als an einem Orte neben einander gestellet zu werden pflegen, und von einer Person gewartet werden können; eine Lage Bienen, Lacht, oder Bienenlage.

Lager, zu Lager gehen, sagt man in der Landwirthschaft vom Getreide, wenn es sich, wegen allzu großer Fettigkeit (Geile) des Erdbodens, oder zu starker Düngung, niederlegt, und **Lager** wird, oder durch vielen Regen nieder geschlagen wird. An einigen Orten wird das Korn, wenn es gut aus dem Winter gekommen, und man befürchtet, daß es künftig Lager werden möchte, bis Lichtmessen mit den Schaafen überhütet. Bemerkt man im April oder May, daß der Weizen Lager werden dürfte: so wird er in Zeiten geschröpfet, d. i. die Spitzen werden mit der Sense abgemähet, nur nicht zu tief, wenn er bereits in die Kiele treten will. Der Roggen, weil er früher in die Höhe gehet, muß früher als der Weizen geschröpfet werden. Auch die Gerste wird an einigen Orten geschröpfet, wo man das Lagerwerden derselben befürchtet.

Lager, 1) sind in den Kellern starke vierkantige gehauene Bäume, auf welchen die Fässer liegen. 2) Die Lage eines Steines im Steinbruche; **weiches Lager**, welches über sich siehet; **hartes Lager**, das unter sich siehet. 3) Das Lager eines Schlußsteins ist die Fugeseite desselben. 4) Bey hölzernen Brücken heißt der Boden mit seiner Aufschüttung **Brückenlager**. **Bett** aber sagt man bey Kanälen, Wasserhaltern, Flüssen und Ströhmen, und man versteht darunter den Grund von Sand, Thon, oder besonders bey Wasserbehältern das Pflaster, das aus in Cement gesetzten Steinen besteht.

Lager, bey der Jägerey, der Ort, wo sich des Nachts, auch bey Tage, die Thiere, als: Schweine, Wölfe, Dachse, Biber, Füchse, Iltisse, Marder, Igel u. dgl. zur Ruhe legen. Von dem Hirsche, weil er mehr sitzt, ist **Bett**, **Sitz** und **Ruheplatz**; und von dem Hasen sowohl **Lager** als **Sasse** üblich. Bey den Rebhühnern versteht man unter diesem Worte diejenigen, welche sich zugleich mit einander nieder zu thun pflegen: Ein Lager Hühner.

Lagerbalken, ins Gevierte gehauene Hölzer, welche bey dem Rost einer Schleuse, eines Wasserwehres u. dergl. nach der Länge gelegt werden. Auch nennt man so diejenigen **Balken**, worauf das Dach seine Haltung hat.

Lagerbier, ein Bier, welches im März auf das Lager gebrauet wird. Es wird an Malz und Hopfen stärker, als insgemein, gemacht, damit es sich den Sommer hindurch, ohne sauer zu werden, halten möge. Die an dem Churkreise gränzende Stadt Treuenbriezen in der Mark brauet von jeher dergleichen Bier, welches dunkelbraun, sehr klar und rein ist, und auf Flaschen oder Bouteillen abgezogen, 5—10 Jahre und länger, nicht nur gut bleibet, sondern mit den Jahren, wie der Wein, immer besser wird.

Lagerbuch, **Lager-** und **Sahlbuch**, ein öffentliches, auf obrigkeitliche Veranstaltung angefertigtes, Register, in welchem alle liegende und stehende Güter einer Stadt- oder Dorfgemeine, und eines jeden Unterthan, eingezeichnet sind, und daher fidem publicam hat. Das **Lagerbuch** soll eigentlich dazu dienen, daß man die Grundstücke, so wie sie in der Flur und deren Strecke auf einander liegen oder folgen, mithin bloß nach ihrer Lage, sogleich finden könne; daher selbiges auch das **Findebuch** oder **Fundbuch**, und wenn es nur das Verzeichniß von einer mäßigen Flur enthält, das **Flurbuch** genannt wird. In dieser Absicht wird es bloß nach Anleitung des Grundrisses verfertigt, und ein jedes Grundstück bekömmt in dem Lagerbuche eben diejenige Nummer, die es im Grundrisse hat. Das damit verknüpfte **Sahlbuch** hingegen soll den Endzweck haben, daß man aus demselben sowohl die sämmtlichen Pertinentien eines jeden Hauswirthes, als auch die darauf haftenden Steuern, Abgaben und Beschwerden bey einander ersehen könne. In dieser Absicht werden die Unterthanen, einer nach dem andern, d. i. nach den einer jeden Haushaltung beygelegten Buchstaben des Alphabets, aufgeführt; und man bezieht sich jederzeit, wegen der Ausmessung und übrigen Bewandnisse, auf die Nummer, womit daselbst das Grundstück bemerkt ist.

Lagerholz, 1) im Forstwesen, umgefallene, oder vom Sturmwinde umgeworfene Bäume, welche nicht abgeführet worden, sondern im Walde liegen geblieben sind. 2) Beym Bauwesen, die Unterlager von Hölzern, worauf man etwas leget oder stellet; z. B. wenn über einem Gewölbe ein Fußboden von Bretern gemacht werden soll, werden zuvor Lagerhölzer gelegt, um die Breter darauf zu nageln.

Lagerobst, Obst, welches sich bis zum und durch den Winter aufbehalten läßt; Winterobst.

Lagerscheit, im Forstwesen, die aus den Stämmen der Bäume geschlagene Scheite Brennholzes; heißen auch Kernscheite, zum Unterschiede von Stockscheiten aus den ausgerotteten Stöcken.

Lagerstöcke, Bienenstöcke, welche nach der Länge liegen, zum Unterschiede von stehenden Bienenstöcken, Ständerstöcken oder Ständern.

Lagerwand, der Grund, worauf die Zimmerhölzer gesetzt oder gelegt werden, der ihnen gleichsam zum Lager dienet.

Lagerwein, Wein, welcher sich hält, sich auf das Lager legen läßt.

Lagerwuchs, der allzu geile Wuchs des Getreides, welcher macht, daß es Lager wird, oder sich niederlegt.

Laich, Fischlaich, der von den Fischen weiblichen Geschlechts ausgelassene Rogen, oder auch Ragen, woraus hernachmals, wenn das Männchen seine Milch darüber ausgegossen, die kleinen Fischchen hervor kommen. Die meisten Fische laichen von Ostern bis Jacobi; daher binnen solcher Zeit das Fischen unterlassen, und, nach Vorschrift unsrer alten Fischerordnungen, keine Netze, noch Fischgarne, bis zu Ende des Jul., in die Fischwasser gebracht werden sollen.

Lambris de demi-révêtement, **halbes Tafelwerk**, welches nur bis an die Brusthöhe des Fensters geht, der obere Theil aber mit Tapeten bedeckt wird.

Lame de plomb, eine dünne Bleyplatte, welche man unter die Quadersteine, Statt des Kalkes, legt.

Landgut, ein Grundstück, welches aus Ackerland, Gärten, Wiesen und Triften, nebst den dazu gehörigen Gebäuden, und der nöthigen Viehzucht, besteht, besonders wenn es jemanden zugehöret, welcher nicht eigentlich zum Bauernstande gehöret. Es hat entweder bloß diese wesentlichen Theile, die, wenn es nicht fehlerhaft seyn soll, in gehöriger Proportion mit und unter einander verknüpft seyn müssen, oder es kommen noch zufällige Pertinenzstücke dazu, als: Wälder, Brau- Jagd- Mühlen- Fischereygerechtigkeit, Gerichtsbarkeit, Dienste u. s. f. Ist ein solches Gut ein Lehen eines Andern: so heißt es ein **Lehen**, oder **Lehngut**, zum Unterschiede von einem **Allodial- Erb- oder eigenthümlichen Gute**. Ist es niemanden mit Lehenspflicht zugethan: so heißt es ein **freyeigenes Gut**, oder **Freygut**. Ist der Besitzer des Gutes dem Lehensherrn zu Ritterdiensten verbunden, und außer demselben von allen Lasten befreyet: so heißt es ein **Rittergut**; die dazu gehörigen Felder aber heißen **Ritterfelder, Ritteracker**; der Hof, d. i. das Wohnhaus, mit dazu gehörigen Wirthschaftsgebäuden und dem Hofraume, heißt der **Ritterhof** oder **Rittersitz**; eine Hufe aber, in so fern sie zu einem Rittergute gehöret, oder, außer

dem Ritterdienste, von allen übrigen Beschwerden frey ist, die **Ritterhufe**.

Wenn ein Landgut **vollständig** seyn, oder seine **Consistenz** haben soll: so müssen 1) alle zur Landwirthschaft nöthige Ländereyen und Gebäude in solchem Verhältnisse beysammen seyn, daß sie, ihrer Anzahl und Größe nach, zur Erreichung einer einträglichen Landwirthschaft hinreichen. Und wie bey der Vollständigkeit nichts Nöthiges fehlen darf: so muß hingegen auch kein überflüßiges, und noch viel weniger ein schädliches Stück vorhanden seyn, oder es müssen beyde Arten der Stücke sich leicht verbessern oder veräußern lassen. 2) Man muß so viele und geschickte Leute haben, daß keine Arbeit unterbleibe, oder zu langsam, zu spät und zu ungeschickt geschehe. 3) Auf dem Landgute muß man die, zur Benutzung desselben, nöthige Gattung und Anzahl des **Viehes** mit Nutzen darauf halten können. Ohne Vieh und dessen Zulänglichkeit ist vom Ackerbaue wenig oder nichts zu erhalten. Die Viehzucht ist sogar oft das Hauptwerk oder der größte Theil der Nutzung eines Landgutes. 4) Ein Landgut muß alle mögliche **Gerechtigkeiten** haben, d. i. Rechte, die ein jedesmaliger Besitzer des Landgutes auszuüben hat; **Dienstbarkeiten**, (Servituten) sind hingegen diejenigen Rechte, die ein Fremder auf dem Landgute auszuüben hat. Diese sind unter die Beschwerden zu zählen. Jene können entweder zur Gewinnung der Naturalien auf dem Landgute, oder zur Benutzung derselben, durch Veredlung oder auf andre Weise, Nutzen bringen, als: Hof- oder Frohndienste, Jagdgerechtigkeit, Braugerechtigkeit, Mühlen- oder Mahlzwang, Zinsfrüchte u. s. w. Von Beschwerden, wohin die öffentlichen Abgaben und dergleichen onera publica, desgleichen Triftgerechtigkeit, Dienstbarkeiten, Gemeinheiten, welche Zank veranlassen, und in Verwaltung eines Theiles des Gutes die Hände binden ꝛc. gehören, muß es so frey, als immer möglich, seyn. Ein Landgut ist noch so viel werth, wenn es solche nicht hätte, als es mit denselben werth ist. 5) Das Landgut ist desto besser, wenn auch die **Nebenumstände** vortheilhaft sind. Hier sieht man auf die Landesart und Gewohnheit im Arbeiten, Bestellen des Landes, Füttern und Speisung; ferner darauf, was man für Leute zu Gesinde und Arbeitern haben könne, ob sie in hinreichender Menge zu haben; ob sie geschickt, eigensinnig, stolz, träge seyn oder nicht; wie sie belohnt und gespeiset werden, wohlfeil oder kostbar; ob sich durch sie Aenderungen und Verbesserungen ausführen lassen; ferner, ob man Schmiede und andere erforderliche Handwerker auf dem Gute oder in der Nähe habe, und für welchen Lohn sie arbeiten; was für Nachbarn man habe, böse oder gute; was für Gelegenheit zu Baumaterialien, und wie kostbar das Bauen sey; was für Gelegenheit zum Absatz der gewöhnlichen Materialien sey; ob ein großer Ort, eine Stadt, wo viel Aufwand ist, in der Nähe sey; oder ob man auf einem schiffbaren Flusse, oder auf guten Straßen die Naturalien zum vortheilhaften Verkauf leicht verführen könne; wie die Preise der Dinge in der Nachbarschaft seyn, wonach sich die Preise beym Ein- und Verkaufe richten; wie die Sicherheit vor Dieben ꝛc. beschaffen sey; was für Mängel, Unbequemlichkeiten, und oft vorkommende Unglücksfälle an der Nutzung der Stücke des Gutes hindern; ob die Haushaltung leicht zu dirigiren und zu führen sey; ob die Ländereyen nahe bey dem Hofe unter den Augen liegen, und wie die

Wege dahin beschaffen seyn, so, daß Knechte und Mägde gleich an die Arbeit gehen, und alles leicht und bald auszuführen sey; wie das Holz zur Feuerung und zum Geschirr zu bekommen sey. 6) Ein Landgut ist allein in so fern für ein gutes anzusehen, wenn, über Abzug aller zur Verwaltung des Gutes unentbehrlicher Unkosten und aller Abgaben, wenigstens die Interessen aus dem Capital, welches im Landgute steckt, übrig bleiben, oder doch es dahin zu bringen ist.

Zum Anlegen oder zur Erbauung neuer Landgüter ist in unsern Ländern schwerlich mehr Raum oder Gelegenheit zu finden. Es sind daher nur drey Wege zu Erlangung eines Landgutes offen: durch Erbschaft, durch Tausch oder durch Kauf. Im ersten Falle nimmt man mit seinem Erbe für lieb; in den beyden andern Fällen aber muß man sich durch gewisse Vorsichtsregeln leiten lassen. Man findet in der Krünitzischen Encyclopädie B. 59. S. 619. die aus einigen bewährten Schriftstellern angeführten vorläufigen Fragen, deren Beantwortung man sich und Andern berichtiget oder berichtigen läßt, um die völlige Beschaffenheit eines zu verkaufenden Gutes zu erforschen.

Wenn ein Käufer das Gut selbst, auch mit Zuziehung redlicher Landwirthe derselben Gegend, besehen, und sich nach allen Umständen erkundiget hat: fordert er vom Verkäufer einen vollständigen, ordentlichen und richtigen Kaufanschlag, prüfet vor sich, oder, wenn er unerfahren ist, mit Zuziehung einsichtiger Freunde, denselben durch genaue Untersuchung der Grundstücke, des Ertrages, der angesetzten Unkosten und Preise, wie auch, ob nicht einerley Sache unter verschiedenen Titeln zwey Mal in Anschlag gebracht worden ist, z. B. Wiesen, Weiden und Triften besonders, und die Viehnutzung auch wieder besonders; desgleichen, ob keine Abzüge, Beschwerden rc. ausgelassen sind, und macht einen Gegenanschlag, welcher gemeiniglich das erste Geboth zu seyn pflegt. Bey dem Kaufe selbst soll es sich der Käufer nicht abmerken lassen, wie sehr ihm um das Landgut zu thun sey, oder sich von einer ihm eigenen Hitze zu weit verleiten lassen, da er denn in solchem Falle am besten thun wird, wenn er durch einen vertrauten Freund darum handeln läßt.

Bey dem Kaufe eines Landgutes bemerke der Käufer folgende 4 Regeln: 1) Man kaufe lieber ein gutes Landgut theurer, als ein schlechtes, welches nicht so leicht, oder so bald, in ein recht gutes dauerhaft zu verwandeln ist, wohlfeiler. Was man an Kaufgeld erspart, ist nur ein scheinbarer Gewinn. Man kann zwar ein schlechtes Erdreich durch Dünger rc. verbessern, aber selten so, daß es theils nicht immer, theils aber öfters diese Verbesserung und Hülfe nöthig hätte. Man kaufe also ein Landgut von gutem Boden lieber, als daß man ein schlechtes mit eben den Kosten verbessern wolle, mit welchen man, wenn man sie zum Kaufgelde für das schlechte Gut angelegt hätte, ein gutes würde gekauft haben. Ein gutes giebt leicht sogleich einen größern Ertrag. Schlechte Felder können Leute, die sie mit ihrer selbsteigenen Handarbeit bearbeiten, vortheilhafter verbessern, als diejenigen, welche es mit Hof- oder Frohndiensten, Gesinde und Taglöhnern thun müssen, es wäre dann der höchst seltene Fall, daß man Hof- oder Frohndienste im großen Ueberflusse hätte oder haben könnte. 2) Die Summe aller jährlichen Ausgaben muß von der Summe aller jährlichen Einkünfte aller Stücke des

Gutes abgezogen, und der Ueberschuß zu einem Capital erhöhet werden, welches Capital dann der Werth des Gutes ist. Hier ist nun selten möglich, daß man 5 pro Cent als Zinse rechnet. So viele Unglücksfälle, Mißwachs, u. dergl. so viele unvermuthete Ausgaben machen, daß man auf eine lange Reihe von Jahren selten mehr, als 3 bis 4 vom 100 des im Gute stehenden Capitals rechnen darf, und also in diesen Fällen gedachten Ueberschuß nicht mit 20, sondern mit 33 1/3, oder mit 25, multipliciren, und so zum Capital erhöhen muß. 3) Bey richtigen und unstreitigen Gütern thut der Käufer besser, wenn er die Bezahlung dafür auf einmal leistet. Befürchtet man hingegen nachtheilige Ansprüche, welche etwa von dem Verkäufer verschwiegen worden sind: so ist es sicherer, daß man sich vergleicht, die Zahlung entweder in Nachfristen zu thun, oder so viel in Händen zu behalten, daß man sich in ereignendem Falle seines Schadens daran erholen könne. 4) Je mehr man baares Geld bey Antretung eines Gutes, zur Bestreitung der Ausgaben bis zum vortheilhaften Verkauf der gewonnenen Naturalien, und den etwa zu machenden Meliorationen in Händen hat, desto besser ist es.

Es kommen bey dem Kaufe der Landgüter folgende vier ökonomische Streitfragen vor: 1) Ob es für einen neu angehenden Landwirth besser gethan sey, schon vorhin in guter Cultur stehende Güter, oder solche, die von den vorigen Besitzern schlecht bewirthschaftet, oder wohl gar zu Grunde gerichtet worden sind, zu kaufen? 2) Ob es rathsamer sey, ein Landgut, welches in einer Gegend, die starken und vorzüglich fruchtbaren Boden hat, oder ein anderes, wobey nur ein guter Mittelboden befindlich ist, zu kaufen? 3) Welches, außer dem Ackerbau und Wiesewachs, diejenigen Wirthschaftstheile seyn, die bey einem Landgute nothwendig und unentbehrlich sind? 4) Ob die auf der Höhe, oder in den Niederungen und Bruchgegenden liegende Landgüter nutzbarer oder vortheilhafter seyn? Man findet diese Streitfragen in Benekendorfs Oeconomia forensi folgendermaaßen entschieden:

Gutachtliche Entscheidung der ersten Frage: 1) Landgüter, die besonders in ihren Gebäuden zu Grunde gerichtet sind, zu kaufen, ist schlechterdings nicht rathsam, weil die darauf zu verwendenden Kosten den Ertrag des Gutes auf keinerley Weise erhöhen, auch sehr leicht den Werth des ganzen Gutes unverhältnißmäßig ausfallend machen können; es wäre denn, daß sämmtliche, zur Wiederherstellung derselben erforderliche Kosten in dem Gutsanschlage auf das genaueste berechnet, und von dem Werthe des Nutzungscapitals abgezogen worden wären. 2) Da die meisten Landgüter, auf welchen eine dergleichen Verwüstung der Wirthschaftsgebäude angetroffen wird, in Conkurs zu stehen, und folglich von den Landesgerichten öffentlich feil geboten zu werden pflegen: so muß den Abschätzungskommissarien solcher Güter ausdrücklich aufgegeben werden, daß sie den Betrag der Bau- und Reparaturkosten auf das genaueste auszumitteln, und von dem Nutzungskapitale des Gutes abzuziehen haben, damit kein Käufer darunter in Ungewißheit gelassen werde, sondern in allen Fällen, wie er sein Geboth nach der Beschaffenheit der Gebäude einrichten solle, gehörig unterrichtet seyn möge. Fides publica, oder gerichtliche Treue und Glaube, so allen unter richterlicher Autorität vorgenommenen Handlungen gebührt, macht dieses nothwendig. 3) Ein Landgut, auf welchem

welchem alle nutzbare Wirthschaftsrubriken in Unordnung gerathen und verwüstet worden sind, kann ebenfalls niemanden, der die Wahl zwischen ruinirten und cultivirten Gütern hat, zu kaufen angerathen werden, indem auf dergleichen durchgehends zu Grunde gerichteten Gütern keine Gelegenheit vorhanden ist, die in einer Rubrik verloren gehende Einkünfte durch eine andere zu ersetzen, weil sie insgesammt unnutzbar geworden sind. Vielmehr ist es in solchem Falle vernünftig, schon vorhin cultivirte und in gutem Stande befindliche Güter, ihres höhern Preises ungeachtet, vorzuziehen, zumal auch öfters auf diesen durch eine geschickt angebrachte Industrie noch allemal Verbesserungen möglich sind. 4) In den Kauf solcher Güter, auf welchen in wichtigen und unentbehrlichen Wirthschaftstheilen Veränderungen, welche die Substanz derselben selbst betreffen, vorgefallen sind, muß ein vernünftiger Landwirth sich nicht einlassen, weil in solchen Fällen alle Verbesserung unmöglich ist. 5) Ein gleiches ist auch alsdann zu beobachten, wenn es dem zu erkaufenden Landgute an Mitteln fehlet, die in einer oder andern Wirthschaftsrubrik vorgefallene Verwüstung zu heben, und das darunter Vernachläßigte wieder in den vorigen Stand setzen zu können; wobey ein außer Düngungsstand gerathener Ackerbau ohne vorhandenen genugsamen Wiesewachs zum Hauptbeyspiel dienen wird. 6) Landgüter, die in ihren bisher im Gange gewesenen Wirthschaftstheilen so wenig, als in ihren Gebäuden, außer Kultur und Ordnung gerathen sind, auf welchen es aber verschiedene wüste und leere Plätze giebt, von welchen durch eine vernünftig angewandte Industrie eine bessere Nutzung, mit Zuverläßigkeit, zu hoffen ist, zu kaufen, kann zwar nicht abgerathen werden; indessen sind doch dergleichen wüste und unnutzbar gebliebene Plätze bey dem Kaufe nach keinem höhern Werthe, als ihre gegenwärtige Nutzung beträgt, anzunehmen, indem die Früchte der daran gewandten Industrie nicht dem vorigen Besitzer des Guts, sondern nur dem Käufer, der sein Geld und Kosten daran gewagt hat, zu Nutze kommen können. Hierdurch werden die Fälle, in welchen auch ein ruinirtes Gut zu kaufen rathsam werden kann, zur Genüge bestimmt seyn. Uebrigens aber bleibt es eine unstreitige Wahrheit, daß ein Käufer bey einem schon vorhin im guten Stande befindlichen Landgute, wenn er solches für einen Preis, der ihm die Interessen seines Kapitals gewähren kann, erhält, jederzeit weit sicherer geht, als wenn er sein Vermögen auf ruinirte Güter, in der ungewissen Hoffnung, davon große Vortheile zu ziehen, blindlings waget.

Gutachtliche Entscheidung der zweyten Frage. Die Erfahrung lehret, daß zwischen den in starken Ackergegenden belegenen, und den nur mit einem guten Mittelboden versehenen Landgütern ein wohl gegründeter Unterschied zu machen ist. Sind, wie es gewöhnlich so ist, die Güter im starken Boden mit vielen Lasten und nothwendigen Ausgaben beschweret, und gehen diese fort, wo das Gut in manchen Mißwachsjahren nur sehr wenig einbringt: so muß das dazu erforderliche baare Geld, wenn solches nicht aus dem Gute selbst genommen werden kann, mit vieler Beschwerlichkeit auf andere Weise herbey geschafft werden. Dieses Bedenken vergrößert sich natürlicher Weise auf solchen Landgütern, auf welchen das Gerathen des Getreides gar zu sehr von der Witterung abhängt, folglich ein öfterer Mißwachs

zu-

zu befürchten ist. Ueberdieß lehrt auch die Erfahrung, daß in Gegenden von starkem Boden der Ackerbau gemeiniglich nur die einzige nutzbare Hauptrubrik zu seyn, und es hingegen an allen andern, ebenfalls nutzbaren, Wirthschaftstheilen, besonders aber an hinlänglichem Wiesewachs und dem benöthigten Bau- und Brennholze, zu fehlen pflegt. Wenn nun der starke Acker eben sowohl als der Mittelboden, wenn er in Würden bleiben soll, einer verhältnißmäßigen Düngung bedarf, solche aber bey dem Mangel des Wiesewachses, und dem daraus von selbst folgenden geringern Viehstande, sehr schwer fällt, das weite Herbeyholen des benöthigten Holzes auch mehr Gespann und Dienstvolk erfordert: so ist offenbar, daß auch hierdurch die Nutzbarkeit der in starken Ackergegenden belegenen Landgüter verringert wird; und es ist demnach für einen Landwirth, der die freye Wahl darunter hat, rathsamer, ein Landgut in einer guten Mittelgegend, als in solchen Gegenden, wo starker Boden ist, zu kaufen.

Gutachtliche Entscheidung der dritten Frage. Man kann annehmen, daß die verschiedenen Gattungen von Güterpertinenzien in Ansehung der Verbindung mit dem Zusammenhange der ganzen Landwirthschaft nicht alle gleich nothwendig und unentbehrlich sind, sondern viele nur bedingungsweise nicht wohl gemisset werden können. Man kann daher füglich von den nothwendigen und unentbehrlichen Pertinenzstücken eines Landgutes zwo verschiedene Classen machen. Zu der ersten muß man diejenigen rechnen, die in allen Fällen schlechterdings nothwendig und unentbehrlich sind. Hieher gehören: 1) Ein verhältnißmäßiger Ackerbau; 2) ein verhältnißmäßiger Wiesewachs und Hütung; 3) das benöthigte Bau- und Brennholz; 4) mit der Menge des Gesindes sowohl, als auch Viehstandes verhältnißmäßige Obst- und Küchengärten; 5) die Jagdgerechtigkeit; 6) die Gerichtsbarkeit; 7) das Patronatrecht, und 8) eine verhältnißmäßige Menge von Spann- und Handdiensten. Zu der 2ten Classe sind diejenigen Gerechtigkeiten und Gutspertinenzien zu rechnen, welche blos in Rücksicht anderer schon vorhin bey dem Gute befindlichen Wirthschaftsstücke, und folglich bedingungsweise, nothwendig und unentbehrlich sind. Dahin gehören: 1) die eigene Mühlengerechtigkeit auf Gütern, bey welchen eine große Consumtion von Getreide, besonders aber eine mit dem Schankrechte verbundene Braugerechtigkeit vorhanden ist; 2) eigene Kalk- und Ziegelöfen, besonders die letztern, (weil die erstern, da der Kalk theils in wenigerer Menge nöthig ist, theils aber auch an den meisten Orten mit leichter Mühe angeschafft werden kann,) in Ansehung solcher Güter, deren Wirthschaftsgebäude massiv und mit Ziegeln gedeckt sind; endlich 3) die Theeröfen; Pottaschsiedereyen und die Kohlbrennereyen, auf solchen Landgütern, wo ein Ueberfluß von abgestandenem Brenn- und Lagerholz ist, welcher sonst auf keine vortheilhafte Weise in Geld gesetzt werden kann.

Gutachtliche Entscheidung der vierten Frage. Es ist unläugbar, daß, in glücklichen Jahren, die in der Niederung liegenden Landgüter ihre Besitzer weit geschwinder, als die auf der Höhe belegenen reich machen können; gewiß aber ist es auch, daß sie in unglücklichen Jahren dem Verderben weit mehr ausgesetzt sind. Wenn nun bey der Nutzung aller ländlichen Besitzungen nicht bloß auf die möglichen Vortheile, sondern auch auf die damit verknüpf-

ren Gefahren, Rücksicht genommen werden muß: so kann denen in der Niederung belegenen, Gütern, wenn sie gleich zu gewissen Zeiten eine stärkere Einnahme, als die auf der Höhe belegenen, gewähren können, der Vorzug nicht gegeben werden, weil sehr oft dasjenige, was in einem Jahre überflüßig gewonnen worden ist, in den folgenden 3 Jahren verloren geht, auch wohl gar die Substanz der Grundstücke auf beständig zerrüttet und unbrauchbar gemacht wird. Sind gleich die in der Höhe liegenden, und mit einer verhältnißmäßigen Weide und Wiesewachs versehenen Landgüter von einem weniger in die Augen fallenden Ertrage: so ist derselbe doch jederzeit weit sicherer und zuverläßiger. Die Besitzer derselben sind zwar ebenfalls nicht vor allen Unglücksfällen sicher; es ereignen sich diese aber auch weit seltener, sind auch niemals so verderbend, als auf den Bruchgütern, und können durch nachfolgende glücklichere Jahre allemal wieder ersetzt werden. Ist gleich der Wiesewachs auf hohen Landgütern nur selten so nahrhaft, und die Viehzucht niemals so beträchtlich, als in Bruchgegenden: so ist jener dagegen für alle Viehgattungen weit gesunder, und folglich letztere weit sicherer. Alle diese Umstände machen, daß die hohen Landgüter, die mit einem Mittelboden und mit hinlänglichen Feldwiesen versehen sind, den in der Niederung belegenen, wenn ein Landwirth sein Gut bloß als Landwirth, und nicht als Kauf- und Handelsmann bewirthschaften will, vorzuziehen sind. In Ansehung der auf der Höhe liegenden, weder mit hinlänglicher Weide, noch mit Wiesewachs versehenen Landgüter, ist es zwar ein sehr wichtiger Vortheil, wenn dieser Mangel durch Erwerbung eines in der Nähe belegenen Bruchgrundstückes gehoben werden kann; niemals aber wird eine wahre und wesentliche Verbesserung eines solchen Landgues dabey erfolgen, wenn das dazu gekommene Bruchgrundstück dermaaßen weit davon entlegen ist, daß weder der Viehstand das ganze Jahr hindurch auf dem letztern bleiben, noch auch das nöthige Heu anders, als mit vieler Beschwerlichkeit und von weitem her, angefahren werden kann, so daß im entgegen gesetzten Falle die Sommerstallfütterung, nebst dem damit verbundenen Kleebaue, wohl allemal zweckmäßiger und vortheilhafter seyn möchte.

Landstand, ein Stand eines Landes, oder einer Provinz, welcher das Recht hat, auf Landtagen zu erscheinen, und daselbst über Landesangelegenheiten zu stimmen. Daher landständisch oder nur ständisch, den Landständen gehörig, in ihrer Eigenschaft und Würde gegründet.

Landveste, Land- oder Uferbefestigung, Grundbett, Vernätherung, die Bedeckung des schrägen Ufers mit Faschinen.

Landwehr, Landesmark, Landgraben, Landgrenze, die, durch aufgeworfene Gräben, gepflanzte Hecken, Land- Grenz- und Mahlsteine oder aufgeworfene Mahlhausen und verwahrte Grenze eines Gebiets. Insonderheit heißen Landwehren gewisse an den Hauptgrenzen aufgeworfene weite und tiefe Graben, auf deren Dämme Dornhecken angelegt oder von sich selbst aufgewachsen sind.

Langbünde, diejenigen Steine, welche nach der Länge die Mauer binden, oder so zu liegen kommen.

Lanziren. Wenn bey der Parforcejagd der angegebene Hirsch angejagt werden soll: so ziehet ein Piqueur mit einem Leithunde dem Hirsche auf seiner Fährte nach, bis er ihn sprenget, und hängt ihm so lange nach, bis ihn die andern Jäger erkennen, und mit ihren bey sich habenden Hunden anjagen.

Lappen, 1) Tücher, zu Umstellung einer Jagd; 2) die fleischichte Haut an einem Rinde, welche den Wanst ausmacht, welches auch der dicke Lappen genannt wird; was aber von den Schlächtern aus dem Bauch weiter unten gehackt wird, heißt der dünne Lappen; 3) die beyden Abtheilungen eines Saamenkorns, welche das in der Erde sich in Milch verwandelnde Mehl enthalten.

Lappen, 1) die vorspringende Stücken eines eisernen Bandes zum Kofferbeschlage, welche gemeiniglich mit künstlichen Ausschweifungen zum Zierrath versehen sind. 2) **Lappen der Stangen,** ein Stück Eisen, welches wie ein Lappen gebildet ist, und an der Stange eines Pferdezaumes zum Zierrath dienet.

Lappreißer, bey der Jägerey, kleine Stöckchen von festem Holze, etwa 1¼ Elle lang, damit sie, wenn sie eingesteckt, wenigstens eine halbe Elle über der Erde hervor ragen. Es werden bey dem Verlappen die Federlappen daran gehänget.

Lappstatt, wenn der Jäger etwas bestättiget, oder auf dem Schnee kraiset, und solches mit Tuch- oder Federlappen umstellet. Auch kann man des Nachts die größten Wälder verlappen, und dem Wildpret nur ein Stück Holz, wo es starke Dickichte hat, eingeben, um am Tage über zu stellen.

Larven, bey der Jägerey, 1) die eingeschnittenen Kerben oben auf den Forkeln oder Stellstangen, worinn die obere Leine von dem Jagdzeuge zu liegen kommt. 2) Auf den Stangen des Vogelheerds, die von festem Holz gemacht, unten spitzig und oben breit sind, von oben hinein über 1 Z. tiefe zween Sägeschnitte, die ausgemeißelt werden, damit es eine Kerbe giebt. Durch die Backen der Kerbe werden zwey Löcher gebohrt, welche genau auf einander treffen, daß man die Schlagstecken auf dem Vogelheerd durch ihre Hülsenlöcher mit einem eisernen Nagel befestigen, und mit den Vogelwänden auf- und niederziehen kann.

Laschen, beym Mühlenbau, diejenigen Stücke Holz oder Bohlen, die über dem Wechsel zweyer Kranzstücke an einem Wasserrade zu liegen kommen, und mit hölzernen Nägeln auf dem Kranz befestiget werden, und also den Wechsel der Kranzstücke oder die Zusammenfügung verstärken und befestigen.

Laschenbreter. Die 3 Fuß langen Breter, die nach dem Cirkel des Mühlenrades ausgeschnitten, und von beyden Seiten da, wo zween Kränze oder Felgen eines Rades zusammen gezapft sind, aufgenagelt werden, um die Verzapfung zu befestigen und haltbarer zu machen.

Lathyrus, Platterbse. Die Arten dieser Gattung sind dauerhafte, krautartige, zaserwurzliche, kletternde Pflanzen, unter denen einige zur Verzierung der Lustgärten vorzüglich schickliche, oder wenigstens allgemein bekannte Blumenpflanzen sind, alle mit gablichen, kletternden, langen, dünnen, an einer Unterstützung viele Fuß hoch steigenden Stengeln, mit zweyblättrigen, gablichen Blättern, und

mit

mit schmetterlingsförmigen, sehr verzierend blühenden Blumen, welche lange, zusammen gedrückte, einen erbsenähnlichen Saamen enthaltende Hülsen hinterlassen.

1) **Breiter, zweyblättrichter Lathyrus, breitblättrige Platterbse, Winter- oder Bouquetwicke**, Lathyrus latifolius L. **Vaterl.** Europa, an Zäunen. **Wurzel:** dick, perennirend, erhebet sich an einer Unterstützung, 6, 8 bis 10 F. hoch. **Gabeln:** mit deren Hülfe die Pflanze hinauf klettert, zweyblättrig, die Blättchen lanzettförmig. **Blumen:** zahlreich, auf langen, vielblumigen Stielen, groß, wohlriechend, roth oder purpurroth, vom Jun. bis in den Oct.

2) **Wohlriechende Platterbse**, L. odoratus L. **Vaterl.** Sicilien. **Stengel:** an einer Unterstützung, 3—4 Fuß hoch. **Blumen:** an den Gelenken, auf langen, zweyblumigen Stielen, von vortrefflichem Geruche; Fahne, Schiffchen und Flügel von unterschiedener Farbe. **Sorten:** a) mit purpurrothen Blumen; b) mit weiß und rothen Blumen; c) mit ganz weißen Blumen.

3) **Tangierische Platterbse. Vaterl.** Mauritanien. **Stengel:** an einer Unterstützung 4—5 Fuß hoch. **Blätter:** lanzettförmig, glatt, die Blattansätze mondförmig. **Blumen:** groß, die Fahne röthlich purpurroth, Schiffchen und Flügel blässer von Farbe, jedoch glänzend roth. **Hülsen:** lang, gegliedert.

Diese drey Pflanzen verdienen als Blumenpflanzen unterhalten zu werden. Die vorzüglichste ist zwar die erste, weil sie perenniret, und in der Flor lange fortfähret. Die beyden einjährigen blühen jedoch auch sehr verzierend, und sind vermittelst 3—4 Aussaaten den ganzen Sommer und Herbst in der Flor zu haben. Die perennirende Art kann auch im Herbste, Winter und Frühjahre verpflanzt werden; solche versetzte Pflanzen aber pflegen selten so gut zu arten, als unverrückt stehen gebliebene Pflanzen.

Minder wichtig, oder weniger allgemein bekannt, sind diese Arten: a) **blattlose Platterbse**, L. Aphaca L. b) **Nissolische oder gabellose Platterbse**, L. Nissolia L. c) **Syrische Platterbse**, L. amphicarpos; d) **rothe Platterbse**, L. Cicera L. Von dieser soll der häufige Genuß des Saamens Lähmung der Knie erregen; e) **knollige Platterbse**, L. tuberosus L., siehe Erdnuß; f) **steifborstige Platterbse**, L. hirsutus L.; g) **zweyblättrichter Lathyrus**, mit doppelt geflügelter Hülse, **Kichern, Deutsche Kichern**, zahme Platterbse, L. sativus L., hat blaue oder weiße, oder aus beyden gemischte Blumen. In Thüringen pflegt man selbige unter dem Namen **Kichern** auf dem Felde zu erbauen, und aus dem mehlichten Saamen Brey zu kochen; h) **Wiesenplatterbse, Honig- oder Vogel- oder gelbe, oder Zaunwicke, Wiesenkichern**, L. pratensis L., wächst bey uns in mancherley Grunde, auf den Wiesen, um die Wälder, in den Hecken, mit zweyblättrigen, sehr einfachen Gabeln und lanzettförmigen Blättchen. Die Blumen sind auf vielblumigen Stielen glänzend gelb. Diese Pflanze ist grün und getrocknet ein gutes Futter für das Vieh, und verdienet auf trockenen Wiesen angepflanzet zu werden; die Blumen werden von den Bienen häufig besuchet; i) **schmaler, zweyblätterichter Lathyrus mit geflügelten Stengeln, Waldplatterbse, wilde Erve, Waldkichern**, L. sylvestris L., wächst bey uns auf hohen, trocknen Oertern, geht mit der Wurzel

sehr tief, und kann zu Beziehung der Laubhütten, da sie über 8 F. hoch wächst, gebraucht werden; die Blumen sind röthlich purpurroth, und das Schiffchen lichter von Farbe, auch bey einigen Abänderungen weiß. Eine Pflanze von vortrefflichem Ansehen, die mehr geachtet werden würde, wenn nicht L. latifolius vorhanden wäre; k) Sumpfplatterbse, Bruch- oder Wasserwicke, L. palustris L., wächst auf sumpfigen Wiesen, hat eine ausdauernde Wurzel, und treibt 2 F. hohe, geflügelte Stengel. Die Gabeln sind vielblättrig, die Blattansätze lanzettförmig, die Blumen aber blaßpurpurroth oder bläulich, wohlriechend und den Bienen angenehm.

Latten, schmale, lange, breiter als dick geschnittene, eckichte Stangen, gemeiniglich von Fichten- oder Kiefernholz, derer man sich zu den Dächern, um die Dachziegel darauf zu legen, wie auch zu andern Dingen, bedienet. Gerissene Latten sind solche, die aus jungen gespaltenen Fichtenbäumen gemacht werden, derer man sich meistens nur zu Strohdächern bedienet.

Lattenhammer, ein Hammer, den man unterleget, wenn man auf die Latten etwas nageln will.

Lattenspicker, viereckichte spitze Nägel mit einem kleinen Kopf.

Lattnägel, flache Nägel mit zugespitzten Köpfen, welche davon den Namen haben, weil damit die Latten auf das Gesperre eines Daches, eines Gatters u. dgl. aufgeschlagen werden.

Laubband, ein Thürband, worinn das Blech nach allerley dem Laube ähnlichen Zügen ausgeschnitten ist, daher Laubenzug, ein Zierrath in den Blechen, in Gestalt eines Laubwerks.

Lauben, in Lustgärten angelegte und bedeckte Gänge oder Lusthäuschen, darunter man vor Sonnenschein und Regen sicher seyn kann. Sie werden aus dünnem Lattenwerk (Treillage) gemacht, und mit allerley Laubbäumen und Sträuchern von außen bepflanzet.

Laubholz, alle Bäume und Gebüsche, welche im Herbst abfallende Blätter haben. Das Laubholz wird auch Schlagholz genannt, weil es nach dem Abhauen wieder ausschlägt, welches von dem Nadelholze nicht geschiehet. Man theilet das Laubholz in hartes und weiches, außerdem aber noch 1) in fruchtbringendes, 2) in saamentragendes, und 3) in Laubholz, welches weder Früchte noch kenntlichen Saamen trägt. Zu der ersten Gattung gehören alle mögliche Obstbäume; zur zweyten Ahorn, Birke, Weißbuche, Erle, Esche, Fliegenbaum, Leinbaum, Linde, Masseller, Rüster oder Ulmenbaum, Spindelbaum; zur dritten Gattung die Aespe, der weiße und schwarze Pappelbaum, und alle Arten Weiden.

Lauch, Porrum. Von diesem Geschlechte beschreiben wir hier folgende Arten:

1) Hochblättrichter Lauch, Schnittlauch, Hollauch, Graslauch, P. sectivum, Allium schoenoprasum L. Eine bekannte Küchenpflanze, die am bequemsten durch die von den alten Klumpen abgenommene kleine Zwiebeln im Frühlinge vermehret wird, und 5—6 Jahre, ohne wieder umgepflanzt zu werden, stehen kann. Je häufiger man die Blätter schneidet, desto stärker und zärter

pflegen

pflegen sie wieder hervor zu schießen. Man kann damit die Gartenbeete einfassen, und das öftere Abschneiden der Blätter und Stengel macht die Einfassung schöner, als von Buchsbaum; unterläßt man aber das Beschneiden, und die Blätter wachsen zu hoch, werden solche von Wind und Regen aus einander getrieben, und erhalten ein verwirrtes Ansehen. Das Abschneiden soll aber nicht bey regnichtem Wetter geschehen, weil das Wasser in die abgeschnittenen Stengel und Blätter eindringt, und sie gelb macht. Gegen den Herbst überhaupt muß man die alten Blätter nahe bey der Erde abschneiden, und die Oberfläche des Beetes, wo sie stehen, mit frischer fetter Erde, etwa 1 Z. hoch, bestreuen, so werden sie desto besser und früher treiben.

2) Grasblätterichter Lauch mit fester Wurzel, grasblätterichter Knoblauch mit der festen Seitenwurzel, A. Ampeloprasum L. Die kugelförmige, dichte, fleischichte Zwiebel treibt unterwärts neue, um einander stehende, kleinere. Die Blüthdolde ist kugelförmig; die Blumenstiele lang und purpurfarbig; die Blumenblätter weißlich.

3) Porre', Spanischer Lauch, A. Porrum L., eine bey uns sehr beliebte Küchenpflanze. Wir haben Winter- und Sommerporre'. Die erste Art hält unter freyem Himmel die strengste Kälte aus; dahingegen die andere, der Sommerporre', nicht den geringsten Frost vertragen kann. Man säet ihren Saamen auf eine gegen die Sonne gelegene Rabatte von leichter und fetter Erde, oder, um sie früher zu haben, auf ein mäßig warmes Mistbeet, und begießt die kleinen Pflanzen von Zeit zu Zeit. Haben die Pflanzen gegen Johannis ohngefähr die Dicke einer Schreibfeder: so werden sie in ein gut gedüngtes, fettes Erdreich reihenweise, in Furchen 6 Z. auf allen Seiten aus einander, versetzt. Vorher aber müssen sie, damit sie leichter aus der Erde gehen, begossen werden. Die Hälfte der Blätter und Wurzelfasern schneidet man meist bis zum Knollen ab, drücke beym Einpflanzen die Erde mit dem Pflanzholze behende an, und begießt sie gleich darauf stark. Sie lieben die Feuchtigkeit sehr; wenn man sie daher einen Tag um den andern mit Wasser begießt: so werden ihre Blätter in wenigen Tagen länger werden und zu wachsen anfangen. Sind sie hernach stärker geworden: so muß man die aus den Furchen gezogene Erde zu beyden Seiten, längs den Reihen, um die Pflanzen herum, mit der Harke anziehen, und den Boden zwischen ihnen dann und wann auflockern. Stellt sich gegen den Winter die Kälte ein: so muß der Sommerporre' aufgegraben, und in einem trocknen Keller, oder in einem Gewächshause im Sande, verwahrt werden. Der Winterporre' aber kann bis zum May, da er anfängt zu schossen, in der Erde stehen bleiben. Will man Saamen ziehen: so wählt man gleich nach Ablauf des Winters, ehe die Stauden in die Höhe wachsen, einige von den besten aus, und setzt sie an einen warmen Ort reihenweise auf allen Seiten 1 F. weit aus einander. Bey guter Witterung treiben sie schon im May einen 4—5 F. hohen Stengel, der an der Spitze einen dicken Büschel mit glockenförmigen purpurfarbenen Blumen trägt. Wenn sodann die Saamenhülsen sich aufthun: schneidet man die Stengel ab, breitet sie einige Tage auf einem Tuche an der Sonne aus, hebt den von selbst ausgefallenen Saamen, welcher immer der beste ist, auf, und verwahrt den

übrigen, so wie den Zwiebelsaamen, in den Hülsen, ohne ihn auszuklopfen.

Läufer, Vorläufer, 1) eine Art Lockvögel, welche, außerhalb ihres Bauers, auf dem Vogelheerde angefesselt oder angestillt und hingestellt werden, um herum laufen zu können, damit die vorbey ziehenden Vögel, in Meynung jene seyn frey, sich um so viel mehr zum Einfallen in den Heerd bequemen. Zu großen Läufern nimmt man Mistler, Drosseln und Amseln; zu kleinen aber Finken, Quäker und dergl. Auf dem Heerd muß man einem jeglichen großen Läufer sein eignes Tröglein, mit Milch und Hirse, Kleyen ꝛc. angefüllt, in die Erde eingraben; den kleinen Läufern aber nur das Saufgeschirr vorsetzen, und das Fressen dazu hinstreuen; 2) die jungen Schweine, wenn sie abgesetzt worden, bis sie das erste Mal zugekommen sind; 3) der oberste Mühlenstein in einer Mühle, der auf dem Bodenstein herum läuft, und das Getreide zermalmet.

Läuferplatz, ist, beym Vogelfange, wo ein Strauch oder Busch zu einem Vogelheerde angelegt, und vorne und hinten, am jeden Ort und Ende, ein mäßiger Platz von grünem Rasen hingemacht wird. Einige Vogelsteller machen auch noch wohl einen mitten auf dem Busch. Auf diesen Plätzen werden nun die Vögel, wornach man stellen will, angefesselt oder angeläufert, um die Vögel gleicher Art auf den Heerd zu locken.

Läuferzug, beym Vogelfange, zween subtile, doch feste, schmale Streifen Leder, die dem Läufervogel oben an dem Leibe um jeden Flügel gemacht, und auch jedes besonders mit einem sauber geflochtenen Schnürchen befestiget werden, doch so, daß es den Vogel nicht reibt, sondern um die Flügel geräumig genug ist. Die Schnüre werden auf dem Rücken zusammen gebunden, und unten an selbigen ein kleiner Ring von Dracht mit einem Wirbel gemacht.

Lauer, Laurwein, Lurwein, Nach- oder Trestерwein, ein Getränk für das Gesinde in den Weinländern, welches, wenn der Most von den Trestern oder Weintrebern abgezapft ist, durch Aufgießung frischen Wassers und meistens auch durch nochmaliges Auspressen gemacht wird.

Lauf, ein lichter Platz, mit hohen Tüchern eingestellt, worauf der Herrschaft das Wild vorgejaget wird, damit es von derselben im Vorbeylaufen geschossen, gehetzt oder gefangen werden könne.

Lauf, ein vom Böttcher verfertigtes und um die Mühlsteine gesetztes Gefäß, daß, wenn der Läufer der Mühle darinn herum läuft, die gemahlene Frucht nicht heraus springen oder wegfliegen kann, sondern in dem Laufe bleiben, und in den Mehlkasten fallen muß.

Lauf, der hohle Theil eines Stiefels, oder andrer Wasserröhren, oder auch eines Deichels.

Laufbohnen, Laufschlingen, sind von verschiedener Art; alle aber werden auf den Erdboden in die alte Reh- und Schaafsteige gestellet, um allerhand wildes Geflügel darinn zu fangen. Sie werden auch Bodenschneißen genannt.

Laufel, so nennt der Jäger eine jede Schleife oder Schlinge zum Vogelfange.

Laufen, auf das Reizen, heißt bey dem Jagdwesen, wenn man sich vor ein Dickicht stellet, wo Füchse zu vermuthen sind, oder wo man sonst einen Fuchs gewahr wird, und man wie eine Maus zu pfeifen anfängt, oder wie ein Vogel schreyet, der sich gefangen hat, oder wie ein Hase quekket, wenn ihn die Windhunde erwischen; dann kommen die Füchse überaus gerne darnach; welches man auf das Reizen laufen nennt. Man kann auch die Hasen in der Rammelzeit dadurch gut herbey rufen, wenn man einen sachten Laut, wie ein Hase, von sich giebt.

Laufende Klafter, das Maaß einer Länge allein, ohne Hinsicht auf die Breite. Z. B. man sagt: diese Linie, diese Mauer, ist so und so viel Klafter lang.

Laufgerüst, ist bey der Maurerey das schräge Gerüst von Holz und Bretern, welches man von unten auf wie eine Treppe bis zum Baugerüste macht, um die Baumaterialien durch Tragen, oder Schubkarren, den Maurern zu zubringen.

Laufkugeln, kleine Kugeln, die man in der Geschwindigkeit in den Lauf eines Gewehres laufen läßt.

Lauflatten, Prieten, Rammenständer, im Bauwesen die 2 Ständer, an welchen der Schlägel einer Ramme herunter läuft, und in die Höhe gezogen wird.

Laufplatz, der Platz oder Raum an oder in einem Walde, welcher bey einem Hauptjagen zum Lauf (s. diesen) bestimmt ist.

Laufrad, Tretrad, ist in der Mechanik ein von 14 und mehrern Schuhen hohes Rad, welches einen breiten, mit Bretern bedeckten, Kranz hat. Das Rad ist an einer liegenden Welle mit den Radarmen befestiget. Inwendig im Rade sind Lattenstücke genagelt, auf welche die Personen, welche das Rad in Bewegung setzen sollen, treten. Dergleichen Räder werden gebraucht, schwere Lasten in die Höhe zu bringen.

Laufschmidt, ein Schmidt, der zu gewissen Zeiten an einem andern Orte, wo er zwar nicht wohnt, aber eine Werkstatt hat, arbeiten muß.

Lauft, ein Bein von einem Hirsch oder anderm wilden Thiere.

Lauft zum Abjagen, ein ebener, lichter Platz auf einer Wiese oder auf einem ausgeräumten jungen Schlage vor einem Jagen, wohin die eingestellten Hirsche oder Sauen vorgejagt werden.

Lauge, mit Salz geschwängertes Wasser, als: Alaun- Vitriol- Salpeter- und Aschenlauge.

Launen, bey Mahlmühlen der obere Balken, der über den Docken des Mühlengerüstes liegt.

Lauschnetz, Lückennetz, ist zwar, wenn es an die rechten Oerter, wo die Hasen ihren gemeinen Lauf haben, aufgestellet ist, zum Hasenfang sehr bequem, weil man sie ohne Mühe, gleichsam mit Lauschen, fangen kann; wird aber für ein unweidmännisches Jagdzeug gehalten, und zur Aasjägerey mit gezählet.

Laut, 1) der Jäger ist laut von Horn und Hals, wenn er gut schreyen und blasen kann; 2) die jagenden Hunde sind laut, wenn sie dabey bellen.

Lavendel, Lavandula Spica L. Man hat davon gewöhnlich zwo Abänderungen, den breitblättrigen und den schmalblättrigen Lavendel. Aus dem erstern, der mehr unter dem Namen **Spik** oder **Spike** bekannt ist, wird das bekannte Spiköl abgezogen; man bedienet sich seiner Blumen und Blätter, um der Wäsche und den Kleidungsstücken einen guten Geruch zu geben, und sie vor Motten zu bewahren. Eben dazu gebraucht man auch den schmalblättrigen, der gewöhnlich ausschließungsweise nur **Lavendel** heißt, und viel gemeiner ist, als jener. Man kann den Lavendel billig als ein nervenstärkendes Mittel, wodurch die geschwächten Kräfte der nervichten Fasern wieder her gestellet werden, annehmen. Die zähen Säfte des Leibes werden dadurch verbessert; daher man ihn vorzüglich bey Krankheiten, welche die Sinnen und die Bewegung betreffen, als: beym Schlage, der Lähmung, dem Krampf, Schwindel, der Schlafsucht u. dgl. zu gebrauchen pflegt. Auch empfiehlt man ihn in andern Krankheiten, welche von einer Schwäche der festen Theile entstanden sind, ingleichen als ein Schmerz stillendes Mittel bey den Schmerzen der Kindbetterinnen; auch will man angemerkt haben, daß solcher gekauet, vielen Speichel herbey locke. Der unrechte oder unmäßige Gebrauch kann aber doch auch leicht schädlich seyn, die festen Theile zu sehr reizen, und das Blut in Wallung und Hitze setzen. Man bedienet sich selten der Blätter, und erwählet gemeiniglich die Blüthe. Diese pflegt man auch getrocknet aufzuheben, mit andern schicklichen Sachen zu vermischen, und als Räucherpulver zu gebrauchen; vorzüglich wird in jetziger Zeit mit dem Lavendelwasser (Eau de Lavande) ein starker Handel getrieben; — es wird in Frankreich zu Montpellier, und an mehrern Orten, wo die Spike wild wächst, in großer Menge verfertiget, und da solches so wohlfeil ist, hat es den Verdacht der Verfälschung wider sich, als welche mit Weingeist, oder Terpenthinöl geschehen kann. Mit Weingeist vermischtes Oel giebt, wenn es in einem Löffel angezündet wird, eine blasse bläulichte Farbe, ohne sonderlichen Rauch, und hinterläßt nur etwas weniges, das einem Firniß ähnlich ist; hingegen das mit Terpenthinöl vermischte giebt einen dicken schwarzen Rauch von sich, und hinterläßt mehr Firniß, oder schwarzes pechartiges Wesen, weshalb es zum Arzneygebrauch gar nicht dienet. Bey einem sehr schwachen Magen leistet das Waschen mit Wein, worinn Lavendelblumen geweichet worden, den besten Nutzen. Auch die Roßärzte brauchen das Lavendelöl bey verschiedenen Krankheiten der Pferde. Löschpapier mit diesem Oele bestrichen, und auf den Kopf, oder andere Theile des Körpers geleget, soll die Läuse tödten.

Die Erziehung des Lavendels ist sehr leicht. Man zertheilet im Frühlinge oder gegen den Herbst die alten Stöcke so, daß an jedem einige Wurzelfasern bleiben, und nachdem man sie oben und unten etwas verstutzet, werden sie sofort wieder eingesetzet. Zu Einfassung der Rabatten ist der Lavendel nicht wohl passend, weil er gern hoch wächst und sich stark ausbreitet. Schneidet man ihn, um dieses zu verhindern, zeitig ab: so geht die Blüthe verloren; läßt man ihn aber wachsen, ohne ihn zu beschneiden: so wird er alles, was neben ihm stehet, unterdrücken und im Wachsthum hindern. Man pflanzt ihn daher am besten

sten in ein ordentliches Beet mit leichter, trockner und ungedüngter Erde in Reihen, die 2 F. von einander entfernt sind. Damit er nicht gar zu stark wachse, muß er jedes andere Jahr umgelegt werden. Man kann diese Pflanze auch durch den Saamen oder durch abgeschnittene Zweige vermehren; die aus dem Saamen gezogene kömmt aber selten durch den Winter.

Lebendig, wird in mancherley Bedeutung gebraucht. 1) Gehauene Steine, sind bis aufs **Lebendige** ausgearbeitet, wenn nichts weiches daran gelassen worden. 2) **Lebendige Wehre** beym Jagen ist, wenn Jagdleute in die Oeffnung gestellet werden, wo die Zeuge im Stellen nicht zureichen, daß diese Leute also Achtung geben müssen, daß bey ihnen nichts durchkomme. 3) **Lebendiges Holz**, Schlag- oder Unterholz, welches nach dem Abhauen wieder ausschlägt. 4) **Lebendiges Wasser**, heißt bey den Müllern, wenn das Wasser in solcher Menge und Bewegung da ist, daß es eine Mühle treiben kann; im Gegensatz des **todten Wassers**, welches sehr langsam, oder stillstehend und unfähig ist, eine Mühle zu treiben.

Lebensbaum, Thuja. Hievon haben wir zwo dauerhafte Arten.

1) **Gemeiner**, oder **abendländischer**, oder **Westindischer Lebensbaum**, T. occidentalis. **Vaterl.** Canada, Sibirien, auf etwas feuchten Plätzen. **Stamm**: rings umher unregelmäßig ästig, zwischen 40 — 50 F. hoch, die Aeste dunkelbraun, etwas waagerecht und umher schweifend, die Rinde der jungen Zweige glatt. **Blätter**: dunkel finstergrün, im Winter nehmen sie eine unangenehme finstere, fast finsterbraune Farbe an. **Zapfen**: eben, mit stumpfen Schuppen. **Abarten**: a) mit scheckigen Blättern; b) Americanischer Lebensbaum. Der gemeine Lebensbaum ist von gewürzhafter und harziger Natur; seine Blätter riechen stark, gleich wie auch das Holz, welches röthlich, fest, von sehr langer Dauer, wohlriechend und zu mancherley feinen Drechsler- und Tischlerarbeiten von großem Werthe ist. Er sollte nicht blos zur Verzierung gepflanzt werden; sein hoher Stamm und sein schätzbares Holz empfehlen ihn auch zur Anpflanzung in immergrünen Forsten.

2) **Chinesischer**, oder **Ostindischer Lebensbaum**, T. orientalis. **Vaterl.** China. Dieser Baum wird 30 — 40 F. hoch, hat aufrechte, zahlreiche, regelmäßige Aeste, und die Blätter sind beständig glänzendgrün, die Zapfen aber größer als die der ersten Art.

Diese immergrünen Bäume haben zur Verschönerung immergrüner Pflanzungen aller Art, und zur Verzierung der Lustgebüsche einen sehr hohen Werth, und machen auch isolirt auf freyen Grasstücken in Lustgebüschen und Wildnissen einen herrlichen Effect; man muß sie aber in allen Fällen wild fortwachsen lassen, sie beynahe ihrem natürlichen Wuchse überlassen, und höchstens nur sehr umher schweifende Zweige mit dem Messer in Ordnung bringen. Bekömmt man junge Bäume: so können sie vom Oct. bis in den März oder April, am besten im Oct. gepflanzt werden. Die Fortpflanzung geschiehet durch den Saamen, durch Absenker und durch abgeschnittene Zweige. In Ansehung der letztern Vermehrungsweise stecke man junge, besonders aber starke dießjährige Schüsse, die um so viel gewisser anschlagen, wenn sich an ihrem untern Ende noch ein wenig altes Holz befindet, im Aug. auf eine schattige

und gut geschützte Rabatte, und, wenn es seyn kann, in rothe begossene oder durch Regen angefeuchtete Lehmerde, reihenweise, 1 Fuß weit von einander, und drücke sie fest an. Hat man aber keine Lehmerde: so müssen die Reiser mit Wasser eingeschlämmet werden, damit das Erdreich überall fest anschließe. Man kann auch zwischen die Reiser ein wenig kurzen Pferdemist legen, damit im Winter der Frost nicht eindringen, und im Sommer die Erde nicht so sehr austrocknen möge; da man denn die Stecklinge nicht so oft zu begießen nöthig hat, indem sie zu der Zeit, da sie Wurzeln zu treiben anfangen, kein öfteres, wenigstens kein starkes, Begießen lieben, weil ihre so eben hervor treibenden, noch jungen, Wurzelfasern davon leicht verfaulen. Uebers Jahr nimmt man das Gesträhe, da sie bewurzelt zu seyn pflegen, wiederum weg, und pflanzet sie im folgenden Jahre, da sie 2 Jahr alt sind, in die Pflanzschule. Man erziehet also zwar diese Bäume am gewöhnlichsten aus Absenkern und Stecklingen; die Saamenpflanzen geben aber doch die besten Bäume. Die Weite, in welcher die jungen Bäume zu einer Plantage gepflanzt werden müssen, nimmt man gern zu 3 F., und nachher müssen sie, wie andere solche Bäume, nach und nach verdünnet werden. Kalm meldet in seiner Reisebeschreibung, daß das Holz der Fäulniß lange widerstehe, und daher von den Amerikanern zu Pfählen und Pallisaden gebraucht, und aus den Reisern in ganz Canada Besen gemacht werden. Bey rheumatischen Schmerzen machen die Wilden aus den frischen und zerstoßenen Blättern, mit Schweinefett gekocht, eine Salbe, und legen solche auf die schmerzhafte Stelle. Den Trank von den Blättern gebrauchen eben dieselben wider den Husten und das Wechselfieber; Börhaave empfiehlt das Wasser bey der Wassersucht, und Camerarius hat schon längst bemerket, daß das aus den Blättern bereitete Wasser und Oel bey den Gichtschmerzen dienlich sey.

Leberkraut, Edel- oder Gülden-leberkraut, Gülden- oder Leberklee, Hepatica nobilis officinal. **Vaterl.** Europa an schattichten Orten, in den Heiden und unter den Sträuchern. **Wurzel:** besteht aus vielen in einander verwickelten Fasern, die oberwärts in verschiedenen Knoten vereiniget sind, aus deren jedem im Frühjahre viele Knospen hervor kommen, die von einigen häutichten, bisweilen etwas röthlich gefärbten Schuppen bedeckt sind. Einige Knospen enthalten Blumen, andere Blätter. Die ersten entwickeln sich zeitig, zu Ende des Märzes, in rauhe, kurze Stiele, deren jeder eine Blume trägt; nachher, und wenn diese aufgeblühet, folgen andere ähnliche, gleich hohe Stiele, auf deren jedem ein Blatt sitzt, oberwärts dunkel- unterwärts blaßgrün, zuweilen auch purpurfarbig. Die Anzahl und Farbe der glänzenden Blumenblätter ist veränderlich; gemeiniglich sind sie blau. Der ausgesäete Saame bringt mancherley Spielarten. Außer den blauen findet man Stöcke mit rothen, fleischfarbenen und weißen, auch mit schön gefüllten Blumen. Die gefüllten Sorten vermehret man durch Theilung der Wurzel, welches aber in drey Jahren nur einmal geschehen soll. Man hat ehedem den Blättern dieser Pflanze eine eröffnende und heilende Eigenschaft beygelegt, und vornehmlich zur Eröffnung der verstopften Leber empfohlen. Jetzt aber wird dieses Mittel nicht mehr geachtet.

Lehm, Leinen, eine mit Sand und Eisenerde, auch etwas Kalkerde, vermischte Thonart, welche meistens gelblich, zuweilen auch röthlich ist; daher Lehmboden, ein Boden, welcher aus Lehm bestehet, und zu solchen Erdarten gehöret, die man starke, also auch fruchtbare, nennet. Je mehr der Lehm mit Sand vermischt ist, je mehr nähert er sich dem so genannten leichten Boden, der leichter zu beackern ist; dagegen ein strenger, oder sehr fester Lehmboden das Zugvieh mehr angreift, und die Bestellzeit so in Acht genommen werden muß, wenn er weder von der Dürre zu fest, noch von der Nässe zu schmierig und zusammen hängend ist. Die Ziegelerde, aus welcher man Ziegel brennet, unterscheidet sich von dem Lehme darinn, daß sie mehr thonichte Erde und weniger Sand, als der Lehm, enthält, daher sie im Feuer mehr zusammen bäckt und fester wird.

Lehm, eine Verbesserungserde, wenn solcher mit dem zu leichten Sande vermischt wird. Es ist nicht jedermanns Sache, mit dergleichen Verbesserung ins Große zu gehen, oder solche in kurzer Zeit zu vollbringen. Wenn man den Lehm in der Nähe hat: so muß man doch alle Jahre nur etwas unternehmen, um den übrigen Feldarbeiten nicht Abbruch mit seinen Leuten und Gespanne zu thun. An manchen Orten ließe es sich wohl thun, daß ein Gutsherr auf gewisse Jahre den Bauern und Coßäthen einige Stück Acker dergestalt überließe, daß sie nach einem gesetzten Maaße den Lehm auffahren, durch das mehrmalige Pflügen mit dem schlechtern Erdreiche vermischen, und dafür die Abnutzung binnen der bedungenen Frist haben müßten. Steht Lehm unter dem Sande des Ackers: so bedarf es hiebey weiter nichts, als daß man von Zeit zu Zeit tiefer pflügen lasse, um den Lehm aus seiner Tiefe herauf, und den Sand hinunter, zu bringen.

Lehm, ein Baumaterial. Der Lehm ist entweder fett, oder mittelmäßig, oder mager. Der Werkmeister muß die zu jeder Bestimmung schickliche Art zu erwählen wissen, und z. E. den zu fetten Lehm mit Sand vermischen. Man gebraucht den Lehm da, wo der Kalk zu theuer oder nicht wohl zu haben ist, zum Vermauern der Bruch- und Ziegelsteine in und über der Erde. Einige ökonomische Baumeister wollen behaupten, daß er von langer Dauer auch in den Fundamenten sey; ja man will schwere Gebäude gesehen haben, die in der Erde mit Lehm, über derselben aber mit Kalk gemauert gewesen wären, und dem ungeachtet viele Jahre, ohne den geringsten Riß oder Schaden, gestanden hätten. Dergleichen Fundamente müssen in einem festen, lehmigen, oder gar thonichten Boden angelegt gewesen seyn, wo keine Feuchtigkeit hat zudringen können. In sandigen Gegenden muß man in der Erde mit gutem Kalkmörtel mauern, und nur außerhalb derselben erlaubet man sich, der Sparsamkeit wegen, das Mauern mit Lehm. Doch muß der äußere Bewurf allemal von gutem Kalkmörtel seyn; denn der Lehm hat nimmermehr eine so bindende Kraft, als der Kalk, und wenn er auch von der besten Art wäre. Im Trocknen hält er sich wohl leidlich, sonderlich wenn er mit gehacktem Stroh, Kaff oder Spreu, Flachsschäben, oder Haaren vermischt wird, die ihm mehr Zusammenhang geben; aber im Wasser löset er sich auf, und spühlt sich nach und nach aus den Fugen heraus, sonderlich bey solchen Gebäuden,

an deren Grundbaue das Steigen und Fallen des Wassers sehr abwechselt. Der gewöhnlichste Gebrauch ist der, wenn er mit langem Strohe vermischt wird, daß man damit die liegenden ausgestakten Felder zwischen den Balken, und die stehenden Fächer in Wänden von Fachwerk damit auskleibet oder windet. Mit kurzem gehacktem Strohe, oder den andern schon genannten Materialien vermengt, werden Decken und Wände, bey denen das Holzwerk vorsteht, angetragen und ausgegleicht, auch wohl gedachtes Holzwerk selbst, nach aufgenagelten Spriegeln, damit überzogen, damit solche Decken und Wände auf eine Zeit lang das Ansehen erhalten, als ob sie gerohrt wären.

Auch in Häusern, die sonst ganz mit Kalkmörtel aufgemauert werden, nimmt man zu den Brandmauern, Heerden, Schornsteinmänteln und ihren Röhren, Ofenlöchern und allen Stellen, wo viel gefeuert wird, Lehm, weil er durch vieles Feuer immer mehr erhärtet und selbst zu Ziegel wird; der Kalkmörtel aber in gleichen Umständen Sprünge und Risse verursacht. Zu Back- Darr- Trocken- und Bratöfen, zu Einmauerung der Braupfannen, Branntweinblasen, Kessel, zu Setzung der Stubenöfen von Kacheln oder Steinen, und zu allem andern Mauerwerk, was unmittelbar vom Feuer berührt wird, ist er also unentbehrlich. Man macht auch von bloßem, mit langem Strohe zusammen geknäteten Lehme ganze Mauern zu Einfassung der Gehöfte, Gärten und anderer Bezirke, ja zu ganzen Häusern von einem Stockwerke hoch, die oft noch ein anderes von gelehmtem Fachwerke tragen. An Orten also, wo der Lehm häufig zu haben ist, sollte ein jeder bey jetzigem Holzmangel, Statt der hölzernen Zäune, Planken, Staketen, Bret- und Bohlwände u. dergl., sich solcher Lehmmauern bedienen; deren Dauer gegen Holz wird immer den mehrern Aufwand gegen jene, wenn anders derselbe wirklich größer seyn sollte, reichlich ersetzen.

Lehn, eine Sache, deren nutzbares Eigenthum jemand unter der Bedingung einer dem Obereigenthümer zu erweisenden besondern Treue gegen den von diesem, ihm zu leistenden besondern Schutz besitzt. **Adliche Lehne**, sind solche, von welchen der Vasall, nach dem ursprünglichen Vertrage, Ritterdienste zu leisten verpflichtet ist. **Unadliche Personen** sind deren in der Regel nicht fähig. **Weiberlehne** sind solche, in welchen auch Frauenspersonen zur Succession, aber nicht eher, gelangen, als bis keine männliche Nachkommen mehr vorhanden sind. A. L. R. Th. I. Tit. XVIII.

Lehnsmuthung, besteht in einem vorläufigen Anerkenntnisse der Lehnsverbindlichkeit, und in einem Versprechen der zu seiner Zeit nachzusuchenden förmlichen Belehnung. Wenn eine Familie einen gemeinschaftlichen Lehnträger zu haben berechtigt ist: so sind die einzelnen Mitglieder von Lehnsmuthungen frey. Sie müssen aber ihr Recht an dem Lehne, bey jedesmaliger Veränderung, entweder selbst, oder durch ihren Lehnsträger, dem Lehnhofe anzeigen. Geschieht dieß nicht: so haben sie zu gewärtigen, daß sie bey vorfallenden Lehnsangelegenheiten übergangen werden. A. L. R. Th. I. Tit. XVIII. §. 116 ff.

Lehnsschulden, in der Regel kann der Vasall die Substanz des Lehns gar nicht, und auch die Benutzungen desselben über

über seinen Besitz hinaus nicht verschulden. Nur gesetzliche und consentirte sind gültig. A. L. R. Th. I. Tit. XVIII. §. 228 f.

Lehnsstamm, ist die, mit gemeinschaftlicher Bewilligung der Interessenten bey einem Lehne geschehene Einschränkung der Lehnseigenschaft auf einen Theil des Lehns. Ist unter den Interessenten in einem schon vorhandenen Lehne ein Lehnstamm fest gesetzt worden: so wird dadurch die Lehnseigenschaft des Gutes im zweifelhaften Falle nicht verändert. Vielmehr erhält dadurch der Besitzer nur die Befugniß, das Lehn auf den, den fest gesetzten Lehnstamm übersteigenden, Theil seines Werthes, auch ohne Einwilligung der Agnaten oder Mitbelehnten, gültig zu verschulden. Hat er von dieser Befugniß bey seiner Lebenszeit keinen Gebrauch gemacht: so haben seine Allodialerben auf diesen Ueberschuß des Lehnswerths keinen Anspruch. Ist aber bey Fortsetzung des Lehnstammes ausdrücklich verabredet worden, daß nur das bestimmte Quantum Lehn seyn solle: so erlangt das Gut selbst, in Ansehung der contrahirenden Interessenten, die Eigenschaft eines freyen Eigenthums, und der Lehnsstamm selbst ist als ein Geldlehn zu betrachten. Ist mit den bey Theilungen, oder sonst, aus einem Lehne heraus gezahlten Geldern ein anderes Gut angeschafft, und das heraus gezahlte Quantum darauf als ein Lehnstamm eingetragen worden: so behält, im zweifelhaften Falle, das neue Gut selbst die Eigenschaft eines freyen Eigenthums. Der darauf versicherte Lehnsstamm hingegen hat die Eigenschaft eines Geldlehnes. In einen solchen Lehnsstamm wird also in der Regel eben so succediret, wie in das Hauptgut, aus welchem er heraus gezahlt worden. A. L. R. Th. I. Tit. XVIII. §. 607 ff.

Lehrbret, Lehrbretung, der auf eines oder mehrere Breter gezeichnete Entwurf im Großen zu allen Holzverbindungen, wornach man sich bey der Arbeit richten kann.

Lehre, Lehrbogen, ist im Bauwesen der Bogen von Holz und Bretern, nach der Größe und Gestalt der Gewölbbogen. Dergleichen Lehrbogen werden etliche über einander gemacht, und auf die Mauern oder Pfeiler, worauf das Gewölbe ruhen soll, eines Brets weit von einander gestellet, mit Bretern überschlagen, und Keile untergeleget, auf welche Bogen nachher gemauert wird. Wenn die Gewölbe fertig sind: werden erst allmälig die Keile hervor gezogen, und zuletzt auch die ganze Lehre.

Lehre, das Modell oder Muster, wornach oder worüber eine Sache geformt wird. Wenn z. B. ein Sims an einer Wand aus Gyps gezogen, oder dergleichen Einfassung an einer Decke gemacht werden soll: so pflegt man gemeiniglich die Glieder, wie sie auf einander folgen und über einander vorstehen sollen, auf ein hölzernes Täfelchen zu zeichnen, und solches nach dem darauf gezeichneten Profil sauber auszuschneiden, welches sodann die Lehre zu dem begehrten Sims genannt wird. Auch die Bildhauer nennen ihre Modelle oder Muster also.

Lehre, bey der Jägerey und Fischerey, das Strickholz od. Strickbret, vermittelst dessen die Maschen in den Netzen gestrickt werden.

Lehrgerüste, ein Lehrbogen zu großen Gewölben und Kuppeln, wozu die gewöhnlichen Lehrbogen nicht stark genug sind, sondern nach den Regeln des Hängewerks aus starkem Zimmerholz zusammen gesetzt, und sodann mit Bretern als ein Lehrbogen bekleidet werden muß, worauf alsdann, wie auf den gewöhnlichen Lehrbogen, gemauert wird.

Lehrgespärr, die Holzverbindung eines Binders an einem Dache, wornach alle andere Gespärre zugerichtet werden.

Lehrwand, an den Ueberfallwehren, die Wände an den Seiten des Fluthbettes vor dem Wehre, insofern sie dem Fluthbette seine Gestalt und Festigkeit geben.

Leim, ein Material, womit allerley Sachen an einander befestiget werden. Der Englische Leim wird von den Knorpeln, Nerven, Füßen und Häuten der großen Fische, der Stiere und Ochsen gemacht. Er muß rein, durchsichtig, glänzend und braunroth seyn. Der Niederländische oder Holländische Leim ist von dem Englischen nur darinn unterschieden, daß er minder zähe, dünner, durchscheinender, und besser und reinlicher zubereitet ist. Hievon wird auch der Mundleim zur Leimung des Papiers verfertiget.

Leimbänke, diejenigen Bänke von Bretern mit Löchern versehen, worinn die Vogelsteller die Leimruthen stecken, und darauf forttragen können, um die Vögel damit zu fangen.

Leimfugen, diejenige Spalte, welche zwey zusammen gesetzte Breter machen, zwischen welche der Leim gelassen, und beyde Körper also zusammen geleimt werden. Die nach dem Zusammenleimen noch sichtbar gebliebene Spalte heißt nun die Leimfuge.

Leimruthe, Leimspindel, eine von schwanken Birken geschnittene Ruthe, welche mit Vogelleim bestrichen, auf die Leimstange oder den Feldbaum gesteckt, und also zum Vogelfang gebraucht wird. Alle Ruthen müssen einen zugespitzten Draht haben, um sie in die Leimstangen oder die Feldstangen zu stecken; wiewohl Andere nur Löcher in die Stangen und Bäume bohren, die Ruthen oder Spindeln hinein stoßen, und also keine Spitzen nöthig haben.

Leimstange, eine lange schlanke Stange, in welche die Leimruthen eingesteckt werden.

Leimtasche, eine wohl vermachte lederne Tasche, darinn der Vogelsteller seine Leimruthen trägt, damit er nicht seine Hände oder Kleidung beschmutze.

Lein, jähriger, mit spitzigem Saamen, Leinsaamen, Flachs, gehöret zu den uns unentbehrlichsten Pflanzen, der in Deutschland sehr gut geräth. Es ist aber die Cultur nicht in allen Gegenden einerley; ich will daher nur diejenige etwas ausführlich beschreiben, die in meiner Gegend gebräuchlich ist. In dem Märkischen so genannten Zauchischen und Luckenwaldischen Kreise, wie auch in dem Sächsischen Amte Belzig, wird der Flachsbau aufs stärkste betrieben. Wenn ich, mit Inbegriff meines Wohnorts, die nächsten 8 Dörfer hinzurechne: so bauen diese Oerter jährlich an die 4000 schwere rein geschwungene Steine Flachs, wovon drey Theile zum Verkauf kommen; der vierte Theil wird von den Einwohnern zum Verspinnen

spinnen und eignem Hausbedarf, doch so, verwendet, daß noch wohl 18—20000 Ellen Leinwand jährlich den Städtern verkauft werden können. Es erfordert aber der Lein einen mehr lockern als festen Mittelboden, der zwar mehr feucht als trocken sern, jedoch nicht naß liegen muß. In der Mark wird die Aussaat des Leinsaamens gemeiniglich zu 8 Metzen auf einen Morgen von 180 Quadratruthen angeschlagen; man säet aber lieber dick als dünne, weil der dünne gesäete Saame einen sehr dicken Halm hervor bringet, von welchem kein feiner Flachs erhalten wird. Der hiesige Acker besteht aus schwarzer Moorerde, und der Boden ist warm, weshalb auch der Schnee bey entstehendem Thauwetter immer 4—6 Tage eher, als auf dem benachbarten Fläminge vergehet oder wegschmelzet. Da hieselbst die Dreyfelderwirthschaft von Alters her noch bestehet: so wird der Flachs fast durchgängig allein in der Brache eingesäet, nachdem zuvor Gerste die letzte Frucht gewesen. In eben dem Jahre, da der Acker Gerste getragen, wird selbiger im Herbste entweder zweymal, oder nur einmal, gepflüget, (gestürzet oder gestoppelt,) und im Frühjahre noch gewendet, wobey viele den aufgefahrnen Mist unterpflügen. Es wird zur Leinsaat jedesmal stark und frisch gedünget, und der Mist ist ein unverrotteter Mist, so wie er aus den Ställen im Winter ausgetragen werden können. Mehrere pflügen den Mist nicht unter, sondern der zuvor gepflugte und geegete Acker wird mit dem Miste bebreitet, und sodann untergegraben. Zur Saat wird niemals gepflüget; sondern Statt des Pfluges bedienet man sich durchgängig der Spate; und obschon z. E. ein Bauer, der 2 Hufen hat, 6—8 Scheffel und wohl mehr Lein aussäet: so gräbt er doch mit seinem Gesinde alles sein Leinland, und wenn er auch über 8 Tage damit zubringen sollte. Das gegrabene Land bringt weit längern Flachs, als das gepflügte; und da im Herbste gleich nach dem Flachse Weizen eingesäet wird: so erfolgen auch bessere Weizenärndten auf dem gegraben gewesenen Leinacker.

Mit dem Anfange des Aprils, und, nach Beschaffenheit der Witterung, wohl noch früher, nimmt die Saatzeit des Leins ihren Anfang. Ist aber in den ersten Tagen des Aprils das Erdreich noch hart vom Froste: so wartet man so lange, bis man mit dem Spaten in die Erde kommen kann. Kommen noch starke Nachtfröste: so schaden solche nur dem jungen, eben erst aufgehenden, Saamen; selten aber der nicht mehr zu jungen Saat. Aus beständiger Erfahrung weiß man, daß der am frühesten hieselbst gesäete Lein am besten gedeihet. Man siehet es aber immer noch zuweilen hieselbst, daß der einige Wochen später gesäete Lein kürzer bleibt, und gar leicht vom Honigthaue befallen wird, wodurch sich die Güte des Flachses gar sehr vermindert. In einer Entfernung von einigen Meilen von obbesagten Gegenden wird der Lein erst um oder nach Walpurgis gesäet; er kömmt aber dem hiesigen in Ansehung der Länge und innern Güte gar nicht gleich. Ueberhaupt habe ich den festen Lehmboden immer für den nicht allzu wohl dienlichen zum Flachsbau anderswo bemerket.

Sobald der Flachs die Länge eines Fingers erreichet, fängt man an, ihn zu jäten, oder, wie man hier sagt, zu wieten. Es schadet nichts, wenn auch das Jäten auf den Knieen geschiehet, indem der Acker mürbe ist, und also kein Halm gequetschet werden kann, als welches auf einem harten Lehmboden gar wohl möglich ist. Da wir

hier

hier zu Lande einen sehr grasartigen oder Unkraut hervor bringenden Acker haben: so kömmt eine solche Reinigung vom Unkraute dem Acker gar sehr zu statten, und in der Folge auch dem auf den Flachs folgenden Weizen. Da nun hieselbst vieles Unkraut und Gras ausgejätet wird: so trocknet man solches, wenn es einigemal gewendet worden, auf den im Felde ledigen Plätzen; man nennt das Ausgejätete: Wicthsel, und man hat daran ein vortreffliches Brühfutter für das Milchvieh im Winter. Wenn der Flachs sich gelb färbt, als welches gleich nach, oder mit der Reife des Roggens geschiehet, wird selbiger aufgezogen; und wenn dabey die Knoten hart sind: so eilet man damit, daß selbige nicht zu hart und schwarz werden. Es müssen daher die Mannspersonen, wenn sie mit der Roggenärndte fertig sind, ebenfalls mit Hand anlegen. Der aufgezogene Flachs aber wird alsbald in kleine Bündlein, die nicht stärker sind, als man sie mit beyden Händen umspannen kann, mit Bänden von dem aufgezogenen Flachse gemacht, eingebunden, diese aber nach einer gewissen Zahl zusammen in lange Strohseile gebunden, nach Hause gefahren, und auf der Tenne, vermittelst eines eisernen Rüffelkammes, abgerüffelt, d. i. von den Knoten, in welchen der Saame ist, befreyet. Hierauf wird der Flachs in die Röste gebracht, d. i. ins Wasser gelegt, damit die Holztheile von dem Baste losgeweicht werden, und beyde bey der fernern Bearbeitung sich desto leichter von einander trennen lassen. Man kann keine gewisse Anzahl von Tagen hierzu bestimmen, weil die Temperatur der Luft und die Wärme des Wassers bald ein früheres, bald ein späteres Rösten verstatten. Ist heißes Wetter, und stillstehendes warmes Röstwasser vorhanden: so kann der Flachs wohl in 5 — 7 Tagen gut seyn; bey nicht heißer Witterung und nicht warmen Wasser können wohl 14 Tage zum Rösten erfordert werden. Man probieret daher den in der Röste liegenden Flachs zum öftern, indem man einige Halme auf dem Heerde am Feuer trocknet, und nach dem Trocknen die Halme zerbricht, und darauf merket, ob sich der Bast von dem Kerne oder den holzartigen Theilen abziehen läßt und los gehet. Findet man dieses: so muß man den Flachs nicht länger im Wasser lassen, damit der Bast nicht seine Zähigkeit verliere, und zu vermodern anfange. Es wird also der Flachs aus dem Wasser genommen, auf die Kornstoppeln hingefahren, dünn ausgebreitet, und der Luft, Sonne, Regen und Thau einige Wochen überlassen, bey Sonnenschein oder trocknem Wetter aufgenommen, eingebunden, im Herbste an der Sonne oder im Backofen, nach ausgezogenem Brodte, durchgewärmet, in diesem Zustande mit hölzernen Bläueln so auf Blöcken zerschlagen, daß die Halme oder Holztheile desselben überall zerspringen; sodann wird er geschwungen oder geschwingelt, und durch diese letzte Arbeit gänzlich von den Holztheilen befreyet. Nunmehr ist der Flachs bey uns eine Waare, die in den Städten zu Steinen, à 22 Pf. verkauft wird. Das Hecheln muß nun zum Verspinnen in den Häusern noch vorgenommen werden; hiedurch bringt man die noch in dem Flachse befindlichen Schäben nicht nur vollends heraus; sondern bringt auch, nachdem der Flachs durch mehrere Hecheln, deren die eine immer feiner denn die andere ist, gezogen worden, mancherley Sorten heraus. Denn der Flachs wird bey uns in manchen Häusern so fein gehechelt, daß ein eben so fei-

nes

nes Garn, als in Schlesien, daraus gesponnen, und eine eben so feine Leinwand, wie die Schlesische ist, gewebet werden kann. Die Saamenkapseln oder Leinbollen werden, sobald der Flachs abgerüffelt ist, auf die Tenne geworfen und hiemit gereiniget, sodann auf dem Boden dünne ausgeschüttet, einen Tag um den andern mit der Harke durchgezogen und gewendet, und, wenn sie völlig ausgetrocknet, in Haufen zusammen gebracht, und im Winter oder gegen das Frühjahr ausgedroschen. Der Saame bringt bessern Flachs, wenn er ein oder mehrere Jahre, wie man hier sagt, hat ruhen können, d. i. wenn er in seinen Saamenknoten unausgedroschen ein oder mehrere Jahre gelegen hat. Man pflegt auch wohl zuweilen von einem Orte zum andern den Saamen auszutauschen, als welches auch zur Verbesserung des Flachses dienet. Es giebt hier herum viele Oelschläger, welche den Saamen aufkaufen, und das davon geschlagene Oel verkaufen.

Man kann nun sehen, daß diese Beschreibung des Flachsbaues in manchen Stücken von dem anderswo gebräuchlichen sehr abgehet. Man hat aber gefunden, daß eine Veränderung der Cultur, wie solche hie und da gebräuchlich ist, bey uns nicht einschlagen wollen, und wir wissen es auch, daß unser Flachs dem besten in Deutschland gleich zu achten, daher er auch nach Schlesien, wenn daselbst ein Mißwachs ist, versendet wird.

Um aber auch die anderswo üblichen Culturarten des Flachses kürzlich zu berühren: so ist zu wissen, daß die Saatzeit sich besonders da, wo kein warmer Boden ist, bis in den späten April und May verziehet. In Schlesien, nämlich im Gebürge, pflegt man eine frühe und späte Saatzeit zu halten, deren letztere um Johannis hin ist, damit, wenn die eine Saat nicht gelinget, die andere zutragen möge. Anderswo pflegt man auch nicht die Saamenknoten abzurüffeln. Man breitet den aufgezogenen Flachs auf die Kornstoppeln oder sonst wohin, und läßt ihn hier trocken werden, worauf denn der Flachs in der Scheune gedroschen, und hiemit der Saame aus seinen Behältnissen gebracht wird. Andere rüffeln den Flachs zwar gleich nach dem Aufziehen, bringen aber den abgerüffelten Flachs aufs Feld, breiten ihn aus, und lassen ihn so lange liegen, bis Luft, Sonne und Thau ihn genugsam geröstet haben können. Man nennet dieses die Thauröste, im Gegensatze der Wasserröste. Bey der letztern kömmt man aber doch kürzer davon, indem die Thauröste eine dreymal längere Zeit erfordert; es kommen öfters zu Ausgange des Augusts starke Winde, welche dann den leichten Flachs hinweg führen, oder ihn wenigstens sehr verwirren. Noch ist, bey unserm Flachsbaue, zu gedenken, daß wir den auf den Roggenstoppeln ausgebreiteten Flachs einige Tage vor dem Aufnehmen mit der Harke umkehren, aber auch zugleich wieder damit nieder- und anstoßen, um ihn dem Winde nicht Preis zu geben. Dieses Umkehren des Flachses dienet dazu, daß er theils auf der andern Seite der Sonne zum Bleichen dargestellet, theils leichter aufgenommen werden könne, als welches mit der Hand geschehen muß. Denn da zwischen den Stoppeln sich das Gras durch den Flachs erhebet, obgleich zum Breiten des Flachses leichte Sandäcker genommen werden: so würde der Flachs sich schwerer und unordentlicher aufnehmen lassen, wenn dessen Lage nicht zuvor, mittelst des Umwendens mit der Harke, geändert würde. Auch ist dieses

zu bemerken, daß bey anhaltendem starken Regen sich der lange Flachs zwar lagern kann; allein in solchem Falle läßt man ihn weniger lange stehen; er wird früher aufgezogen, wenn schon der Saame noch nicht seine Reife erlanget, weil der zu Lager gegangene Flachs leicht anfaulen kann. Es geschiehet zwar wohl, daß der lange Flachs hie und da wider das zu Lagergehen durch beygesteckte Reiser gesichert wird, es ist aber hieselbst, da, wie zuvor gesagt worden, ein Zweyhüfner oder Bauer von 2 Hufen Acker an die 6 — 8 Scheffel Lein aussäet, unausführbar. Bey einer kleinen Aussaat läßt sich solches wohl thun. Endlich ist noch zu wissen, daß wir keinen Rigaer Leinsaamen dem unsrigen vorziehen. Wird jener dünner gesäet: so bekommen wir zwar dickere und längere Flachsstengel, aber auch dsto gröbern Flachs; allein unser geruheter Saame verhält sich eben so, weshalb wir nicht so dünne säen. Und wenn wir Rigaer Leinsaamen dick säen: so ist zwischen ihm und dem unsrigen kein Unterschied. Ich habe bey mir auch schon einige Mal den Versuch gemacht, frischen, oder solchen Saamen, der in dem nächst vorher gegangenen Sommer erbauet worden, in dem Backofen, nachdem das Brodt ausgezogen worden, und der Ofen nicht mehr heiß, sondern nur noch mäßig warm gewesen, zu dörren. Dieser Saame kam im Ertrage dem geruheten gleich; er übertraf ihn aber nicht; weshalb ich bloß und allein bey dem in seinen Bollen oder Knoten geruheten Saamen geblieben bin. Ich habe übrigens vom Flachsbaue weitläuftiger in den Wittenbergischen Wochenblättern gehandelt. Siehe auch H. M. B. IV. Kap. 7.

Sibirischer dauernder Lein mit stumpfer Frucht, wächst in Sibirien. Die Wurzel dauert einige Jahre, und hält unsre Winter nicht immer aus; dieserhalb, und weil die Stengel ungleich wachsen, auch nicht zu einer Zeit reif werden, und also weder gerauft noch abgemähet werden können, ist dessen Anbau bey uns bisher unterblieben. Auch geben die Stengel dieser Art allemal einen groben Faden und daher auch grobe Leinwand.

Kleiner weißer Purgierlein, Klein Leinkraut, Purgier- Berg- Wiesenflachs, Linum catharticum L., wächst bey uns auf Bergen, Wiesen und Triften. Wurzel: jährig. Stengel: kaum 1 Spanne hoch, in 2 Theile, und diese wieder in andre 2 Theile gemeiniglich getheilt. An den Zweigen sitzen weiße kleine Blümchen, welche, ehe sie aufblühen, unterwärts hangen. Die Blumenblätter sind spitzig, wodurch sich diese Art fast von allen übrigen unterscheidet. Da dieses kleine Pflänzchen einen bittern Geschmack und die Kraft besitzet, den Leib gelinde zu eröffnen: so darf es nicht verachtet werden. Wenn man von der frischen Pflanze eine Hand voll, oder von der getrockneten ein Quentchen mit Wasser oder Wein, oder mit Molken einweichet, und diesen Trank einnimmt, wird sowohl der Leib geöffnet, als auch ein gelindes Erbrechen erreget.

Kleiner weißer Lein mit 4 Blumenblättern, L. Radiola L., wächst in Gegenden, wo der Boden mit Sand bedeckt ist. Wurzel: jährig, treibt einen niedrigen, gemeiniglich in gegen über stehende Zweige verbreiteten Stengel. Blumen: auf zarten Stielen sitzend, stellen unter sich einen Büschel vor.

Lein- oder Oelkuchen, der Saame, welcher, nachdem das Oel ausgepresset worden, in Form der Kuchen übrig bleibt.

Er

Er wird hauptsächlich zur Viehfütterung gebraucht, und entweder in ein Getränke zerlassen, oder trocken, unter dem Häcksel zerkrümelt, gegeben. Zerstoßen und in Milch gekocht, wird solcher bey den eingeschlossenen Brüchen äußerlich mit vielem Nutzen aufgelegt. Wenn man diese Leinkuchen wieder zerstößt, und das Pulver mit Wasser anfeuchtet, erhält man einen Kütt oder lutum, womit man besonders in der Chymie die Gläser und andere Gefäße verschmieren und verbinden kann. Dieser Kütt ist besser und reinlicher, als ein anderer Kleister, und kann auch mehrmals wieder gebraucht werden.

Leinöl, dasjenige Oel, welches aus unserm gemeinen Leinsaamen gepresset, und von den Malern und andern Künstlern gebraucht, wie auch gar öfters von dem gemeinen Landvolke, Statt der Butter, mit Brodt gegessen, und zu verschiedenen Speisen, wie auch zu Pfannkuchen und anderm Backwerk, gebraucht wird. Es scheint dieses Oel etwas Harzichtes mit dem Oelichten zu besitzen; es besitzt auch solches eine heilende und balsamische Kraft, und wird äußerlich als ein erweichendes Mittel bey mancherley Zufällen, sonderlich bey der schmerzhaften güldenen Ader und bey Brandschäden, gebrauchet, und innerlich den Lungensüchtigen, zumal wenn das Blutspeyen sich einfindet, als ein kräftiges Mittel empfohlen, wie solches aus vielfacher Erfahrung versichert werden kann. Es wird zwar öfters das Oel, täglich zu 1 oder 2 Löffeln getrunken, dem Magen noch mehr, als die aus dem ganzen Saamen bereiteten Tränke, zur Last fallen; da aber die meisten Lungensüchtigen noch guten Appetit und hinlängliche Verdauungskräfte haben: werden diese selten von dem Genusse des Oeles einige Beschwerlichkeit empfinden; zumal wenn man, wie es wegen des innerlichen Gebrauchs nöthig ist, frisches und kaltes, nicht aber durch Hülfe des Feuers warm ausgepreßtes Oel, hierzu erwählet. Wenn man im Nothfalle altes und unangenehm schmeckendes gebrauchen müßte: kann man es mit lauem Wasser in einer großen gläsernen Flasche zum öftern verändern, bis der unangenehme Geruch und Geschmack sich verloren hat. Es ist übrigens dieses Oel den Malern und Künstlern unentbehrlich; es trocknet geschwinder, als anderes Oel, giebt den besten Oelfirniß, und wird zu denjenigen Kütten gebraucht, welche im Wasser ausdauern.

Geringe Dorfleute bedienen sich desselben auch zum Brennen in den Lampen; es giebt aber einen unerträglichen und sehr übel riechenden Dampf. Diese Eigenschaft muß man ihm sowohl, als dem Rüböle, auf folgende Weise benehmen, und beyde Arten von Oel zugleich hiemit auch sparsam brennend machen: Man nehme ein gläsernes Gefäß mit reinem Brunnenwasser, thue Salz hinein, so viel, bis das Wasser kein Salz mehr auflöset. In diesem Wasser mache man die Tochte recht naß, lasse sie wieder trocken werden, und gebrauche sie sodann in der Lampe. Zu dem Salzwasser gieße man so viel Oel als Wasser in eine Bouteille, schüttele solches wohl durch einander, und lasse es stehen.

Das Abpuffen des Oels kann auch so geschehen: Man wirft ein Stück ungelöschten Kalk in einen unglasürten Topf mit Oel, und dämpfet es dadurch ab. Der Tocht hiezu muß aber ebenfalls in Salzwasser eingeweicht werden. Man kann auch das Dampfen der Lampen dadurch unschädlich machen, daß man einen Schwamm, den

man im Wasser eingeweicht und wieder ausgedrückt hat, so daß er nur feucht bleibt, hoch genug über die Lampe aufhängt, damit ihn die Flamme nicht ergreifen könne. Dieser Schwamm ziehet allen Dampf aus der Lampe oder andern Lichtern an sich. Man muß ihn am folgenden Tage allemal rein wieder ausdrücken, auch wenn er beym Gebrauch des Abends wieder zu trocken werden sollte, abermals ins Wasser werfen, ausdrücken, und auf diese Weise feucht erhalten.

Leinsaame, ist entweder hiesiger oder fremder, mehr oder weniger schwer; der reifste Saame ist zugleich der schwerste, weshalb man auch gern denjenigen Lein am längsten stehen läßt, wovon man den Saamen ziehen will, wobey aber der Flachs in etwas an seiner Güte leidet. Man läßt fremden Saamen aus Lief- und Curland, wie auch aus Preußen, kommen. Der erste kömmt hauptsächlich aus Riga, der zweyte aus Windau, und der dritte aus Memel, Königsberg und Danzig. Zu erfahren, ob der Saame schwer sey, wirft man eine Hand voll in ein Glas Wasser; der gute muß in kurzer Zeit zu Boden sinken; derjenige, der oben schwimmt, ist untauglich. Zu versuchen, ob er recht ölicht sey, wirft man etwas davon ins Feuer; wenn er sich entzündet und knallt, sobald er auf die Kohlen kömmt, ist solcher gut. Wo man einheimischen Saamen gebrauchet, da ist es, wie beym Lein bereits angeführet worden, dienlich, den Saamen nicht immer auf einerley Felde auszusäen. Es ist daher besonders gut, wenn auf ein fettes schweres Land Saame gebracht wird, der auf einem leichten Boden erbauet worden, und so auch das Gegentheil. Außerdem, was zuvor von dem Gebrauche des Saamens gesagt worden, wird er auch noch von den Aerzten auf mancherley Weise genutzet. Es giebt derselbe, wenn er im Wasser eingeweicht wird, vielen Schleim, und da solcher eine lindernde, schmerzstillende, erweichende, und die Schärfe einwickelnde Eigenschaft besitzt: so pflegen die Aerzte dergleichen Tränke bey dem Brennen des Urins und bey Steinschmerzen, bey dem Husten, Seitenstechfieber, rothen Ruhr u. s. w. öfters innerlich, mehr aber in Clystieren wider das Bauchweh, rothe Ruhr, den Stuhlzwang und andere Krankheiten zu verordnen. Weil die daraus bereiteten Tränke dem Magen leicht beschwerlich fallen, pflegen einige den Saamen auf dem warmen Ofen zu trocknen oder gelinde zu rösten, hernach zu zerstoßen, kochendes Wasser darauf zu gießen, und diesen Thee bey jetzt erwähnten Zufällen, auch bey der Lungensucht, zu trinken. Man stößt auch den Saamen, ohne solchen zu rösten, und bereitet daraus ein Mehl, farina lini, welches als ein erweichendes Mittel äußerlich gebrauchet, und entweder allein, oder mit Fönugrecsaamen, Melilotenkraut, Habergrütze und andern gleich wirkenden Mitteln vermischet, in Wasser oder Milch zu einem dicken Brey eingekocht, und als ein warmer Umschlag auf diejenigen Theile gelegt wird, wo verhärtete oder entzündete Beulen zu erweichen, oder krampfichte Spannungen zu besänftigen sind.

Leinschäben, Flachsschäben, der Abgang von dem geschwungenen oder geschwingeltem Flachse. Man bedienet sich derselben an Orten, wo die Gewässer ausbrechen wollen, oder bereits auszubrechen angefangen haben, und im Winter, wegen des gefrornen Erdreichs, nicht gleich gute brauch-

brauchbare Erde herbey zu schaffen ist. Diese zu solchem Zwecke aufbewahrten Schäben stopfen besser und fester, als der lange Pferdemist, dessen man sich im Nothfalle bedienen muß. Dem Lehme geben sie, wenn man sie mit ihm vermischt, eine mehr bindende Kraft, und man kann sich dessen nützlich bedienen, die einfachen Ziegeldächer einwärts damit zu beschmieren, um den Durchgang des Schnees und Regens zu verhindern. Ein dergleichen Ueberzug ist besser und dauerhafter, als wenn die Ziegel in Kalk geleget werden. Seit mehrern Jahren belege ich meine jungen Bäume im Grasboden jährlich im Herbste mit Schäben an der Wurzel; hievon vergehen die zehrenden Gräser und Kräuter, das Erdreich wird locker, und bleibt auch in der Dürre frisch unter dem Schäbenhügel; sind es aber weichliche, ausländische Bäume: so widerstehen sie, vermittelst der Schäben, sehr gut der verderblichen Winterkälte, und die Mäuse, oder anderes Ungeziefer, finden darinn keine Zuflucht, weil die spitzigen Schäben ihnen im Wege sind.

Leinstraße, Leinpfad, auch verderbt **Leimpfad, Leimstraße,** ein gebahnter Weg am Ufer der Ströhme, für diejenigen, welche die Fahrzeuge an den Leinen fortziehen.

Leinweberknoten, eine Art, die Fäden fest zusammen zu binden. Beyde Enden des Fadens werden ins Kreuz, der eine rechts, der andre links, doppelt durch- und alsdann der Knoten zugezogen, welche Verwicklung sich nicht wieder aufziehen läßt. Wenn dieser Knoten geschlungen wird: so sehen die Schlingen den Maschen eines Netzes ähnlich; daher er auch in der Baukunst, wenn bey dem Heben der Lasten die Seile auf solche Art geknüpft werden, **Netzknoten** genannt wird.

Leiste, ein dünner Spahn, womit eine Spalte oder Fuge ausgefüllt wird.

Leisten. Unter diesem Worte versteht man alle Theile oder Glieder, woraus ein Gesimse zusammen gesetzt wird. Bey den Tischlern sind auch Leisten, die nur wenige Zolle breit sind, und zur Zusammenhängung der Thüren, oder an andern zusammen geleimten Bretern hinten eingeschoben werden, und daher **Einschiebeleisten** heißen; oder es wird etwas damit eingefaßt, und heißen daher **Einfassungs- oder Hörnleisten.**

Leite, 1) bey der Jägerey, ein langer Niedergang von einem Berge, z. B. die **Hochleite,** eine Seite des Berges mit Waldung besetzt; **Weinleiten, Bergleiten,** so mit Weinstöcken besetzt, **Wilterleite,** wo der Berg gegen Mitternacht stehet, oder die **Winterseite.** 2) Bey den Böttchern ist Leite ein längliches, nicht allzu weites Faß, welches, an Statt des Spundes, eine geraume Oeffnung hat, um lebendige Fische damit über Land zu führen.

Leitgraben, ist bey der Entwässerung der Ländereyen der Graben, welchen man an der tiefsten Senkung ziehet, und mit welchem die hin und wieder übrig gebliebenen Pfützen, mittelst der Durchschnitte, bis alles trocken werden können, vereiniget sind.

Leithund, der Hund, welcher dem Jäger das verborgene Wild ausforschet, und hiemit andeutet, wo und wie selbigem beyzukommen seyn möchte. Er heißt Leithund, weil er an einem langen Riemen, das

das Hangseil genannt, geleitet wird. Die Art der Leithunde ist: nicht zu bellen oder anzuschlagen; als womit sie das Wild verstören würden; sie werden von Jugend auf, bey den Menschen angebunden zu seyn, gewöhnet, und angelehret, das Wild in der Stille zu spüren, und den Jäger auf die Fährte des Wildes anzuführen.

Lenker, in der Sägemühle, eine hölzerne Stange, welche unten an dem Sägegatter angemacht ist, und den Gatter sammt der Säge auf- und abziehet.

Lenkscheid, an einem Bauer- oder Rüstwagen das lange Holz an dem **Langwagen** oder **Langwelle**, welches durch das **Vorder-** und **Hintergestelle** des Wagens gehet, beyde vermittelst des Schloßnagels zusammen hängt, und wodurch man den Wagen lenken und umwenden kann.

Lenkseil, das Seil, welches an einem Ende eines Zimmerstücks angebunden, und mit demselben während des Hinaufziehens dergestalt regieret wird, daß es nirgendswo anstößt, und im Aufziehen nicht gehemmet oder beschädiget werden kann.

Lerche, ein bekannter, sehr zeitig im Frühlinge ankommender, und im Herbste am spätesten fortziehender kleiner Vogel. Die **Heidelerche** ist etwas kleiner als die Feldlerche, liebt das Gehölze, sonderlich die Schwarzhölzer auf Bergen, worinn sie auf dem Erdboden, wie jene, unter kleinen Sträuchen brütet. Ihr Bräunliches ist mehr mit Weißem gefleckt, als bey der Feldlerche. Gegen den Herbst fällt sie auf die Kornfelder, und sucht allda Körner und anderes Gesäme. Sie singt noch im Herbste, wenn sie sich gemausert, und hat eine angenehme Weise, läßt sich auch sogar bey hellen Nächten hören. Im Fliegen macht sie weitere Kreise, als die Feldlerche.

Lerchenbaum, s. Nadelholz.

Lese- oder Raffholz, dürre Zweige, Spähne, Wurzeln von Stöcken, und allerley kleines Holz, welches den Armen der Städte, oder auch den Dorfeinwohnern, in den Waldungen zusammen zu lesen und nach Hause zu tragen, oder zu karren, erlaubt ist, wobey aber den Leuten nicht verstattet wird, Beil oder Axt bey sich zu führen.

Letten, eine zähe Erde, welche feiner ist, als Lehm und Thon. Aus dieser werden Geschirre gemacht, die im Ambruche weiß sind, aber zum Kochen nicht taugen, weil sie leicht zerspringen, wenn nur etwas heißes hinein gethan wird. Diese Erde nimmt nur die weiße Glasur an, zu welcher der Thon nicht taugt. Der wahre Letten ist gemeiniglich weiß, er ist aber nicht überall zu finden. Man hat auch röthlichen, gelblichen, blauen und schwärzlichen Letten. Der lettichte Boden ist einer der schlechtesten zum Ackerbau, weil er bey der Nässe zu schmierich; bey der Dürre aber zu fest ist. Wo er daher sich findet, da muß man sich mit dem Beackern so einzurichten suchen, wenn solcher weder zu naß, noch zu bindend, oder zu hart und trocken ist.

Levcoje. Unter diesem Namen begreift man nicht allein die eigentlichen Pflanzen dieses Namens, sondern auch die **gelben Veilchen** oder den **Lack**, und noch andere, in Ansehung der Blüthe und Frucht, mit einander überein kommende Arten. Wir bemerken davon:

1) **Gelbe Levcoje mit eckichten Zweigen, gelbe Veilchen, gelbe Viole, gelbe Nägelein, gelbe Mauerblume,**

blume, Lack, Flos Keiri oder Cheiri; Cheiranthus Cheiri L., ist fast in allen Bauergärten zu finden. **Blumen**: auf den Enden aller Zweige, in langen, aufrechten, sehr blumenreichen Aehren, sehr wohlriechend, gelb, blutroth, weiß ꝛc. Die Sorten sind: a) **Gemeine niedrige gelbe Viole**; eine gemeine und wenig geachtete Pflanze, blühet auf alten Mauern fast den ganzen Sommer durch, mit einfachen, etwas kleinen gelben Blumen. Von dieser sind alle folgende edle Abarten entsprungen. b) **Große gelbe Viole**, hat große gelbe Blumen, einfach und gefüllt. c) **Stangenviole, Stangenlackviole, Goldlack, große gelbe blutrothe Viole**, einfach und gefüllt. Diese Sorte heißt Stangenlack oder Stangenviole, weil jeder Zweig eine lange Reihe Blumen, in Gestalt einer Stange, hervor bringt, und hat alle Achtung. d) **Blutrother, oder ganz brauner, oder kastanienbrauner Goldlack**, hat große blutrothe Blumen, welche die der übrigen Sorten an Größe übertreffen, daher auch diese Sorte, wenn sie recht ächt ist, die schönste ist. Sie ist einfach und gefüllt. e) **Weiße oder glatte Viole**, die Blumen sind rein weiß, sehr wohlriechend, einfach und gefüllt. Diese Pflanze ist etwas zärtlich, und muß also in einem trocknen Boden, und in einer warmen Lage unterhalten werden. f) **Schmalblättrige strohgelbe Viole**. g) **Scheckigblättrige gelbe Viole, oder mit panaschirten Blättern**. Die Blumen sind einfach und gefüllt. h) **Winterviole**, mit einfachen weißen oder gelben Blumen, blühet im November, und fähret oft in der Flor bis ins Frühjahr fort.

Man erziehet diese Sorten aus Saamen, welcher von den größten, regelmäßig wachsenden, und mit den schönsten und höchsten Farben blühenden Pflanzen genommen wird, und besonders von solchen Blumen, die sich dem halbgefüllten Zustande nähern, und mehr als vier Blumenblätter haben, weil aus deren Saamen gewöhnlich mehr gefüllte Pflanzen entspringen. Wenn also eine Pflanze dergleichen Blumen zeigt: so breche man alle vierblättrige Blumen, sobald man dieselben erkennen kann, sofort ab, und lasse nur jene zum Saamen, welcher, wenn er reif ist, in seinen Schoten in Bündlein gebunden, in einem trocknen und luftigen Zimmer bis zum folgenden Frühjahre aufgehänget und verwahret wird. Man säe ihn im April, in ungedüngte, leichte, frisch aufgegrabene Erde, und harke ihn ein. Im Jul., oder wenn die jungen Pflanzen 2—3 Z. hoch sind, ziehe man schon entweder eine Anzahl der stärksten zwischen ihnen aus, und pflanze solche einzeln auf die Stellen im Lustgarten, wo sie im folgenden Frühlinge und Sommer blühen sollen; oder man pflanze sie dann alle 9—12 Zoll weit von einander auf Pflanzschulenbeete, und von da erst im folgenden October mit einem Ballen Erde auf die Rabatten; wie wohl es immer besser ist, daß man die meisten, wenn für sie im Jul. Raum auf den Rabatten ist, schon dann, da sie noch jung sind, einmal für allemal auspflanzt, weil sie nachher, wenn sie erst groß sind, und dann nicht mit einem recht guten Ballen Erde umgepflanzt werden, weder so gut anschlagen, noch sich so fest, daß sie von langer Dauer seyn könnten, einzuwurzeln pflegen, wie sie jung verpflanzt thun. Wenn man eine Anzahl Saamenpflanzen mit gefüllten Blumen in Töpfen floriren lassen will: so pflanze man dieselben, so bald sie sich an ihren Blumenknospen als gefüllt erkennen

nen lassen, mit einem Ballen Erde in Töpfe.

Fortpflanzung der gefüllten Sorten. Im Apr., May und Jun. schneide oder reiße man 3, 4 — 5 Z. lange, nicht blühende junge Seitenzweige, die aber im May am besten zu seyn pflegen, ab, streife ihre untern Blätter ab, stecke sie auf eine schattige Rabatte, 6 Zoll weit von einander, und nach dem Verhältnisse ihrer Länge 2, 3 — 4 Z. tief, und begieße sie bey trockner Witterung gehörig. Sie schlagen leicht Wurzeln, und wachsen in die Höhe. Die besten Sorten werden im October einzeln in Töpfe gepflanzet, um sie im Winter gegen starken Frost unter Obdach schützen zu können. Sie blühen nachher im Frühjahre. Man kann auch im May und Jun. junge und biegsame Zweige, wie Nelken, absenken. Ihre Vermehrung durch gesteckte Zweige aber ist leichter und bequemer, und giebt überdem schönere Pflanzen; die Saamenpflanzen aber haben gewöhnlich längere Blumenähren.

Sie dauern zwar bisweilen drey Jahr und noch länger; zum erstenmal aber blühen sie allemal am schönsten, und wenn sie auch gleich noch länger bleiben: so haben sie doch nur einen unregelmäßigen Wuchs, und blühen nur schwach und unbedeutend; und man muß also in jedem Jahre neue Pflanzen, sowohl aus Saamen, als aus Zweigen, ziehen. Die gefüllten Pflanzen in Töpfen müssen im Winter entweder in einen Mistbeetkasten gestellet, und bey Frösten mit Fenstern bedeckt, oder auf einer warmen Rabatte in die Erde gesenkt, mit Tonnenreifen überspreitet, und gegen Frost mit Matten, in beyden Fällen aber überdem noch mit langem Stroh bedeckt werden, wenn der Frost sehr strenge werden sollte.

2) **Graue** oder **bestäubte Levcoje**, insgemein **Winterlevcoje**, hat weißgraue, mit einer filzigen Materie überzogene Blätter; die Blumen sind von dem allerreinsten Wohlgeruche, der jedoch von dem unangenehmen Geruche, welchen die verletzten Stengel und Blätter von sich geben, oft verdorben wird. Die Sorten sind: a) **Blaßrothe Winterlevcoje**, eine der niedrigsten Sorten, mit außerordentlich wohlriechenden Blumen, mit einem buschigen Stamme, davon jeder Zweig sich in eine aufrechte Blumenähre endiget, aa) blaßroth, einfach und gefüllt; bb) glänzendroth, einfach und gefüllt; cc) roth und weiß gescheckt, einfach und gefüllt. Diese erste Sorte mit ihren Abänderungen hat die merkwürdige Eigenschaft, daß aus ihrem Saamen allezeit viele Pflanzen mit gefüllten Blumen entspringen, und daß diese, wenn die Aussaat zeitig im Herbste gemacht ist, schon in demselben Jahre gegen den Herbst etwas blühen, da man dann gleich siehet, welche Pflanzen gefüllt sind, die dann, sobald sie sich zeigen, mit einem guten Ballen Erde in Töpfe gepflanzt werden, um solche im Winter gegen Frost zu schützen, weil sie dann im folgenden Frühjahre viel früher und stärker blühen, als diejenigen, die im Winter im Garten geblieben sind, aber gemeiniglich in strengen Wintern zu Grunde gehen. b) **Scharlachrothe**, oder **hochrothe Winterlevcoje**. Aus dem dichten, mit langen und dicken Blättern besetzten Büschel erhebt sich ein einziger aufrechter Stengel, welcher verschiedene Seitenzweige treibt, die, nebst dem Hauptstengel, mit großen, wohlriechenden, scharlachro-

then Blumen schön besetzt sind. Sie ist entweder einfach oder gefüllt. Die gefüllte Sorte ist unter allen Cheiranthus-Arten die herrlichste. Ihre Blumen sind oft so groß, als kleine Rosen, stehen zahlreich und gedrängt beysammen, öffnen sich, so wie die Blumenähre der Länge nach zunimmt, von unten auf nach und nach immer höher aufwärts, eine nach der andern, so daß eine solche Pflanze 5 — 6 Wochen in voller Flor pranget. c) **Purpurrothe Winterlevcoje**, hat auf den Enden der Zweige aufrechte Blumenähren; aa) purpurroth, einfach und gefüllt; bb) purpurroth, blutroth gefleckt, einfach und gefüllt; cc) purpurroth und weiß gescheckt. d) **Weiße oder strauchige Winterlevcoje**, hat sehr glänzend grüne Blätter; aa) rein weiß, einfach und gefüllt; bb) weißlich-fleischfarbig; cc) weißlich-purpurroth; dd) weißlich, rothgefleckt. Diese Sorte zeichnet sich dadurch aus, daß sie strauchig wird, in einem trocknen Boden verschiedene Jahre dauert, und aus ihrem Saamen viele Pflanzen mit gefüllten Blumen giebt, auch stärker, als die übrigen Sorten, ins Gefüllte schlägt.

Alle diese Winterlevcojensorten werden in einem Jahre aus Saamen gezogen, und blühen im zweyten Jahre in ihrer Vollkommenheit; sterben dann aber oft, gleich der Stockrose, im Herbste ab, dauern jedoch oft noch einige Jahre fort, und können also sowohl zweyjährig, als perennirend genannt werden; sie kommen im freyen Lande fort. Die gefüllten Sorten sind vorzüglich schön, indem die einfachen Sorten eine Menge Saamen geben, aus welchem jährlich wiederum einfache und gefüllte Sorten gezogen werden können. Man kann hiebey eben so verfahren, als oben bey den gelben Violen, C. Cheiri, gezeigt worden ist. Wenn man sie zur Vermehrung der Mannichfaltigkeit auf Mauern, Ruinen und künstlichen Felsen verlangt: so streue man ihren Saamen im Herbste oder Frühjahre in deren Ritzen, bedecke ihn ¼ Z. hoch mit trockner Erde, und überlasse ihn der Natur. Die aus demselben entspringenden Pflanzen wachsen daselbst nachher durch den ausfallenden Saamen fort, und dauern viele Jahre. Will man eine Anzahl gefüllte Saamenpflanzen in Töpfen floriren lassen: so pflanze man bey der ersten Verpflanzung sogleich eine Anzahl in große Töpfe, in jeden Topf 3 — 4 Stück, unter denen hoffentlich eine gefüllt zu seyn pflegt, besonders wenn man dazu Pflanzen von der blaßrothen, purpurrothen oder weißen Sorte nimmt, und schneide nachher, sobald sich eine als gefüllt erkennen läßt, die übrigen dicht an der Erde ab. Die in Töpfen müssen im Winter entweder in einen Mistbeetkasten gestellet, oder auf einer warmen Rabatte in die Erde eingesenkt, und mit Tonnenreifen überspreitet, und im erstern Falle bey einem Froste mit Fenstern, im andern aber mit Matten, und in beyden Fällen mit langem Stroh bedeckt werden. Hat man aber keine Mistbeetkasten: so muß man den Saamen entweder ganz zeitig im Frühjahre ins freye Land säen, oder die Pflanzen auf einem Mistbeete zum Wachsthume bringen; sobald sie pflanzbar sind, sie 1½ F. weit auspflanzen, und diejenigen, die sich in demselben Sommer als gefüllt zeigen, müssen sogleich mit voller Erde in Töpfe gepflanzt, und wie Roßmarin im Hause durch den Winter gebracht werden. Je früher sie eingepflanzt werden, desto besser sind sie durchzubringen. Sie lassen sich auch, wie die gefüllten gelben Violen, oder der Goldlack, durch Absenker, und durch gesteckte Zweige,

Zweige, vermehren, aus denen jedoch nie recht gute und stark wüchsige Pflanzen werden, welches aber kein großer Verlust ist, weil man aus ihrem Saamen gewöhnlich ungleich mehr gefüllte Pflanzen erhält, als man gefüllte Violen aus Saamen zu bekommen pflegt. Weil sie ebenfalls allezeit zum erstenmal am schönsten, in den folgenden Jahren aber, falls sie noch bleiben, nur schwach und unbedeutend blühen: so muß man in jedem Jahre neue Pflanzen aus Saamen ziehen.

3) **Fensterlevcoje mit weiß gedrängten Blättern**, C. fenestralis L. Die Blumen sind purpurroth, denen der Winterlevcoje, mit welcher sie gleiche Wartung erfordert, sehr ähnlich, daß man diese Pflanze beynahe für eine Abänderung derselben halten sollte. Am Ende der Stengel stehen die Blätter gedrängt bey einander, und stellen gleichsam einen besondern Kopf, wie bey dem Kohle, vor.

4) **Weißblätterichte Sommerlevcoje**, C. annuus L. **Blätter**: lanzettförmig, fast gezähnt, stumpf, weißgraulich, ohne eine gewisse Ordnung. **Blumen**: zahlreich in lockern Aehren, deren vier Blätter herzförmig sind. **Schoten**: walzenförmig, an der Spitze spitz. Die Sorten: a) mit purpurrothen, b) mit rothen, c) mit weißen, d) mit gescheckten Blumen, und alle diese Sorten einfach und gefüllt. Es kommt die Sommerlevcoje im freyen Lande fort, und blühet vom Jul. an bis in den Herbst. Sie dauert nur einen Sommer, und der erste starke Frost richtet sie zu Grunde. Man säet den Saamen, wie den von der Winterlevcoje, und er muß von den einfachen Pflanzen aufgenommen werden. Will man eine Anzahl gefüllte Sorten in Töpfen blühen lassen: pflanze man entweder auch dann in jeden Topf drey Pflanzen, und schneide nachher, sobald sich eine derselben als gefüllt zeiget, die übrigen an der Erde ab; oder man verschiebe es, bis sich im Lande gefüllte Pflanzen zeigen, und pflanze solche dann einzeln mit guten Ballen Erde in Töpfe, gieße sie sogleich an, und stelle sie 8—14 Tage in Schatten.

5) **Grünblättrichte Meerlevcoje, Meerstrandslevcoje**, C. maritimus L. **Blätter**: elliptisch, stumpf, nackend, etwas rauch, grünlich. **Blumen**: viele in kurzen lockern Aehren, klein, purpurroth, öfter weiß. Die weiße ist dem Geruche nach die stärkste und angenehmste. Die Pflanze dauert nur einige Monathe, ist jedoch, so klein sie auch ist, sehr blumenreich, und mag vor die Fronten der Rabatten trippelweise, vom Febr. bis in den May zu drey verschiedenen Malen, oder in kleinen Gärten auch zu Einfassung der Beete, auf welche Art sie gleichfalls während der Flor ein sehr artiges Ansehen macht, gesäet, und der Saame $\frac{1}{4}$ Z. hoch mit Erde bedeckt werden. Man kann auch die erste Aussaat schon im Sept., die zwote am Ende des März, und die letzte im Anfange des May machen. Die Pflanzen von der ersten Aussaat blühen früh im Sommer, und die von der letzten im October.

6) **Dreyzackige Levcoje, breitblättrige Meerstrandslevcoje**, C. tricuspidatus L. **Blätter**: leyerförmig, beynahe 1 Zoll breit, etwa 2 Z. lang, sehr filzig. **Blumen**: in lockern Aehren, und andere einzeln an den Seiten der Stengel, purpurroth. **Schoten**: an der Spitze dreyzähnig.

7) **Levantischer, oder steifborstiger Cheiranthus**, C. chius L. **Blätter**:

ter: umgekehrt eyrund, ohne Adern, ausgerandet. Blumen: an den Seiten der Stengel nahe unter dem Gipfel, einzeln, klein, purpurröthlich.

8) Uferlevcoje, schmalblättrige Meerstrandslevcoje, C. littoreus L. Stengel: holzig, filzig. Blätter: lanzettförmig, fast gezähnt, fast filzig, fast fleischig. Blumen: in lockern Aehren, klein, anfangs glänzend roth, zuletzt purpurroth. Schoten: filzig.

Diese drey Pflanzen können sogleich an Ort und Stelle wiederholt gesäet werden, und weil man von den Frühjahrsaussaaten nicht mit Gewißheit reifen Saamen erwarten kann: so muß man schon im Herbste auf eine warme, gut geschützte Stelle etwas Saamen säen, um von den aus demselben entspringenden Pflanzen Saamen zu gewinnen.

Licht, lichtrecht. Um Licht in sein Gebäude zu bringen, kann ein jeder Oeffnungen und Fenster in seine eigne Wand, oder Mauer, machen, wenn dieselben gleich eine Aussicht über die benachbarten Gebäude gewähren. Sollen jedoch die Oeffnungen in einer unmittelbar an des Nachbars Hof oder Garten stoßenden Mauer gemacht werden: so müssen dieselben, wo es die Umstände gestatten, 6 F. von dem Boden des Zimmers oder Behältnisses erhöht; in allen Fällen aber mit eisernen, nur 2 Zoll von einander stehenden, Stäben, oder mit einem Drahtgitter verwahrt seyn. Neu errichtete Gebäude müssen von ältern schon vorhandenen Gebäuden des angränzenden Nachbars, wenn nicht besondere Policeygesetze ein Andres vorschreiben, wenigstens 3 Werkschuhe zurück treten. Stößt aber das neue Gebäude auf einen unbebaueten Platz des Nachbars: so ist ein Abstand von $1\frac{1}{2}$ Werkschuhen hinreichend. Uebrigens aber kann ein jeder in der Regel auf seinem Grunde und Boden so nahe an die Gränze und so hoch bauen, als er es für sich gut findet. (§. 142.) Sind jedoch die Fenster des Nachbars, vor welchen gebauet werden soll, schon seit 10 Jahren, und länger, vorhanden, und die Behältnisse, wo sie sich befinden, haben nur von dieser Seite her Licht: so muß der neue Bau so weit zurück treten, daß der Nachbar noch aus den ungeöffneten Fenstern des untern Stockwerks den Himmel erblicken könne. Hat in diesem Falle das Gebäude des Nachbars, in welchem sich die Fenster befinden, noch von einer andern Seite Licht: so ist es genug, wenn der neue Bau nur so weit zurück tritt, daß der Nachbar aus den ungeöffneten Fenstern des zweyten Stockwerks den Himmel sehen könne. Sind aber die Fenster des Nachbars, vor welchen gebauet werden soll, noch nicht seit 10 Jahren vorhanden: so ist der Bauende bloß an die vorhin bestimmte Entfernung gebunden. Der Nachbar kann alsdann dem neuen Baue, wodurch ihm das Licht benommen wird, nur in so fern widersprechen, als er ein Untersagungsrecht dagegen besonders erworben hat. Wo eine solche Grundgerechtigkeit obwaltet, da findet, im Mangel ausdrücklich verabredeter Bestimmung, die gesetzliche des §. 142. Anwendung. A. L. R. Th. I. Tit. VIII. §. 137 ff.

Liebesapfel, Gold- auch Toll- und Melanzenapfel, Solanum Lycopersicum. Vaterl.: das wärmere Amerika. Stengel: stark, krautartig, unbewehrt, sehr haarig. Blätter: groß, gefiedert, von widrigem Geruche. Blumen: in einfachen Trauben, klein, gelb,

hinterlassen große, rundliche, zusammen gedrückte, gefurchte, weiche, rothe Früchte. Von dieser Verzierungspflanze wird der Saame im März oder April auf ein Mistbeet gezogen. Sind die Pflanzen gegen Ende des May 6—7 Z. hoch, und ist die Witterung warm: werden solche an einem feuchten Tage mit einem Ballen Erde ins freye Land, und, wegen ihres ausgebreiteten Wuchses, beträchtlich weit aus einander gesetzt. Wenn man sie, wie Spalierbäume an sonnige Wände, oder an Geländer, oder starke Stäbe, befestiget: so werden sie früher reif, auch größer, und gewinnen ein mehr verzierendes Ansehen. Man hat einige Abarten; sie kommen aber der Hauptart nicht gleich. Auch hat man noch andere Sorten, welche, wie die gemeine Art, gezogen werden. Von dieser soll man in Italien, Portugal und Spanien zur Erhöhung des Geschmacks der Suppen, zu Saucen, zum Stofen u. s. w. Gebrauch machen. Es soll aber der öftere Genuß schädlich seyn, daher auch viele diese Frucht überhaupt für verdächtig halten, und zu den Giften rechnen.

Liebstöckel, Ligusticum, ist aus der Familie der schirmtragenden Pflanzen. Unter den mehrern Arten bemerken wir den **gemeinen Apothekerliebstöckel, Bad- oder Saukraut**, L. Levisticum L. **Vaterl.**: Genua. **Wurzel**: dick, fleischig, tief eindringend. **Wurzelblätter**: sehr groß, vielfach, mit breiten oben eingeschnittenen, dunkelgrünen Blättern. **Stengel**: rund, dick, aufrecht, stark, gestreift, ästig, 6—7 F. hoch. **Blumen**: an den Enden der Zweige, in großen Dolden, gelb. Man erzieht die Pflanze leicht aus dem Saamen; auch vermehret man sie durch Theilung der Wurzel. Ein schattichter Ort scheint ihr angemessen zu seyn, und in guter lockerer Erde macht sie große und starke Stöcke. Zum medicinischen Gebrauch nimmt man die Wurzel und den Saamen. Die Wurzel enthält viele harzichte balsamische Theile, und besitzt eine erwärmende, reizende, zertheilende und sonderlich Schweiß erregende Kraft; auch treibt sie den Urin und die monatliche Reinigung, ingl. befördert sie den schleimichten Auswurf durch die Brust; sie stärket den Magen, und führet die Blähungen kräftig ab. Auch bey Mutterbeschwerungen kann sie Dienste leisten. In Italien wird von dem gemeinen Volke der Saame, Statt des Pfeffers, an die Speisen gebrauchet. Das Rindvieh frißt das Kraut gern, aber Fleisch und Milch erhält davon sogleich einen eignen Geschmack.

Lieschgras, sonst auch Kolbengras oder Fönich genannt, Gramen typhoides, Phleum L.

1) **Langährichtes Wiesenlieschgras, groß Kolbengras, langes Fuchsschwanzgras, Wiesenfönich mit langen Kolben**, und weil dieses Gras Timotheus Hanfan durch angestellte Versuche in Ruf gebracht, wird es auch **Timotheusgras**, Phleum pratense L. genannt; es wächst überall. Die Halme sind etlichemal gebogen, mit Gelenken versehen, und erreichen die Höhe von 3 u. mehr F. Die untersten Blätter sind 2 Linien breit, und glatt anzufühlen. Die Aehren sind walzenförmig, 2—3 Z. lang. Man bauet dieses Gras hin und wieder, es ist perennirend, kann dreymal im Jahre geschnitten werden, und ist dem Viehe sehr angenehm, wenn es nur nicht durch längeres Stehenlassen zu alt und hart geworden ist. In den Brüchern und niedrigen

Grün-

Gründen, wo Moorerde ist, gedeihet es am besten; seine Wurzeln verflechten sich so, daß ein dichter Rasen darauf wird, und man trocken gehen kann, wo man sonst einsinken mußte. Man säet es am liebsten zu Ende des Aug. oder Anfange des Sept. Wir haben noch einige wildwachsende Abarten dieses Grases; diese wachsen nicht so hoch, und sind dem Viehe auch weniger angenehm und gedeihlich, daß man also selbige von der Hauptart wohl unterscheiden kann, wenn man sich durch das Abstreifen den Saamen selbst verschaffen will.

Lilac, Syringa. Hievon sind zwo oder drey Arten bekannt.

1) **Blauer Spanischer Lilac** oder **Flieder**, S. vulgaris L., ist in allen Bauergärten zu finden, und wird wegen der wohlriechenden Blumensträußer auch zu Bedeckung der Lauben unterhalten. Bäume mit weißen Blumen sind auch nicht selten. Man kann den blauen auf den weißen, oder umgekehrt, oculiren. Das Holz ist ungemein hart, und an alten Stämmen schön roth geflammt; es läßt sich gut glätten; die Tischler und Drechsler wissen solches durch eine kalte Beize mit Scheidewasser schön roth zu färben. Unter unsern Hölzern schickt sich keines besser, als dieses, zu Messerheften.

2) **Persischer schmalblättriger Lilac**, S. Persica L., hat lockere Blumensträußer, die röthlich sind, und länger, als bey der ersten Art, blühen, und zwar angenehm, doch nicht so stark, riechen.

3) **Petersilienblätterichter Türkischer Lilac**. Die Blumensträußer sind kleiner und lockerer; und die Blumen selbst auch kleiner und hellrother.

Lilie, Lilgen, Gilgen, Lilium L.

1) **Weiße Lilie**, L. candidum L. Vaterl.: Syrien, Palästina. Blumenblätter und Wurzeln werden in der Arzneykunst gebraucht. Die Wurzelzwiebeln besitzen ein schleimichtes Wesen, weshalb sie eine erweichende Kraft äußern; man gebraucht sie äußerlich als einen Breyumschlag, um die harten entzündeten Beulen zu erweichen, und gutes Eyter zu erzeugen. Die frischen Blumenblätter haben gleiche Kraft, sie erweichen, befördern die Schwärung und stillen zugleich die Schmerzen. Am gewöhnlichsten bedienet man sich des Lilienöls. Dieses ist Baumöl, worinnen man die frischen Blumenblätter geweichet hat. Man kann nicht allein das Oel, sondern auch die, viele Monathe darinnen eingeweichten, Blätter mit gleich gutem Erfolge gebrauchen. Dieses Oel hat auch eine heilende Kraft, und bey Brandschäden wird es, theils die Schmerzen zu lindern, theils die Heilung zu befördern, häufig gebraucht. Aus den Blumen wird auch ein stark riechendes Wasser abgezogen, eben nicht zum innerlichen Gebrauche, sondern zur Toilette für das junge Frauenzimmer, um sich das Gesicht damit zu waschen, und sich eine glatte, feine Haut zu verschaffen. Die Wehmütter pflegen die Staubbeutel bey schwerer Geburt anzupreisen. Der starke Geruch dieser Blüthen kann leicht die Sinnen betäuben, und einen tödtlichen Schlaf verursachen, wie man noch immer zum öftern erfährt; man muß daher diese Blumen nicht in verschlossenen Zimmern, wenigstens nicht viele mit einander, und nicht lange Zeit, aufbehalten.

2) **Feuerlilie, goldgelbe Lilie**, L. bulbiferum L. Vaterl.: Italien, Oesterreich. Die Wurzel ist der vorigen ähnlich,

aber gelb gefärbt. Die Russen pflegen sie unter der Asche zu braten, oder mit Milch abzukochen, und zu essen.

Beyde Arten sind in Ansehung der Erde und Wartung nicht ekel. Die Vermehrung geschiehet im Herbste von der häufig angesetzten jungen Bruth an der alten Zwiebel. Man muß aber die aufgenommenen Zwiebeln der weißen Lilie, so bald es nur irgend möglich ist, wiederum einpflanzen; sie ertragen es nicht gut, wenn sie lange aus der Erde bleiben. Man hat auch Abarten von dieser weißen Lilie: a) mit gelb gestreiften Blättern; b) mit purpurroth gestreiften Blumen; c) mit karmoisinroth gestreiften Blumen; d) mit gefüllten Blumen, welche eben nicht geachtet wird, weil sie weder das ungezwungene Ansehen, noch den angenehmen Geruch der einfachen Sorten hat; e) Constantinopolitanische, oder fremde weiße Lilie, hat umgebogene oder hängende Blumenblätter, welches diese Abart, unter den übrigen stehend, angenehm macht; f) breitstenglichte Constantinopolitanische, oder fremde weiße Lilie; ein einziger Stengel trägt oft 50 — 100 Blumen, daß also ein so großer Blumenbüschel kein geringes Ansehen macht. Alle diese Abarten werden durch ihre Zwiebeln unverändert fortgepflanzt, und vermittelst der Saamenerziehung können noch mehrere Sorten gewonnen werden.

Linde, Lindenbaum, ein in- und außerhalb Deutschland sehr beliebter Baum, welcher wegen des Sonderbaren in seinem artigen Wuchse und Laube zur Vermehrung der Mannichfaltigkeit, zur Verzierung, und um des Schattens willen, auch als ein Forstbaum, wegen seines brauchbaren Holzes, gepflanzt zu werden verdienet.

1) **Großblätterichte Sommerlinde, Holländische Linde,** große auch **Wasserlinde,** Tilia Europaea L.

2) **Kleinblätterichte Winterlinde, Stein- Wald- Sandlinde,** Tilia cordata Mill. Diese ist in unsern Holzungen gemeiner, und unterscheidet sich von der Sommerlinde durch die kleinern, mehr herzförmig zugespitzten, in der Farbe dunklern, weniger glänzenden und unten bläulicht grünen Blätter: diese brechen auch später hervor und fallen später ab. Das Holz ist zäher, fester, und wird nicht leicht verarbeitet; der Stamm ist auch nicht so hoch, als bey der ersten Art.

Die Linde wächst in allen Arten von Erdreich; doch artet sie in einem sandigen Boden besonders gut. Man erziehet sie aus dem Saamen, welcher gleich nach seiner Reife im Octob. gesäet werden muß. Aus Ablegern erzogene Bäume erlangt man nie so hohe Stämme, als aus dem Saamen. Die Linden erlangen ein Alter von 600 — 800, ja bis 1000 Jahren, daher sie zu Gränz- und Mahlbäumen wohl zu gebrauchen sind. Das Holz ist weiß, leicht, und doch dabey feste; es ist dem Wurmstiche und dem Werfen oder Schwinden nicht sonderlich unterworfen, daher es zu leichten Tischen, Schränken, Stühlen, Reißbretern, Linealen und andern Geräthschaften verarbeitet wird. Die daraus bereiteten Kohlen gebraucht man, wegen ihrer Feinheit, zum Zeichnen. Aus der obersten Rinde werden in Rußland große Schachteln und Wagenkörbe, aus den darunter liegenden glatten und biegsamen Baste aber Decken und Matten, ingleichen Seile gemacht. Aus den Blüthen wird in den Apotheken ein Wasser abgezogen; man hält es für hauptstärkend, und empfiehlt

pfiehlt es wider Schwindel, Schlagfluß und fallende Sucht; wenigstens muß man der Blüthe eine lindernde, und den Nerven angenehme Kraft zueignen. Die frischen Blüthen gähren auch von sich selbst, und man kann davon einen wohlriechenden Geist abziehen. Vermischt man die Blüthe mit andern Kräutern: so erhält der daraus bereitete Trank eine schöne röthliche Farbe. Börhaave rühmt den Breyumschlag aus gestoßenen Lindenblüthen als eines der wirksamsten Mittel wider den Zwang des Mastdarmes. Aus keiner Baumblüthe sammeln die Bienen mehr und besser schmeckendes Honig, als aus dieser, daß also auch in dieser Absicht die Vermehrung der Linden veranstaltet werden sollte.

3) **Amerikanische schwarze Linde**, T. Americana L. **Vaterl.**: Canada, Virginien. **Stamm**: aufrecht, groß, sehr hoch, regelmäßig, ästig, mit einer großen regelmäßigen Krone, die Rinde der Zweige schwärzlichbraun. **Blätter**: groß, scharfgespitzt, sägenförmig, hochgrün, auf der Unterfläche aber blässer. **Blumen**: in Büscheln, klein, grünlich, sehr wohlriechend. Man hat hievon eine groß- und kleinblättrige Sorte. Die erste ist die beste.

4) **Carolinische oder weiße Amerikanische Linde**. T. Caroliniana. Die Blätter sind unsrer Sommerlinde ziemlich ähnlich, jedoch größer, mehr länglich, herzförmig, hellgrüner, auf beyden Flächen glatt, ohne daß Haare zu bemerken wären. Der Geruch der Blüthe ist stärker, als bey den inländischen, und die Blumenblätter sind größer und gelber. Die Rinde ist braun und glatt.

Linsen, gehören unter die Hülsenfrüchte. Die größere Art nennt man Pfennig-linse; die kleinere aber gemeine Linse. Jene wird am liebsten gekauft und gegessen; diese aber kann zur Viehfütterung gebauet werden. Man säet sie entweder für sich allein, oder in Vermischung mit andern Feldfrüchten. Wo diese Frucht in großen Städten gut abgesetzt werden kann, da pflegt man, um ihr besseres Gerathen zu befördern, das Land zur Saat umzugraben, und die junge Saat, wenn sie eines halben Fingers lang ist, zu jäten, um die Körner recht rein zum Verkauf bringen zu können. Wo ein starker Mohnbau ist, und dazu ebenfalls gegraben wird, da wird der Mohn nicht allzu dick, und Linsen darunter gesäet. Der Mohn wird eher reif, aufgezogen, und sodann den Linsen der Acker allein überlassen.

Noch gebräuchlicher ist es, Linsen unter die Gerste zu säen. Gemeiniglich vermengt man 6 Scheff. Gerste mit einem Scheffel Linsen, und säet von solcher Mischung zween Scheffel auf einen Morgen. Dieses Stroh giebt ein sehr gutes, dem Viehe in die Raufen zu steckendes, Winterfutter. Man pflegt auch beyderley Körner wohl unter dem Roggen zu vermahlen, und ein recht gut auflaufendes Gesindebrodt davon zu backen. Auch hat man an diesem Mengfutter ein sehr gutes Pferdefutter, besonders für die abgesetzten Füllen, wenn es an gutem und hinlänglichen Heu fehlet. Auch die Schaafmütter befinden sich ungemein wohl, wenn ihnen kurz vor und in der Lammeszeit unausgedroschene Linsengerstengarben in die Raufen gesteckt werden.

Löffelbaum, Kalmie. Diese Gattung begreift zween dauerhafte, schöne, immergrüne Sträucher, die vor die Fronte der ansehnlichsten Lustgebüsche gestellet wer-

werden müssen; sie erreichen eine Höhe von 4—5 F., mit einblättrigen, röhrigen, fünftheiligen sehr verzierenden Blumen, welche in runden, dichten, flachstraußigen Büscheln im Jun. und Jul. zusammen stehen, aber selten in England reifen Saamen geben; diesen erlangt man aus Amerika; man vermehret diese Sträucher aber auch durch die Nebenschüsse und Absenker; sie lieben einen trocknen, etwas sandigen Boden, und dauern in hiesigen Gegenden bey gelindem Winter im freyen Lande aus; bey größerer Kälte aber, wenn sie nicht gut bedeckt sind, gehen sie ein. Zur Sicherheit bringt man gern einige in Töpfen in die Häuser. Wir haben zwo Arten, die breit- und schmalblätterichte. So schön die Blumen aussehen, so schlecht riechen sie doch. Die Blätter sind einigen Thieren, z. B. den Schaafen, ein Gift. Pferde und Rindvieh haben sich davon sehr übel befunden, ob sie gleich nicht davon gestorben sind. Hingegen sind sie ein gutes Futter für die Hirsche im Winter. Das Holz ist sehr hart, springt nicht auf, und läßt sich gut glätten. Die Wurzel gefällt den Tischlern, weil sie durchaus gelb ist. In Kamtschatka sollen die Blätter wider die Liebesseuche gebraucht werden.

Löffelkraut, ein Pflanzengeschlecht, wovon 5 Arten zu bemerken sind:

1) **Officinelles Löffelkraut, Scharbockskraut**, Cochlearia officin. Linn. **Stengel**: 8—10 Z. hoch. **Blätter**: die auf der Wurzel herzförmig-rundlich löffelartig ausgehöhlt; die am Stengel länglich und etwas buchtig. **Blumen**: in Büscheln, weiß. Diese Pflanze ist zugleich ein Sallatkraut, und wird mit leichter Mühe aus dem Saamen gezogen, welcher zu wiederholten Malen, damit die Blätter immer zart bleiben, vom ersten Frühlinge an bis in den Aug., bey trocknem und warmen Wetter in einen leichten und fetten Boden, an einem etwas schattigen Orte gestreut, und, damit er nicht zu lange in der Erde bleibe, zuweilen begossen wird. Die letzte, im Aug. vorgenommene Aussaat wird theils schon vor dem Winter und den Winter hindurch zur Vermischung unter die feinen Sallatkräuter dienlich seyn, und theils wird sie, nachdem ihre Blätter im Frühlinge hart und unbrauchbar geworden, im künftigen Sommer den besten Saamen liefern. Die Bestandtheile dieser Pflanze kommen mit den meisten kreßartigen Pflanzen überein; doch kann das Löffelkraut die Mischung der Säfte verbessern, der Fäulniß derselben widerstehen, und ist daher immer wider den Scharbock empfohlen worden. Nur die frischen Blätter enthalten und bewirken dergleichen Kräfte. Der Gebrauch geschiehet innerlich und äußerlich, und das letzte findet vorzüglich Statt, wenn das Zahnfleisch sich von den Zähnen absondert, öfters blutet, und in dem Munde überhaupt sich kleine Geschwüre einfinden. Da aber der Scharbock von zweyerley Art ist, und bey der einen, welche man den heißen Scharbock zu nennen pflegt, die Säfte allzu sehr aufgelöset sind: so ist leicht einzusehen, daß diese Pflanze nur bey der kalten Art, bey welcher die Säfte zähe und zur Stockung geneigt sind, und wodurch solche verderben, auch dadurch endlich die festen Theile, besonders im Munde, angefressen werden, die Füße aufschwellen, und andere Zufälle erfolgen, nützliche Dienste leisten könne. Wenn man die zerquetschten Blätter oder den frisch ausgepreßten Saft auf die Haut leget,

get, vergehen dadurch die Flecken; zuletzt wäscht man die Haut mit einem Tranke von Kleyen ab.

2) **Englisches** 2c. C. Anglica L. **Vaterl.:** England am Meerstrande. **Stengel:** 8—10 Z. hoch. **Blätter:** alle eyrund-lanzettförmig. **Blumen:** weiß. Es fehlen dieser die feinen flüchtigen Theile, oder wenigstens sind solche nicht so kräftig, wie bey der ersten Art.

3) **Dänisches** 2c. C Danica L. **Vaterl.:** Dänemark, Schweden, am Meerstrande. **Blätter:** spießförmig-winklich oder spendonförmig, oder dreyeckicht.

4) **Grönländisches** 2c. C. Groenlandica L. **Vaterl.:** Grönland, Norwegen. **Blätter:** nierenförmig, glatträndig, fleischicht.

5) **Schweinskresse**, C. Coronopus L. **Vaterl.** Europa, auf sonnigen nackenden Plätzen. **Stengel:** breit gedrückt. **Zweige:** umher schweifend, theilen sich wie ein Hirschhorn. **Blätter:** geschlitzt. **Blumen:** in kleinen Trauben, krautartig von Farbe.

6) **Thurmkrautartiges** oder **Türkisches** 2c. C. glastifolia L. **Vaterl.:** der Orient. **Stengel:** 1½ Fuß hoch. **Stengelblätter:** umgekehrt herzförmig-pfeilförmig, den Stengel umfassend. **Blumen:** in lockern Aehren. Die Pflanze ist zweyjährig, wird aus dem Saamen erzogen, und soll der erstern Art an Kräften nichts nachgeben.

Löwenfuß, Löwentappe, nennt man die Alchemilla, deren gemeine Art noch mehrere Namen erhalten hat, als: Sinau, Güldengänserich, Genselgrün, Marienmantel, Unser lieben Frauen Nachtmantel, Frauenbiß, Aschnitz, Sternkraut, Helft, Mutterkraut.

1) **Gemeiner Löwenfuß mit einfachen Blättern,** Alchemilla vulgaris L., wächst bey uns auf niedrigen Wiesen, und blühet im Frühjahre. **Wurzelblätter:** auf langen Stielen, rundlich, von blasser, herrlicher grüner Farbe, etwa 2 Z. im Durchschnitte, an dem sägeförmigen Rande rings umher gleich den altmodigen Manteln, welche die Frauen ehedem zu tragen pflegten, in verschiedene Lappen ausgeschnitten, daher man auch der Pflanze den Namen **Frauenmantel** gegeben hat. **Blumenstengel:** erheben sich zwischen den Blättern zu einer Höhe von 1 F. und darüber, stehen nicht ganz aufrecht, sind rund und dick, theilen sich in viele Zweige, und sind an jedem Gelenke mit eben solchen Blättern, wie die Wurzelblätter, bekleidet, nur daß solche kleiner sind. **Blumen:** ohne Blumenblätter, grünlich, oder gelblich, büschelweise, sind an der ganzen Pflanze vielleicht das mindest Schönste. In gutem, schwarzen und feuchten Boden wird die Pflanze viel größer, und bestocket sich sehr stark, wenn solche gehörig verpflanzet, und durch die Wurzel vermehret wird. Die Blätter werden in der Apotheke aufbewahret, zu den zusammen ziehenden und wundheilenden Mitteln gerechnet, und sowohl innerlich als äußerlich wider den weißen Fluß, Blutspeyen, Wunden und Geschwüre gebraucht. Der daraus mit Wein bereitete Trank soll auch in solchen Fällen nützlich seyn, wo man sonst nur allein die Chinarinde zu gebrauchen gewußt hat. Mit den besten Futterkräutern streitet diese Pflanze um den Vorzug. Sie stärket das Vieh auf der Weide ungemein, und vermehret in den hohen Gebirgen die Fettigkeit der Milch, wie besonders der Berg Arnus, woselbst die großen fetten Käse bereitet werden, und die-

dieses Kraut sehr häufig wächset, ausweiset.

2) **Weißsammtner Löwenfuß mit gefingerten Blättern, fünfblättriger Sinau**, A. Alpina L. Vaterl.: die Alpen. Eine sehr niedrige Pflanze, dagegen aber desto zierlicher. **Wurzelblätter**: auf etwa 4 Z. langen Stielen, auf der Oberfläche fein grün, auf der Unterfläche silberweiß, fingerförmig in 5 Stücke zerschnitten, am Rande umher sägeförmig. **Blumenstengel**: etwa ½ Fuß hoch, rund, weißlich, darnieder liegend, mit kleinern Blättern als die Wurzelblätter. **Blumen**: weißlichgrün.

3) **Glatter Löwenfuß mit gefingerten Blättern**, A. Pentaphyllea L., wächst auf den Alpen, und ist der zweyten Art viel ähnlich, die Blätter aber sind glatt und ohne Haare. No. 1. und 2. finden hie und da ihre Aufnahme in den Gärten, weil ihre auf eine sehr sonderbare Weise ausgeschnittenen, wellenförmigen und faltigen Blätter die Aufmerksamkeit auf sich lenken.

Löwenmaul, ein Pflanzengeschlecht, das der Schnauze und dem Maule eines Thieres ähnliche Blumen hat, und hievon die Namen: Löwenmaul, Löwenrachen, Kalbsnase und Froschmaul führet. Wir bemerken hier nur die bekanntesten Arten, die sich meistens durch den ausfallenden Saamen fortpflanzen, und verzierende Blumenpflanzen sind.

1) **Großes Löwenmaul**, insgemein schlechthin **Löwenmaul** genannt, Antirrhinum maius L. Vaterl.: das mittägige Europa auf Mauern und an Zäunen, woselbst es viele Jahre; in fettem Lande hingegen selten lange dauert. **Blätter**: lanzettförmig, kurz gestielt. **Blumen**: groß, aufgesperrt, ungeschwänzt, mit gerundeten Kelchen. Diese Art begreift drey Pflanzen unter sich: a) Großes Löwenmaul; die Blumen in langen Aehren. Die Sorten sind: roth; weiß; weiß u. roth; roth mit weißem Maule; gelb; gelb und roth; gelb u. weiß; purpurroth; purpurroth und weiß schattirt; mit scheckigen Blättern und Blumen von mehrern Farben. b) Breitblättriges größtes Löwenmaul, hat Blumen in sehr langen Aehren, vortrefflich, blaßroth. Stengel: 3 F. hoch. Blätter: breit, glatt, kurz gestielt. c) Italienisches weiß blühendes Löwenmaul. Stengel: 2 F. hoch. Blätter: strichlanzettförmig, steifborstig. Blumen: in kurzen dicken Aehren, weiß, nebst einigen andern Sorten.

Außer diesen Abänderungen des A. maius giebt es deren noch mehrere, die sich in Ansehung der Farbe ihrer Blumen, oder der Größe ihrer Blätter von einander unterscheiden; gleich wie deren aus dem Saamen der besten Sorten noch immer mehrere gewonnen werden können, daher denn der Saame auch von solchen Pflanzen genommen wird, die die längsten Blumenähren haben, und deren Blumen nicht nur sehr groß sind, sondern auch das vortrefflichste Maul haben. Der Saame wird im März, April und May, in leichte, sehr magere Erde gesäet. Sie lassen sich auch alle auf schattigen Rabatten im Sommer durch abgerissene oder abgeschnittene Zweige vermehren, welche leicht Wurzeln schlagen, welcher Methode man sich bedienet, wenn man Pflanzen von besonders guten Eigenschaften vermehren will. Die scheckigblättrige sehr geachtete Sorte kann nur durch gesteckte Zweige fortgepflanzt werden. Sie ist etwas zärtlich, weshalb man

sie in Töpfen unterhalten und im Hause durchwintern muß.

2) **Gestrecktes lappichtes Löwenmaul, Zymbelkraut**, A. Cymbalaria L. **Vaterl.**: Deutschland, die Schweiz, Frankreich, auf Felsen und alten Mauern. **Stengel**: rund, schwach, darnieder liegend, treiben aus den Gelenken Wurzeln, mit denen sie sich an allem, was ihnen nahe ist, befestigen. **Blätter**: herzförmig, dunkelgrün, in 5 Lappen getheilt, abwechselnd. **Blumen**: in den Winkeln der Blätter, kurz gestielt, klein, purpurroth. Es kommt auf allen Plätzen, und in jeder Lage fort, und gehöret, wie die vorher gehende Art, zu den dauerhaften verzierenden Pflanzen.

3) **Gestrecktes pfeilblätteriges Löwenmaul, Erdwinde**, A. Elatine L.

4) **Gestrecktes eyförmig-blättrichtes Löwenmaul, rundblättrige Erdwinde**, A. spurium L. Diese und die vorher gehende Art sind einjährige Pflanzen, und treiben viele, haarige, darnieder liegende, etwa 1½ F. lange Zweige, haben eine gelbe Unterlippe und eine purpurrothe Oberlippe; ihr gemeinschaftliches Vaterland sind die Aecker in Deutschland, England, Frankreich und Italien; sie unterscheiden sich bloß durch ihre Blätter, welche bey der ersten Art spießförmig und scharf gespitzt, bey der letztern aber eyrund und haarig sind. Von der erstern giebt es eine Abart mit blauen Lippen.

5) **Kleines klebrichtes Löwenmaul, kleines Berufkraut, kleiner Grant, klein Sternkraut**, A. minus L. **Vaterl.**: Deutschland, sehr häufig im gebaueten, grobsandigen Boden. **Stengel**: sehr ästig weitschweifig. **Blätter**: wie die des A. maius. Das Blumenblatt ist klein; der Sporn halb so lang als dieses, die obere Lippe und die Röhre der Blume violett, das übrige mehr weißlich, der Rachen mit orangenfarbigen Haaren besetzt, und die eyförmige Frucht mit 2 Löchern durchbohret.

6) **Langkelchichtes ungesporntes Löwenmaul, Hundeskopf, Kalbsnase, Dorant, Teufelsband, Brackenhaupt, Stärkkraut**, A. Orontium L., wächst bey uns auf Aeckern und Feldern. **Stengel**: ästig. **Blumenblatt**: purpurfarbig, zuweilen weiß, der Sporn ganz kurz, und daher kaum merklich. Die Frucht öffnet sich mit 3 Löchern, und hat eine Aehnlichkeit mit einem Kalbskopfe. Man läßt diese Pflanze als eine verzierende gelten.

7) **Langkelchichtes gesporntes Löwenmaul**, A. chalepense L. **Vaterl.**: Italien. **Stengel**: etwa 1½ F. hoch. **Blätter**: strichlanzettförmig, abwechselnd. **Blumen**: einzeln, weiß, oft purpurroth oder violett gescheckt, die Kelche länger, als die Blumenkrone.

8) **Dreyblätterichtes Löwenmaul**, A. triphyllum L. **Vaterl.**: Syracus, auf schattigen Bergen. **Stengel**: ästig, beynahe 2 F. hoch. **Blätter**: eyrund, glatt, graulich, meistens je drey und drey, einige aber nur paarweise beysammen stehend. **Blumen**: in kurzen Aehren. Man hat Sorten mit gelben Blumen, gelb und purpurrother Fahne und Sporn, purpurroth, blau.

9) **Sternblätterichtes purpurfarbiges Löwenmaul, großes wohlriechendes** ꝛc. A. purpureum L. **Vaterl.**: am Fuße des Vesuv. **Stengel**: ästig, sehr blumenreich, 3 F. hoch, die blumentragenden aufrecht, die übrigen aber nach allen Seiten gebogen. **Blumen**: in langen lockern Aehren, groß, purpurroth, von

vortrefflichem Geruche. Die Pflanze dauert auch bey uns den Winter über im freyen Lande, und vermehret sich ohne Wartung durch den ausfallenden Saamen.

10) Herzblättrichtes ungespornte Löwenmaul, rund- oder haselwurzblättrichtes ꝛc. A. Asarina L. Die Blätter haben eine Aehnlichkeit mit der Haselwurzel, Asarina genannt. Vaterl.: bey Genf. Stengel: darnieder liegend, etwa 1 F. lang. Blätter: herzförmig, gekerbt, gegen über stehend. Blumen: in den Winkeln der Blätter, umgeschwänzt, sehr schlecht purpurroth. Eine Pflanze von geringem Ansehen, der Aufnahme in die Gärten kaum würdig.

Löwenschwanz, Leonurus. Von diesem Geschlechte finden sich mehrere Arten, von welchen die vorzüglichsten hier angeführt werden:

1) Afrikanischer scharlachfarbiger Löwenschwanz oder Federbusch, Phlomis Leonurus L., ein immergrünendes Staudengewächse. Vaterl.: das Vorgebürge der guten Hoffnung. Stengel: mehrere, einjährig, viereckig, beynahe 3 F. hoch. Blätter: lanzett- und etwas sageförmig, gegen über stehend. Blumen: herrlich scharlachroth, groß, prächtig, glänzend, gleichsam mit Goldflimmern bestreuet, weswegen die Pflanze bey den Gartenliebhabern gar sehr beliebt ist; hiezu kommt noch, daß die Blüthen gegen den Herbst, auch öfters noch später, aufbrechen, wenn andern Pflanzen die Blumen bereits verwelket sind, und viele Wochen über aushalten, indem sich immer neue Wirtel entwickeln, deren öfters 6—8 gesehen werden. Man kann die Stöcke, wie die Orangerie, warten, doch im Winter, wegen der Luft, näher an die Fenster setzen und öfters begießen. Die Stöcke zehren und bewurzeln sich stark, daher soll man sie öfters versetzen, und hierzu geräumige Gefäße wählen. Der Saame will bey uns nicht reif werden. Im Frühlinge abgeschnittene, und in gute leichte Gartenerde an einen schattichten Ort gesteckte Zweige werden zeitig Wurzeln schlagen, und immer neue Stöcke geben. Die Blumen geben einen starken Geruch von sich.

2) Sibirischer dreylappichter Löwenschwanz, L. Sibiricus L. Vaterl.: Sibirien, China. Stengel: viereckig, 3 F. hoch. Blätter: in drey Theile getheilt, welche abermal in viele gleichförmige, ziemlich stumpfe Theile getheilt sind. Blumen: in dicken Büscheln, klein, röthlich. Der ausgefallene Saamen giebt jährlich neue Stöcke, welche ohne alle Wartung auf den Gartenbeeten aufwachsen.

Löwenzahn. Die eigentlich so genannte Pflanze hat an einem Orte diesen, an einem andern Orte jenen Namen. Bey uns ist Kuhblume der bekannteste.

1) Apothekerlöwenzahn mit zurückgeschlagenen Kelchschuppen, Münchskopf, Eyer- Kuh- Butter- Sau- Hunds- Krebs- Dotter- Pferdeblume, Röhrchenskraut, Luft- Bruströhrlein, Pfaffenblatt, Apostemröhrlein, Milchstock, Wiesenlattich, Pappen- Seichkraut, Sonnenwurzel, Sommerdorn, Taraxacum offic., Leontodon Taraxacum L., ist auf allen Grasplätzen, Wiesen und Triften, Wäldern und Gärten gemein, fängt an sehr zeitig zu blühen, und wird die meiste Zeit im Jahre blühend angetroffen. Wurzel: eines Fingers dick, mit Fäserchen besetzt, geht tief in die Erde. Blätter:

ter: sehr viele, auf der Erde ausgebreitet, am Rande in viele rückwärts gerichtete, oder schrotsägeförmig ausgezackte, spitzige Lappen ausgeschnitten. Aus dieser Blätterrose treibt ein einfacher, ohngefähr einen halben Fuß hoher, hohler, zuweilen wollichter Stengel, welcher sich mit einer einzigen, großen, gelben Blume endiget. Bey der Blüthe sind nur die äußerlichen 4 — 5 Kelchschuppen rückwärts gebogen; bey der völligen Reife des Saamens aber leget sich der ganze Kelch rückwärts an den Stengel, und die Saamenkerne, welche aber leicht verfliegen, stellen eine Kugel vor. Sie sind gestielt, und mit einer schlechten Haarkrone besetzt.

Die Pflanze enthält in allen Theilen einen milchartigen, bitterlichen Saft, und die Wurzel, nebst den Blättern, werden in der Arzneykunst gebraucht. Beyde, doch die Wurzel mehr, als die Blätter, enthalten seifenartige Bestandtheile, und gehören unter die wirksamsten, eröffnenden, auflösenden und reinigenden Mittel. Bey Verstopfung der Eingeweide des Unterleibes ist der Gebrauch davon vorzüglich anzurathen, und unter andern bey der Gelbsucht nützlich zu gebrauchen. Wegen der urintreibenden Kraft hat sie den Namen **Seichkraut** erhalten. Wurzel und Kraut sind im frischen und saftigen Zustande viel wirksamer, als im getrockneten. Der ausgepreßte Saft von beyden wird löffelweise vor sich, oder mit andern nützlichen Kräutern, sonderlich im Frühjahre, verordnet; und da die Wurzel auch den ganzen Winter über, und die jungen Blätter zeitig im Frühjahre zu erlangen sind: so kann man davon Gebrauch machen, wenn alle andre Kräuter mangeln. Es ist diese überall zu habende Pflanze für die kräftigste unter allen zu halten, da man solche im Frühjahre zur Verbesserung der, den Winter über bey den meisten Menschen und Thieren veränderten, und zur Stockung geneigten Säfte gebrauchen kann, und ist zugleich als die beste Blutreinigung bey der Krätze und andern langwierigen Ausschlägen der Haut, sonderlich wenn man den ausgepreßten Saft mit Molken versetzet, zu empfehlen. Beyspiele von geheilter Wassersucht fehlen auch nicht. Der davon bereitete Sallat ist weit minder kräftig. Auch der äußerliche Gebrauch ist nützlich. Der milchichte Saft allein, oder mit Fenchelwasser versetzt, soll die Augen stärken, und die stockenden Feuchtigkeiten von ihnen ableiten. Andere loben den Saft zur Reinigung alter Wunden und Geschwüre. Murray empfiehlt das Extract, sonderlich ein solches, welches dünne ist, und löffelweise genommen werden kann, folglich den, zu einer gewissen Dicke eingekochten, Trank von der mit Wasser abgekochten Wurzel. Diese ist zweyjährig, daher man allemal die jungen aufsuchen soll; wenn die Blüthstengel aufgeschossen, wird die Wurzel schwammicht, und verlieret viel von ihren Kräften. Den Schaafen sind die jungen Blätter sehr angenehm, und die Blüthe wird von den Bienen sehr besucht.

2) **Goldfarbiger Löwenzahn mit borstigen Kelchschuppen**, L. aureum L., wächst auf den Alpen. Blätter: schlichthobelförmig. Stengel: fast einblättrig, 6 — 8 Z. hoch. Blumen: glänzend kupferfarbig, unten roth, mit bräunlich dunkelfarbigen, steifborstigen Kelchen.

3) **Herbstlöwenzahn**, L. autumnale L., wächst bey uns auf bergichten Gegenden und erhabenen Wiesen. Blätter: lanzettförmig, gezähnt, glattrandig, glatt. Stengel: ästig, 8 — 10 Z. hoch. Blu-

men: klein, gelb, auf schuppigen Stielen, um das Ende des Aug.

4) **Weißborstiger Löwenzahn**, L. hispidum L. **Vaterl.**: das nördlichere Europa auf Wiesen. **Blätter**: gezähnt, glatträndig, steifborstig, die Häkchen gablich. **Stengel**: 6—8 Z. hoch. **Blumen**: gelb, mit ganz aufrechten Kelchen, im Jul. und Aug.

5) **Sehr haariger Löwenzahn**, L. hirtum L. **Vaterl.**: Deutschl., Schweiz, Frankreich ꝛc. **Blätter**: gezähnt, sehr haarig, die Borsten sehr einfach, **Stengel**: 6 Z. hoch. **Blumen**: mäßig groß, vortrefflich gelb und doppelt, mit ganz aufrechten Kelchen, im Jul. und Aug.

Wenn man diese Pflanzen Saamen tragen läßt: so überziehen sie, weil derselbe weit umher fliegt, bald den ganzen Garten.

Loh, Lohe, auch wegen des Gebrauchs, **Gerberlohe**, kann alles dasjenige genannt werden, wodurch die Felle oder Häute der Thiere lohgahr gemacht, d. i. ihrer natürlichen Fettig- und Feuchtigkeit entlediget, hingegen die Stärke ihrer Fäserchen vermehret, die Dunstlöcher zusammen gezogen, und das ganze Gewebe der Haut fester gemacht wird. Hierzu wird fast allgemein die Rinde der Eichen genommen, als welche zu einem gröblichen Pulver gestoßen, oder auf den hierzu eingerichteten Lohmühlen gestampfet wird. Da aber durch den häufigen Gebrauch der Eichenrinde die Wälder sehr ausgelichtet, und die Eichen meistens noch in ihrem besten Wachsthum niedergeschlagen, oder in vielen Gegenden fast gar nicht mehr gefunden werden: so siehet man sich genöthiget, andere Mittel zur Lohe ausfindig zu machen. Und da der Nutzen der Lohe vorzüglich auf einer zusammen ziehenden und austrocknenden Wirkung beruhet: so wird man leicht denken, daß es dergleichen viele geben müsse. Der **Schmack**, oder die getrockneten Blätter und jungen Zweige des Sumachs, werden überall bey Verfertigung des Corduans gebrauchet. Bey den wilden Calmucken werden die Pferdehäute mit der sauer gewordenen Pferdemilch zugerichtet. In Persien, Aegypten und andern Landschaften von Afrika werden die Bock- und Ziegenhäute mit den unreifen Hülsenfrüchten der Acacie gegerbet. In Schweden hat man sich unter andern der Rinde von der Bergweide, Salix caprea L., wie auch der Beerentraube, und in Schlesien des Heidelbeerkrauts bedienet. Im gegenwärtigen Lexikon werden manche Pflanzen, wie z. B. Kühnpost u. s. f. als Lohgerberpflanzen angerühmet, zu deren Gebrauch wir uns je eher je lieber bequemen, und damit Versuche anstellen sollten. Und solche Pflanzen, die in Menge wildwachsend hie und da angetroffen werden, sollten hauptsächlich zuerst hervor gesucht, und hiemit die Abnahme der Eichenwälder, nebst dem Theurerwerden des Leders, abgewendet werden.

Lohbeete, Beete, die mit Lohe gedünget werden. Sie haben den Vortheil, daß sie stets in gleichem Grade der Wärme erhalten werden können, ohne die Wurzeln der Pflanzen zu verbrennen. Man nimmt dazu die Lohe so frisch, wie sie von dem Gerber aus der Grube gebracht wird. Sie darf nicht über 3—4 Wochen alt seyn, weil sie sonst durch Brennen in Fäulniß übergeht. Man schüttet sie daher dünne an einen luftigen Ort, damit sie, ohne sich zu erhitzen, austrockne. Darauf schüttet man sie locker 3 F. hoch in ein ausgemauertes

tes und gepflastertes, oder mit Bohlen ausgesetztes Beet, damit sich keine fremde Erde darunter mische. Ein neu angelegtes Lohbeet erfordert 3—4 Wochen Zeit zum Erwärmen, hält aber auch 3 Monath Wärme. Anfangs ist es den Pflanzen zu heiß, man steckt deswegen hin und wieder kleine Stöcke ein, um im Herausziehen zu fühlen, ob der rechte Grad der Wärme da ist. Wenn die Lohe aus dem Treibekasten kömmt: giebt sie der steifen, lehmichten Erde in den Gärten einen guten Dünger. Man belegt auch das Erdreich um zarte Pflanzen, z. B. Erdbeeren, damit, wovon sie gut wachsen; auch erstücket die Lohe unter sich das Unkraut.

Lohgares Leder, dasjenige Leder, das in der Lohe zubereitet ist, und worunter vornehmlich das Sohlleder oder Pfundleder, Schmalleder u. dergl. gehören. Lohgahres Kalbleder ist daher auch solches, das durch die Lohe gahr gemacht, und zu Schuhen, Stiefeln u. s. w. gebraucht wird.

Lohkuchen, Lohballen, von gebrauchter Lohe zusammen geballte und getrocknete Stücken, die zum Einheizen der Stubenöfen sehr gut zu gebrauchen sind. Sie werden nach Schocken oder Hunderten verkauft.

Lohnloch, der Name der mittelsten Löcher an dem Grengel (Pflugbalken) des Pflugs; ohne Zweifel, weil man den Pflug nach solchem stellet, wenn um Lohn gepflüget wird; zum Unterschiede von den **Frohnlöchern**, den nächsten an dem **Sech-** oder **Colterloche**, und von den **Herren-** oder vordersten Löchern des Pfluges.

Lolch, Lolium. Man muß, wie gemeiniglich geschiehet, den Lolch nicht mit der **Trespe** verwechseln. Ersterer blühet in einer zwozeilichten Aehre; die Aehrchen, woraus selbige besteht, berühren fast einander, sind auf den Seiten zusammen gedrückt, und mit dem Rücken gegen den Halm zugekehret. Jedes Aehrchen besteht aus vielen Blüthen, und diese alle umgiebt ein einziges Bälglein; da gemeiniglich bey den Gräsern zwey Bälglein zugegen, wird das zweyte hier durch den Winkel des Stengels ersetzet, indem solcher wie ein Bälglein ausgehöhlet ist, und das Aehrchen darinne genau ansitzt. Bey der **Trespe** sind die vielblumichten Aehrchen von zwey Bälglein umgeben, die untere Spelze oberwärts gespalten, und mit einer Granne besetzt, auch fällt der Saame nicht aus, sondern ist mit den Spelzen verwachsen.

1) **Jähriger, grannichter Lolch**, auch (wiewohl falsch) **Trespe, Taumellulch, Töberich, Tollkorn, Durt, Dippel- Schwindelhaber**, L. temulentum L., wächst häufig auf den Aeckern, sonderlich zwischen der Gerste und dem Haber als Unkraut. Die Wurzel ist jährig, der Stengel ohngefähr 2 F. hoch, und durch Gelenke abgetheilet. Die grasartigen Blätter sind schmal und glatt; die Aehre ist öfters über eine Spanne lang; die Aehrchen stehen locker, oder etwas von einander entfernet. Das Bälglein ist so lang als das Aehrchen, gemeiniglich mit einer geraden Granne besetzt, welche jedoch bisweilen gänzlich mangelt. Der Saame ist eyförmig, auf beyden Seiten zusammen gedrückt und kleiner, als jeder andere Getreidesaamen. Der Saame schmeckt süßlich und nicht widerlich, enthält aber ein scharfes flüchtiges Wesen, und dadurch verursachet dessen Genuß heftige, auch wohl gar tödtliche Zufälle bey Menschen und Thieren. Ein sparsamer Genuß ist vielleicht unschäd-

unschädlich. In dem Wittenb. Wochenbl. v. J. 1766. No. 44. habe ich eine Erfahrung beygebracht, wie der Haber, wenn er nicht sehr mit Lolch vermenget ist, den Pferden keinen Schaden thue, aber auch angemerket, daß er leicht Koller, Blindheit und Verschlagen bey diesen Thieren verursacht habe. Eben so ergieng es einem Landwirthe, welcher 30 Gänse in 14 Tagen verlor, die mit Gerste gefüttert worden, worunter viel Lolch gemischt war. Wenn man aus Gerste, die mit dergleichen Saamen vermischt ist, Bier brauet, wird man nicht allein durch dessen Genuß stark berauschet, sondern auch wohl gar einige Zeit blind werden. Man muß die Saatgerste und den Saathaber von dem Lolch wohl reinigen, oder dergleichen reines Saatkorn anders woher erkaufen.

2) **Dauernder grannenloser Lolch**, L. perenne L. Diese Art hat viele andere Namen, und vielleicht einige mit der ersten gemein, als: **süßer Lulch**, **Graslauch** oder **Graslulch**, **Dinkelspelze**, **Wilddinkel**, **Dorr**, **Twalch**, **Peterskorn**, **Rothwildhaber**, **Taubenkorn**, **Maushaber**, **Mausgerste**. Er wächst häufig auf den Wegen, um die Hecken und Zäune. Die dauerhafte zasrichte Wurzel treibt viele, 1½ F. lange Halme, welche anfangs schief, hernach aber gerade stehen. Die Aehre wächst von einem halben bis ganzen Fuß lang, oder noch höher, wenn die Stöcke in gutem Lande stehen. Jedes Aehrchen besteht aus 8 Blüthen. Die äußere Spelze ist größer, hohl, spitzig, und gemeiniglich ohne Grannen, grünlich mit weißen Rändern, die innere flach und weißlich. Dieses ist das **Englische Raygras**, zum Unterschiede des **Französischen Raygrases**, genannt. Auch der Franzosen **Fromental**, ingleichen die **Mauergerste** werden zuweilen für das Englische Raygras ausgegeben, beyde aber sind dafür nicht anzunehmen. Die **Mauergerste** wird wegen ihrer langen Grannen vom Viehe nicht berühret. Unser Weidevieh berühret dieses Englische Raygras nur, wenn es ihm an bessern Grase fehlet; den Pferden gefällt es eher; der Anbau ist nur da anzurathen, wo es an anderm und bessern Futter mangelt. Die Stöcke dauern selten über 3—4 Jahre, und die Wurzeln machen die Erde so fest, daß darauf keine andere Pflanze gut fortkommt. Ein lettiger und kalter Boden scheint diesem Grase der angemessenste zu seyn.

Loosstöcke, diejenigen Stöcke, die auf den Chausseen aufgesteckt werden, um damit jeden Antheil zu bezeichnen, den eine Dorfschaft zu bearbeiten oder auszubessern hat; deswegen wird auf jedem Loosstocke der Name des Orts mit der demselben zukommenden Ruthenzahl bezeichnet.

Lorbeerbaum, Laurus. Von diesem Geschlechte bemerken wir vier Arten:

1) **Gemeiner Lorbeerbaum mit vierblätterichter Blüthe**, **Laurier**, L. nobilis L., ist bey uns nicht unbekannt, und derjenige Baum, von welchem wir die Frucht als ein in unsern Küchen sehr beliebtes Gewürz erhalten, um den Geschmack der Speisen zu erhöhen. Man bedienet sich der Blätter und Beeren auch zur Arzney; jene kann man zu Pulver reiben, als einen Thee trinken, auch den davon bereiteten Trank zu den Clystieren gebrauchen. Sie sollen vornehmlich dem weiblichen Geschlechte zuträglich und wider die Mutterbeschwerungen nützlich seyn. Im Gentlem. Mag. 1753. wird eine Salbe aus ge-

stoßenen Lorbeerblättern und Baumöl zubereitet, als ein Mittel, die Geburt zu befördern, empfohlen, wenn solche auf den Nabel der Gebährenden gelegt wird. Die Früchte, welche gemeiniglich Lorbeeren genannt werden, erhält man aus Spanien, Italien, und dem mittägigen Frankreich; es sollen selbige schwarzbraun, voller Oel, und nicht schimmlicht seyn. Sie erhitzen mehr als die Blätter, daher auch der Gebrauch davon mehr einzuschränken ist. Schleimichte Säfte aufzulösen, und wenn aus dieser Ursache die monatliche Reinigung fehlet, können sie nützlich seyn. Das daraus bereitete Oel ist sehr hitzig, und kann nur bey kalten Naturen wider die Blähungen, Colik, Mutterbeschwerungen und dergleichen Zufälle, gebraucht werden. Aeußerlich ist es ein nervenstärkendes und kräftig zertheilendes Mittel, und wird bey Lähmungen, dem Hüftweh und dergleichen Krankheiten gerühmet. Die Krätze wird damit vertrieben, wenn die damit behafteten Theile mit dem Oele bestrichen, und hierauf gegen ein Kohlfeuer gebähet (erwärmet) werden. Außer diesem in den Apotheken befindlichen Oele verfertiget man in den Haushaltungen auch dergleichen auf eine andere Art. Man kocht entweder die Beeren mit Wasser, und drückt solche aus, da denn das Oel auf dem Wasser wie ein grünes Fett schwimmet, oder man presset nur die zerriebenen oder zerstoßenen Beeren. Diese beyden Arten von Oel sind viel schwächer, als das wesentliche, werden auch nur zu Clystieren gebrauchet, oder mit andern Salben vermischet, und zum äußerlichen Gebrauche mehr bey Thieren, als bey Menschen, angewendet. Der gemeine Mann nennt es Loröl. Ueberhaupt ist von den Lorbeeren zu bemerken, daß man sich mit selbigen, als Arzney gebraucht, gar leicht Schaden zuziehen kann, indem sie das Blut in zu heftige Wallung setzen, und wegen der allzu stark treibenden Wirkung längstens verdächtig geworden sind.

2) **Judianischer Lorbeerbaum mit höckerichten Aesten, unächter Zimmetbaum, Ostindischer breitblätterichter Lorbeerbaum**, L. regia vel Indica L. **Blätter:** breiter, als bey der gemeinen Art, länglich oder auch eyförmig, ruhen auf röthlichten Stielen; fallen zwar nicht jährlich ab, doch vertrocknen nach und nach einige, und wenn diese abfallen, bleiben an den Aesten höckerichte Erhebungen zurück, als woran man diese Art vorzüglich erkennen kann. **Beeren:** größer als bey allen andern Arten dieses Geschlechts. Holz, Blätter und Blumen geben einen starken Geruch von sich.

3) **Borbonischer Lorbeerbaum mit fleischichtem Kelche, Carolinischer Lorbeerbaum mit blauen Beeren**, L. Borbonica L. Der vornehmste Unterschied von den übrigen Arten beruhet auf den Blättern. Bey der Borbonie sind solche hinten breit, und gehen spitzig zu; bey der Carolinischen Art vorne und hinten schmal, mithin die ersten eyförmig zugespitzet, die letztern lanzettförmig.

4) **Sommerlorbeerbaum mit aderichten Blättern, Virginischer Wasserlorbeer**, L. aestivalis L., wächst in dem mitternächtlichen Amerika in sumpfichtem Boden, hat mehr das Ansehen eines Strauchs, und treibt viele Aeste; die Rinde ist purpurfarbig; die Blumen sind klein und gelb, die Frucht aber roth, und die Blätter fallen im Herbste ab.

Diese vier Arten können einerley gewartet werden. Der gemeine treibt gemeiniglich aus der Wurzel, doch nahe am Stamme, junge Brut, welche, wenn sie

selbst mit Zäserchen besetzet ist, füglich abgenommen und verpflanzt werden kann. Man kann auch Ableger machen. Frische und zum Aufkeimen tüchtige Beeren wird man selten erhalten; übrigens wartet man selbige, wie die Orangeriebäume, man soll sie aber fleißig begießen, und im Winter, so viel möglich, frische Luft genießen lassen, damit sie nicht schimmlicht werden. Die Stämme treiben viele Wurzeln, und müssen daher auch öfters in geraume Kübel versetzet werden.

Loth, ein an dem Ende einer langen Schnur befestigtes Gewicht von Bley, Eisen oder Messing, welche Schnur, wenn sie von der Höhe herunter gelassen wird, und frey ohne Hinderniß herab hänget, jedesmal auf dem Horizont senkrecht spielet. Man bedienet sich des Loths in allen den Fällen, wo zu untersuchen nöthig ist, ob ein Körper, z. B. eine Mauer, senkrecht stehe, und wenn dieses ist, so sagt man: die Sache ist **lothrecht**. Daher sagt man auch **lothen**, d. i. untersuchen, ob eine Mauer senkrecht stehet. Sie steht aber senkrecht, wenn die Schnur des Loths überall gleich weit ablieget, oder sich entfernet.

Lotusklee, Lotus. Wegen der Gestalt der Fruchthülse wird dieses Geschlecht auch **Walzenkraut** oder Schotenklee genannt.

1) **Geflügelter gelber Lotusklee mit rauchen Blättern, Wiesenschotenklee**, L. siliquosus L., wächst bey uns auf etwas feuchten Wiesen. Stengel: ohngefähr 1 F. lang, größtentheils auf der Erde ausgestreckt, und mit wenigen Zweigen besetzt. Am Blattstiele stehen 2 eyförmig zugespitzte Blattansätze, welche mit den übrigen Blättern fast gleiche Größe haben. Die 3 Blättchen, welche auf dem gemeinschaftlichen Stiele sitzen, sind bläulich angelaufen, etwas haaricht, das mittelste fast viereckicht, und die beyden seitwärts gestellten durch die durchlaufenden Nerven in 2 ungleiche Hälften getheilet. Aus dem Blattwinkel treibt im Jun. und Jul. eine gestielte, große, gelbe Blume, welche von 3 Blättchen umgeben wird. Der rauche Kelch ist in zwo Lippen abgetheilt, und der unterste Einschnitt merklich kleiner. Das Helmblättchen ist groß, herzförmig und rückwärts gebogen.

2) **Geflügelter gelber Lotusklee mit glatten Blättern, Seestrandsschotenklee**, L. maritimus L., wächst am Seestrande, und ist von der vorigen Art nur durch die glatten Blätter unterschieden.

3) **Geflügelter rother Lotusklee, viereckichter Schotenklee, rother Steinklee, gefiederte Erbse, Spargelerbse, Spargelbohne**, L. tetragonolobus L., war sonst ein Küchengewächse, jetzt aber mehr eine Verzierungspflanze, und muß jährlich aus Saamen, der bey uns reif wird, erzogen werden. Die gestirlten rothen Blumen stehen einzeln an den Winkeln der Blätter. Man hat eine Spielart mit silberfarben gefleckten Blättern, welche viele Jahre in dem Saamen unverändert bleibet.

4) **Geflügelter gelber Lotusklee mit gepaarten Hülsen**, L. conjugatus L., unterscheidet sich von der vorigen Art dadurch, daß die Blumen viel kleiner und gelb, die Flügel der Hülse aber glatt, und nicht krauß, sind.

Bey den folgenden Arten sind die Hülsen ohne Flügel.

5) **Gestreckter doldenförmiger Lotusklee mit gelben, stark riechenden Blu-**

Blumen, kleiner Schotenklee, gelber fünfblätterichter Klee, kleiner Hornklee, Wiesen- Honig- güldner Klee, Frauenfingerkraut, L. corniculatus L., blühet im Sommer fast überall auf den Wiesen, Feldern und auf erhabenen Höhen der Landstraßen. Stengel: zweigicht, kaum 1 F. lang, größtentheils kriechend, da der längere und stärkere mehr aufgerichtet steht; die 3 Blättchen sind eyförmig zugespitzet, auch zuweilen mehr rundlich, glatt, auch haaricht, und die beyden Blattansätze laufen in eine Spitze aus. Der gemeinschaftliche nackende Blumenstiel treibt aus dem Blätterwinkel, trägt am Ende ein platt ansitzendes, und mit kleinen Blattansätzen umgebenes dreyfaches Blatt, und auf diesem ruhen viele doldenförmig gestellte, gleichsam niederwärts gedrückte gelbe Blumen. Diese sind den Bienen sehr angenehm, und werden grün, wenn man sie trocknet. Da nun die Blumen der Pflanzen, woraus der Indig verfertiget wird, auch beym Trocknen grün werden: so könnte man wegen dieser färbenden Eigenschaft Versuche damit und mit andern anstellen. Diese Pflanze ist ein gutes Futterkraut, und zum Anbau wohl zu empfehlen.

6) Glattstenglichter Lotusklee mit kleinern Blumenköpfen, L. rectus L., wächst in Languedoc und Sicilien. Stengel: viele, einige Fuß hoch, glatt, gemeiniglich röthlich, oberwärts in Zweige verbreitet. Blumen: fleischfarbig, ein rundliches Köpfchen vorstellend, welches kleiner als die Blätter ist. Die Pflanze ist für unsre Winter zu weichlich.

7) Rauchstenglichter Lotusklee mit größern Blumenköpfen, L. hirsutus L., wächst in Languedoc. Stengel: viele in Zweige getheilt, rauch, etliche F. lang. Blumenköpfchen: besteht aus 7—9 Blumen. Kelch: haaricht, oberwärts röthlich, das Fähnchen blaßröthlich, die Flügel weiß, und die Spitze des Schiffchens schwärzlich. Die Wartung ist mit der vorstehenden Art einerley.

8) Der schmalblätterichte Jacobslotusklee, Jacobsschotenklee, L. Iacobaeus L., wächst auf dem St. Jacobseylande. Stengel: holzicht, 2 F. hoch, blühet bey uns im ersten Sommer. Blumen: 3—5 derselben stehen auf einem gemeinschaftlichen Stiele, besonders glänzend; das Helmblättchen und die Flügel sind dunkelviolett, und das Schiffchen, welches fast länger als die Flügel, ist gelblicht. Diese Pflanze ist sehr zärtlich, und muß den Winter über in einem Glashause durchgebracht werden. Der gelbgrünliche kleine Saame wird auf dem Mistbeete gesäet.

9) Sichelförmiger Lotusklee, Sicilianischer Schotenklee, Lotus ornithopodioides L., wächst in Sicilien. Stengel: niedrig, haaricht, in Zweige getheilet. Blattansätze: sehr klein, fast dreyeckicht, die Blättchen umgekehrt kegelförmig. Blumen: sehr klein, 3—5 bey einander stehend, gelblicht, auf einem Dreyblatte ohne Blattansätze, ruhend. Saamenhülsen: sichelförmig, unterwärts hängend, gekrümmt und breit gedrückt. Diese Art wird jährlich aus dem Saamen im freyen Lande gezogen.

10) Fünfblättrichter Lotusklee, gefingerter Schotenklee, L. Dorycnium L., ein kleiner Strauch in Spanien, Languedoc, Oesterreich, 3 F. hoch. Blätter: jedes besteht aus 5 schmalen, lanzettförmigen, gleichsam mit einer Granne geendigten, platt ansitzenden Blättchen, wel-

che nach Art der gefingerten gestellet sind. Blumen: weiß, und nur das Schiffchen etwas röthlich. Die Hülse ist fast kugelförmig, zugespitzt, und enthält 1 — 2 Saamenkerne. Diese Art wird im Glashause durchgewintert.

Luder, das crepirte Vieh; bey der Jägerey aber versteht man darunter alles dasjenige, wodurch ein Raubthier herzu gelockt wird, damit es gefangen oder geschossen werden möge. Daher heißt **ludern** etwas stark Riechendes an einem Ort legen, um ein wildes Thier damit anzuloken. Der Wolf wird durch das Aas eines todten Pferdes; der Fuchs durch weißes in Schweineschmalz geröstetes Brodt, oder durch einen gebratenen Heering ꝛc. geludert.

Luderhütte, Schießhütte, eine in die Erde eingegrabene Hütte, mit Erde bedeckt, und an solchen Orten hingebracht, wo die Raubthiere gern hin und her zu kommen pflegen. Zur Herbst- und Winterszeit müssen die Abdecker Luder dahin führen, welches der Hütte gegen über zu liegen kömmt. Der Jäger setzt sich sodann in die Hütte, und passet sowohl bey Tage, als auch des Nachts bey hellem Mondschein, bis ihm ein Raubthier zum Schuß kömmt. Man pflegt auch Eisen um diese Plätze zu legen.

Luftsäule, die hohle Spindel an einer Wendeltreppe, welche einer Säule gleichet.

Lüftung der Windmühle, der Balken in einer Windmühle, worauf der Steg des Mühleisens liegt, und in einem geräumigen Zapfenloche senkrecht erhöhet werden kann.

Luffa der Araber, Ceylanische Gurke, Momordica Luffa L., wächst vorzüglich in Zeylon, und kömmt in Ansehung des Wachsthums mit den Gurken überein. Das innerliche Wesen dieser länglichten Frucht ist anfangs weich und saftig, verwandelt sich aber in ein trocknes, zellichtes Gewebe, in welchem die Saamenkerne zerstreuet liegen. Diese Früchte pflegt man in Zeylon noch unreif und grün gekocht, sonderlich mit Fischen, zu essen. Man zieht sie jährlich aus dem Saamen, und wartet sie, wie die Melonen.

Lungenkraut, Pulmonaria. Die Linnäischen 6 Arten kann man in solche eintheilen, bey welchen a) der Kelch und die Röhre des Blumenblatts einerley Länge haben, oder b) bey welchen der Kelch viel kürzer ist. Zu den ersten gehören:

1) **Gemeines Lungenkraut mit herzförmigen Wurzelblättern, Hirschmangold, Hirschkohl, blaue Schlüsselblume**, P. offic. L., wächst überall in Wäldern, und blühet zeitig im Frühjahre. Stengel: eckicht, 1 F. hoch, mit steifen Haaren, wie die Blätter, besetzt, und rauh anzufühlen, mit Zweigen besetzt. Blätter: auf langen, gleichsam geflügelten, Stielen, ey- oder vielmehr herzförmig und zugespitzet. Diejenigen, die sich am Stengel und den Zweigen befinden, sitzen nicht allein platt auf, sondern umfassen auch diese größtentheils, sind viel kleiner und wechselsweise gestellt. Die Blätter von beyderley Art sind selten rein, gemeiniglich mit großen weißlichen oder dunkelgrünen Flecken versehen, daher man das fleckichte **Lungenkraut**, P. maculosa, zu unterscheiden pflegt. Blumen: an den obersten Zweigen auf langen Stielen, die

Farbe

Farbe veränderlich, gemeiniglich unten weiß, der übrige Theil purpurfarbig. Es giebt auch Stöcke mit ganz weißen Blumen. Wenn die Saamenkerne reifen, wachsen die Wurzelblätter noch fort, und werden ansehnlich groß und lang.

2) **Gemeines Lungenkraut mit lanzettförmigen Wurzelblättern, Berglungenkraut**, P. angustifolia L., wächst in mehr trocknen Wäldern und auf warmen Hügeln, und blühet etwas später, als die erste Art, von welcher sie sich nur durch einen höhern Stengel, schmälere Blätter, und viel merklicher geflügelte und lanzettförmige Blätter, die seltner gefleckt sind, unterscheidet.

Beyde Arten werden wegen der gefleckten Blätter, oder auch, weil die Blumen zeitig hervor kommen, und mit den veränderlichen Farben spielen, in den Lustgärten unterhalten. Die Vermehrung kann füglich durch die Theilung der Wurzeln geschehen, und wenn solches alle zwey Jahre geschiehet, wird das Wachsthum desto schneller seyn. Die neuern Aerzte machen keinen Gebrauch mehr von diesen Pflanzen, die sonst unter die Wundkräuter ꝛc. gerechnet wurden. In einigen Gegenden werden die Blätter als Sallat gegessen.

3) **Strauchartiges immergrünendes Lungenkraut**, P. fruticosa L., wächst auf den Italienischen Alpen. Stengel: holzich, und die jungen blühenden Zweige einfach, etwas haaricht, und am Ende mit einem Büschel Blumen gezieret.

Bey den drey folgenden ist der Kelch kürzer, als die Röhre des Blumenblattes. Diese sind: 4) Virginisches Lungenkraut, mit lanzettförmigen Blättern, P. Virginica L. 5) Sibirisches Lungenkraut mit herzförmigen Blättern, P. Sibirica L. 6) Gestrecktes Lungenkraut, P. maritima L., wächst in England und Norwegen am Seestrande.

Lunze, Geräusche, das Gehänge bey dem edlen Wildpret, so zum Verspeisen dienet, nämlich: Herz, Lunge und Leber.

Lupine, sonst auch **Feig- Wolfsbohne, Wolfsschote** genannt. Lupinus Tourn. Alle Arten haben gefingerte, oder nach Art eines Fächers ausgebreitete Blätter, und die Saamenkerne sind platt, rundlich oder eckicht, glatt oder rauch.

1) **Fortdauernde Lupine, langährige Wolfsbohne**, L. perennis L. Stengel: $1\frac{1}{2}$ F. hoch, gefurcht, in wenige Zweige verbreitet. Blätter: lang gestielt, bestehend aus 9 — 11 schmalen, lanzettförmigen, aber stumpfen, glatten Blättchen. Blumen: blaßblau, ohne Deckblätter. Die purpurfarbigen Blumen gehören unter die ein sehr gutes Ansehen habenden Gewächse. Man kann solche sowohl aus dem Saamen erziehen, als auch durch die Wurzel vermehren, und da sie in dem magern Erdreiche, wo wenige oder gar keine Pflanzen fortkommen, ohne Wartung aushalten, könnte solche zu Verbesserung magerer Sandheiden gebraucht werden. Kühe und Pferde berühren sie aber nicht, wenn sie was Besseres haben oder finden können.

2) **Weiße Lupine, große Gartenlupine mit weißen Blumen, zahme weiße Feigbohne**, L. albus L. Stengel: ein bis anderthalb F. hoch, treibt oberwärts viele haarichte Zweige. Blätter: gestielt, bestehen gemeiniglich aus 7 bis 9 dunkelgrünen, aber mit weißen, glän-

zenden Haaren besetzten, schmalen, länglichten Blättchen. **Blumen**: weiß, ungestielt, ohne Deckblätter, stehen wechselsweise, und stellen im Junius eine lockere Aehre vor. **Saame**: weiß, glatt, genabelt, im Herbste reif, hat einen bittern unangenehmen Geschmack, wird auch hie und da unter den Caffee gemischet. Die abgekochte Brühe des Saamens kann sicher wider die Würmer gebraucht werden. Die zu Mehl geriebenen Saamenkerne werden in erweichenden Umschlägen gebraucht.

3) **Gelbe Lupine, Liebäuglein, Studentenviole**, L. luteus L., wächst in Sicilien, und kömmt zwar in der Dauer, dem Wachsthume und den Blättern mit der 2ten Art überein; beyde aber sind in der Farbe der Blumen unveränderlich; hiezu kommt noch, daß die Blumen in wirklichen Wirteln, und 5 — 6 Wirtel an den nackenden Zweigen stehen. Der oberste oder letzte Wirtel bleibt öfters unvollkommen. Die Blumenblätter sind ganz gelb, nur die Spitze des Kelchblättchens ist violett. Die Hülse ist rauch, und die Saamenkerne sind gelblich weiß und schwarz gefleckt. Die Blumen riechen stark und angenehm, und man will vorgeben, daß die Maulwürfe diejenigen Gegenden verließen, wo diese Pflanze gebauet würde.

4) **Blaue schmalblätterichte Lupine**, L. angustifolius L., wächst in Spanien unter dem Getreide, und kömmt in der Dauer mit der zwoten Art überein, die Stengel aber und die Blattstiele sind mehr glatt als rauch, auch die Blättchen viel schmäler, und die Blumen jederzeit blau; diese machen auch nicht völlige Wirtel, sondern stehen mehr wechselsweise. Die aufrechtstehende, platte, schmale, haarichte Schote enthält kleine, rundliche, glatte, gefleckte Saamenkerne.

5) **Haarichte, rothblumichte Lupine**, L. pilosus L. Diese jährige Pflanze ist in allen Theilen stark mit Haaren besetzt. **Stengel**: mit den Zweigen 3 bis 4 F. hoch. **Blättchen**: groß und breit. **Blumen**: stehen gemeiniglich wirtelweise, zuweilen auch mehr unordentlich oder wechselsweise, lang gestielt, und mit lanzettförmigen Deckblättern besetzet. **Blumenblätter**: fleischfarbig, der mittlere Theil des Fähnchens dunkelroth. **Saamen**: platt, gefleckt und rauch anzufühlen.

6) **Zottichte, blaublumichte Lupine, große blaue Feigbohne**, L. hirsutus L., wächst in Spanien und Afrika, und ist überall mit rostigen, langen Haaren besetzt. **Blumen**: groß und blau, zuweilen auch röthlich.

7) **Bunte Lupine**, L. varius L., ist nicht merklich von der vorher gehenden unterschieden.

Die jährigen Sorten, dergleichen alle, außer der ersten Sorte, sind, brauchen keine sonderliche Wartung, und werden im freyen Lande erzogen, bringen auch jährlich reifen Saamen. Nur muß man sie nicht versetzen, sondern dahin säen, wo sie bleiben sollen; ingleichen muß man ihnen nicht nasse Stellen anweisen, wodurch sowohl der Saamen leicht faulet, als auch die Stöckchen nicht wohl gedeihen.

Lupp, heißt bey den Schweizern, was wir Laab nennen, und wird also bereitet: Man nimmt 1 oder 2 Kälbermagen, zerschneidet sie in Stücken, schüttet eine Hand voll Salz darauf, und gießt Wasser dazu. Dieses bleibt so ein Paar Wochen stehen, und wird sodann zur Zubereitung der Käse, daß sie sich laaben, d. i. zusammen rinnen, gebrauchet.

Lutter, Lutterwasser, Laur, Lauter, auch **Brandtwasser,** der zuerst durch die Brandtweinblase abgetriebene wässerichte Spiritus, der wegen des eingemischten sauern und schleimichten Antheils, und wegen des zugleich mit übergegangenen wesentlichen Oels, einen widerlichen Geruch und Geschmack, auch wenig Stärke hat; und deswegen nochmals in eine Blase gebracht, und wieder abgetrieben, oder destilliret werden muß, wodurch man denn den so genannten Kornbrandtwein erhält. Man erlangt von einem Berliner Scheffel eingemeeschten Malz 50 Quart Lutter, und es währet $3\frac{1}{2}$ Stunden, ehe dieser Lutter völlig abgeträufelt ist.

Lychnis, ein Pflanzengeschlecht, bey welchem noch viel ungewisses oder unbestimmtes übrig ist. Außer der Lychnis hatte Tournefort auch ein Geschlecht Cucubalus angenommen, und dieses sonderlich durch die kugelförmige, saftige, gleichsam einer Beere ähnliche Frucht unterschieden. Diese beyden Geschlechter hat Linnäus so abgetheilet, daß wir diejenigen Arten vereinigen, welche einen einblätterichten, länglichten, glatten Kelch, fünf mit Nägeln versehene und zweyspaltige Blumenblätter, fünf Griffel, und eine fünffächerichte Frucht haben. Es finden sich aber unter den acht verzeichneten Arten auch einige mit vierspaltigen Blumenblättern, eine mit 4 Griffeln, und eine mit männlichen und weiblichen Blumen, mithin bleiben die eigentlichen Kennzeichen immer noch unbestimmt. Statt Lychnis erwählen einige im Deutschen Lichtröslein, andere Wiederstoß. Auch den Deutschen Gartenliebhabern ist der Name Lychnis nicht unbekannt.

1) **Hochrothe Büschellychnis, scharlachfarbne Lychnis von Constantinopel, Türkische Dosten, brennende Liebe, Jerusalemsblume,** L. Chalcedonica L. **Vaterl.:** Rußland. **Stengel:** haaricht, durch Gelenke abgetheilet, 3—4 F. hoch. **Blätter:** dunkelgrün, gleichsam mit Wolle überzogen, länglicht zugespitzt und ganz. **Blumen:** am Ende des Stengels, stellen einen dichten platten Strauß vor. Die Blumenblätter sind schön glänzend, hochroth, in zween kleine Lappen zerschnitten. Man findet zwo Spielarten, eine mit fleischfarbenen, und die andere mit gefüllten Blumen. Die letztere wird entweder durch Theilung der Wurzel oder aus den Zweigen vermehret. Das erste geschieht im Frühjahre, und weil die Stöcke, wenn sie einige Jahre an einem Orte gestanden, niedrige Stengel und kleine Blumenbüschel treiben, mithin alle 2—3 Jahre versetzt werden müssen: kann die Theilung zugleich geschehen, und die vermoderten oder holzicht gewordenen alten Wurzeln abgesondert werden. Die Vermehrung durch Zweige geschiehet im Jun., ehe die Blüthen aufbrechen. Man schneidet die Stengel ab, läßt 3—4 Knoten daran, so daß der vierte mit der Oberfläche des Erdreichs gerade zu stehen kömmt. Der Lehmboden scheint dieser Pflanze der gedeihlichste zu seyn. Die Stöcke sind dauerhaft den Winter über im freyen Lande, und verlangen sonst keine besondere Wartung.

2) **Vierspaltige Lychnis mit geraden Blättern, Kuckkuksblume, Kuckkuksspeichel, Gauchnelke, Pechnägelein, Fleischblume,** L. Flos Cuculi L., wächst bey uns häufig auf den Wiesen, und blühet im May und Jun.

Sten-

Stengel: 1½ F. hoch, gestreift, eckicht, mit platt aufsitzenden, einander gegen über gestellten, schmalen, lanzettförmigen, an der Spitze röthlichen, und am Rande umgeschlagenen Blättern umgeben, die an den Spitzen mit einigen gestielten, röthlichen, oder auch weißen, einfachen oder gefüllten Blumen besetzet sind. An dem Blätterwinkel zeiget sich öfters ein weißer Schaum, welcher von einem grünen Erdfloh dahin geleget wird, weshalb auch die Pflanze Kuckuksspeichel genannt worden ist.

3) Vierspaltige oder vierzähnige Lychnis mit zurück gebogenen Blättern, L. quadridentata L. Vaterl.: die Schweiz, Oesterreich, auf Bergen. Stengel: zweytheilig, aufrecht, klebrig. Blätter: schmal, glatt, zurück gekrümmt. Blumen: mäßig groß, die Blumenblätter vierzähnig, rein weiß, im Jun. und Jul.

4) Klebrichte Lychnis mit ungetheilten Blumenblättern, Pechnelke, Pechblume, Kleblychnis, Marienröslein, Mückenfang, L. Viscaria L., wächst häufig in sandichten, unfruchtbaren Feldhöhen und dürren Vorhölzern. Blätter: lang, schmal, grasig, nahe an der Grundfläche purpurröthlich, und mit einem Filze versehen, in einem dichten Büschel dicht an der Erde liegend. Stengel: viele, aufgericht, gerade, einfach, 1½—2 F. hoch, glatt, gegliedert, mit langen schmalen Blättern, gegen den Gipfel der Stengel zu unter jedem Gelenke mit einer klebrigen Materie versehen, an welcher Fliegen und andere kleine Insecten hängen bleiben. Blumen: viele, schön röthlich-purpurroth, in Büscheln über einander, welche eine lange lockere Aehre bilden, gleich wie auch unterwärts an den Gelenken sehr kleine Blumenstengel entspringen, welche gleichfalls Blumen tragen. Die Blumenblätter ganz. Sorten: 1) Einfachroth, ist die gemeine Sorte, welche nicht mehr in den Gärten aufgenommen wird. 2) Einfach weiß. 3) Gefüllt, roth, ist aus dem Saamen der einfachen durch die Cultur entsprungen, und ist eine schöne Sorte. Ihre Blumen sind groß und sehr gefüllt, bilden eine beträchtliche lange Aehre; müssen, wenn zur Zeit ihrer Flor eine brennende Hitze einfällt, beschattet werden, sonst geht sie gleich vorüber. Die Vermehrung geschiehet allein durch die Theilung der Wurzeln, und diese ist, nebst der Versetzung, um desto nöthiger, weil die Stöcke wegen der häufigen und gedrängt an einander stehenden Blätter leichtlich faulen. Auch junge Stöcke blühen gemeiniglich stark. Besondere Wartung verlangen sie nicht.

5) Alpenlychnis mit gespaltenen Blumenblättern, L. Alpina L. Vaterl.: die Alpen in der Schweiz, in Sibirien, und auf den Pyrenäen, ist selten über 8 Z. hoch. Blätter: lanzettförmig, glatt, hochgrün. Stengel: aufrecht, mit kleinern Blättern. Blumen: auf den Enden, in rundlichen Büscheln, purpurröthlich, die Blumenblätter zweyspaltig, im Jun. Die Pflanze liebet einen feuchten, fetten, schattigen Boden.

6) Sibirische Lychnis, L. Sibirica L. Stengel: zweytheilig, etwa 1 Fuß hoch. Blätter: schmal, etwas borstig. Blumen: aus den Theilungswinkeln und auf den Enden der Stengel, weiß, die Blumenblätter zweyspaltig, im Jun.

7) Lychnis mit getrennten Geschlechtern, rother Wiederstoß, Sammetrose, Junggesellenknopf, Ocymastrum, Lychnis dioica L., wächst bey

bey uns auf feuchten Wiesen. **Stengel:** aufrecht, sehr weitschweifig und unregelmäßig ästig, 2—3 F. hoch. **Blätter:** eyrund, scharf gespitzt, rauch, sehr haarig, glatträndig, unangenehm grün. **Blumen:** auf den Enden aller Zweige, in Büscheln, mit getrennten Geschlechtern. **Sorten:** 1) Einfach roth, die gemeine Sorte kann durch Zertheilung der Wurzeln fortgepflanzt werden. 2) Einfach weiß, eine Abänderung der gemeinen Sorte. 3) Gefüllt, roth. 4) Gefüllt, weiß, mit einzelnen, lang gestielten Blumen. Die beyden gefüllten Sorten sind außerordentlich verzierend, ihre Blumen groß und sehr gefüllt, und fahren in der Flor sehr lange fort. Die Wurzelstöcke werden im Herbste getheilet, und in frische, feuchte, fette Erde gesetzt, welche aber nicht mit Mist gedünget seyn soll, indem sich sonst leicht Maden in der Wurzel erzeugen, oder die Stöcke faulen und ausgehen. Die weißen Stöcke sind schwerer, als die rothen, zu vermehren; sie lassen sich eigentlich nicht theilen, sondern man kann nur die Nebensprossen abnehmen, und da sie öfters keine Wurzelzasern haben, muß dieses Abnehmen von den alten Stöcken dergestalt geschehen, daß etwas Schale daran hängen bleibe, worauf sie in einen schattichten Ort etwas tief eingepflanzt werden. Es sind aber die weißen gefüllten Stöcke zärter, als die rothen, daher man solche lieber in Töpfen, und den Winter über in einem gemeinen Glashause unterhalten soll; die weißen erreichen bey einer guten Wartung öfters die Größe einer mäßigen Rose.

M.

Maaß, Mensura, heißt diejenige Größe, die man annimmt, eine andere von eben dieser Art dadurch auszumessen, d. i. zu sagen, wie vielmal die zum Maaß angenommene Größe in der vorgegebenen zu finden sey. Das bey jeder Größe zu gebrauchende Maaß muß also eine nothwendige Uebereinstimmung der Eigenschaften von derselben Größe selbst haben; folglich ist das Maaß auch den Größen nach unterschieden, und heißt **Längenmaaß** dasjenige Maaß, dessen Größe eine **gerade Linie**; **Flächenmaaß**, dessen Größe ein **Quadrat**, d. i. ein Raum, der zu seiner Länge, Breite und Dicke oder Höhe eine Ruthe hat; **körperliches Maaß**, dessen Größe ein **Würfel**, d. i. ein Körper, der zu seiner Länge, Breite und Dicke oder Höhe eine Ruthe hat. Und weil das Flächen- und körperliche Maaß seinen Ursprung von dem Längenmaaße bekömmt: so hat man eine Linie zum allgemeinen Maaße angenommen, welche eine **Ruthe** genannt wird. Die Ruthen sind demnach überall gebräuchlich, aber von unterschiedener Größe und Eintheilung. In den gesammten königl. Preuß. Landen ist das Maaß eine Rheinländische Ruthe. Diese wird im Allgemeinen in 12 gleiche Theile, die Füße oder Schuhe; der Fuß wieder in 12 gleiche Theile, welche Zolle; der Zoll wieder in 12 gleiche Theile, welche Linien; die Linien abermals in 12 gleiche Theile, welche Scrupel genannt werden.

Bey geometrischen Rechnungen ist, der bequemen Rechnung wegen, die Rheinländische Ruthe in 10 Fuß, der Fuß in 10 Zolle u. s. f. getheilt. Es verhält sich demnach der Rheinländische Fuß zum geometrischen wie 5 zu 6. Werden nun die Ruthen, Füße und Zolle als Linien betrachtet: so hat man das **Längenmaaß.**

Dieselbe Rheinländische Ruthe dienet auch zum **Flächenmaaße**, indem eine Fläche von einer Ruthe lang und eben so breit, wie bereits oben gesagt worden, eine Quadratruthe das Maaß der Flächen ist. Der 12te Theil einer Quadratruthe wird eine Riemenruthe genannt.

Eine Quadratruthe hat 144 Quadratfuß; ein Quadratfuß 144 Quadratzoll u. s. f.

Eine Riemenruthe ist eine Ruthe lang, und 1 Fuß breit. Ruthen mit Ruthen multiplicirt giebt Quadratruthen; Ruthen mit Fußen giebt Riemenruthen, und Ruthen mit Zollen, giebt Quadratfuß ꝛc.

Ein Märkischer Morgen hat 180 Quadratruthen; ein Magdeburgischer aber 300 Morgen.

Was das Cubikmaaß anbetrifft: so wird der Cubus oder Würfel von einer Rheinl. Ruthe lang, einer Ruthe breit, und einer Ruthe dick, zum Maaße angenommen.

Eine Cubikruthe hat 1728 Cubikfuß; ein Cubikfuß hat 1728 Cubikzoll u. s. f., oder:

Eine Cubikruthe hat 12 Schachtruthen; eine Schachtruthe hat 12 Balkenruthen; eine Balkenruthe hat 12 Cubikfuß ꝛc.

Eine Schachtruthe ist eine Ruthe lang, eine Ruthe breit und einen Fuß hoch.

Eine Balkenruthe ist eine Ruthe lang, einen Fuß breit und einen Fuß hoch.

Eine geometrische Cubikruthe aber hat 1000 Cubikfuß ꝛc.

Wenn Quadratmaaß mit Längenmaaß multiplicirt wird: kommt Cubikmaaß heraus. Eine Quadratruthe mit einer Ruthe multiplicirt, giebt eine Cubikruthe. Eine Riemenruthe mit einer Ruthe multiplicirt, giebt eine Balkenruthe. Ein Riemenfuß mit einer Ruthe multiplicirt, giebt einen Cubikfuß. Ein Quadratzoll mit einer Ruthe multiplicirt, giebt einen Schachtfuß u. s. f.

Maaß, verjüngtes, wenn man auf dem Papiere eine kurze Linie für eine ganze Ruthe, Fuß, Zoll u. s. w. gelten läßt, um eine große Sache, z. E. Felder, Holzungen, Ländereyen und dergleichen in einer kleinern, und mit dieser doch überein kommenden Form vorstellen zu können.

Maaßstab, Scala, eine gewisse angenommene, und mit der übrigen Eintheilung versehene Länge, womit die vorkommenden Größen überschlagen und ausgemessen werden können. Insgemein wird ein solcher von gutem festen Holze verfertigt, indem man auf eines viereckichten Stabes Seite einen oder etliche Landesschuh trägt, und einen davon in seine gehörige Zoll abtheilet, auch wohl auf den übrigen 3 Seiten des Stabes noch andere Maaße, z. E. das Rheinländische und Decimalmaaß mit dem ersten in Vergleichung bringt. Oder es wird diesem großen ein anderes ähnliches Maaß gleich gemacht, und auf eine Fläche, sie sey von Papier, Holz, Metall oder anderer Materie, aufgerissen, welche letztere Art ein verjüngter Maaßstab, Scala geometrica, genannt wird.

Machen, zeigen, der Hirsch macht oder zeiget einen guten Fuß, der Hirsch hat

hat wenig gemacht, d. i. er hat wenig aufgesetzt, nämlich Enden.

Machine oder **Rüstzeug**, ist beym Bauwesen alles dasjenige, wodurch man entweder in kürzerer Zeit oder mit weniger Kraft eine größere Last bewegen, oder in einerley Zeit und mit gleicher Kraft mehr auszurichten vermögend ist, als sich sonst gewöhnlich thun läßt. Man pflegt dergleichen in einfache und zusammen gesetzte einzutheilen. Zu jenen werden gerechnet: 1) der Hebel; 2) Seil und Kloben, oder der Flaschenzug; 3) das Rad an einer Achse, oder Rad und Getriebe, ingleichen der Haspel; 4) der Keil; 5) die Schraube. Viele lassen den Keil weg, und zählen nur die übrigen viere; einige aber schränken alle diese Rüstzeuge und Potenzien nur allein auf den Hebel ein, wie denn im Grunde ein Haspel oder Kammrad mit dem Getriebe nur einen immer währenden Hebel vorstellet. Zusammen gesetzte Machinen sind diejenigen, welche entweder aus zwey und mehrern gleichartigen, oder aus unterschiedenen einfachen Rüstzeugen bestehen, wie z. E. die Mühlen.

Magazin, ein Gebäude, worinn gewisse Dinge zu künftigem Gebrauche in Menge aufbewahret werden, als: Heu- Holz- Korn- Strohmagazin u. s. w.

Magnet, Magnetstein, ein eisenhaltiger Stein oder armes Eisenerz, schwärzlich, grau, bläulich oder braun, hat ein sprödes und schlechtes Eisen, das sich überdieß schwer ausschmelzen läßt. Dieser Eisenstein hat die besondere Eigenschaft, daß er das Eisen nach sich zieht, und sich nach Norden kehret; eine andere Art, welche das Eisen von sich stößt, wird **Bläser** genannt. Man bemerket von dem Magneten folgende Wirkungen: 1) der Magnet zieht das Eisen an sich, und die Kraft desselben ist so stark, daß manche etliche hundertmal so viel Gewichte, als sie selbst schwer sind, halten. Diese Kraft äußert sich oft in einem beträchtlichen Umfange, so daß manche 50 Rheinländische Schuh um sich her würken. Die Wirkung geht ungehindert durch Wasser und durch die dichtesten Körper, wie die Metalle sind, durch, wird aber durch die Salze gehindert. 2) Wird ein Magnet geglühet: so geht die Kraft meist ganz verloren. 3) Hängt man einen Magneten an einem Faden frey auf: so wendet und dreht er sich, bis die eine Seite gegen Morgen, und die andere gegen Süden gekehret ist. Diese Seiten oder Puncte werden Pole genennet. 4) Die widrigen Pole ziehen einander an, und die ähnlichen oder gleichnamichten stoßen einander von sich. 5) Der Magnet theilet dem Eisen, wenn es mit selbigem gestrichen wird, seine Kraft mit, so daß es hernach selbst wie ein Magnet würket.

Auf diese Weise ist die **Magnetnadel** entstanden, welche aus Stahl bereitet, und mit dem Magnet etlichemal bestrichen wird, dergestalt, daß man den Pol eines armirten Magneten auf die Mitte derselben setzet, und langsam bis an die Spitze fortführet. Soll die andere Hälfte auch magnetisch werden: so muß man den andern Pol gleichfalls auf die Mitte setzen, und gegen das Ende zuführen. Beydemal muß man sich aber hüten, daß man den Magnet nicht wieder zurück, sondern durch einen krummen Umweg wieder auf die Mitte der Nadel führet, weil sonst die entstandene Kraft wieder aufhöret. Die gestrichene Magnetnadel, welche in der Mitte ein messingenes kegelförmiges Hütchen

chen hat, wird auf eine metallne Spitze gesetzt, und gleich anfangs so eingerichtet, daß sie horizontal stehet, und beweglich ist, und sich in einem Kreise herum wenden kann. Wenn nun die Magnetnadel nach Norden oder Mitternacht hinweiset: so giebt sie folglich auch alle übrige Weltgegenden an. Es ist daher die Magnetnadel von großem Nutzen in der Geometrie, Hydrographie, Astronomie, Gnomonik u. s. f.

Maalaxt, Maalbarte, Maaleisen, ist beym Forstwesen eine kleine Axt oder ein Beil, auf dessen der Schneide entgegen gesetzten Seite ein Zeichen oder Maal eingegraben ist, womit die Förster bey dem Anweisen der Bäume im Walde diejenigen Bäume zeichnen oder maalen, welche gefället werden sollen. Ist es ein bloßer Hammer: so heißt solcher Forst- Maal- oder Waldhammer.

Maalbaum, Grenz- oder Markbaum, ein starker Baum, der in Wäldern und Wiesen zur Grenzmarkung dienet. Gemeiniglich braucht man hierzu Eichen und Linden.

Mahlgang, Gang, bestehet aus dem Wasserrade, Kammrade, Trilling und übrigem Zugehör.

Mahlgerinne, bey den Wassermühlen dasjenige Gerinne, durch welches das Wasser auf die Räder geleitet wird, zum Unterschied von dem Wüstengerinne.

Mahlgerüste, dasjenige hölzerne Gerüste, welches in der Mühle das Mühlsteingetriebe umgiebt, und auf dessen Decke der Bodenstein unbeweglich liegt. Es liegt nämlich ein starker hölzerner Rahm darauf, das **Geschlinge** genannt, worauf der Bodenstein unbeweglich verkeilt, auch wohl in etwas in das Mahlgerüste versenkt ist.

Mahlpfahl, Sicher- oder Eichpfahl, ein vor dem Fachbaume der Mühlen mit größter Gewalt eingeschlagener Pfahl, welcher zur Richtschnur des Fachbaumes dienen muß, damit dieser nicht höher, als es der Wasserpaßstand des Mahlpfahls mit sich bringet, gelegt oder gerückt werden kann, und den obern Mühlen durch Stauung des Wassers kein Schade geschehen möge. Doch wird es in den Rechten erlaubt, den Fachbaum um einen Zoll höher, als der Mahl- oder Sicherpfahl ist, zu legen, welchen Zoll man den **Zehr- oder Erbzoll** nennet, weil das Wasser nach und nach wohl einen Zoll vom Fachbaum einzehren kann.

Majoran, Meyeran, eine sehr angenehme aromatische Pflanze, die im ersten Frühlinge auf ein offenes, mäßig warmes Mistbeet gesäet wird. Wo die Pflanzen zu dick stehen, werden sie durchs Verziehen verdünnet, damit sie desto eher zum Versetzen dienlich seyn. Gewöhnlich sind sie dieses im Anfange des Mayes. Man versetzt sie reihenweise, 6 Z. auf allen Seiten aus einander in einen leichten und mürben Boden, und begießt sie so lange, bis sie sich hier aufs neue bewurzelt haben. Durch diese geringe Mühe des Versetzens erlangt man von den Pflanzen viel schönere Stauden und größere Knöpfchen von einem weit stärkern und durchdringendern Geruche. Wollte dennoch jemand die Pflanzen da stehen lassen, wo sie gesäet worden: so müssen sie dennoch nothwendig verdünnt, immer rein gehalten und zuweilen begossen werden. Die rechte Zeit zum Abschneiden

des

des Majorans ist, wenn er eben anfängt zu blühen, weil er dann noch alle seine gewürzhaften Kräfte beysammen hat. Er wird hierauf an einem schattigen Orte getrocknet, und zum Gebrauche verwahret. Da die Blüthe nie zeitig genug erscheinet, um reifen Saamen zu erlangen: so erhält man dergleichen aus wärmern Gegenden.

In den Gärten unterhält man auch eine andere Sorte, welche viele Jahre ausdauert, wenn man sie in Töpfen und in leichter guter Erde unterhält, und den Winter über in ein gemeines Glashaus setzet. Die Vermehrung davon geschiehet leichtlich durch Zweige. Es hat aber diese Sorte viel höhere und holzichte Stengel, und ist in allen Theilen mit dichter und weißer Wolle bedeckt, und hat mehr rundliche Blätter.

Der jährige **Majoran** besitzet viele ölichte, gewürzhafte und würksame Bestandtheile, und ist nicht nur in der Küche, sondern auch in der Arzneykunst gebräuchlich. Da der gemeine Mann bey der Bereitung der Würste denselben nicht leicht vergißt: so hat solcher auch den Namen **Wurstkraut** erhalten. In der Arzneykunst gebraucht man den Majoran als ein stärkendes und auflösendes Mittel, vorzüglich aber bey Kopfkrankheiten, oder solchen, die ihren Sitz in dem Kopfe haben, als bey der Lähmung, dem Schwindel, Schnupfen und verletzten Geruche. Es ist solcher ein gutes Nießmittel. Man gebraucht die getrockneten Blätter, und bereitet daraus ein Pulver; dieses ist der beste Schnupftoback, wo dergleichen nöthig scheinet. Man bereitet auch das abgezogene Wasser und wesentliches Oel. Beydes sind Haupt und Nerven stärkende Mittel, und werden sowohl innerlich als äußerlich gebraucht. Der innerliche Gebrauch schickt sich aber nur für schleimichte Körper, oder so genannte kalte Naturen. Die **Meyeranbutter** ist auch bey uns im Gebrauch, und diese, wie auch das abgezogene Wasser, pfleget man den kleinen Kindern unter die Nase zu streichen, wenn sie, wegen Verstopfung der Nase, an dem Saugen gehindert werden.

Majorat, ist vorhanden, wenn zwar die gewöhnliche Successionsordnung beobachtet wird, aber immer nur dem Aeltern an Jahren nach, mit Ausschluß der gleich nahen Anverwandten, die Erbfolge gebühret.

Malter, ein Getreidemaaß, welches die Hälfte eines Wispels ist, und 12 Scheffel hält.

Malvasier, ein vortrefflicher Wein, der in Morea, um die Stadt Malvasia herum wächst. Dieser Wein wird aus allerhand Specereyen nachgekünstelt, muß aber nicht mit Mineralien versetzet und schädlich gemacht werden. In Provence wird der Malvasier aus Muscatenwein nachgemacht, welcher gekocht, und bis auf den dritten Theil eingesotten wird. Einige hängen ein Säckchen mit Gewürznelken, Galgant und Ingber in einen andern süßen Wein, und verkaufen ihn sodann als Malvasierwein.

Malve, Malva. Die hier folgenden Arten dieser Gattung sind dauerhafte, krautartige, theils perennirende, theils zur Verzierung der Gärten, theils zur Arzney brauchbare Pflanzen, meistens mit aufrechten Stengeln von 1½ — 10 — 12 F. Höhe, mit großen, rundlichen, lappigen Blättern, und mit fünfblättrigen Blumen.

1) **Gemeine aufrecht stehende Malve mit fünf- und siebenlappichten Blättern, Waldmalve, Hasen-Roß- Hanf- wilde rothe Pappel,** M. sylvestris L., wächst überall um die Städte und Dörfer an den Wänden, Zäunen und Landstraßen, und blühet im Jun. und Jul. am häufigsten. **Stengel:** krautartig, aufrecht, 2—3 Fuß hoch. **Blätter:** rundlich, haarig, gestielt, siebenlappig, die Lappen spitz. **Blumen:** an den Seiten der Stengel, röthlich purpurroth, haarig gestielt. Diese officinelle Pflanze wird in den Gärten als ein Unkraut angesehen. **Abarten:** a) mit zerstückten Blättern, b) mit weißen, c) mit blauen Blumen.

2) **Gemeine gestreckte Malve mit rundlichen eingekerbten Blättern, kleine rundblätterichte Pappel, Käse- Gänse- Hasenpappel,** M. rotundifolia L., wächst und blühet mit der vorigen an ungebaueten Oertern zugleich. **Stengel:** darnieder liegend. **Blätter:** herz-kreisförmig, unmerklich fünflappig. **Blumen:** purpurröthlich, mit niedergebogenen fruchttragenden Blumenstielen; ist in manchen Gärten ein lästiges Unkraut.

Von diesen beyden Arten braucht man in den Apotheken die Wurzel, Blätter, Blumen und den Saamen. Die Wurzel hat weniger Kräfte als die Blätter und Blumen. Ihre vorzügliche Eigenschaft ist die erweichende Kraft. Der abgekochte Trank von Malvenblättern lindert den brennenden und scharfen Urin sehr gut, und erleichtert dessen schmerzhaften Abgang. Die frischen jungen Blätter der Malven frißt das Vieh gern, auch werden sie in manchen Gegenden von dem gemeinen Manne wie der grüne Kohl gekocht und gegessen.

3) **Gestreckte Malve mit tief zerschnittenen Blättern, Caroliniſche Malve,** M. Caroliniana L. **Vaterl.:** Carolina. **Stengel:** kriechend, oft wurzelnd. **Blätter:** rundlich, vielspaltig. **Blumen:** an den Seiten, klein, ziegelroth.

4) **Wohlriechende Malve mit vielfach zerschnittenen Stengelblättern, Bisampappelrose,** M. moschata L. **Vaterl.:** Ostindien, Frankreich, Deutschland ꝛc. **Wurzelblätter:** nierenförmig, eingeschnitten. **Stengel:** aufrecht, ästig, etwa 2 F. hoch, mit fünftheiligen, gefiedert-vielspaltigen Blättern besetzt. **Blumen:** groß, roth. **Abarten:** a) rundblättrig, b) krautblättrig, c) höher-stenglich, d) weißblumig.

Weil, außer dieser, keine andere Malven wohlriechende Blumen tragen: verdienet sie einen Platz in unsern Gärten. Wenn man sie gleich nach dem Abblühen, und ehe der Saame reif wird, über der Erde abschneidet: so treibet sie, da sie sonst nur zweyjährig ist, aus der Wurzel aufs neue, und blühet im folgenden Jahre wiederum sehr gut. Sonst geschiehet die Vermehrung aus dem im Herbste reif werdenden Saamen, der sich dann selbst aussäet.

5) **Wirtelblumige Malve mit platten Blättern, quirlförmige od. Chineſiſche Malve,** M. verticillata L. **Vaterl.:** China. **Stengel:** aufrecht, 1½ F. hoch. **Blätter:** winklich, rundlich. **Blumen:** in den Winkeln, in Knäueln, ungestielt, außerordentlich klein, weiß, der Kelch rauh. Diese Pflanze soll von den Chinesern häufig gegessen werden.

6) Krau-

6) **Krause Malve**, M. crispa L. Vaterl.: Syrien, auch schon Deutschland. Stengel: aufrecht, stark, dick, 6, 8 — 10 F. hoch, dicht mit Blättern besetzt. Blätter: groß, winklich, kraus, am Rande sonderbar schön verbrämt. Blumen: in den Winkeln, in Knäueln, klein, unter den Blättern verborgen, röthlich. Diese Pflanze wird, nebst der vorigen, jährlich aus dem Saamen im freyen Lande erzogen. Es sind aber an ihr die Blätter das Schönste, und um deren, und ihres schlanken Wuchses willen wird sie zur Verzierung in großen Gärten aufgenommen. Sie nimmt sich an der Rückseite einer großen Rabatte, in einer entlängs laufenden Reihe, sehr artig aus.

7) **Baumartige Malve mit herzförmigen, zerschnittenen Blättern**, M. Capensis L. Vaterl.: Aethiopien. Stengel: 6 bis 8 F. hoch, ein immergrünes Bäumchen, mit vielen Zweigen besetzt, und in allen Theilen mit langen, weißlichen Haaren besetzt, und daher rauh anzufühlen. Blumenblatt: ist eher klein als groß zu nennen, schön purpurfarbig, unten an den Einschnitten mehr weißlich, und mit einem dunkelrothen Flecke bezeichnet. Sie blühet den ganzen Sommer und giebt auch reifen Saamen, aus welchem die Vermehrung auf dem Mistbeete erhalten wird. Die Stöcke blühen gemeiniglich schon im ersten Jahre, sind ziemlich dauerhaft, müssen aber im Scherbel unterhalten, öfters versetzt, und den Winter über in einem mäßig warmen Glashause unterhalten werden.

8) **Aehrenblumige Malve, mit lappichten, gefaltenen Blättern**, M. Peruviana L. Vaterl.: Peru, ist aber bey uns fast einheimisch geworden. Stengel: aufrecht, krautartig, 2 — 3 F. hoch. Blätter: groß, handförmig, die Lappen scharf sägeförmig. Blumen: in den Winkeln, in seitwärts stehenden, gezähnelten, dichten Aehren, blaßblau, klein, von geringer Schönheit.

9) **Gelbe ährenförmige, oder Amerikanische Zwergmalve**, M. Americana L. Stengel: etwas haarig, etwas ästig, 1 F. hoch. Blätter: herzförmig, gekerbt, nicht vollkommen filzig. Blumen: einzeln an den Seiten, und auf den Enden in Aehren, klein, blaß- oder limoniengelb.

Wegen des fast allgemein gebräuchlichen Namens vereinigen wir noch mit dem vorigen Geschlechte die Alcea L., nennen aber solche zum Unterschiede **Rosenmalve**. Andere gebräuchliche Namen sind: **Gartenpappel, Rosenpappel, Herbst- Glock- Stock- Mund- Hals- und Ernrose**, M. rosea. Der ganze Unterschied zwischen diesem und dem eigentlichen Malvengeschlechte besteht in dem äußerlichen Kelche, welcher in 6 Einschnitte getheilet ist. Wurzel: ausdauernd, weiß, in Zweige vertheilet. Stengel: stark, leicht zerbrechlich, haaricht und rauh anzufühlen, treibt viele aufwärts steigende, ähnliche Zweige. Blätter: ruhen auf starken, wollichten, und mit 2 gespaltenen Blattansätzen umgebenen Stielen, die untersten groß, fast rundlich, und sägeartig ausgezahnt, die obern aber mehr eckicht, in 5 bis 7 ausgezahnte Lappen abgetheilet. Blumen: am Blätterwinkel, gestielt, groß und ansehnlich, theils einzeln, theils 2 bis 3 bey einander stehend. Einfache und gefüllte nehmen verschiedene Farben an, als die weiße, fleischfarbige, purpurfarbige, dunkel- und schwarzrothe, schwefelgelbe. Alle diese Sorten erzieht man aus Saamen, welchen man selbst erbauen,

und

und von den Sorten besonders einsammeln soll, indem aus selbigem gemeiniglich die vorigen Sorten, wenigstens größtentheils, wieder fallen. Bey nahe bey einander stehenden Stöcken von verschiedenen Farben wird man sich nicht so sicher auf den Saamen verlassen können, weil der Blüthstaub von einem auf den andern geführt werden kann. Auch die gefüllten geben Saamen, und aus diesem werden viele, meistentheils gefüllte Stöcke, wenn solche allein stehen. Man kann zwar auch die Wurzeln theilen; sie verfaulen aber leicht nachher. Der Saame wird im Frühjahre nur auf gemeines Gartenland gesäet, und wenn die Pflanzen 4 — 5 Blätter getrieben, werden sie im Sommer oder gegen den Herbst an solche Oerter versetzet, wo sie hernach stehen bleiben können. Das öftere Verpflanzen wollen sie nicht gut vertragen. Sie fangen im zweyten Jahre erst an zu blühen, und dauern hernach in der Wurzel viele Jahre, zumal wenn man gegen den Herbst die Stengel abschneidet, und die Wurzel sich gehörig von neuem bestocken läßt. Diese Rosenmalven sind eine wahre Zierde der Gärten, zumal wenn man sie mitten auf die Rabatten pflanzet, bey Zeiten mit einem Pfahle versieht und gehörig anbindet. Von dieser Pflanze sind allein die Blumen in der Arzneykunst gebräuchlich; man erwählet aber nur die dunkelrothen Blumen, indem man diesen eine zusammen ziehende und heilende Eigenschaft zueignet, und sie, sonderlich bey Entzündung, Geschwüren und andern Krankheiten des Mundes und Halses zum Gurgelwasser zu gebrauchen pfleget.

Malz, dasjenige Getreide, Gerste, Weizen, oder dergleichen, so zum Bierbrauen zugerichtet wird. Die Verwandelung des Getreides in Malz nennet man: malzen, mälzen, Malz machen. Die beste Zeit hiezu ist bey der kühlen Witterung von Michaelis bis Ostern, weil sich das Getreide in der wärmern Jahreszeit zu stark beym Mälzen erhitzt, deshalb oft schimmlicht wird, und einen widrigen Geruch erhält, der sich bis auf den Geschmack des Biers erstreckt.

Zuerst wird das Getreide in dem so genannten Weichbottich (Begießbottich) mit Wasser übergegossen, damit es weich werden, und sodann auf der Malztenne zum gehörigen Wachsthum gelangen könne. Der Bottich muß nicht ganz voll Getreide geschüttet werden, weil solches nach dem Begießen aufquillt. Das Wasser muß eine Spanne hoch über das Getreide stehen. Weil aber das Getreide, in Ansehung der Härte, unterschieden ist: so muß auch immer eins länger als das andere im Wasser bleiben. Besonders muß dieses genau beobachtet werden, wenn Sommer- und Wintergetreide, z. B. Sommer- und Wintergerste, oder Sommergerste und Weizen, mit einander sollen gemälzet werden; in solchem Falle muß die Wintergerste um 24 Stunden eher und länger, als der Weizen oder Haber, eingeweicht seyn. Ist aber wenig Wintergerste dabey: so kann man sie zu unterst in den Weichbottich schütten, so weicht sie desto eher, und wird dem andern Getreide hierinn gleich. Jähriges und heuriges Getreide aber darf man auch nicht mit einander vermischen; es würde ungleich weichen und wachsen, auch viel zurück bleiben; folglich kein gutes Malz daraus werden.

Wenn nun das Wasser auf das Getreide, es sey welcherley Art es wolle, gegossen wird: muß man es fleißig durch einander rühren, sonderlich wenn viele geringe Kör-

Körner, Hederichsknoten und leere Hülsen darunter sind, damit solche über sich steigen, und abgeschöpft werden können. Man muß auch das hievon schmutzig und schlecht gewordene Wasser, wenn die Hülsen, oder das oben Schwimmende, zuvor abgeschöpft worden, ganz und gar ablaufen lassen, und hierauf wieder reines Wasser darüber gießen. Um aber zu wissen, wenn das Getreide genug geweicht seyn kann, (bey kaltem Wetter wird längere Zeit, als bey warmer Witterung, erfordert,) greift man mit der Hand tief in den Bottich hinein, und hebt eine Hand voll von dem geweichten Getreide heraus. Wenn nun von der Gerste die Körnerchen mit beyden Spitzen sich über den Nagel biegen lassen, und, also auf diese Art zusammen gebogen, das äußere Bälglichen zu unterst brechen, oder das Körnchen den Balg von sich läßt, auch zwischen zween Fingern aus dem äußern Balge sich vörn hinaus schieben läßt, so ist es genug geweicht. Andere nehmen diese Probe: Wenn man ein eingeweichtes Korn bequem zwischen den Fingern zerdrücken, und mit seinem Kern, wie mit Kreide, schreiben kann: so hat die Gerste lange genug im Wasser gelegen. Die Zeit kann 48—54 Stunden seyn, nachdem, wie oben gesagt ist, die Witterung warm oder kalt ist.

Weizen und Haber bedürfen eben nicht des Weichwerdens, und es wird für hinreichend gehalten, wenn sie sich zusammen ballen lassen, oder in Ballen zusammen gehen, wenn man eine Hand voll davon zusammen nimmt. Besonders aber muß man den Haber nicht zu sehr weichen, sondern, weil er ohnehin weichkörnig ist, die Mittelstraße halten. Wäre es aber ja versehen worden, und man hätte die eine oder die andre Kornart zu lange im Wasser liegen lassen: so muß das Wasser alsbald abgelassen, das Getreide heraus genommen, so dünn als möglich von einander geworfen, und wieder übertrocknet, und hiemit aller Nachtheil abgewendet werden.

Ist aber nun das Getreide genug geweicht worden: so wird der Zapfen unten am Bottich losgezogen, das Wasser abgelassen, und die geweichte Frucht auf den Malzboden oder die Malztenne gebracht, daselbst einen Fuß hoch, und, wenn es kalt ist, anderthalb Fuß hoch, aufgeschüttet, und täglich 3—4mal gerühret, damit das Wasser ablaufen, und das Getreide übertrocknen kann. Alsdann schüttet man es eine oder anderthalb Ellen hoch zum Wachsen zusammen, und läßt es liegen, bis das Getreide sich über einander erwärmt, so daß, wenn man den Haufen oben ein wenig von einander thut, und die Hand darüber hält, dieselbe von dem warm aufsteigenden Dampf des Getreides bald schwitzend wird. Dann muß man es bey kaltem Wetter des Tages zweymal, wenn es aber warm ist, dreymal, auch wohl noch öfter, wenden, daß es recht langsam auswächst. Der Haufen wird je länger, je dünner von einander gearbeitet, wenn es im Wachsen ist, damit die Hitze heraus dünstet, und das Malz nicht zu lang auswächst, oder graskeimicht und unterwüchsig wird oder verbrennt, wodurch dem Malz seine Kraft entzogen wird. Wenn der Haufen also von einander gebreitet ist: so rührt man ihn den ersten Tag fünfmal, sonst wächst es zu lang; hernach aber täglich nur viermal, etwa früh, Mittags, Abends und in der Nacht, bis die Gerste den dritten oder vierten Keim hervor geschoben hat. Haber und Weizen aber treiben nur einen Keim. Wenn nun also das Getreide genug gekeimt, oder ausgewachsen ist: so

wird es mit einer Schaufel fleißig gerührt, und in die Höhe geworfen, damit die Hitze heraus kommen, und es am Auswachsen gehindert werden möge, man führt es dünn, und blos einen Schuh tief. Hierauf bringt man das abgekühlte Getreide auf einen besonders dazu bestimmten lustigen Boden, welcher von einigen der **Welk-** oder **Schwelkboden** genannt wird, rührt es daselbst noch 12 oder 14 Tage, täglich zweymal, bey warmen Wetter aber öfters, arbeitet es in Reihen, und hält es in warmen Tagen seichter und dünner, in kalten aber dicker zusammen, bis es endlich recht mild und mürbe wird, so daß man mit einem Korn, wie mit Kreide, schreiben kann. Wenn aber das Getreide in dem zusammen geschlagenen Haufen nicht keimen will: so ist es ein Merkmal, daß es nicht genug geweicht ist. Man muß es daher mit einem oder zween Eimern gesalzenem, oder nur loulichen ungesalzenem, Wasser besprengen, und hilft es zum erstenmale nicht, es noch einmal wiederholen, auch den Haufen über einander halten, bis die Körner auszukeimen anfangen. Der geweichte Weizen zum Weißbiere muß dünner, und nur eine halbe, oder meistens eine Spanne dick, wenn es kalt ist, aufgeschüttet werden, und kostet weniger Zeit und Mühe zu seiner Ausarbeitung. Wäre es aber zu kalt, daß sich die Haufen nicht erwärmen könnten, so muß man die Haufen mit gewärmten Tüchern zudecken, oder eine zinnerne Kanne mit siedendem Wasser gefüllt mitten in den Haufen setzen, und sie hernach mit der geweichten Gerste gut überschütten, daß sie sich davon erwärmt und bald wächst.

Nun folgt das **Malzdarren**; ehe man aber das Malz auf die Darre bringt, muß man das Feuer vorher verrauchen, und die Horden, Breter oder eiserne Bleche wohl warm werden lassen, weil es von dem ersten Rauche bald einen unangenehmen räucherichten Geschmack an sich nimmt. Deswegen nimmt man kein harzichtes, sondern büchenes, birkenes u. dergl. Holz, und legt nur nach und nach an. Die ganze Arbeit auf der Darre bestehet im Ausbreiten und Wenden des Malzes, womit man so lange anhalten muß, bis das Malz durchgehends recht gleich und hinlänglich abgedörret ist. So lange aber die Rührschaufel noch schwitzt, so ist das Malz noch nicht dürre genug. Das Gerstenmalz muß nicht zu hart gedarrt seyn, sonst entgehet ihm die beste Kraft, es schmeckt bitter, und macht sodann viel Wallung im Geblüte. Es muß aber auch nicht zu wenig gedarret seyn, weil es sich sonst nicht leicht schroten oder brechen läßt. Zum Weißbiere aber muß das Malz nur in so fern gedarret seyn, daß man es schroten kann, weil die Farbe desto besser wird. Aber das Weizen- und Habermalz zum Braunbier muß weit stärker gedarret seyn, weil das Bier sonst mehr eine weiße als braune Farbe bekömmt. Das richtige Kennzeichen, daß die Darre gut gewesen, ist, wenn der Kern des Malzes einem lockern Mehle gleicht, und von aller Feuchtigkeit befreyt ist.

Wenn ein Malz graskeimicht oder dumpfig worden ist: so nimmt man auf den ersten Fall einen halben, auf den letzten aber einen ganzen Scheffel Hopfen, und läßt denselben im Malzschroten mit herunter laufen, so verliert sich aller widriger Geschmack und Geruch aus dem Malze. Wenn es aber zu sehr gedarrt ist: so wird es ein **hochgedarrtes Malz** genannt; wird es aber nicht gedarrt, sondern nur an der Luft getrocknet: so heißt es ein **Luftmalz**, welches

ches dem Biere nicht nur eine lichte Farbe giebt, sondern es auch stärker macht. Es kommt übrigens bey Zubereitung eines guten Malzes auf folgende Umstände an: Je weniger mit dessen Zubereitung geeilet wird, desto besser wird es; die Gerste muß besonders gut durchweicht seyn, und gut gekeimt haben. Denn die Körner, welche nicht genug geweicht, oder auf dem Haufen verbrannt sind, geben keine Würze im Brauen, wohl aber Mehl und Staub, welches die Hefen vermehrt. Es ist ferner eine Hauptregel: dasjenige Malz, welches vorher, ehe es auf die Darre kömmt, 8 Tage auf dem Welkboden gelegen, giebt recht schöne Würze, und braut sich vortrefflich rein aus; und wenn das Malz nach der Darre in einem Haufen einige Zeit noch liegen kann, ehe man es verbraut: so giebt es auch ein gutes Bier.

Malztenne, dasjenige Gemach in einem Brauhause, wo das eingeweichte Getreide zum Wachsen aufgeschüttet, und von dem Mälzer oder Brauer gehörig gewartet wird. Die Malztenne muß nicht nur fest und sauber, sondern auch weit genug seyn, daß man darauf so vieles Getreide malzen könne, als man zu 2 oder mehreren Gebräuden nöthig hat. Die Tenne wird in einem kühlen Orte, oder an der Erde, auch wohl unter der Erde, als ein Keller, angelegt, oder auch in der Höhe im andern Stockwerke angebracht. Der Boden einer solchen Tenne wird mit glatten Ziegeln gepflastert, welche wohl abgetrieben, und in Gleichheit gerichtet werden müssen; er muß von einer Seite einen kleinen Abhang haben, und daselbst mit einem Abfluß versehen seyn, damit sich die Nässe abziehen könne. In einem Winkel dieser Tenne hat der Weichbottich, und neben ihm die Pumpe ihren Platz. Die über der Erde errichteten Malzböden erhalten einen Boden von Estrich mit durchgearbeitetem Lehm, und zwar dergestalt, daß die Arbeiter, sobald die Tenne frisch geschlagen ist, den Lehm mit einer Mistgabel wohl durchstechen, auch in die Löcher und über die ganze Tenne Salz streuen, und dann denselben dicht und glatt abebnen.

Mandel, die angenehme Frucht der Mandelbäume. Man erhält solche sonderlich aus Italien, und nennt diese **Florenzer-** oder **Ambrosinmandeln,** auch aus Frankreich; aus Spanien kommen die so genannten **Valenzermandeln.** Diejenigen, welche vor andern lang und dünne sind, werden **Jordanmandeln** genannt. Man soll diejenigen wählen, welche frisch, äußerlich gelblich, glatt und nicht runzlich, inwendig weiß, und vom Geschmacke süß und angenehm sind. Wenn sie alt werden, dünstet die wässerichte Feuchtigkeit aus, und die Oeltheilchen verbinden sich mehr mit einander, wodurch sie gelblich, ölich, scharf, ranzicht und mehr schädlich als nützlich werden. Die von Würmern angefressenen taugen auch nichts, indem dadurch das Oel merklich verändert wird. Man soll auch vor dem Gebrauche das äußerliche gelbliche Häutchen absondern, indem an selbigem ein staubichtes harzichtes Pulver hängt, welches bey empfindlichen Personen leicht Husten erregen kann. Die ganzen Mandelkerne gehören unter die schwer zu verdauenden Sachen; man muß sie wohl zerkauen. Das in den Kernen enthaltene Oel läßt sich leicht mit Wasser auflösen, und wenn man die abgeschälten zerstößt, und mit Wasser abreibet, erhält man eine Milch, welche süße, angenehm und nach Mandeln schmeckt. Wenn solche einige

Zeit gestanden, gerinnet sie, und wird säuerlich, weshalb man etwas feinen Zucker zusetzen, und, um den Geschmack nach Belieben zu verändern, abgezogenes Zimmet- Rosen- oder Kirschenwasser beymischen kann. Das Oel zum innerlichen Gebrauche muß allemal frisch, und ohne Hülfe des Feuers, ausgepresset seyn. Das süße Mandelöl und die Mandelmilch haben einerley Tugenden. Die lindernde und schmerzstillende Kraft scheint die vornehmste zu seyn, wovon aber andere, als die kühlende, urintreibende u. s. f. abhangen. Man verordnet die Mandelmilch in hitzigen Fiebern, Entzündung der Nieren und Blase, brennenden Urin, Steinschmerzen, Colik, Durchfall, rothen Ruhr und andern Blutflüßen, beschwerlichen Husten, zu Linderung der Schmerzen, sonderlich der Nachwehen und andern Krämpfen, welche von trocknen und gespannten Fibern entstehen. Die Mandelmilch ist den Schwindsüchtigen nützlich, und diese können dergleichen, sonderlich wenn sie mit vielem Wasser verdünnet ist, besser als die gemeine Milch vertragen; es wird dadurch sowohl die brennende Hitze gelindert, als auch der Körper einigermaaßen genähret. Das Oel kann man allein zu einem Löffel innerlich einnehmen, solches auch mit einem Brustsyrup, als Eibisch oder Frauenhaar, vermischen, und solches zu Linderung der Schärfe beym Husten gebrauchen, ingleichen dieses Oel zu den erweichenden Clystiren setzen; auch bey innerlichen Entzündungen, sonderlich der Brusthaut, wird es nützliche Wirkung leisten. Die **Mandelkleye**, oder das nach dem ausgepreßten Oele übrig Gebliebene wird, Statt der Seife, zur Reinigung der Haut gebraucht, und solche erhält auch dadurch eine bessere Geschmeidigkeit und Glätte, als durch die Seife.

Die bittern Mandeln bekommen wir mehrentheils aus Apulien und Sicilien, und man kann nach der Erfahrung behaupten, daß selbige den Vögeln, Füchsen, Hunden und mancherley andern Thieren ein wahres Gift seyn. Für die Menschen werden sie unschädlich gehalten, wenn sie nämlich mäßig und nicht zu oft genossen werden. Das Vorgeben, als ob der Genuß der bittern Mandeln der Trunkenheit wehren könne, ist wohl ohne Grund. Lorry versichert an sich das Gegentheil wahrgenommen zu haben, und sagt, daß er von dem Genuß 12 bittrer Mandeln gleichsam betrunken geworden. Unzer empfiehlt solche, den Magen zu stärken, und die Lust zum Essen zu erwecken, und Thebesius, um die Wasserscheu abzuwenden.

Mandelbaum, Amygdalus. Hievon nimmt Miller fünf unterschiedene Arten an, als:

1) **Gemeiner dickschalichter Mandelbaum**, Amygdalus communis L., wächst in Mauritanien, auch in der Schweiz wild, und ist in seinem Geburtsorte ein niedriger, etwa 10 F. hoher Baum. Man unterscheidet hievon den Mandelbaum mit **süßen** und **bittern** Kernen, und hält beyde nur für Abarten, wobey jedoch folgender Unterschied anzumerken: a) der süße dickschalichte Mandelbaum, Amygdalus dulcis, oder sativa, trägt große, weiße Blumen, der Stein zeiget keine Vertiefungen, und der Kern schmeckt süße. b) Der bittere dickschalichte Mandelbaum, A. amara, hat ebenfalls einen dickschalichten Stein, solcher ist aber mit vielen Vertiefungen versehen, und der bittere Kern vie-

len

len Thieren ein Gift. c) Beyde Sorten findet man in Gärten auch mit gefüllten Blumen.

2) **Dünnschalichter Mandelbaum, Krach- oder Knackmandelbaum**, A. dulcis Mill. Die Blätter sind breiter und stehen näher bey einander, als bey der erstern Art. Die Blumen hingegen kleiner, und kaum größer als der Kelch; sie haben inwendig eine weiße, äußerlich röthliche Farbe, und öffnen sich später.

3) **Zwergmandelbaum mit einfachen Blumen**, A. nana L. et Mill. Dieses ganz niedrige, in unsern Gärten kaum 3 F. hohe Bäumchen läuft sehr aus an der Wurzel, und treibt viele Schößlinge. Aus den Blätterknospen treiben gemeiniglich im April die Blumen einzeln hervor, welche einen purpurfarbigen Kelch und hellrothe Blumenblätter zeigen. Die Mandel soll einen halben Zoll Länge und Breite, und einen bittern Geschmack haben.

4) **Zwergmandelbaum mit gefüllten Blumen**, A. pumila L. Ehe die Blätter aufbrechen, zeiget sich eine Aehnlichkeit mit den Pflaumen, indem sie in einander gerollet sind. Der Länge nach gleichen sie den Pfirsichblättern. Die schönen, fleischfarbigen und gefüllten Blumen erscheinen zu Ende des Apr. oder Anfange des Mayes. Wenn die Bäumchen nicht im Winter bedeckt werden, gehen sie aus, treiben sonst aber viele Schößlinge.

5) **Immergrünender orientalischer Mandelbaum**, A. orientalis Mill. Diese Art unterscheidet sich durch die immergrünen, lanzettförmigen und silberfarbenen Blätter.

Die erste Art mit ihren Abänderungen kann man leicht, wie auch die zwote, durch Steckung der frischen Mandeln erziehen. Da aber die Abänderungen der ersten Art nicht hierdurch allemal wiederkommen, auch die aus dem Saamen erzeugten Stämme langsam blühen, oculirt man lieber die Sorten auf Mandel- Pflaumen- oder Pfirsichstämme, welche nach zwey Jahren dahin gesetzet werden, wo sie bleiben sollen. Sie erfordern einen lockern Boden. Auf Pflaumenbäume oculirte gedeihen auch in einem feuchten Boden. Man kann solche zu hochstämmigen Bäumen aufwachsen lassen, auch gegen eine Sonnenseite am Spaliere ziehen. Sie halten die gewöhnlichen Winter ohne Schaden aus, und tragen reife Früchte. Die dünnschalichte Art soll sich, wie Münchhausen versichert, nicht zu hochstämmigen Bäumen schicken; sie sind zu weichlich, und das junge Holz erfrieret leicht. Nur die gefüllte Spielart muß man in Töpfen unterhalten, und im Winter in ein gemeines Glashaus bringen. Die dritte und vierte Art vermehret man leichter durch Ableger und Schößlinge. Die vierte soll man lieber in Töpfen halten, und den Winter über in ein gemeines Glashaus setzen. Außer der Frucht dienen alle Arten, wegen der frühen Blüthe, zur Zierde in den Gärten.

Mandelkrähe, blaue Racke, Racker, Deutscher Papagey, Goldkrähe, Burkheher, ein Vogel, bald so groß wie ein Waldheher. Kopf, Hals und Brust sind beym Männchen grünblau, Rücken und ein Theil der Flügel hellbraun; Schwingfedern kornblau. Auf dem Bürzel erscheint das höchste Blau, und die Deckfedern über dem Schwanze haben unter dem Blauen etwas Grünes beygemischt. Die Füße sind gelblich, Schnabel, Augen und Klauen tiefschwarz. Man sieht diesen Vogel im Frühlinge, wenn das Laub ausgeschlagen, hin und

wieder paarweise, wo er alsdann in den Löchern der hohlen Eichen nistet, und 3—4 Jungen ausbringt; zur Aerndtezeit besuchet er fleißig die Kornfelder, setzet sich auf die Mandeln und Schocke des Getreides, weshalb er auch den Namen Mandelkrähe erhalten hat; klaubet die Körner aus den Aehren, und füttert damit die Jungen, wenn sie noch geätzet werden müssen; außerdem frißt er Waldbeeren und Würmer. Von seinem unreinen Neste hat er den Namen Racker bekommen. Die alten Vögel sind sehr vorsichtig und schwer zu schießen; man pflegt ihnen gern aufzupassen, wenn sie den Jungen das Futter in die Nester bringen, und solchergestalt öfters hin und her fliegen. Ihr Fleisch schmeckt nicht übel, und ihr Geschrey ist fast wie der Laubfrösche ihres.

Manège, der Ort, wo man die Pferde abrichtet, die Reitschule, das Reithaus, die Rennbahn; auch wird unter diesem Worte die Uebung des Reitens selbst verstanden.

Mangolt, Beta L. Es giebt verschiedene Abänderungen von diesem Gewächse, das wegen seines vorzüglich nützlichen Gebrauchs zum Wintersallat entweder allein, oder mit Rapunzel, Sellerie, Kapern, u. s. w. vermischt, auf die wohlbesetztesten Tafeln gebracht wird.

1) **Rother Mangolt, rothe Rübe, rothe Bete**, Beta vulgaris L. Die beste Sorte, die man wählen kann, ist die mit breiten, platten, amaranthenfarbenen Rippen, und dunkelrothen, oder violettblauen Blättern. Denn alle die, die eine hellgrüne Farbe haben, sind schon ausgeartet, und haben gemeiniglich harte und unschmackhafte Wurzeln. Wenn die Pflanze gut gerathen soll: erfordert sie vor allen Dingen einen tiefen, lockern und nahrhaften Boden; sonst giebt sie nur schlechte Wurzeln, wird faserig und spaltet auf. Der Saame wird entweder zu Ende des Aprils oder mit dem Anfange des Mays, ganz dünne, reihenweise in kleine Furchen gesäet, oder auch einzeln gesteckt, und gehörig mit Erde belegt. Wollte man ihn früher aussäen: so müßte man befürchten, daß die Pflanzen zu zeitig in die Höhe giengen, stärker würden, und zu nichts als zum Viehfutter, taugten. Wenn die Pflanzen das 5te oder 6te Blatt getrieben haben: so muß man sie da, wo sie zu dick stehen, dergestalt verdünnen, daß jede wenigstens 1 Fuß oder 10 Zoll Raum hat, sich auszubreiten. Hierauf muß man zur Beförderung ihres Wachsthums die Erde zwischen ihnen mit der Jäthacke etwas auflockern, und bey trocknem Wetter stark begießen, daß das Wasser bis zur Spitze der Wurzel dringe. Gegen den Winter, etwa zu Ende des Octobers, werden ihre Wurzeln aufgegraben, von der gröbsten Erde gereinigt, und die Blätter bis gegen das Herz weggeschnitten. Man verwahret sie am besten in einer trocknen dazu gemachten Grube, oder verscharrt sie in einem luftigen Keller im Sande. Gewöhnlich halten sie sich so, bey nicht zu starkem Winter, sehr gut, und treiben auch oftmals aus ihrem Herzen zarte Blätter, die wegen ihrer frischen Farbe, als etwas Seltenes und Angenehmes, mit unter die Wintersallatkräuter gemischt werden.

Zur Saamenerziehung sucht man im Frühjahre einige der schönsten Wurzeln, die sich am besten durch den Winter erhalten haben, aus, und pflanzt diese an einen abgelegenen, vor dem Winde geschützten Ort, der höchstens bis 11 Uhr die Morgensonne hat, 2 Fuß aus einander. Wenn

der

der reife Saame zu gehöriger Zeit abgenommen und gut verwahret wird: so pflegt er sich 3 bis 4 Jahr zu halten.

Von diesem rothen Mangolt oder der rothen Bete ist, nach dem Linnäus, nur bloß eine Abart, der **weiße Mangolt**, Beta vulgaris Cicla. Die Wurzel dieser Pflanze ist dick und holzig, ihre Blätter sind groß, breit, saftig, glänzend und von Farbe zuweilen gelblich, zuweilen ganz grün; die mittlere Rippe pflegt entweder weiß, oder röthlich, dick und breit zu seyn. Der Blüthenstengel ist ästig, hohl, gestreift, und 3 bis 4 Fuß hoch; die Blüthe wächst in langen Aehren, die Blumen bestehen aus vielen, mit gelblichen Spitzen versehenen Staubfäden; die Saamenkörner haben beynahe die Größe einer Erbse, sind ungleich rund und hart. Man säet den weißen Mangolt, wenn man ihn frühe haben will, im Frühjahre auf ein offenes Mistbeet von mäßiger Wärme, und versetzt die jungen Pflanzen, die in kurzer Zeit heran zu wachsen pflegen, reihenweise auf allen Seiten 8—10 Zoll weit aus einander in einen fetten und lockern Boden. Bey guter Witterung werden ihre Blätter, die häufig unter andere Kräuter gemischt werden, und ihnen einen süßen Geschmack geben, gegen den Maymonath zum Schneiden schon brauchbar seyn. Schneidet man sie, so lange die Wurzeln noch jung und schwach sind, um ihr besseres Wachsthum zu befördern, kurz bey der Erde ab: so wird man finden, daß sie, besonders wenn sie in einem guten Boden stehen, um so stärker wachsen, je häufiger sie beschnitten werden. Wenn man in der Folge andere und bessere Kräuter zum Gebrauch für die Küche hat: so geben die starken und dicken Blätter des Mangolts 2—3 Monathe hindurch ein Futter für das Vieh, weshalb ganze Felder in einigen Gegenden damit besäet werden.

Um Saamen zu gewinnen, läßt man einige vorzüglich gute alte Stauden beym Umgraben des Landes da, wo sie gewachsen sind, stehen, und befestiget diese, weil sie gemeiniglich sehr hoch wachsen und vom Winde leicht zerbrechen, oder umgewehet werden können, an starken und langen Pfählen. Wenn der Saame seine Farbe ändert, grau, oder etwas braun wird: so schneidet man die Stengel an der Erde ab, hängt sie, um den Saamen nachreifen zu lassen, im Trocknen unter dem Dache auf; klopft den Saamen aus, reinigt ihn und verwahrt ihn an einem sichern Orte. Gewöhnlich hält er sich verschiedene Jahre. Es ist nach der obigen Vorschrift immer besser, den Saamen frühzeitig in ein offenes Mistbeet zu säen, und dann die Pflanzen zu versetzen. Man könnte ihn auch zwar, wie die meisten zur Erleichterung der Arbeit thun, reihenweise in kleine Furchen ins Land säen, oder ihn über das ganze Beet ausstreuen und unterharken, die Pflanzen würden aber alsdann zu spät, erst zu der Zeit, brauchbar werden, da man schon mehrere und bessere Gewächse hat; und überdieß nicht genug verdünnet werden können, nicht Raum genug zum Wachsen haben, und auf diese Weise nur schlechte Stauden machen.

Zum Arzneygebrauch kann die Brühe von den rothen Rüben als ein laxirendes Mittel empfohlen werden, indem dadurch die trocknen Gedärme erweichet werden. Der Saft von dieser Wurzel in die Nase gezogen, erreget Niesen und zieht viele Feuchtigkeiten ab; Baglio hat dadurch einen harten Kopfschmerz vertrieben, und Vogel dieses Mittel bey der Taubheit gebrauchet. Bisher hat man von manchen süßen Wur-

zeln ein Surrogat des Zuckers zu erhalten gesuchet, und die rothe Rübe dabey vergessen. Und doch wäre solche vielleicht allen andern in dieser Absicht vorzuziehen, da z. B. der Syrup von der rothen Rübe keinen solchen Beygeschmack, als der Mohrrübensaft, an sich hat, und an Süßigkeit die Mohrrüben bey weitem übertrifft.

Die große **Mangoltrübe**, B. sylvestris radice crassa, ist auch noch zu bemerken, weil man solche zur Viehfütterung in manchen Gegenden sehr stark bauet. Sie heißt auch **Dickwurzel**, Runkel-Dick-Burgunderrübe, Raunsche, Ranger. Der letzte Name soll daher kommen, weil man diese Pflanzen rangen- oder reihenweise zu pflanzen, oder auf den Rangen, und, nach unsrer Mundart, auf den Rainen, zwischen den Furchen zu setzen pflegt. Die auf besondern Beeten erzogenen Pflanzen werden in 12—15 Z. von einander entfernten Reihen verpflanzet, und werden, wenn sie größer geworden, wie der weiße Kohl, nur nicht völlig so stark, behäufet. Kraut und Wurzel dienen zur Fütterung. Man blattet die Pflanze ab, sobald sie 6—8 Blätter gewonnen hat, indem man ihr die 3—4 äußern Blätter abnimmt, und nur das Herz, oder die 3 bis 4 mittlern sitzen läßt. Dieses Abblatten wird alle 14 Tage wiederholet, weil die äußern Blätter so oft wieder da sind. Die Rübe, wenn sie wohl cultiviret wird, kann um Michaelis 4—8 Pfund, und wohl mehr, wiegen. Nun will ich hier einen practischen Landwirth über den innern Werth dieser Wurzeln sprechen lassen. Dieser ist Hr. Bergen, welcher in seiner Anleitung für die Landwirthe zur Verbesserung der Viehzucht S. 159. also schreibet: Mit dem Kraute sowohl als mit den Rüben habe ich einige Kühe besonders gefüttert, um die Wirkung gegen andere Futterkräuter desto besser unterscheiden zu können. Ich fand aber, daß sie weder dem rothen Klee noch der Esparcette, weder Ertüffeln noch Rüben (gelben oder Mohrrüben), und nicht einst gemeinen guten Gräsern und dem Heu davon die Waage hielten. Die Kühe gaben zwar nicht weniger Milch; sie war aber von geringerer Güte, und eben so wässericht, als die Blätter und Rüben selbst sind. Im Vergleich mit der Milch von andern Nahrungsmitteln mußte, um eben so viel Butter zu erhalten, fast noch halbmal so viel genommen werden, d. i. Zweydrittel der andern Milch gab eben so viel Sahne, als diese bey einem Drittel mehr. Deswegen, und weil man mit bessern, und nicht so viel Umstände im Anbau und in der Benutzung erfordernden, Kräutern bekannt geworden, sind auch die ehmaligen Liebhaber und Lobredner von ihrem Anbau so ziemlich zurück gekommen.

Mannruthe, Mannrade, Hausmaaße, in den Niedersächsischen Marschländern, der einem jeden Dorfeinwohner mit der Ruthe zugemessene Theil, welchen er an den Deichen und Sieltiefen im baulichen Stande erhalten muß.

Mannsharnisch, Mannsschild, Androlace L. Von den Linnäischen Arten sind folgende die vornehmsten:

1) **Großkelchichter Mannsharnisch mit kurzen Stielen**, A. maxima L. Vaterl.: Deutschland, die Schweiz, unter der Saat. Eine niedrige Pflanze von nur geringer Schönheit. Blätter: eyrund, gerippet, haarig, auf dem Boden umher ausgebreitet, am Rande seicht gezähnt, blaßgrün. Stengel: kaum 1 F. hoch, nackend, rund, haarig.

Blu-

Blumen: auf den Enden der Stengel, in einer Dolde, klein, weiß, mit sehr großen Fruchtkelchen, im April und May.

2) Großkelchichter Mannsharnisch mit langen Stielen, A. elongata L. Vaterl.: Sibirien, Deutschland. Blätter: ein wenig gezähnt, gerippet, haarig, eyrund, auf dem Boden umher ausgebreitet, bläßgrün. Stengel: nackend, rund, etwa 5 Z. hoch. Blumen: auf dem Gipfel, auf außerordentlich langen Stielen, welche gewöhnlich eben so lang sind, als die Stengel selbst, auf jedem Stiele eine große Blumendecke, die eine kleine weiße Blume enthält, welche kürzer ist, als dieselbe.

3) Kleinkelchichter Mannsharnisch mit glatten Blättern, A. septentrionalis L. Vaterl.: die Alpen in Lappland, Rußland, Deutschland. Blätter: glatt, langettförmig, gezähnt, auf dem Boden umher ausgebreitet. Stengel: aufrecht, nackend, steif, selten über 3 — 4 Zoll hoch. Blumen: auf dem Gipfel in einer Dolde, mit eckigen Blumendecken, welche nicht so lang sind, als die Blume, klein, weiß, im Apr. und May.

4) Zottiger Mannsharnisch, A. villosa. Vaterl.: die Alpen in der Schweiz, der Pyrenäen, und im Carniol. Blätter: sehr haarig. Stengel: fast nie über 3 Zoll hoch, aufrecht, haarig. Blumen: in Dolden, mit steifborstigen Blumendecken, im Apr.

5) Wohlriechender Mannsharnisch, A. odoratissima Schreberi. Vaterl.: Cappadocien. Blätter: dreyeckicht, gefranzt. Blumenkelch: rauh, der Geruch sehr stark, wodurch sich diese Art von allen unterscheidet.

Mannstreu, Eryngium. Diese Pflanzengattung begreift unter sich dauerhafte, krautartige, perennirende Blumenpflanzen, mit aufrechten, 1 — 3 F. hohen, im Herbste jährlich absterbenden, und im folgenden Jahre wieder neu hervor treibenden Stengeln, mit einfachen, theils ganzen, theils getheilten stachlichten Blättern, und mit dichten, rundlichen, aus vielen Blümchen zusammen gehäuften, auf den Enden der Stengel stehenden Köpfchen von fünfblättrigen Blumen, die von Gartenfreunden als verzierende Pflanzen unterhalten werden, auf den Rabatten und andern Abtheilungen der Gärten überall fortkommen, im Jul. blühen, und im Sept. reifen Saamen geben.

1) Apothekermannstreu mit vielfach abgetheilten Wurzelblättern, Radendistel, Lauch- Lauf- Brach- Stech- Brackendistel, Ellendwurzel, E. offic. oder campestre L., wächst häufig auf ungebauten Plätzen. Wurzel: dick, fleischig, auswärts schwärzlich, inwendig weiß, tief eindringend, ziemlich stark riechend, oberwärts mit Borsten besetzt. Blätter: hart, gleichsam trocken, gestielt, sind nach Art der gefiederten in Lappen, diese wieder in kleinere abgetheilt, und die letztern Einschnitte spitzig und stachlicht. Stengel: rund, gestreift, zähe, ästig, etwa 2 F. hoch. Blumen: auf den Gipfeln der Stengel und Zweige, weiß, oder bleichgrün, in vielen gestirnten Knöpfen. Die frische Wurzel schmeckt süßlich-scharf. Ehedem wurde selbige mehr als jetzo geachtet. Dieses kommt aber wohl daher, daß man alte und mehr holzichte Wurzeln einsammelt, und diese noch von Würmern durchfressen läßt. Die jungen, saftigen Wurzeln frisch, oder gehörig ge-

trocknet, und in Tränken verbrauchet, werden sich gewiß kräftig beweisen. Die jungen und zarten Schößlinge kann man zur Frühlingszeit mit Essig, Oel und Salz, Statt eines Sallats, verspeisen; eben so können auch die Blätter, wenn sie nicht zu alt, gegessen werden.

Die Wurzel ist von Alters her zu den fünf kleinen eröffnenden gerechnet worden, und sie kann auch die dicken und zähen Säfte auflösen. Sonderlich hat man sie als ein urintreibendes Mittel, auch wider den den Stein, ingleichen zur Beförderung der monathlichen Reinigung, empfohlen. Den Trieb zum Beyschlafe zu erwecken, und solchen mit Nachdruck zu unternehmen, als worzu man ehedem diese Wurzel angepriesen, wird man von ihr wohl nicht zu erwarten haben.

2) **Blaue Mannstreu mit dreylappichten Blättern**, E. amethystinum L. **Vaterl.**: Steyermark, auf Bergen. **Wurzelblätter**: dreyspaltig, handförmig, in zahlreiche mit einem kleinen Stachel sich endigende Einschnitte geschnitten, an der Grundfläche ein wenig gefiedert. **Stengel**: aufrecht, etwa 2 F. hoch, mit eben solchen, jedoch kleinern, und viel schöner zertheilten stachlichten Blättern, am obern Theile amethystfarbig. **Blumen**: auf den Enden der Stengel, in rundlichen Köpfchen, amethystfarbig oder purpurroth-violett, viel feiner und vollkommener von Farbe, als die Gipfel der Stengel.

3) **Meermanns- oder Seemannstreu**, E. maritimum L. **Vaterl.**: Europa, am Meerstrande, im sandigen Boden. **Wurzelblätter**: rundlich, gefalten, steif, groß, am Rande stachlicht, buchtig, bläulichweiß, auf langen steifen Stielen. **Stengel**: aufrecht, rund, dick, glatt, zähe, ästig, bläulichgrün, etwa 1½ F. hoch, mit eben solchen rundlichen und stachlichten, jedoch kleinern, und mit ihrer Grundfläche den Stengel umfassenden Blättern besetzt. **Blumen**: auf den Enden der Zweige, in rundlichen, stachlichten, mit schmalen, steifen, stachlichten Blättern, sternförmig umgebenen, gestielten Köpfchen, weißlichblau, mit dreyzackigen Spreublättchen. Wenn diese und die erste Art als Arzneypflanzen gezogen werden, müssen sie nothwendig einen kiesigen oder sandigen Boden haben, weil ihre Wurzeln sonst von geringerer Kraft sind. Die Gothländer sollen die Wurzeln essen, und Linnäus berichtet, daß die Schößlinge, wenn sie noch unter dem Sande stecken, so dicke wie Spargelkeime gewesen, sowohl roh, als gekocht, gut geschmeckt, auch die Absonderung des Urins gar merklich vermehret haben.

4) **Platte Mannstreu**, E. planum L. **Vaterl.**: Rußland, Pohlen, Oesterreich. **Stengel**: steif, gestreift, treibt viele bläulicht glänzende Zweige. **Wurzelblätter**: breit, platt, ungleich eingekerbt. **Blumen**: blau oder weiß.

5) **Schmalblätterichte Wassermannstreu**, E. aquaticum L. **Vaterl.**: Virginien. **Blätter**: schmal, lang, degenförmig, am Rande sägeförmig ausgezahnt, und die Zähne mit einem schwachen und zarten Stachel geendigt. **Stengel**: 2 F. hoch, oben in einige Stiele getheilt, worauf die Blumenköpfe sitzen. **Blumen**: fallen aus dem Weißen ins Blaue.

6) **Stinkende Mannstreu**, E. foetidum L. **Vaterl.**: Virginien, Surinam. **Wurzelblätter**: lanzettförmig, eingekerbt, mehr weich als stachlicht anzufühlen. **Blumenbette**: walzenförmig,

die

die Spelzen schmal, spitzig, so lang wie die Blumen. Blumenblätter: weißlich, und der Saamen mit kleinen Kügelchen besetzt. Die ganze Pflanze hat einen heftig stinkenden Geruch, und wird sogar von den Schlangen verabscheuet. Man muß sie jährlich aus dem Saamen auf dem Mistbeete erziehen, und einige Pflanzen im Scherbel unterhalten, damit man solche gegen den Herbst in das Glashaus hinter die Fenster setzen könne, um desto sicherer reifen Saamen zu erhalten.

Mantel, 1) das Behältniß, worinn eine Treppe in die Höhe geht; wird auch **Treppenhaus** genannt; 2) das Gemäuer, welches etwas umschließet, z. B. das Gemäuer, welches die Zungen eines Schornsteines umschließet.

Manteltreppe, eine gewisse Art Wendeltreppen, die man auch **Hohltreppen** nennt. Anstatt der Spindel ist in der Mitte meistens ein achteckichter geraumer Platz, der mehr Länge als Breite hat, wodurch so viel erhalten wird, daß die Stufen daselbst noch einmal so breit werden, daß man an diesem schmalen Ende hinauf und hinab steigen kann. Palladius giebt dem langen Durchmesser inwendig zwey Theile, und den Stufen beyderseits eben so viel. Durch die innere hohle Rundung kann zur Noth auch von oben das Licht einfallen. Diese Treppe hat ihren Nutzen in Feuersgefahr; so läßt sich auch darinn sehr bequem ein Fahrsessel anbringen.

Marche-polier, wird die oberste Stufe genannt, welche dem Ruheplatz gleich, und mit ihm in einem fortgehet.

Marder, ein vierfüßiges, dem Hausgeflügel sehr gefährliches, Raubthier, welches, wo es dazu kommen kann, nicht eher zu morden aufhöret, bis alles todt ist. Man theilet die Thiere dieser Art in **Haus-** oder **Steinmarder**, und in **Feld-**, **Wald-** oder **Baummarder**. Jene halten sich in oder neben den Gebäuden unter Holzhaufen u. dgl., diese aber in den Wäldern auf. Der Hausmarder ist gemeiniglich etwas kleiner, und hat eine weiße Kehle; da hingegen die Kehle des Feldmarders gelb ist. Diese Thiere haben ein eßbares Fleisch, welches aber, so wie ihre Excremente, nach Bisam riecht. Denn am After befinden sich Bläschen, wie bey den Zibethkatzen, worinnen eine flüßige Materie abgesondert wird, welche diesen Geruch verursacht. Wenn es ihnen an Geflügel und dessen Eyern fehlet: so pflegen sie Mäuse, Ratten, Maulwürfe und dergleichen aufzusuchen. Sie fressen auch verschiedene andere Sachen, als: Pflaumen, süße Birnen, auch beydes getrocknet, vorzüglich Honig und Hanfsaamen. Sie schlafen gemeiniglich den Tag über, und gehen nur des Nachts auf den Raub aus. Sie klettern an den Eckstühlen der Gebäude, auch an den nicht gut oder glatt genug bewerfenen Mauern in die Höhe. Wo sie aber Hunde in der Nähe wittern, da kommen sie ihnen nicht zu nahe. Weil ihr Kopf sehr klein ist: so können sie durch weit kleinere Löcher hindurch kommen, als ihr Leib an und für sich selbst ist, indem solcher, als nachgebend, dem Kopfe überall nachfolgen muß. Sie bringen 3—7 Jungen auf einmal zur Welt, welche fast in einem Jahre ihre völlige Größe erlangen; diese lassen sich sehr leicht zahm machen, und Manche bedienen sich ihrer, um sie wo einzusperren, damit sie Mäuse und Ratten wegfangen mögen. Das Fell wird als Pelzwerk geschätzt. Die Baummarder kommen niemals in die Häuser. Sie bemächtk-

mächtigen sich zum Lager für ihre Jungen der Nester, welche die Eichhörnchen oder Nachteulen auf den Bäumen anlegen.

Mariengroschen, eine in Niedersachsen gangbare Silbermünze, die 2 Mattier oder 8 gute Pfennige hält, und machen deren 36 einen Reichsthaler.

Marienschuh oder **Marienschühlein, Frauenschühlein, Pfaffen-** oder **Venusschuh**, Cypripedium L. Die beyden Arten dieser Gattung sind sehr dauerhafte, krautartige, perennirende, jährlich neue Stengel und Blätter treibende, und nach der Vollendung des Saamens jedesmal über der Erde wiederum absterbende Verzierungspflanzen, mit aufrechten Blumenstengeln, deren Gipfel mit 4—5 großen ausgespannten, in der Mitte mit einem sehr ansehnlichen Honigbehältnisse gezierten, Blumen gekrönt ist, und im Aug. reifen Saamen geben.

1) **Gemeiner Marien- Pfaffen- Frauen- oder Venusschuh**, C. calceolus L. **Vaterl.**: das nördliche Europa. **Blumen**: nur eine, aus einer Scheide hervor brechend, groß, in deren Mitte sich ein großes hohles Honigbehältniß befindet, sehr schön, und außerordentlich verzierend, wie ein Pantoffel gestaltet. **Sorten**: a) mit hochpurpurrothen, b) blaßpurpurrothen, c) goldgelben, d) großen gelben, e) rothen, f) mannichfaltig farbigen Blumen, welche an ihren besondern Theilen mehr oder weniger mit entgegen gesetzten Farben gestreift oder gefleckt sind.

2) **Zwiebelartige** ꝛc. C. bulbosum L. **Vaterl.**: Lappland, Rußland, Sibirien. **Wurzel**: eine rundliche Zwiebel. **Wurzelblätter**: einige wenige, rundlich. **Schaft**: 3—4 Z. hoch. **Blumen**: nur eine, groß, mit einem länglichen Honigbehältnisse.

Die erste Pflanze kann im Herbste, sobald ihre Stengel abgestorben sind, durch Zertheilung der Wurzeln, oder auch durch abgenommene Gelenke, vermehret werden. Die andere kann dann aber auch, oder noch zeitig im Frühjahre durch ihre Zwiebeln vermehret werden, und zeigt sogar im Winter, bey offener Witterung, gutes Wachsthum. Sie lassen sich auch beyde aus Saamen vermehren, der, sobald er reif ist, gesäet wird. Sie blühen, wenn sie unverpflanzt stehen bleiben, schon im zweyten oder dritten Jahre. Mit der ersten Art geht man beym Verpflanzen am sichersten, wenn man sie mit einem großen Ballen Erde in einen dünn geflochtenen Korb setzet, und sie sammt diesen an einen erhabenen schattigen Ort pflanzet. Wird die Aussaat an die Seite eines Hügels gemacht, welche Lage sie sehr lieben, weil auf solchen Plätzen gewöhnlich nur die nidrigen Kräuter wachsen: so machen sie zwischen denselben in der Flor einen herrlichen Effect, und es hat dann das Ansehen, als ob ihnen die Natur selbst ihren Platz angewiesen hätte.

Mark, ein Gewicht, dessen man sich hauptsächlich bey Wiegung des Goldes und Silbers, und deren Legirung zur Vermünzung oder Verarbeitung, bedienet. Die **Mark Silber** hat 16 Loth; das Loth 6 Gran; der Gran 3 Grän, folglich das ganze Loth 228 Karat; und das Karat 4 Gran oder 12 Grän. Die **Mark Gold** hält 24 Karat; und das Karat 4 Gran oder 12 Grän. Es ist aber die Mark nicht aller Orten gleich schwer. Die Troysche ist schwerer als die Wendische; diese schwerer als die Nürnbergische; diese schwerer, als die

die Augsburger; die Augsburgische aber wieder schwerer als die Köllnische; die Köllnische wieder schwerer als die Mayländische. Die Köllnische aber ist die gemeinste.

Markasit, Marcasita, Drusa pyritacea. Unter diesem Namen, der so vielerley Bedeutungen hat, ist eigentlich jetzo nichts anders zu verstehen, als diejenige Kiesart, welche in eckichter und crystallinischer Gestalt zum Vorschein kömmt, und eben das ist, was einige unter dem Namen Kiescrystalle anzeigen.

Markgewähr, Markgewährung, eine Anzahl kleiner Münze, die das Gewicht einer Mark austragen und gewähren muß, welche nicht gewogen, sondern gezählet wird. Sie ist zweyerley, die besondere, wenn nur einerley Münze ist, und die allgemeine, wenn allerley Münze auf den innerlichen Werth zusammen gerechnet wird.

Marmor, ein Kalkstein von einem dichten und festen Gewebe, welcher eine schöne Politur und Glanz annimmt. Man verfertiget aus selbigem allerley Bilder und Gefäße, Säulen und Pfeiler, auch wird er zur Incrustirung der Wände gebrauchet. Er ist grau, blau, grün, röthlich, blaßröthlich, weiß, weiß und roth, gelblich; er ist entweder ganz einfarbig, oder er hat allerley Sternchen, Wolken u. s. f. die entweder von gleicher Farbe, oder von einer andern, als der ganze Stein, ist. Man findet Marmor in Sachsen, Schlesien, Franken, Schwaben u. s. f.

Marmoriren. 1) Von Gyps einen Ueberzug machen, der Marmorflecken erhält. 2) Papier mit verschiedenen Flecken bunt machen, und selbigem das Ansehen von Marmor mittheilen; auch wird Wachsleinwand zu Tapeten marmorirt, und heißt dann marmorirte Packleinwand.

Marmorplatten, in dünne Platten zerschnittene Stücken Marmor, zu Tischen u. dgl.

Marokkanisches Leder, Maroquin, ist eigentlich nichts anders, als Korduan, soll aber darinn von demselben unterschieden seyn, daß es mit Schmack und Galläpfeln; der Korduan hingegen nur mit Gerberlohe, zubereitet wird.

Marschland, ein Land, welches an dem Ocean, oder dem Ausflusse der Ströhme in die See, und also am niedrigsten Ufer, liegt, und aus einem mit Schlamm (Schlick) und Sand vermengtem feinen Erdreiche bestehet, welches einst von dem Wasser zusammen geführet werden, und sehr fruchtbar ist.

Marstall, ein besonderes Gebäude für eine große Anzahl von Pferden, die vorzüglich schön sind, und in der Schule zugeritten werden, daher gewöhnlich eine Reitbahn dabey angebracht ist.

Marumkraut, Amberkraut, Katzenkraut, ist billig mit dem Gamander zu vereinigen, und ist Teucrium marum L. Dieses immergrüne niedrige Kraut stammet aus dem Königreich Valenzia in Spanien her, und ist jetzo in den Gärten bey uns häufig anzutreffen. Stengel: holzicht, nebst den ältern Aesten; die jüngern aber wollicht. Blätter: eyförmig, an beyden Enden spitzig, gestielt, einander gegen über gestellt, völlig ganz, am Rande rückwärts gebogen, auf der untern Fläche wollicht, an den blühenden Zweigen mehr aufgerichtet, und aus eines

jeden Winkel treibt ein einzelner, mit einer Blume besetzter Stiel. **Blumen**: alle auf eine Seite gerichtet, unter sich gleichsam eine Aehre vorstellend; der Kelch röthlich, mit weißlichen Haaren besetzt. **Blumenblatt**: purpurfarbig, die beyden obern Einschnitte umgeben nicht die Staubfäden, und sind etwas unterwärts gebogen; der mittelste und größte Einschnit ist ausgehöhlet, gleichsam eingekerbt und etwas haaricht. Diese Pflanze wird ohne viele Kunst erhalten, aus den Zweigen vermehret, den Stöcken allerley Gestalt durch das Beschneiden gegeben, und den Sommer über in freyer Luft erhalten. Ob die Katzen nur die einzeln stehenden Stöcke verfolgen, hingegen diejenigen, welche unter andere Scherbel und verschiedene Pflanzen gestellt sind, unberühret lassen, muß durch Erfahrungen ferner bestätiget werden. Wahrscheinlicher ist es, daß das Kraut für Marder, Iltisse und Wiesel eine Witterung abgeben, und man diese Thiere damit locken und fangen könne, wenn man einen Zweig davon in die Falle leget. Die ganze Pflanze, sonderlich die Blätter, haben einen scharfen, bittern Geschmack, und starken, gewürzhaften, angenehmen Geruch, welcher Niesen erreget, zumal wenn man die Blätter zerreibet. Die getrockneten Blätter behalten die nämlichen Eigenschaften. Man kann daraus ein wesentliches, sehr flüchtiges Oel ziehen, und solches bey Lähmungen und andern Nervenkrankheiten gebrauchen, auch alle andere Wirkungen davon erwarten, welche Majoran, Thymian u. dgl. auszurichten vermögend sind.

Maser, Maserholz, Holz, welches krause Adern und Flecken hat, und von den Drechslern und Tischlern zu allerley Arbeiten gebraucht wird. Der beste Maser wird allemal an dem Stammende, zunächst der Wurzel, und an den ästigen, knotenrichten Theilen der Bäume angetroffen. Der Maser von den Nußbäumen ist einer der besten.

Masliebe, Globularia. Die Pflanzen dieser Gattung sind krautartige, perennirende Blumenpflanzen, welche jährlich neue, 6, 10—12 Z. hohe Stengel treiben, mit kuglichen, aus vielen in eine gemeinschaftliche Blumendecke eingeschlossenen Blümchen zusammen gesetzten Köpfen von blauen Blumen. Die folgende erste Art ist in den Gärten die bekannteste.

1) **Krautartige Masliebe mit dreyzackichten Wurzelblättern**, gemeine Kugelblume, G. vulgaris L. **Vaterl.**: Europa, auf sonnigen harten Plätzen. **Wurzelblätter**: breit, gerippt, glatt, dick, dreyzähnig. **Stengel**: krautartig, rund, gestreift, gewöhnlich röthlich, aufrecht, 6, 10—12 Z. hoch, mit schmalen, lanzettförmigen, glatten, glatträndigen Blättern. **Blumen**: auf den Enden der Stengel, in kuglichen Knöpfen, schön blau.

2) **Strauchartige Masliebe mit dreyzackichten Stengelblättern**, Frutex terribilis, G. Alypum L. **Vaterl.**: Italien, Frankreich, an Felsen und Klippen. **Stengel**: 1 F. hoch, mit zarten, zerbrechlichen Zweigen. **Blumen**: violettfarbig, auf jedem Zweige eine, selten zwo. Nach Clusius Berichte gebrauchen die Marktschreyer in Andalusien den abgekochten Trank von diesem Strauche in der Liebesseuche, und in Frankreich Statt der Senesblätter zum Purgiren. Es soll aber solcher heftig würken, und leicht gefährliche Folgen nach sich ziehen; weswegen auch die

die Pflanze der fürchterliche Strauch genannt wird.

3) **Krautartige nackende Maslieb mit eingekerbten Blättern**, G. Cordifolia L. **Vaterl.**: Pannonien, Oesterreich, die Schweiz. **Blätter**: zahlreich, klein, kurz, herzförmig oder fast keilförmig, am Ende eingekerbt, mit drey langen Spitzen, unter denen die mittlere die kleinste ist. **Stengel**: dünn, fast nackend, 4-5 Z. hoch. **Blumen**: auf den Enden der Stengel, in kuglichen Köpfen, blau.

4) **Krautartige nackende Maslieb**, G. nudicaulis L. **Vaterl.**: Oesterreich, die Pyrenäen, die Schweiz, auf Bergen. **Blätter**: länglich, lanzettförmig, glatträndig, glatt, dunkelgrün. **Stengel**: einfach, rund, seicht gestreift, nackend, 8--10 Z. hoch. **Blumen**: zwar blaß, jedoch schön blau.

Die Vermehrung geschiehet im Sept. durch Zertheilung. Ziehet man sie aus Saamen: so muß solcher im Frühjahre ins freye Land in leichte Erde gesäet, und die Pflanzen im Herbste verpflanzet werden. Die erste Art kömmt bey uns in freyer Luft, ohne Bedeckung, gut fort. Die drey folgenden aber müssen gegen sehr strengen Frost durch eine leichte Decke geschützt, und diese bey gelindem Wetter sogleich wieder abgenommen werden.

Massiv, wird gesagt, wenn etwas inwendig nicht hohl, sondern voll ist. Auch sagt man: ein Gebäude ist massiv, wenn es nicht von Holz, sondern von Steinen aufgeführet ist; das Gebälk ist massiv, wenn es den vierten Theil der Säule übertrifft.

Mast, Waldmast, mancherley Früchte von Waldbäumen und anderes Gefäß zum Fettwerden oder Unterhalt zahmer und wilder eßbarer Thiere. Man hat Ober- und **Untermast**. Jene begreift bey uns unter sich die Eich- Buch- Hasel- und wilde Obstmast; diese aber besteht aus nahrhaften Wurzeln, Erdschwämmen, grossen Käferwürmern u. dergl., wovon die letztern öfters gleich unter der Dammerde in Klumpen beysammen gefunden werden, ehe sie aus einander kriechen, um sich in Käfer u. dergl. zu verwandeln. Die Untermast erstreckt sich auch auf einige mehlichte und fleischichte Wurzeln, welche unter dem Wasser im Schlamme, oder in Brüchern und Gräben, wachsen. Man nennt diese **Bruchmast** auch **Erdmast**, **Wrutmast**, und die letzte Benennung beziehet sich darauf, daß die Schweine darnach wrüten oder wühlen. In Wäldern, deren Mast aus bloßen Eicheln bestehet, kömmt es hauptsächlich auf die Erdmast an, wenn die Schweine fett werden sollen. Die Eicheln brennen oder erhitzen diese Thiere, daß sie, besonders an warmen Tagen, nicht viel fressen können, und daher nach der Untermast wühlen müssen, um sich abzukühlen. Sind die Eich- und Buchwälder hoch belegen, und es fehlet selbigen an Wurzeln und Würmern obgedachter Art: so kann aus den Mastschweinen nicht viel werden. An Würmern wird es aber auch fehlen, wenn dürre Sommer und Herbste sind, als in welchen die Käfer- oder Wurmbrut allzu tief im Grunde des Erdbodens liegt, daß die Schweine entweder gar nicht, oder doch zu tief und mühsam darnach wühlen müssen. In nicht dürren Sommern und Herbsten hingegen ist obgedachte Brut nahe an der Oberfläche des Bodens zu finden. Die Schweine gedeihen auch nicht wohl, oder erkranken und sterben, wenn in hohen Waldungen das Wasser zu sehr entfernet ist, und die Schweine durch weites Treiben dahin sich erhitzen,

und auf einmal zu viel saufen. Die Waldmast von bloßen alleinigen Buchnüssen giebt ein allzu weiches Fett oder Speck, welches leicht auf der Dauer in einen thranichten Geschmack übergehen kann. Auch ist es gefährlich, wenn Speckseiten von Schweinen aus der Buchmast in den Bauerhäusern in den Schornsteinen zum Räuchern gerade über dem Feuerheerde aufgehangen werden, indem gar leicht das in einem ununterbrochenen Strahle herunter fließende Fett eine Feuersbrunst veranlassen kann. Dagegen giebt die Eichelmast ein sehr derbes Fett, welches nicht austriefet, es müßte denn sehr warm irgendswo gehalten werden. Beydes zusammen, Eichen und Büchen, geben eine vortreffliche Mast, wovon Speck und Fleisch den besten Geschmack bekommen. Je mehr Verschiedenheit in der Mast ist, desto besser wird das wilde und zahme Vieh, sonderlich die eingestallten Schweine. Die Obermast mißräth öfters; späte kalte Nachtfröste im Frühjahre, kalte anhaltende Regen zur Blüthzeit, Ungeziefer, Mehlthau und andere Sachen verderben sonderlich die Eichen und Buchen, und diese tragen nicht immer die Menge von Früchten, welche man, natürlichen Umständen nach, erwarten könnte. Nach Verschiedenheit der Menge, sonderlich der Eicheln, pflegt man in den Forsten folgende Abtheilungen der Mast zu machen: a) Wenn ein Ueberfluß daran gefunden wird, und die Eicheln recht reif und voll sind, heißt es die **volle Mast**. Hiebey muß aber mehr auf die Sommer- als Wintereichen gesehen werden. Ist von letztern der dritte oder vierte Theil, oder wohl gar die Hälfte vorhanden, und die Bäume sind sehr voller Früchte: so darf man nicht so gerade zu auf volle Mast rechnen. Die Wintereicheln, welche man auch Trauben- oder Traubmast zu nennen pflegt, werden erst nach Michaelis in unserm nördlichen Deutschlande reif. Ein früher starker Nachtfrost kann sie in einer Nacht so verderben, daß sie von den Schweinen, wenn sie auch dabey hungern sollten, nicht berühret werden. b) Wenn die Buchmast allein gerathen ist, welche wegen ihres fetten ölichten Wesens etwas geringere Nahrung giebt, oder wenn zwar die meisten Eichen Mast haben, aber nicht recht voll sitzen: wird es die **halbe Mast** genannt. c) Wenn die Eichen nur an etlichen Orten in den Revieren voll sitzen, heißt es die **Drittel-**, und d) wenn nur die Wipfel mit Früchten besetzet sind, die **Viertelmast**. e) **Spreng- und Faselmast** ist, wenn man in ganzen Forsten nur einzelne wenige Bäume mit wenig Eckern antrifft. Die letzten Arten überläßt man dem Roth- und Schwarzwildprete zur Nahrung. Bey der vollen und halben Mast nimmt man Schweine in den Wald, und läßt diese einige Zeit, 10—12 Wochen, darinnen, bis sie durch diese Nahrung fett und zum Schlachten tüchtig werden. Oefters geschiehet es, daß die Anzahl der eingefehmten Schweine zu stark gewesen, und die Schweine nur halb fett aus der Mast genommen werden, und daher zum Schlechten nicht tüchtig sind. In diesem Falle muß man solchen Schweinen mit der Hausmast noch nachhelfen. Diese mag bestehen, worinn sie will; man muß nur dabey die Schweine nicht eingesperrt halten, sondern sie, da sie dessen im Walde gewohnt worden, auf dem Hofe frey umher laufen lassen. Geschiehet solches nicht: so verschmähen sie das Futter, oder fressen zu wenig, daß das Futter nicht anschlagen kann. Endlich hat man auch noch die so genannte Vogel-

gelmast, diese besteht in allerhand Beeren, Früchten und Saamen von Bäumen und Sträuchern für das wilde Geflügel und kleine Thiere.

Mastixbaum, Lentiscus Tourn. Vaterl.: der warme Orient. Stengel: 8, 10—12 F. in unsern Gärten. Blätter: wechselsweise stehend; sie bestehen aus 3, 4—6 Paaren steifer, fester, dunkelgrüner, länglichter, völlig ganzer Blättchen, welche unter sich der Länge nach durch eine häutige Vorragung, oder die geflügelte Rippe, zusammen hängen. Blumen: männliche und weibliche stehen auf besondern Bäumen, klein, ährenweise gestellt, grünlichgelb. Frucht: eine fleischichte Beere, enthält 1—2 Saamenkerne. Man hält den Baum in Töpfen den Sommer über in freyer Luft, den Winter über in einem Glashause; er verlangt dabey einige Luft, damit sich nicht Schimmel ansetze, und muß alle 3 Jahre versetzt werden. Der Saame wird aus fremden Ländern erhalten, und liegt wohl 2 Jahre, ehe er auskeimet. Mit den Ablegern währet es auch gemeiniglich eben so lange, ehe Wurzeln ausbrechen, und bey vielen geschiehet es gar nicht. In den warmen Gegenden bekömmt man durch das Ausschwitzen, und häufiger aus dem Einschneiden, das bekannte harzichte Gummi, welches aus kleinen, trocknen Körnern besteht, die man daher Mastixkörner, Grana oder Gummi Mastichis nennt. Es besitzt der Mastix eine stärkende und reinigende Kraft, er wird aber mehr äußerlich als innerlich gebraucht. Wenn man ihn lange Zeit in dem Munde hält, oder kauet, wird dadurch der Speichelfluß erreget, und dadurch zuweilen Zahnschmerzen, Taubheit und andere Zufälle geheilet. Durch das Kauen weich gemachten Mastix in die hohlen und zuvor gereinigten Zähne gesteckt, und diese damit angefüllt, ist ein gutes Verwahrungsmittel wider die Zahnschmerzen. Mastix mit Weingeist aufgelöset, und Leder damit angefeuchtet, hat Cartheuser bey dem Hüftwehe kräftig befunden. Als Räucherwerk kann es zur Stärkung der Gelenke und zur Zertheilung der Flüsse dienen. In den Apotheken hat man das Mastixwasser, Aqua mastichiana, welches innerlich als ein magenstärkendes und blähungtreibendes Mittel nützlich gebraucht wird. Das Holz ist sehr dauerhaft; es läßt sich schön glätten, und wird zu ausgelegter Arbeit verbraucht.

Mastungsrecht, kommt in der Regel, wo nicht Provinzialgesetze ein Anderes ausdrücklich bestimmen, dem Eigenthümer der Bäume zu. So lange die Mastung dauert, müssen die Reviere, wo die Schweine sich befinden, mit der übrigen Hütung verschont werden. Es folgt also an Orten, wo Mastung ist, das übrige Vieh erst hinter den Schweinen. Die Schonungszeit der Masthölzer nimmt, der Regel nach, mit dem Tage Bartholomäi ihren Anfang, und dauert bis nach Weihnachten. In der Mitte des Augusts muß, mit Zuziehung der Hütungsberechtigten, durch Forstverständige bestimmt werden, ob volle oder nur Sprengmast vorhanden sey. Die Schonung der Mastwälder muß aber nicht nur bey voller Mast geschehen, sondern auch alsdann, wenn die Sprengmast zur Nothdurft des Eigenthümers, oder zur Einführung fremder Schweine, zulänglich ist. Wenn aber jemanden das Mastungsrecht in einem fremden Forste als eine Grundgerechtigkeit zukömmt: so kann er sich desselben, der Regel nach, nur bey

voller Mast bedienen. Wenn nur Sprengmast ist: so muß er mit dem Lesen der Eicheln, Bucheln und anderer dergleichen zur Schweinefütterung tauglichen wilden Baumfrüchte, sich begnügen. Die Mastgerechtigkeit ist unter einer selbst unbestimmten Hütungsgerechtigkeit nicht mit begriffen. Der Mastberechtigte kann den Eigenthümer des Waldes und die Holzungsberechtigten nicht hindern, auch Masthölzer nach forstmäßigen Grundsätzen zu schlagen. A.L.R. Th. I. Tit. XX. § 187 ff.

Matte, ein Gewebe, welches aus Schilf, Binsen, Stroh, Rohr, Baumbast, Palmblättern und andern Pflanzen oder Rinden, die sich leicht biegen oder flechten lassen, verfertigt wird. Es besteht aus einer rechtwinklichen Verschlingung, nach der Art, wie Leinwand gewebet wird. Man hat aber auch figürliche oder façonirte, welche sowohl der Farbe und Gestalt, als der Breite und Güte nach, von einander unterschieden sind. Denn es giebt sowohl ein- als mehrfarbige, gemalte, einfache oder doppelte, grobe und feine, je nachdem sie zum Gebrauch bestimmt sind. Man braucht sie zum Verpacken der Waaren, zum Bedecken zarter Gewächse in der Gärtnerey, auch zu verschiedenen Körben, die man daraus bereitet. Außerdem werden sie auch in den Häusern, zur Bedeckung der Fußböden in den Zimmern, gebrauchet, worunter die Holländischen Binsematten einen großen Vorzug haben. Ja man nimmt sie sogar in manchen Häusern zur Austapezierung der Zimmer und Bedeckung der Tische, Stühle, Schränke und andern Hausgeräths. Die feinsten und besten Matten kommen aus der Levante, Ostindien und China, die, wegen der Lebhaftigkeit ihrer Farben, womit sie gefärbt, wegen ihrer verschiedenen Muster, und der Kunst, womit sie geflochten, sehr beliebt sind. Diese bestehen meistens aus Rohr, Schilf oder Binsen. Die vom Baste der Bäume, vornehmlich von Lindenbast, werden größtentheils in Liefland und Rußland verfertiget. Man verkauft sie stück- und hundertweise. Die feinen Matten werden nach der Quadratklafter verkauft, und nach Beschaffenheit der Materie, woraus sie geflochten, sind sie theurer oder wohlfeiler.

Mauer, ein Haupttheil eines Gebäudes, wodurch ein vorgeschriebener Raum eingeschlossen wird. Wo weder Feld- noch Bruchsteine zu haben sind, da werden die Mauern von Ziegelsteinen aufgeführet. Zu den Mauern in der Erde sind die allerbesten und recht hart gebrannten, u. hierzu niemals Lehm, sondern Kalk, zu gebrauchen. Ueber der Erde kann zur Noth mit Lehm gemauert werden, man macht aber den Bewurf von Kalkmörtel.

Die Mauern können von verschiedener Stärke seyn, so daß sie, z. B. bey hohen Thürmen, in den untern Stockwerken zuweilen 6—10 F. Dicke erhalten. Bey Landgebäuden, die nur ein Stockwerk hoch werden, ist die Stärke von 1 F. völlig hinreichend, und vielmals kann man, wenn die Steine recht guter Art sind, noch ein Stock von Fachwerk darauf setzen. Will man aber sicherer gehen, oder die Steine sind nicht von rechter Güte: so können die einfüßigen Mauern mit Pfeilern von $1\frac{1}{2}$ F., die an schicklichen Orten anzubringen sind, verstärkt, oder die Mauern überhaupt $1\frac{1}{4}$ bis $1\frac{1}{2}$ F. stark angelegt werden.

Die **Grundmauer** muß allemal auf beyden Seiten vorstehen, und also stärker, als

als die obere Mauer, seyn. Geht erstere sehr in die Tiefe: so erhält sie mehr Absätze, die immer stärker werden, und den obersten davon läßt man einige Fuß über die Erde reichen, der den Namen Plinthe, Sockel oder Untersatz führet, und auf jeder Seite nur 1 — ½ Z. stärker wird, als die übrige Mauer. Die eigentlichen Stärkenverhältnisse bey dergleichen Absätzen will man hier jetzt eben so wenig, als die abwechselnde Verbindung der Steine unter sich, anführen. Doch muß man den Landwirth hauptsächlich auf schwache Fugen zwischen den Mauerziegeln aufmerksam machen: Je dicker die Fugen, und je weniger waagerecht, oder gleichfortlaufend solche sind, desto schlechter ist der Maurer, der sie gemacht hat.

In Ansehung der Mauern von Sand- Bruch- oder Feldsteinen in und über der Erde, hat man folgendes zu wissen: Erstere, die Mauern von gehauenen Sandsteinen können weit schwächer, als Ziegelmauern, angelegt werden. Die von irregulairen, so genannten Steinbrocken, und von andern gebrochenen oder gesprengten Steinarten, erfordern eine mehrere Dicke, als die vorige. Die von Feldsteinen aber müssen unter allen Steinmauern die größte Stärke erhalten, weil ihre mehrentheils rundliche, und dabey gänzlich irregulaire Form eine große Hinderniß guter Verbindung unter einander verursachet. Von dergleichen Mauern und ihren Fundamenten gilt in Ansehung des Vermauerns mit Lehm oder Kalkmörtel eben dasjenige, was schon vorher bey den Ziegelmauern gesagt ist. Die regulair-winklicht gehauenen Sandsteine oder so genannten Quader, besonders wenn alle ihre Seiten gut geebnet sind, können mit bloßem Weißkalke übereinander versetzt oder vermauert werden, so daß die Fugen dazwischen kaum sichtbar sind; auch bedürfen die Außenseiten keines fernern Bewurfs, weil diese Steine an und für sich schon ein gutes und festes Ansehen geben, auch wenn sie guter Art sind, der Witterung besser widerstehen, als irgend ein darauf gebrachter Ueberzug von Mörtel. Diejenigen aber von irregulairen Bruchstücken, es sey von Sand- oder Feldsteinen, müssen mit einem recht guten Kalkmörtel, jedoch sehr dünne, überzogen werden, wenn man das Ansehen der vielen ungleichen und ungestalten Theile, woraus sie zusammen gesetzt sind, verstecken will. Frägt man aber nicht nach solchem Ansehen: so kann aller Bewurf wegbleiben, und es dürfen nur die Zwischenräume der nach außen gekehrten irregulairen Steinseiten mit denselben durch guten Mörtel geebnet werden, damit sich keine Feuchtigkeit zwischen den Lücken derselben in das Innere der Mauer selbst hinein ziehen könne. Bey lauter ungesprengten, rohen, natürlichen Feldsteinen ist es um so viel nöthiger, alle äußerliche Verputzung wegzulassen, weil selbige von ihnen nicht gut angezogen, und bald wieder abfallend gemacht wird.

Mauer, gemeinschaftliche; bey Anlagen an derselben verordnet das A. L. R. Th. I. Tit. VIII. §. 133 ff. folgendes: Back- Brenn- oder Schmelzöfen und Feuerheerde können an der gemeinschaftlichen, oder dem Nachbar gehörenden Scheidewand, ohne desselben Bewilligung, nicht angelegt werden. Dagegen ist ein jeder an der gemeinschaftlichen Mauer, auch ohne besondere Rückfrage mit dem Nachbar, Schornsteine anzulegen, wohl befugt. Eine gemeinschaftliche Mauer kann jeder Nachbar an seiner Seite bis zur Hälfte der Dicke,

Dicke, zu seinem Nutzen brauchen, in so fern dadurch dem Gebäude selbst kein Nachtheil geschieht. Doch müssen Wandschränke, und andre dergleichen Anlagen in einer solchen Mauer, dergestalt eingerichtet werden, daß sie nicht auf diejenigen treffen, welche der Nachbar auf der entgegen stehenden Seite bereits angelegt hat.

Mauerband, der Sims, der außen an den Häusern waagerecht in der Gegend herum geht, wo inwendig eine Decke liegt, daher das Mauerband von außen die Etagen unterscheidet.

Mauerbiene, eine wilde Biene, die einsam lebt; das Weibchen macht sich, mittelst eines Leims, den sie selbst hervor bringt, sehr künstlich, aus Lehm und Sand, eine Wohnung.

Mauerhammer, ein Hammer, der eine scharfe Pinne und eine Breite hat, womit man die Latten auf den Dächern anschlägt.

Mauerkehle. Wenn ein Dach an eine Mauer stößt, die höher ist: so macht man einen Abschnitt, wenn man sich der Mauer genähert hat; wobey man die Vorsicht gebrauchen muß, daß man diesen Theil etwas erhaben mache, und denn bedeckt man diesen Abschnitt mit Kalk oder Gyps, welches dann eine Mauerkehle genannt wird.

Mauerlatte, ein langes, mehr breiter als dickes Stück Eichenholz, welches, nachdem es gehörig behauen und zugerichtet worden ist, auf die Mauern eines Gebäudes der Länge nach gelegt wird, damit die queer über gelegten Balken nicht auf solche zu liegen kommen.

Mauersalpeter, Mauerbeschlag, Mauerschweiß, das salpetrige Wesen, das aus den Mauern ausschlägt. Es besteht oft aus Salpetersäure und Kalkerde, auch wohl, Statt der letztern, aus mineralischem Alkali, wiewohl er doch, wegen der beygemischten Erde, alsdann noch keinen würflichten Salpeter ausmacht. Doch zuweilen ist er gar nicht salpeterartig, sondern kömmt in seinen Bestandtheilen dem Epsonsalze am nächsten.

Mauersalz, Kalksalz, ein Salz, welches sich an den Mauern ansetzt, und mit fremden Dingen vermischt ist. Es brauset im Feuer, prasselt aber nicht, und schießt zu länglichen viereckichten Crystallen an. Viele haben es zum Salpeter gerechnet, und es daher Salpeterschaum genannt. Die Versuche aber zeigen, daß es alcalisch ist. Es ist zweyerley Mauersalz, von Kalk und von Gypsarbeit.

Maukbeulen, Brandbeulen, eine Art Beulen bey allerley Thieren. Bey Pferden sind sie am gewöhnlichsten, weil sie sich hinten an der Köthe setzen, wo die Mauke ihren Sitz hat, und hievon den Namen tragen. Es sind aber Beulen dieser Art auch bey dem Hornvieh und bey andern Hausthieren nicht selten; sie sind Knoten oder Geschwülste von verschiedener Größe, welche geschwind auch an unbestimmten Stellen entstehen: an den Schenkeln, der Brust, dem Kopfe, dem Schlunde, der Zunge, oft verschiedene auf einmal an verschiedenen Stellen des Körpers, oft und meistentheils nur eine allein; sie sind den Thieren sehr schmerzhaft. Diese Beulen sind anfangs hart, heiß und schmerzhaft, bald darauf werden sie weich, schlaff, und in der Mitte gefühlles, doch bleibt der Umkreis noch hart, schmerzhaft und heiß.

heiß. Sie gehen auch nicht ordentlich in Vereiterung, sondern der Brand breitet sich entweder weiter aus, zerstöhret die angegriffenen Theile, und tödtet das Thier zuletzt; oder das angegriffene Stück fällt mit der Haut ab, und das zurück bleibende Geschwür ist unrein und schwammicht, giebt keine ordentliche Materie, sondern ein scharfes, gelbes, graues, oder mit Blut vermischtes Wasser. Eine solche Beule, sie mag sitzen wo sie will, muß gleich mit einem Kreuzschnitte geöffnet, und mit einer starken Abkochung des Wermuths gebähet werden; ist es aber eine Maukbeule an den Köthen: so muß man einen Umschlag von in Wasser gekochten Wermuthsknospen auflegen. Hat man diese nicht: so mag man Salbey oder Thymian nehmen; sollten auch diese nicht zur Hand seyn: so kann auch hier sowohl, als bey andern Geschwüren, Terpenthinöl gebraucht werden; man befeuchtet Bäuschchen von Flachs oder Hanf damit, und leget diese auf.

Mauke der Pferde, entstehet von schlechtem Futter, sauren, auf feuchtem Boden gewachsenen Heu, feuchtem Stallraum, Mangel an Bewegung, und wenn man es versäumt, das Pferd, besonders dessen Beine, rein zu halten. Vielmal ist dieser Zufall ein Erbe vom Vater, oder hauptsächlich von der Mutter. Sie fängt mit einer Geschwulst an, am gewöhnlichsten an den Hinterköthen, die nach hinten in ihrer ganzen Länge aufschwellen. Die Geschwulst ist nicht schmerzhaft; denn das Pferd hinkt wenig oder gar nicht; nach einigen Tagen bricht sie auf, die Haut bekömmt Risse oder Spalten, schwäret, die Haare heben sich in die Höhe, und fallen zuletzt aus. Diese Geschwüre geben eine scharfe Fettigkeit von sich. Man beugt dieser Krankheit vor, und heilt sie von innen, indem man dem angegriffenen Pferde täglich ein bis zwey Hände voll Meerrettig unter das Futter mischt. Auf das Geschwür an den Köthen legt man einen Umschlag von Sauerteig, bis die Geschwulst und Härte im Gelenke weg ist, und das Geschwür anfängt zu fließen. Alsdann wäscht man es, um es auszutrocknen, mit Kalkwasser, und verbindet es mit der so genannten Aegyptischen Salbe. Hiezu nimmt man nämlich 4 Loth fein gestoßenen Spangrün, 1 Viertelpfund Essig, und 12 Loth Honig, und kocht es in einem so großen irdenen Topfe, daß es beym Schäumen nicht überlaufen kann. Andere nehmen Heringsmilch, zerreiben solche, und schmieren sie in den Schaden ein.

Maulbeerbaum und **Maulbeerplantage**, siehe zu Ende dieses Theils.

Maulwurf, ein kleines sehr bekanntes Thier, welches sich beständig unter der Erde aufhält, und sich von Wurzeln, Würmern und allerhand Insecten ernähret. Die Maulwürfe haben zwar ein schlechtes Gesicht, aber ein desto feineres Gefühl, und einen sehr starken Geruch. Die Augen sind überaus klein, ohngefähr wie Hirsekörner, und unter den Haaren versteckt; daher diese Thiere sonst für blind gehalten wurden. Die Füße sind sehr kurz, und von den Füßen der andern vierfüßigen Thiere sehr verschieden. Die Vorderfüße, welche seitwärts stehen, haben eine große Aehnlichkeit mit den Menschenhänden, und sind überaus geschickt zum Graben. Da die Maulwürfe, wenn sie überhand nehmen, in Gärten, Feldern und Wiesen großen Schaden anrichten: so ist man von je her darauf bedacht gewesen, sie auf mancherley Weise zu vertilgen, und in manchen Ge-

genden werden eigene Maulwurfsfänger gehalten, die Maulwürfe um einen gewissen Verding, da man für jedes Stück was Gewisses giebt, zu fangen. Der Fang geschiehet auf folgende Art: Des Morgens, vor der Sonne Aufgang, einige Stunden auch nachher, wie nicht weniger gegen Abend, giebt der Fänger Achtung, wo dieses Thier frisch aufgeworfen hat, und tritt die Fahrt oder den Aufwurf gleich hinter sich zu; der Maulwurf wirft die Fahrt wieder auf, und sobald der Fänger solches gewahr wird, stößt derselbe mit dem Spaden vor, fährt geschwinde mit der Hand hinter ihm her, nimmt ihn heraus, und schlägt oder wirft ihn todt. Um aber desto gewisser schon in der Ferne den aufstoßenden Maulwurf zu entdecken, steckt der Fänger kleine weiße Stäbchen ganz gemach und nicht fest in die von ihm zugetretene Fahrten, damit, wenn das Thier daran rührt, das Stäbchen umfalle; siehet dieses der Fänger: so läuft er hinzu, das Thier hervor zu bringen, und so oft ein Stäbchen fällt oder wackelt: so eilt der Fänger dahin, um seinen Fang zu thun. Andere stecken nur grüne Zweige in die Fahrten, haben einen schweren, an einem sehr langen hölzernen Stiele befestigten Hammer in der Hand, und schlagen damit derb auf den Ort zu, wo der Maulwurf aufstößt, da er denn sogleich todt ist. Ein solcher Hammer muß unten so breit seyn, daß die ganze Breite der Fahrt damit getroffen werden kann. Noch ist hiebey auf den Wind zu achten, weil, wenn dieser auf das Thier zuwehet, selbiges zurück geht, und sich stille hält. Wenn ein Maulwurf aber abwärts gehet, und unter sich in die Erde wühlet, daß er also mit der Hand nicht erreicht werden kann: so pflegt der Fänger Wasser in das Loch zu gießen, und den Maulwurf hiemit wieder in die Höhe zu bringen. Einige Fänger haben eine mit vielen spannenlangen eisernen Stacheln versehene, und an einem Stiel befestigte Scheibe; wenn nun ein Stäbchen umfällt, und man merket, daß der Maulwurf wo vorhanden sey: so stoßen sie mit den Stacheln stark darauf zu, und spießen ihn. Man hat auch noch andere Arten, den Maulwurf zu vertilgen, da man ihm eine vergiftete Aesung entweder in seine Gänge legt, oder ihn durch eigene Maulwursfallen wegfängt. Eine der leichtesten Fänge ist dieser: Man gräbt im März oder April, um welche Zeit sich diese Thiere belaufen, einen großen Topf in die Erde, daß er einer Hand breit tief unter dem Rande der Erde zu stehen komme, und die Maulwürfe hinein springen können. In solches Gefäß setzt man zur späten Abendzeit einen lebendigen Maulwurf, nachdem das Geschirr zuvor mit Schmeer oder Speck beschmieret und glatt gemacht worden, damit der Maulwurf nicht heraus klettern könne. Wenn der darinn sitzende Maulwurf des Nachts zu schreyen anfängt: so eilen die andern herzu, und fallen auch hinein. Mit einem großen, recht glatt verglasurten, unten weiten und oben etwas engen Topfe, wenn er gleich schon Borsten hat, und zum Kochen nicht mehr tauglich ist, gehet es noch besser an.

Man muß aber nicht denken, daß uns geholfen sey, wenn wir unser Gebiet ganz frey von Maulwürfen gemacht haben. Ohne Maulwürfe nehmen die Regenwürmer so überhand, daß selbige alle unsre zarten, erst aufgehenden, Gewächse verzehren. Vor kurzem hatten die Mönche eines gewissen Klosters in Westphalen es so weit gebracht, daß kein Maulwurf in ihren Gärten mehr zu verspüren war. Nun konn-

konnten sie aber mit ihren Küchengewächsen, wegen der Regenwürmer, nicht mehr empor kommen, und sie mußten wieder lebendige Maulwürfe in der Ferne einfangen, und solche in ihren Gärten aussetzen. Wenige Maulwürfe nützen uns, nur zu viele sind uns schädlich.

Maulwurfsgrylle, Gryllo Talpa. So pfleget man die große Feldgrylle mit Maulwurfsfüßen zu nennen, die auch in der Lebensart eine Aehnlichkeit mit dem Maulwurfe hat, indem sie sich zu ihrer Wohnung Gänge unter der Erde, die gemeiniglich in einem Kreise herum gehen, ausgräbt. Sie wird auch von einigen Schriftstellern der fliegende Maulwurf, und in vielen Gegenden Schrot- Reut- Gerstenwurm, Ackerwerbel und Erdkrebs, genannt. Diese Grylle pflegt sich nicht leicht ihrer Flügel zum Fliegen zu bedienen. Das Männchen macht mit seinen Oberflügeln fast eben den Laut, welchen man bey den kleinern Feldgryllen bemerkt. Die beyden Vorderfüße, welche diesem Insecte zum Ausgraben der Erde dienen, sind sehr breit, und mit harten Spitzen versehen. Die hintersten Füße übertreffen die übrigen an Länge, und dienen der Grylle zum Springen; doch sind ihre Sprünge, wegen des schweren Körpers, nur geringe. Ihre Nahrung besteht vorzüglich in den zarten Wurzeln des Getreides und anderer Gewächse, wodurch sie, zumal in trocknen Jahren, verursachen, daß die Pflanzen vertrocknen. Die weiblichen Maulwurfsgryllen sind mit einem Legestachel versehen, und legen gemeiniglich im Jun. und Jul., binnen 24 Stunden, 2—300 Eyer auf einmal, die ohngefähr die Größe starker Hirsekörner, und eine glänzende, gelblichbraune Farbe haben. Aus diesen Eyern, zu welchen sich die Gryllen besondere Höhlen unter der Erde graben, und die man leicht findet, wenn man der kreisförmigen Fährte mit dem Finger nachwühlet, kommen ohngefähr binnen 4 Wochen kleine Würmchen, fast in Gestalt junger Ameisen. Nachdem sie sich viermal gehäutet, und ohngefähr eine Länge von 2 Z. erreicht haben: so zeigen sich endlich die Flügel, welches gemeiniglich im Apr. oder May zu geschehen pflegt. Bald darauf suchen sie sich zu paaren, und ihr Geschlecht fortzupflanzen. Nach der Paarung dauert ihr Leben gemeiniglich nur noch einige Wochen. Da dieses Insect in manchen Gegenden mehr, als anderswo, hauset, und besonders der kleinen Gerste großen Schaden zufüget: so darf man nur die auszusäende Gerste, oder anderes Saatkorn, mit Kienöl mäßig befeuchten. Der starke Geruch hievon ist dem Insect so zuwider, daß es die mit solcher Gerste besäeten Aecker von Stund an verläßt, und der Gerste also kein Schade zugefüget wird.

Maus. Es sind mehrere Arten dieses Geschlechts, von welchen wir hier nur der Hausmäuse gedenken, die sich in unsern Wohnungen aufhalten, und mit uns fast alles genießen, was zu unsers Lebens Unterhalt dienet. Sie hecken zu jeder Jahreszeit, und bringen 4—8 Junge auf einmal zur Welt; diese sind schon nach 2 Wochen so stark, daß sie für ihre Nahrung selbst sorgen können; sie sind ungemein fruchtbar. Aristoteles sperrte eine trächtige Maus ein, und fand nicht lange darauf 120 Mäuse in demjenigen Behältnisse, worinn er die trächtige Maus gesetzet hatte. Wir müssen daher unaufhörlich durch Fallen die Mäuse wegfangen, oder ihnen solchen tödtenden Fraß, welcher

Menschen und andern Hausthieren nicht gefährlich ist, vorlegen; oder den Katzen da den Zugang verstatten, wo sie sich aufzuhalten pflegen.

Mayblume, Thallilie, Thalkraut, Zauken, Springauf, Convallaria L., ist in unsern Wäldern sehr häufig zu finden, verdient aber auch, als Blumenpflanze, auf schattige Rabatten, in Wildnißanlagen u. s. w. aufgenommen zu werden, woselbst sie mit ihrem sonderbaren Wuchse, Blättern und ungemein wohlriechenden Blumen ein sehr verzierendes Ansehen macht. Sorten: a) mit breiten, weiß und grün gestreiften Blättern; b) mit größern, weißen, aber im Boden röthlichen Blumen; c) mit ganz rothen Blumen; d) mit gefüllten, weißen, auch aus Rosenfarbe und Weiß gemischten Blumen. Diese alle werden in den Gärten unterhalten; die beyden letztern aber werden vorzüglich geachtet, und auch von einigen Blumenliebhabern in Töpfen unterhalten. Alle sind dauerhaft, verlangen aber einen schattichten, lockern und feuchten Boden, worinn die Wurzel sehr wuchert, aber auch deswegen die Stöcke nicht häufig blühen. Alle drey Jahre soll man die Wurzeln zur Herbstzeit versetzen, sonst werden der Blumen wenigere, auch kleiner, erfolgen. Wenn man im Herbste einige Wurzeln in Töpfe setzet, diese den Winter in einer Kammer aufbehält, und im Februar in die warme Stube, hinter die Fenster, oder auf den laulichten Ofen setzet, wird man schon zu Anfange des Märzes Blumen haben.

Die Blumen haben einen starken, aber sehr lieblichen Geruch, und das davon abgezogene Wasser oder Geist sind stärkende Mittel, die den Nerven angenehm, daher auch bey Kopfschmerzen, Lähmungen, Schwindel und Ohnmachten dienlich sind. Biebergeil in Wein geweichet, und diesen über Maybluмen abgezogen, und damit den Rücken gewaschen, soll bey Lähmungen Nutzen schaffen. Essig, in welchem frische Maybluмen eingeweichet, giebt ein geachtetes Mittel zum Riechen, welches denen mit Mutterbeschwerung Geplagten vorzüglich angenehm, und in mancherley Krankheiten des Kopfes nützlich ist. Das Pulver von getrockneten Maybluмen als Schnupftaback gebraucht, erreget Niesen, und führet vielen Schleim ab. Man verordnet auch die getrockneten Blumen, zu einem halben Quentchen, wider die Wechselfieber, und zu einem ganzen Quentchen wider das böse Wesen. Die Blätter geben, wie Haller anführet, mit frischem Kalke versetzet, eine schöne und dauerhafte grüne Farbe. Das Pulver der Blumen kömmt zu verschiedenen Arten Schnupftaback, und das abgezogene Wasser und der Geist fast zu allen Wässern, die wider den Schlag und das böse Wesen angerühmet werden.

Maybluмenbusch, Felsenstrauch, Azalea L. Diese Gattung liefert für die Lustgebüsche zween dauerhafte, im Winter unbelaubte Blumensträucher von mäßigem Wuchse, mit länglichen einfachen Blättern, und Trauben von trichterförmigen Blumen, welche im Jul. blühen, aber bey uns keinen Saamen hinterlassen.

1) **Weißer klebrichter Maybluмenbusch, mit klebrigen Blumen,** A. viscosa L. Vaterl.: Virginien. Blumen: weiß, auswärts von schlechter gelber Farbe, haarig-klebrig, von einem feinen Wohlgeruche.

2) Na-

2) Nackendblumiger oder rothblühender Maybluмenbusch, A. nudiflora L. Vaterl.: Virginien, in trocknem Boden. Blumen: auf langen nackenden Stielen, groß, roth, angenehm riechend. Abart: mit gelben Blumen.

Beyde Arten kommen in jedem gemeinen Boden fort, lieben jedoch eine schattige feuchte Stelle, halten unter freyem Himmel zwar aus, wollen jedoch einen beschützten Stand haben. Die Vermehrung der Pflanzen geschiehet im Herbste durch Absenker; sie treiben auch viele Nebenstämme, welche, wenn sie bewurzelt sind, auf die ihnen bestimmten Stellen gepflanzet werden.

Folgende zwo Arten sind bis jetzt zwar selten in den Gärten, verdienen aber doch, als schöne Pflanzen, auch eine Stelle. Sie lieben eine feuchte schattige Lage, und weil ihr natürlicher Standort kalte bergichte Gegenden sind: so muß man sie in den Pflanzungen in eine ähnliche Lage, zwischen Bäume und Sträucher, pflanzen.

3) Lappländische Azalea, A. Lapponica L. Blumen: entspringen zwischen den Blättern, auf kurzen röthlichen Stielen, lang, purpurroth.

4) Gestreckte Azalea, A. procumbens L. Blumen: fleischfarbig, aus den Winkeln der Blätter. Die Vermehrung geschiehet aus dem Saamen, nicht weniger sehr bald in Menge durch abgerissene Zweige, wenn man solche im Frühjahre auf eine feuchte schattige Rabatte steckt.

Maykäfer, Scarabaeus Melolontha L., ein der Gestalt und Größe nach überall bekanntes Insect. Wenn das Weibchen durch die Paarung, welche ziemlich lange dauert, befruchtet worden ist: so bohret es ein Loch, ohngefähr eine Spanne tief, in die Erde, kriecht hinein, leget seine Eyer nach einander hin, und kömmt alsdann wieder heraus; worauf es noch einige Wochen lebt, und sich von Baumblättern nähret. Die Eyer sind hellgelb, ohngefähr so groß wie die Hanfkörner, und ein wenig länglich-rund. Die nach einiger Zeit daraus kommenden Würmer, welche in einigen Gegenden Engerlinge genannt werden, haben einen pomeranzenfarbigen Kopf, einen weißgelben Körper, welcher aus 12 Absätzen bestehet, und einen bläulichen After. Der Kopf ist ziemlich groß, und mit einer starken Gebißzange versehen, womit diese Würmer die Wurzeln der jungen Pflanzen und Kräuter abnagen. Die Länge der ausgewachsenen Engerlinge beträgt ohngefähr 1½ Zoll; sie brauchen meistentheils 5 Jahre bis zu ihrer Verwandelung, welche Zeit sie beständig unter der Erde zubringen; nach ihrer Verwandelung, gemeiniglich im May, kriechen sie aus der Erde hervor. Weil diese Insecten nicht viel Hitze vertragen können: so halten sie sich gemeiniglich den Tag über auf den Bäumen, von deren Blättern und Blüthen sie sich nähren, ganz unbeweglich auf, und fliegen nur des Abends herum. In den Waldungen thun diese Käfer den jungen Eichen den meisten Schaden, deren Wachsthum durch die abgefressenen Blätter gar sehr zurück gesetzet wird. Da diese Käfer eine Lieblingsspeise der Enten und welschen Hühner sind: so sollte man sie abschütteln, auflesen, in Säcke schütten, und obgedachtes Geflügel damit füttern. Man dürfte nur diese Käfer metzen- oder scheffelweise bezahlen: so würden sich gar wohl Leute bereit finden, sie zum Verkauf zu bringen; so wie solches von ihnen geschiehet, wenn sie uns die gelesenen Eicheln zum Verkauf zubringen.

Mays, Türkischer Waizen, Welschkorn, Frumentum Indicum, Mays, Zea L. Von dieser Pflanze nimmt man 2 Hauptsorten an, nämlich den großen und kleinen, welcher letztere auch **Dreymonathsmays** genannt wird, weil derselbe in drey Monathen, ja wohl in 10 Wochen, gesäet und wieder geärndtet wird. Der große wird 12 — 18 F., der kleine selten über 5 — 7 Fuß Höhe erreichen; wenn er aber in Menge auf freyen, dem Winde ausgesetzten, Feldern angebauet werden soll: so ist an solchen Orten die kleine Art anzurathen, welche von Sturmwinden weniger umgeworfen wird. Man hat bisher in unsern Landen gleichsam mit dieser Frucht in den Gärten nur ein Spielwerk getrieben, da unterdessen in dem südlichen Deutschland, und zwar in Steyermark, seit 1733. der Anbau desselben eines der angelegentlichsten Geschäffte, besonders des Untersteyermärkischen Ackermannes, und der vorzüglichste Nahrungszweig der dasigen Landwirthschaft, bereits geworden war. Man kann sicherlich annehmen, daß in Untersteyermark, d. i. im Grätzer, Marburger und Cyllier Kreise 100,000 so genannte Tagbaue, (jeder zu 1,600 Quadratklaftern) damit bebauet sind, welche einen Saamen von eben so viel gestrichenen Wiener Metzen (deren jede auf 1 Centner am Gewichte gerechnet wird,) erfordern, und in mittelmäßigen Jahren 4 Millionen solcher Metzen tragen. Es erhellet also hieraus, daß jeder Tagbau oder jede Metze 40 Metzen wieder giebt. Und da von 8 ausgeworfenen Saamenkörnern zum wenigsten 2 in der Erde ersticken, und von den Vögeln verzehret, und 4 bis 5 ausgejätet werden: so folgt, daß die noch stehenden Pflanzen, wenigstens 250 fältig zurücke geben, indem ihre Kolben 100, ja wohl 600 bis 700, im Durchschnitt aber wenigstens 250 bis 280 Körner enthalten. Eine andere Empfehlung dieser Frucht ist noch, daß beynahe die Hälfte der Arbeit, welche sie erfordert, von Kindern verrichtet werden kann, wie die Folge lehren wird. Von den 4 Millionen Metzen verzehren die Untersteyermärkischen Bürger und Bauern, mit ihrem Gesinde, etwas mehr, als die Hälfte; (viele Menschen brauchen zu ihrem täglichen Frühstücke, dem so genannten Türkischen Sterz, auch einen großen Theil; alle Untersteyermärker überhaupt in einem Jahr über 1 Million;) 1 Viertel wird zur Fütterung, oder zur Mastung des Federviehes, des Hornviehes und der Pferde, besonders aber der Schweine, verwendet.

In den 110,000 bewohnten Häusern, die sich in den 3 Untersteyermärkischen Kreisen befinden, werden zum wenigsten noch einmal so viel Schweine gemästet, wovon jedes, bevor es zum Schlachten verkauft wird, 1½ gestrichne Metzen Türkischen Weizen verzehret. Das letzte Viertel wird theils zum künftigen Saamen aufbewahrt, theils den Obersteyermärkern und Kärnthern verkauft, oder auch in wohlfeilen Jahren zurück behalten, und in theuern über Krain und Kärnthen nach dem Litorale und Italien verführt. Noch ist anzumerken, daß seit wenig Jahren der weiße Weizen dem allgemeinen gelben, wegen der weißen Farbe seines Mehls und Grieses, vorgezogen wird, und daß sich daher der Anbau des erstern, besonders in den Gegenden der Hauptstadt, sehr vermehrt. Er würde sich noch stärker vermehren, wofern nicht die weißen Körner, die in der Nachbarschaft des gelben Saamens aufgewachsen sind, im folgenden Jahre wieder zu gelben aus-

ausarteten. Die Felder, die zu dieser Frucht bestellt zu werden pflegen, haben entweder schon im Jahre vorher Türkischen Weizen getragen, oder sie sind im Jul. zu Rüben gedüngt worden, oder sie werden im Winter und Frühlinge frisch dazu gedüngt. Im letztern Falle ist es gleichgültig, was das Feld vorher getragen hat. Der erste Fall ist darum merkwürdig, weil kein anderes Getreide im 2ten Jahre auf demselben Acker so gut, wie im ersten, gedeihen würde: denn da der Türkische Weizen nicht so dicht ausgesäet wird, wie anderes Getreide: so werden auch der Erde im ersten Jahre desto weniger solche Bestandtheile, wie sie zum Wachsthum dieser Pflanze gehören, entzogen. Die gewöhnliche Zeit zum Pflügen und Säen ist von der Mitte des Aprils, bis zu Ende desselben Monats. Der Saame wird in die nicht überegten Felder geworfen, dem Säemann aber folgen 2 Eggen, von denen die letzte umgekehrt, und mit einem Steine beschwert ist. Zuweilen machen Kinder den Beschluß, welche mit Stecken in den Händen die Körner, die noch hier und da auf der Oberfläche liegen geblieben sind, in die Erde drücken, und sie also dem Raube der Vögel entziehen. Arme Bauern, die zu einem großen Türkischen Weizenacker nicht Dünger genug aufbringen können, haben eine eigene Manier, einen großen Acker damit zu bestellen. Ein ungedüngtes Feld wird geackert und geegt, in dasselbe werden reihenweise 1½ bis 2 Fuß von einander etwa 9 Zoll tiefe Löcher ausgescharrt, in solche aber etliche Hände voll Dünger, auf diese etwas Erde, dann 3 oder 4 Saamenkörner gelegt, und endlich wieder mit Erde bedecket. Diese Art nennt man im Lande selbst: grübeln; und sie ist nur auf den großen Ebenen, wo bey weitläuftigen Feldern weniger Holz und Wiesewachs ist, und wo mithin desto weniger Dünger gemacht wird, gebräuchlich. Mit dem Anfange des Maymonats werden Kürbisse und mancherley Bohnen in denselben Acker gesetzt; jedoch erstere sehr weitläuftig; denn sie sind dem nahe stehenden Weizenstauden schädlich, welches auch an Veränderung der natürlich schönen grünen Farbe der letztern dadurch sichtbar wird, daß diese Farbe blässer wird. Jedoch darf man darum die Kürbisse nicht ganz vom Weizenacker verbannen, weil sie sonst nirgends so trefflich gerathen. In den mittlern Wochen dieses Monats, in welchen der Untersteyermärkische Landmann beynahe gar keine Feldarbeit vor sich hat, macht ihm auch diese Pflanze keine weitere Beschäfftigung. Nun harrt er furchtsam, ob ihm nicht etwa ein verderblicher Reif seine Hoffnung vernichten werde. Kommt dieser noch im ersten Drittel des Mayes: so kann der Bauer noch einmal aussäen; kommt er im zweyten: so müssen die Pflanzen dicht an der Erde mühsam abgeschnitten werden, worauf sie dann schön wieder nachwachsen; im letzten Drittel trotzet die Staude dem Froste, weil sie alsdann schon stärker ist; sollten auch die schwächern Stauden, die ohnehin zum Ausjäten bestimmt sind, unter dem Frost erliegen. Die Bohnen gehen aber auch noch im zweyten, und die Kürbisse oft im letzten Drittel, zu Grunde; jedoch können beyde zu gutem Glücke noch den ganzen Maymonath nachgesetzt werden. Die letzte Woche dieses Monaths, und beynahe der ganze Jun., ist der Pflanze des Türkischen Weizens gewidmet. Die Erde wird nun aufgeleckert, die Schollen werden zerschlagen, die Graswurzeln zum Verdorren auf die Oberfläche gebracht, das Gras und die zu dicht stehenden Pflanzen

werden

werden weggeschafft und in Häufchen gelegt. Dies alles geschieht mit der Haue, ohne daß sich jemand dabey bückt. Hinter den Arbeitern lesen die Kinder die Häufchen in ihre Schürzen, und bringen sie unterdessen an schattige Oerter, bis nach vollendetem Arbeiten die Pflanzen und das Gras von den Mägden nach Hause getragen werden. Unmittelbar nach dem ersten Hauen folgt das zweyte, und wird verrichtet, wie das erste; nur schont man der jungen Pflanzen. Im lockern Boden, wofern nicht zu viel Regengüsse kommen, unterbleibt diese zweyte Arbeit. In der vorletzten oder letzten Woche des Jun. wird das Anhäufen vorgenommen, und dieß um so dringender, weil dann der Rockenschnitt schon vor der Thür ist. Einige Mägde gehen dann voraus, und schneiden die Stauden, die noch zu dicht stehen, für die Kühe ab. Auf die Mägde folgen die Hauer, welche zum drittenmale die Erde auflockern, und sie 1 oder 1½ Fuß hoch an die Pflanzen, die noch stehen geblieben sind, anhäufen; und nunmehr stehen die Pflanzen 1 bis 2 Fuß weit von einander, und haben ein Wachsthum von 3 bis 4 Fuß erreicht. Dadurch erhalten ihre Wurzeln neue Nahrung, und neuen Schirm gegen die zunehmende Hitze, und ihre Stämme bekommen eine Brustwehr gegen die Sturmwinde. Die Pflanzen auf den schlechten gegrübelten Aeckern stehen übrigens bis zu ihrer Behauung schöner, als auf den gedüngten. Die Nähe des Düngers an der Wurzel hat sie in ihrer Kindheit zu so geilem Wachsthum gebracht. Allein nun findet die weiter um sich greifende Wurzel mit Mühe mehrere ihr nöthige Bestandtheile, und die angehäufte Erde giebt ihr zwar Schatten und Stütze, aber wenig neue Nahrung. Mit der Hälfte des Jul. hat der Türkische Weizen sein volles Wachsthum, mit einer Höhe von 5 bis 7 Fuß, erreicht. Die männlichen Blüthen zeigen sich an seinem Gipfel, und die weiblichen sprossen nie höher, als 2½ Fuß von der Erde aus dem Stamme; (je niedriger, desto größre Hoffnung zu einem ansehnlichen Kolben!) die Befruchtung fängt an; und Niemand wagt sich in den Acker, aus Furcht, die Staubwege zu beschädigen, oder den männlichen Blüthen ihren Staub durch unzeitige Erschütterung zu entlocken. Der gemeine Mann weiß zwar die Ursache hievon nicht; weiß aber doch ganz genau den Erfolg; nämlich daß alsdann die Kolben weniger Körner erhalten würden. Nur die Schweinemagd geht zuweilen hinein, brockt die männlichen Blumen der Kürbisse, um der schon angesetzten Frucht ein größeres Wachsthum zu verschaffen, und trägt sie zur Fütterung nach Hause. Mit Ende des Jul. und Anfange des Augusts besuchen die Mägde wiederum den Acker, und da entgeht ihrer Nachforschung keine unfruchtbare Staude; jede wird abgeschnitten, in kleine Stücke zerschnitten und verfüttert. Mit Ende des Augusts, wenn die Körner bereits eine Härte erlangt haben, fängt man an, die Weizenstauden, etwa 3 Fuß von der Erde, abzugipfeln. Es ist dieses eine beträchtliche Aerndte; denn sie giebt nicht nur grünes Futter in Menge, sondern das Vieh frißt auch dieses Futter gedörrt im Winter mit großer Begierde. Nunmehr aber verliert der Acker mit einmal sein schönes grünes Ansehen, die Kolben, die nun der Sonne gänzlich blos gestellt sind, werden dürre. Mit dem September werden auch die reifen Bohnen aus den Furchen weggeräumt. Noch zu Ende des nämlichen Monaths, oder mit Anfange des folgenden, werden bey trock-

nem

nem Wetter die Weizenkolben von den Stöcken abgebrochen, in Haufen gelegt, unter Dach gebracht, des Nachts unter fröhlichem Gesange, bis auf 2 oder 3 Blätter, entblättert, immer 4 Kolben mit den noch übrigen Blättern zusammen geknüpft, und auf Stangen gehängt. Die abgerissenen Blätter werden theils zu einem guten Winterfutter auf den Heuboden gebracht, theils (bequemer, als anderes Stroh,) in Strohsäcke gefüllt. Alle diese Arbeiten können von Kindern verrichtet werden, da indessen die erwachsenen Leute mit der Roggensaat beschäfftiget sind, oder die stehengebliebenen Türkischen Weizenstöcke abhauen, sie in Bündel binden, diese und die Kürbisse nach Hause führen, und den Acker zum Winterweizen bestellen. Fünf und zwanzig Kinder, sagt der Beschreiber dieser Cultur, haben mir vor 2 Jahren 4 Tagebaue Türkischen Weizen in anderthalb Tagen ausgebrochen, und dafür 2 Gulden 30 Kreuzer Arbeitslohn bekommen. Eben derselbe Acker, schreibt nur gedachter Verf. ferner, war im Jahre zuvor mit Winterweizen bestellet, sechszehn Taglöhner schnitten ihn in 2 Tagen, und verdienten 5 Fl. 20 Kr.

Nunmehr werden die Bündel auf einem Block in kleinere Stücke zerhackt, dem Viehe untergestreut, oder, wo kein Mangel an Streu ist, in die Mistpfütze geworfen. (Wo das Holz theuer ist, da können diese Stengel sehr gut zur Feuerung auf dem Heerde und in dem Ofen angewendet werden.) Zum Dreschen ist da der Türkische Weizen noch immer nicht reif genug, sondern diese Arbeit wird erst im folgenden Frühjahre, oder wohl gar erst im darauf folgenden Herbste, vorgenommen. Sechs Dreschen, die sonst kaum 9—10 Oesterreichische Metzen (oder Centner) Korn, und noch weniger Winterweizen, an einem Tage ausdreschen, dreschen 45 Metzen Türkischen Weizens aus. Das zerschlagene Kolbenholz, und mit diesem manche zerschlagene Körner, werden dem Federviehe Preis gegeben; die zum Saamen bestimmten Kolben hingegen werden mit der Hand abgestreift; man muß aber genau darauf sehen, ob die einwärts gekehrte Seite der Körner keine kleine schwarze Puncte oder Sterne habe; denn solche Körner sind zur Fortpflanzung untauglich.

Wenn man Türkischen Weizen, der noch nicht ein volles Jahr hängt, nach der Mühle schicken will: so muß man ihn im Ofen dörren. Von einem Sacke, der 2 Metzen hält, und den man in die Mühle giebt, bekömmt man, nach Abzuge des 16ten Theils, welchen der Müller wegnimmt, noch den nämlichen Sack ganz voll mit Mehle zurück, und noch überdieß ein Paar Metzen Kleyen. Zu Gries gemahlen, giebt ein solcher Sack die Hälfte Mehl, ein Viertel Gries, und etwas Weniges an Kleyen.

Aus dieser Beschreibung der Mayscultur in Steyermark kann man nun ersehen, daß selbige allerdings sehr einträglich, und andern Ländern gar wohl zu empfehlen sey. Es hat uns aber Justi die Maispflanze noch wegen eines andern Nutzens anrühmen wollen. Er behauptet, daß sie die einzige Pflanze sey, woraus die Deutschen Zucker machen können. Die noch grünen Stengel enthalten, ehe sie Aehren gewinnen, zwischen den Knoten ein sehr süßes Wasser, welches dem Safte des Zuckerrohrs gleich kömmt. Es ist aber hierzu nur der Mays in morastigen, feuchten und fetten Feldern dienlich, als woselbst solcher wenig oder gar keine Aehren gewinnt, sondern nur stark in Stengel und Blätter aufschießt, indem unter diesen Umständen viel

mehr Saft zwischen den Knoten gefunden wird. Die auf den Aeckern überflüßigen und auszureißenden Pflanzen könnten sich zu solchem Gebrauche wohl anwenden lassen.

Maywurm. Es giebt, nach dem Linnäus, 2 Arten, die aber, weil sie bloß in Ansehung der Größe und der Farbe von einander unterschieden sind, auch sich mit einander begatten, von Andern nur für eine einzige Art gehalten werden.

Die erste Art: Meloe Proscarabaeus L., wird von Müllern der Zwitterkäfer genannt, weil sie nur halb, nämlich in Ansehung des Bruchstücks, den Käfern gleicht, in Ansehung des Hinterleibs aber mehr mit einem Wurme überein kömmt. Der Kopf sieht fast wie ein Fliegenkopf aus, und ist mit zwey Fühlhörnern besetzt, welche aus 12 Gelenken bestehen. Die Flügeldecken sind weich, fast wie Corduan schwarz punctirt, und so kurz, daß sie kaum die Hälfte des Leibes bedecken; daher dieses Insect zum Fliegen ganz ungeschickt ist. Die Farbe dieses Maywurms, der 1 — 1½ Z. lang, und ohngefähr ½ Z. dicke ist, fällt gemeiniglich ins Violettschwarze; Kopf, Füße und Unterleib aber sind mehr röthlich als violettfarbig.

Der andere Maywurm: Meloe Majalis L., gleicht dem vorigen größtentheils, ist etwas kleiner, und hat einen goldfarbigen, mit Grün und Roth vermischten, Körper. Beyde Arten findet man hin und wieder in Deutschland, so wie auch in vielen andern Ländern, und zwar am häufigsten, wie schon aus dem Namen erhellet, im May, auf lehmichten Feldern und Wiesen, wo sie sich von Gras und Kräutern nähren. Sie haben beyde einen sehr settigen Körper, welcher nach Violen riecht. Bey der mindesten Berührung geben sie aus den Gelenken der Füße, und aus andern Theilen ihres Körpers, einen dicken, gelben und klebrichten Saft von sich, welcher die Finger färbt, und noch stärker nach Violen riecht, als der Körper. Wenn sie sich begattet haben, kriechen die Weibchen ohngefähr einen Zoll tief in die Erde, um sich ihrer Eyer an einem sichern Orte zu entledigen. Hierauf kommen sie wieder hervor, und leben noch einige Wochen, bis die Nächte anfangen, kalt zu werden. Die Jungen, welche gemeiniglich schon im Jun. anfangen auszukriechen, sind rothgelbe, sechsfüßige Würmerchen, mit kurzen Fühlhörnern, und haben am Schwanze einige lange Härchen. Sie bringen den Winter unter der Erde zu, häuten sich etlichemal, und erhalten erst im Frühjahre ihre Flügeldecken, worauf sie die unterirrdischen Wohnungen zu verlassen pflegen.

Wider den Biß der tollen Hunde wird aus diesen Würmern, die hiezu im May bey trockner, warmer Witterung eingesammelt werden, eine Arzney bereitet. Man schneidet ihnen den Kopf ab, und legt den Körper in Honig. Sie werden zum Gebrauch klein zerschnitten und zu einem Teige gerieben. Es wird aber auch von den in Honig ersäuften, und klein gestoßenen Maykäfern, wenn sie 7 Tage nach einander dem Kranken eingegeben worden, ein gleicher Nutzen behauptet. S. Tollheit der Hunde.

Meerkatze. Unter diesem allgemeinen Namen versteht man alle lang geschwänzte Affen, die meistens Katzenschwänze haben, ob sie gleich sonst den Katzen wenig gleichen. Man nennt sie aber ohne Zweifel deswegen Meerkatzen, weil sie aus andern Welttheilen über das Meer zu uns

uns gebracht werden. Diejenigen Affen, die sich von erstern durch ihren kurzen Schwanz unterscheiden, pflegt man Baviane zu nennen.

Meerrettig, Kreen, raphanus rusticanus, Cochlearia armoracia L., wird bey uns wildwachsend auf feuchten Plätzen gefunden, aber auch zum Küchengebrauch in unsern Gärten gezogen. Dieses kann durch die Wurzel auf verschiedene Weise geschehen. Einige pflegen die Wurzel in Stücke von 5 Z. Länge zu zerschneiden, und diese nach der Gartenschnur 4 F. weit in die Erde zu stecken. Andere, und die meisten, schneiden im Frühjahre von den alten Wurzeln die kleinen Nebenzweige, oder so genannte Faselwurzeln ab, theilen diese in fingerslange Stücke, und legen solche schief, 1 F. weit aus einander, in das gedüngte und gegrabene Land. Man soll die dünnen Wurzeln od. abgeschnittenen Kronen nicht senkrecht in die Erde legen; denn da sie viele Nebenwurzeln auswerfen: so bleibt die Hauptwurzel allemal schwach, und man bekömmt keine rechte Stangen. Es geht solche auch 3 — 4 F. tief in die Erde, und ist schwer auszugraben. Es ist daher besser, solche gerade in die Queere zu legen. Im Sommer und Herbst wird das Unkraut ausgejätet, und, um das Wachsthum zu befördern, gegen den Winter das Land mit kurzem Miste bedecket. Wer starke Wurzeln verlangt, läßt das Beet 2 Jahre über liegen, ehe er sie zum Gebrauche heraus nimmt; daher man jährlich ein neues Beet anlegen soll, um nicht Mangel daran zu leiden. Reichhart empfiehlt eine andere Art: Man schneidet von den stärksten Wurzeln oben die Kronen, 2 Z. lang, ab, und leget diese im späten Herbste oder Frühjahre, 4 F. weit und 2 F. tief, in die Erde, da denn solche im Jun. oder Jul. in große Büsche und Blätter hervor wachsen. Im andern Jahre müssen die Wurzeln los gegraben werden, doch so, daß sie unten in der Erde stehen bleiben; an jedem Stocke läßt man 3 — 4 Wurzeln stehen, die übrigen schneidet man weg, und so oft hernach das Aufgraben geschiehet, nimmt man allemal 2 — 3 Wurzeln zum Gebrauche hinweg. Diese Pflanzungsart ist sehr nutzbar, zumal die Krone ohnedem abgeschnitten wird, wenn man die Wurzel zum Wintergebrauche verwahren will. Unterläßt man dieses: so wird die Wurzel zeitig keimen oder auswachsen, und dadurch ihres guten Geschmacks beraubt; daher man auch die Wurzel lieber in Gruben auf freyem Felde, als im Keller, verwahren muß, indem solche in jenen länger, als in diesem Behältnisse, die gute Eigenschaften behält. Will man aber ein abgenutztes Beet gänzlich von den wieder auskeimenden Wurzeln reinigen: so muß man, wo im Frühjahre eine Pflanze durchbricht, selbige sofort mit einem spitzigen Holze lüften, und sich bemühen, die ganze Wurzel heraus zu ziehen. Wenn man dieses Verfahren bis in den Jul. fortsetzet, wird das Beet längstens im zweyten Jahre gänzlich vom Meerrettige gereiniget seyn.

Wurzel und Blätter enthalten viele wirksame, scharfe und flüchtige Bestandtheile, und werden billig als eröffnende, zertheilende, auflösende und reizende Mittel in verschiedenen Krankheiten gelobet. Das Kochen vermindert die Kräfte der Wurzel merklich; der Magen wird alsdann weniger dadurch gereizet, und der Appetit nicht sonderlich befördert werden. Man wähle daher lieber die rohe Wurzel, reibe selbige, und presse entweder den Saft aus, oder gieße Wein darauf, und bediene sich des ei-

nen oder des andern auf verschiedene Weise. In der Mark pflegt man den geriebenen rohen Meerrettig mit Essig, und etwas Zucker versüßt, als eine Sauce, die Meerrettigtunke genannt wird, zu den aus bloßem Salze gekochten Fischen zu essen; eine Weise, die dem Magen sehr gedeihlich ist. Der ausgepreßte Saft ist für sich allein zu scharf, und erreget Brennen in den ersten Wegen, auch leichtlich Erbrechen. Man versetzet ihn daher mit Zucker, Syrup oder Mohrrübensaft, und macht ihn dadurch angenehmer. Das letzte Verfahren, auch der Meerrettigwein, schicket sich sonderlich für die Wassersüchtigen, indem es nicht an vielen Erfahrungen fehlt, daß dadurch der Urin häufig ausgeführet, und die wässerichte Geschwulst gänzlich dadurch geheilet worden ist. Es dienet der Meerrettig auch wider den Scorbut und andere Unreinigkeiten der Säfte, wider den catarrhalischen Husten und andere Flüsse. Börhaave empfiehlt hierzu den ausgepreßten Saft der Wurzel mit Honig vermischt, früh nüchtern zu gebrauchen, und ein Glas Molken darauf zu trinken. Auch wird der Saft, mit Essig vermischt, wider die Würmer; bey schmerzhaften Flüssen aber der Meerrettigtrank, mit Milch zubereitet, gerühmet. Man kann auch äußerlich Gebrauch davon machen, und aus der Wurzel und Essig eine Salbe verfertigen, und damit die gelähmten oder auch schmerzhaften Glieder reiben. Die Wurzel mit kalter Milch vermischt, dient an Statt einer Schminke. Zu Verhütung neuer Anfälle von der Gicht hat Short ein besonderes Brechmittel angeführet: Man soll die Meerrettigwurzel in kleine Stückchen schneiden, auf ein Pfund derselben 18 Unzen Wasser gießen, beydes mit einander in gelinder Wärme stehen lassen, durchseigen, und nach der Erkältung so geschwind, als möglich, austrinken.

Meerschwamm, Spongia. Die Erd- und Baumschwämme, Fungi, sind von den Meerschwämmen gänzlich unterschieden. Es giebt von letztern viele Arten, von welchen der in unsern Häusern bekannte Bad- oder Apothekerschwamm, Spongia officin. L., welcher zum Waschen und Baden gebraucht wird, hier nur allein zu bemerken ist.

Der so genannte **Flußschwamm**, Spongia fluviatilis L., wächst bey uns in unsern süßen Gewässern, sieht grün aus, hat einen Fischgeruch, und zeigt sich in verschiedener Gestalt; bald stellet er eine dünne weiße Haut vor, bald wird diese dicker, höckericht und ungleich. Man findet, daß er tief unter dem Wasser die Baumwurzeln, Holz und Schneckenschalen überzieht, auch Insectenlarven und kleine Steine in sich nimmt. An den Wurzeln der Ellern und an halb verfaulten Brückenpfählen findet man anfangs unförmliche Klumpen, die sich nach und nach in die gewöhnliche Gestalt verändern. Zwischen dem feinen Gewebe sitzt ein weißer Schleim, von welchem dessen Fischgeruch herrühret. Dieser wird in Rußland von den gemeinen Weibspersonen, unter dem Namen Radjaga, gesammelt, getrocknet, und zum Reiben des Gesichts, Statt einer Schminke, gebraucht. Pallas bemerkt im ersten Theile seiner Reisen, daß dieser Schwamm in allen langsam fließenden Wassern mit dicken und aufgerichteten Zweigen wachse, hingegen bey einer schnellen Strömung sich in lange, netzförmig durch einander wachsende Zweige zu strecken pflege. In der Mark siehet man die Anwohner der Landseen häufig den ans Ufer von den Wellen ange-

angetriebenen Flußschwamm mit Harken auf Haufen zusammen ziehen. Sie führen ihn sodann auf die Aecker, wo er einen sehr guten Dünger abgiebt.

Meerschweinchen, Mus porcellus L. Dieses Thier findet man zwar jetzt häufig in Europa, es stammet aber aus Amerika. Weil es also über das Meer zu uns gekommen ist, und in Ansehung der Größe und Gestalt, hauptsächlich aber der Stimme, einige Aehnlichkeit mit einem jungen Ferkel hat: so ist es im Deutschen Meerschwein und Meerferkel genannt worden. Die Nahrung dieser Thiere, welche nicht viel Kälte und Nässe vertragen können, besteht vorzüglich in Baumfrüchten und Kräutern. Sie sind sehr geil, und spüren fast so oft, als sie gefressen haben, den Begattungstrieb, wozu sie auch schon bisweilen 6 Wochen nach ihrer Geburt geschickt sind. Ihr völliges Wachsthum vollenden sie ohngefähr nach 8 — 9 Monathen. Die Weibchen sind nur 3 Monathe trächtig, und werfen das erstemal 4 — 5; das zweytemal 5 — 6; und hernach 7 — 10 Junge auf einmal, welche sie nur 2 — 3 Wochen säugen. Die Männchen kämpfen scharf mit einander, und bringen auch oft einander um, wenn es darauf ankömmt, ihren Begattungstrieb zu befriedigen. In manchen Häusern werden diese Thiere in Stuben und Kammern unterhalten, um Ratten und Mäuse durch ihre Witterung zu verscheuchen. Wenn man sie zum Verspeisen schlachtet, muß man sie in einem nicht allzu heißen Wasser abbrühen, und ein Paar Tage im Salze liegen lassen, hernach sauber spicken, fein saftig abbraten, oder sieden, und mit einer scharf gewürzten Brühe auftragen; sonst ist ihr Fleisch etwas geil und ekelhaft zu genießen.

Meerzwiebel, Mäusezwiebel, Scilla, eine Pflanzengattung, welche eine Sammlung von perennirenden, zur Verzierung der Gärten schicklichen Blumenpflanzen enthält.

1) **Gemeine Meerzwiebel, Apothekermeerzwiebel,** S. maritima L. Vaterl.: die sandigen Meerufer in Spanien, Sicilien und Syrien. **Wurzel:** eine große, eingehüllte, ovale, zipollenähnliche Zwiebel, die aus ihrem Boden viele lange Zasern treibt, und in ihren dicken Häuten einen schleimigen bittern Saft enthält. **Blätter:** lang, schmal, spitzzulaufend, dick, saftig, lieblich, glänzendgrün, bleiben den ganzen Winter, sterben aber im Frühjahre, wenn sich der Blumenschaft hervor hebt, ab. **Blumenschaft:** aufrecht, grün, rund, 2 — 3 F. hoch. **Blumen:** zieren den Schaft beynahe auf die Hälfte herunter, und bilden einen pyramidenförmigen Spitzstrauß, sternförmig, weiß, mit zurück geschlagenen Deckblättern, aus 6 spitzen und abstehenden Blättern zusammengesetzt, blühen früh im Sommer. **Sorten:** mit rothen und weißen Zwiebeln. Die Sorte mit weißen Zwiebeln ist in den Officinen die beliebteste. Die Zwiebeln dieser Art werden aus ihrem Vaterlande zur Arzney jährlich anhero gesandt, auch zum Vergnügen als Blumenzwiebeln gepflanzt. Man muß sie in Sand pflanzen, die Scherbel im Winter ins Glashaus setzen, und nur selten begießen, indem sie gar leicht faulen.

Die Wurzel gewähret vortreffliche Arzneyen in der Apotheke. Wedels Brustelixier, und das Lohoch ad asthma wirken vorzüglich wegen der beygemischten Meerzwiebel. Diese vermehret den Reiz der festen Theile, befördert ihre Verbindung und

Kraft, und setzet dadurch die Säfte in eine schnellere Bewegung. Die verdickten, zähen, stockenden Säfte werden dadurch aufgelöset, die Verstopfungen der Gefäße eröffnet, und die Ausführungen vermehret. Sonderlich dienet die Meerzwiebel bey der wässerichten Geschwulst und Wassersucht, indem die Feuchtigkeiten häufig durch den Urin abgeführet werden; bey der Verstopfung des Gekröses, der Leber und übrigen Eingeweide; bey heftigem und lang anhaltenden Husten, und Engbrüstigkeit von Verschleimung, weil dadurch der Auswurf ungemein befördert wird; in der fallenden Sucht, Stock- und Schlagflüssen, wenn man in diesen Fällen durch erregtes Erbrechen schleunige Hülfe leisten will. Man muß aber niemals mehr als 3 — 4 Gran nehmen, weil man wahrgenommen, daß Kranke, welche die Meerzwiebel noch nie gebrauchet, und gleichsam noch nicht daran gewöhnet gewesen, von 2 Granen Beängstigung, Uebelkeiten und Erbrechen bekommen, ob sie gleich nachher, bey anhaltendem Gebrauche, zwey- und dreymal so viel vertragen können. Man kann das Pulver mit Salpeter, Schwalbenwurz, Weinsteinrahm und andern schicklichen Mitteln versetzen. Zur Beförderung des Urins hat Stahl vorzüglich die Schwalbenwurzel empfohlen; Andern aber ist doch der Weinsteinrahm vorzüglich nützlich gewesen. Das mit Wasser bereitete Extract kann am besten mit Pomeranzenwasser aufgelöset, und dieses tropfenweise, nach Verhältniß der Stärke, weniger oder häufiger verordnet werden. Der Meerzwiebelsaft wird, mit Honig versetzet, zum Gurgeln gebraucht, und dieser Meerzwiebelsaft, Oxymel squilliticum, kann für sich, oder auch mit andern Syrupen, oder mit abgezogenen Wässern vermischt und angenehmer gemacht werden. Hiervon kann man nicht leicht zu viel nehmen; dem ohngeachtet muß doch auf das Alter und andere Umstände Rücksicht genommen werden. Beym Husten und Steckflusse der Kinder ist dieser Saft ein herrliches Mittel. Da die Meerzwiebel bey langwierigen Krankheiten, sonderlich bey der Wassersucht, anhaltend gebrauchet werden muß, wenn die gewünschte Würkung erfolgen soll: so ist dabey wohl in Erwägung zu ziehen, ob dadurch die Brust leiden möchte. Deswegen wird auch der erfahrne Arzt den Lungensüchtigen nicht leicht dieses Mittel verordnen, ob gleich der Auswurf dadurch erleichtert werden kann. Vogel empfiehlt die Meerzwiebel in Oel gekocht, oder mit zerlassenem Harze vermischt, wider die Warzen und Hühneraugen.

2) **Schuppichte Meerzwiebel, Lilien-Hyacinthe**, S. Lilio Hyacinthus L. Vaterl.: Spanien, die Pyrenäen. Wurzel,: ist nach Art der Lilien, aus Schuppen zusammengesetzt, auch sind die Wurzelblätter den Lilienblättern ähnlich. Stengel,: niedrig, nackend, einfach, endigt sich mit einer kurzen, mehrentheils einseitigen Blumenähre. Blumen: blaue, weiße, auch röthliche. Man kann die Wurzel im freyen Lande unterhalten; ohngefähr alle 3 Jahre im Jul. ausnehmen, bis Michaelis außer der Erde aufbehalten, und sodann wieder auf die Rabatten versetzen. Die Blüthe erfolgt im Frühjahre, und die Vermehrung geschiehet durch die Bruth.

3) **Italienische Meerzwiebel**, S. Italica L. Vaterl.: ist unbekannt. Zwiebel: häutig, aus einem festen Wesen bestehend. Blätter: nach Verhältniß der Länge ziemlich breit. Stengel: 1 F. hoch, oberwärts mit vielen, 20 — 30 blaßblauen

blauen oder aschfarbigen Blumen besetzt, welche unter sich einen kurzen, dicken, kegelförmigen Strauß bilden. Es kann diese Art wie die vorher gehende behandelt werden.

4) **Peruvianische Meerzwiebel**, S. Peruviana L. **Vaterl.**: Portugal. **Wurzel**: groß, fast länglich, dichte, braun, aus ihrer hervor ragenden Grundfläche viele lange und dicke Zasern treibende Zwiebel. **Blätter**: wenige, selten über 5 Stück, nachenförmig, auf dem Boden ausgebreitet, 6 — 8 Z. lang, gehen spitz zu, sehr schön, leuchtend-grün, entspringen im Herbste aus der Zwiebel, und würden im Winter ein besseres Ansehen haben, wenn sie nicht an dem Boden lägen; so aber werden sie bey heftigem Regen sehr oft mit Kothe bespritzt. **Blumen**: in einem grossen kegelförmigen Strauße, die untern auf größern Stielen, höher hinauf aber auf immer kürzern Stielen, sternförmig, im May. **Sorten**: a) mit hochblauen, b) mit weißen Blumen. Diese Art vermehret sich stark durch die Bruch, muß aber nicht lange außer der Erde aufbehalten werden, weil sie immer etwas Laub und Wurzelfasern behält.

5) **Sternmeerzwiebel, Stern-Hyacinth**, S. amoena L. **Vaterl.**: Constantinopel, Oesterreich, Rußland, Deutschland. **Wurzel**, eine große, rundliche, dichte, fleischige, purpurröthliche Zwiebel. **Blätter**: selten über 4 — 5 Stück, nachenförmig, etwa 1 F. lang, kaum 1 Z. breit, lieblich leuchtend-grün, meistens auf dem Boden liegend. **Blumenschafte**: 2 — 3, nach dem Verhältniß der Stärke der Zwiebel, von unterschiedener Höhe, die stärksten beynahe 1 F. hoch, die andern verhältnißmäßig kürzer, nicht völlig rund, sondern winklicht, purpurröthlich, zart, voll Saft. **Blumen**: an den obern Theilen der Schafte, in Aehren, denen der gemeinen Borage ähnlich, rein himmelblau, die Blumenblätter länglich und spitz, und auf eine gleichförmige und schöne Art abstehend, im März oder Apr.

6) **Zweyblätterichte Sternmeerzwiebel**, S. bifolia L. **Vaterl.**: Frankreich, Deutschland. **Wurzel**: eine kleine, rundliche, dichte Zwiebel. **Blätter**: nur zwey, schmal, lieblich, leuchtend-grün, rinnenförmig, kaum 1 Z. breit, etwa 6 Z. lang. **Blumen**: nur wenige, auf mäßig langen Stielen, welche zwar dünn, jedoch stark genug sind, die Blumen in einer beynahe aufrechten Stellung zu tragen, und nach dem Gipfel des Stengels zu immer kürzer werden, sternförmig, früh im März. **Sorten**: a) mit blauen, b) mit weißen Blumen.

7) **Herbststern-Hyacinth**, S. autumnalis L. **Vaterl.**: Spanien, Frankreich, Verona, in grobsandigem Boden. **Wurzel**: eine kleine, runde, weiße, dichte Zwiebel. **Blätter**: einige wenige, sehr dünn, faden- und strichförmig, etwa 6 Z. lang, erheben sich im Sept., bleiben den ganzen Winter grün, und sterben im Frühjahre ab. **Blumen**: in einem kleinen Strauße, auf nackenden Stielen, welche einer über dem andern entspringen, und von der Länge der Blumen sind; klein, sternförmig, blaßblau; im Anfange des Sept. Diese Pflanze wird deshalb geachtet, weil sie zu einer ungewöhnlichen Zeit blühet, und weil auch ihre Blätter im Winter grün, und im Wachsthume bleiben.

8) **Einblättrige Meerzwiebel**, S. unifolia L. **Vaterl.**: Portugal. **Wurzel**: eine kleine, rundliche, dichte Zwiebel. **Blätter**: nur eines, rundlich. **Blumenschaft**: zart, rundlich, etwa 6 — 7 Z. hoch.

Z. hoch. Blumen: sternförmig, klein, zeitig im Frühjahre.

Alle diese Arten sind dauerhaft, und mögen zur Verzierung der Lustgärten auf die Rabatten ꝛc. trippelweise umher vertheilet, oder auf besondere Beete gepflanzet werden. Sie haben während ihrer Flor ein angenehmes Ansehen, und schweifen mit ihren Blumen nicht so umher, als manche andere perennirende Pflanzen. Ihre Cultur ist auch sehr leicht; sie kommen fast in jedem Boden und in jeder Lage fort. Sie werden daher sehr gesucht, und besonders von solchen Blumenfreunden, welche zu einer starken Blumensammlung keinen Raum haben, weil man ihrer viele auf einem kleinen Raume beherbergen kann.

Meesch, Maisch, Meisch, das mit gemeiniglich kochendem Wasser in dem Meeschbottich wohl umgerührte Bier oder Branntweinmalz, woraus das Bier gebrauet oder der Branntwein gebrannt wird; daher **Meesch- oder Maischbottich,** ein großes zirkelrundes hölzernes Gefäß, unten, nicht weit von Boden, mit einem Hahn versehen, und zu einem halben Gebraude wenigstens 32 Tonnen halten muß. **Meeschen oder Meischen** aber heißt die Bereitung des Malzes mit Wasser zur Würze des Biers. Das hier zu Lande gewöhnliche Verfahren ist unter dem Art. **Brauen,** beschrieben worden.

Meeschholz, Meischholz, 1) ein langes, vorne etwas breites Holz, ziemlich einer Schaufel ähnlich, mit welchem das Malz im Bottich, wenn gemeeschet wird, umgerühret wird; 2) Latten, die unten eingekerbet sind, damit sie nicht das Abfließen der Würze hindern, und auf dem Boden des Zapfbottichs liegen.

Megerkraut, Gallium oder Galium. Linné rechnet in der Murrayischen Ausgabe 24 Arten zu dem Galio, davon sechse eine rauche, die übrigen eine glatte Frucht haben. Zu den Arten mit glatten Früchten gehöret:

1) **Achtblätterichtes gelbes Megerkraut, Meyer- auch Labkraut, Unser Frauen Bettstroh, Wald-Weg-Wellstroh, Glied-Sternkraut, Kayritz, Johannisblume,** G. verum L., wächst bey uns häufig um die Sträucher, Zäune und an den Rändern der Aecker und Wiesen. **Wurzel:** kriechend, fasericht, braun. **Stengel:** rund, schwach, 2 F. hoch, zart, mit kurzen, an den Gelenken paarweise stehenden, Blumen tragenden Zweigen. **Blätter:** zierlich, strichförmig, schmal, gefurcht, den Stengel an jedem Gelenke gewöhnlich je acht und acht sternförmig umgebend. **Blumen:** in langen Sträußen, auf den Enden der Zweige und Stengel, schön gelb, im May, Jun. und Jul., und oft aufs neue im Herbste. Kraut und Wurzeln haben eine zusammen ziehende und säuerliche Eigenschaft, und wegen der letzten verdienet die Pflanze den Namen **Labkraut,** wie denn auch die Bauern in manchen Gegenden solche in die Milch legen, damit sie davon gerinne und zusammen laufe. Mit der im Frühlinge oder Herbste gesammelten, wohl getrockneten, zerstoßenen, und mit dünnem Biere gekochten Wurzel wird das wollene Garn roth gefärbt, zumal wenn das Garn zuvor schon gelb gefärbt worden. In Canada pflegen die Weibspersonen ihre Kleider damit roth zu färben; sie soll auch die Knochen der Thiere, die damit gefüttert werden, roth färben. Mit den Blumen kann man gelb färben, wenn die Wolle

zuvor

zuvor mit Alaun gekocht werden. Anton Jussieu hat die nicht unangenehm riechenden Blumensträußer denjenigen empfohlen, die mit Mutterbeschwerungen geplagt sind. Mit dem Kraute abgekochte Bäder sollen den Kindern, welche die so genannten Mitesser haben, nützlich seyn. Die Pflanze wird vom Rindviehe gefressen; Pferde aber lassen sie unberührt.

2) **Achtblätterichtes weißes Megerkraut mit geflügelten Stengeln.** Auch dieses wird öfters mit denen bey der ersten Art angemerkten Namen belegt. G. Mollugo L., hat mit der vorigen Art gleichen Geburtsort, und gleichfalls eine faserichte, ausdauernde Wurzel. **Stengel:** 3 F. hoch, dünn, welk, mit paarweise stehenden, abstehenden, auf dem Boden liegenden Zweigen. **Blätter:** je acht an den Seiten der Stengel stehend, eyrundstrichförmig, glatt, glänzend, steifgespitzt, sehr ausgebreitet stehend. **Blumen:** auf den Enden des Hauptstengels und der Zweige, in Sträußen, weiß, im May und Jun., und oft noch den größten Theil des Sommers hindurch. Die ganze Pflanze hat einen angenehmen Geruch, wird vom Viehe gern gefressen, und soll, in Ansehung ihrer Eigenschaften, mit der ersten Art überein kommen. Die Wurzel färbet die Knochen wirklich roth, und fast röther, als die Färberröthe; sie ist aber sehr klein, und daher nicht füglich zu gebrauchen.

3) **Achtblätterichtes weißes Megerkraut mit rundlichen Stengeln,** G. sylvaticum L., wächst in waldichten Gebirgen, und blühet im Jun. und Jul. Die ganze Pflanze ist gleichsam blaulicht angelaufen. **Stengel:** glatt, rundlich, steif, in viele Aeste getheilet, und an den Gelenken stark aufgeschwollen. Um jedes Gelenke stehen auch 8 lanzettförmige Blätter, welche auf der untern Fläche und am Rande rauch sind. **Blumen:** klein, weiß, fast glockenförmig, und hängen, ehe sie aufblühen, unterwärts. Die Wurzel färbet schön roth. Die Pflanze soll öfters in den Apotheken für den wahren **Waldmeister,** Asperula odorata, verkauft werden.

4) **Sechsblätterichtes Megerkraut mit glatter Frucht,** G. spurium L., wächst in Deutschland an ungebaueten Orten, ist aber seltner anzutreffen; hat viele Aehnlichkeit mit dem Klebkraute, ist aber viel kleiner und niedriger. **Stengel:** schwach, meistens auf der Erde hingestreckt, an den Ecken eingekerbt, und in viele Zweige vertheilt. **Blätter:** endigen sich mit einem zarten, weißlichen Stachel. **Blumen:** gelblich, im May.

5) **Sechs- und vierblätterichtes Megerkraut, Färberlabkraut,** G. tinctorium L. **Vaterl.:** Amerika. **Stengel:** schwach, biegsam. **Blätter:** schmal, fast gleich breit, und allemal sechse um den Stengel wirtelförmig; an den Zweigen aber machen nur vier Blätter einen Wirtel aus. **Blumen:** gemeiniglich 2 auf einem Stiele. Die Amerikaner färben mit der Wurzel roth auf die schönste und beständigste Weise.

6) **Vierblätterichtes Megerkraut,** G. palustre L., wächst in sumpfichten Gegenden, auch in kleinen lehmichten Bächen. **Stengel:** dünn, glatt, weitschweifig, zahlreiche paarweise gegen einander über stehende Seitenzweige treibend, und ohne Unterstützung darnieder liegend. **Blätter:** umgekehrt eyrund, ungleichförmig, glatt, den Stengel an den Gelenken je vier und vier umgebend. **Blumen:** auf den Enden und an den Seiten der Zweige, in

großer Menge, klein, weiß, fast im allen Monathen blühend.

Rauche Früchte haben:

7) **Glattes, vierblätterichtes Megerkraut, glatte Wiesenröthe, nördliches Labkraut**, G. boreale L., auf erhabenen Hügeln und hohen Wiesen, auch im Sandboden. **Wurzel**: lang, schwarzroth, ausdauernd. **Stengel**: beynahe aufrecht, glatt, eckicht, sehr wenig ästig, etwa 2 F. hoch. **Blätter**: lanzettförmig, spitz, dreyrippig, glatt, umgeben die Stengel an den Gelenken je vier und vier. **Blumen**: in Quirlen rings um die Stengel, und auf den Enden der Zweige in kleinen Büscheln, weiß; im Jun. und Jul. und im ganzen Sommer. **Saamenkern**: borstig, kömmt einer nach dem andern zur Reife. Man kann diese leicht im Garten unterhalten, nur verlangt sie einen trocknen Boden. Die Blumen riechen nicht unangenehm. Die Wurzel dienet zum Färben; sie wird im Frühjahre oder Herbste ausgegraben, gereinigt, getrocknet, gestoßen, oder auf der Handmühle gemahlen, und mit Mehl von Malz vermischet, an Satt des Malzmehls kann man auch dünnes Bier damit vermischen. Das Garn, welches man färben will, wird schichtweise geleget, und das Mehl zwischen jede Schicht gestreuet, Wasser darauf gegossen, mit einander gekocht, nachher das Garn heraus genommen und ausgewaschen; wollene Zeuge schicken sich hierzu am besten; die Leinwand will diese Farbe nicht angreifen. Ist der Zeug zuvor gelb gefärbt: so wird die rothe Farbe desto schöner und dauerhafter seyn. Da aber die Wurzel fasericht und zart ist: so wird deren Einsammlung mühsam seyn; es wäre denn, daß man die Pflanzen zur Färberey eigends anpflanzen wollte, wie sie denn auch frisch und getrocknet ein treffliches Futter für das Vieh ist, und sich durch die kriechende Wurzel ungemein stark vermehret. Man will daher, dieses doppelten Nutzens wegen, die Landwirthe auf den Anbau der Pflanze hiemit aufmerksam gemacht haben.

8) **Scharfes vierblätterichtes Megerkraut**, G. rotundifolium L. Vaterl.: Steyermark, die Schweiz. **Wurzel**: ausdauernd. **Stengel**: kaum 1 F. hoch, schwach. Die letzten zarten Stiele tragen gemeiniglich 3 weiße Blümchen. Die Früchte sind mit weißen Haaren besetzt.

9) **Scharfes sechsblätterichtes Megerkraut**, G. Parisiense L. Vaterl.: England, Frankreich. Eine niedrige Pflanze. **Wurzel**: jährig. **Stengel**: in viele Zweige ausgebreitet. **Blumen**: 2 — 3 auf nackenden Stielen zusammen stehend, klein, gelb. **Abart**: mit dunkelpurpurrothen Blumen.

Einige dieser Pflanzen erheben sich zu dem Range der Verzierungspflanzen, und sie würden, wenn sie weniger allgemein wären, gewiß für sehr schön geachtet werden. Denn was kann man schöneres sehen, wie z. B. das Galium verum mit seiner schwelgerisch reichen Blüthe, und in seiner goldnen Pracht, worinn es, wenn es in voller Blüthe steht, gleichsam glühet.

Mehl, das aus den Getreidekörnern in der Mühle zwischen dem Mühlsteine geriebene, und von den Kleyen durch den Beutel abgesonderte übrige zarte Pulver. Hiemit wird in der Mühle also verfahren: Wenn die Mühlsteine gehörig geschärfet sind, und der **Läufer** (s. diesen) seine Ober-

und

und **Unterlehre** (s. beyde) hat: so werden einige Scheffel Getreide in den **Rumpf** der Mühle geschüttet. Das Getreide wird von dem Schuh unter dem Rumpf getragen, und fällt, wenn dieser von dem **Warzenringe** (s. diesen) geschüttelt wird, in die runde Oeffnung in der Mitte des Läufers. Dieser treibt das Getreide zwischen die beyden Steine, es wird von demselben zerrieben, und von der kreisförmigen Bewegung des Läufers in den hölzernen **Lauf** (s. diesen) getrieben. Hier fällt es durch das Mehlloch in den Beutel, und wird von dem geschüttelten Beutel gesichtet oder gebeutelt. Das Mehl fällt nämlich durch den Beutel durch, was aber nicht durchdringen kann, läuft in den **Vorkasten**, es wäre denn, daß der Läufer gleich anfänglich nur wenig von dem Bodensteine abstehe. Bey dem ersten Aufschütten dringt insgemein nur wenig Mehl durch den Beutel durch, und das Mehreste sinkt zerschrotet in den Vorkasten. Das Schrot nimmt man von neuem aus dem Vorkasten, und schüttet es in den Rumpf. Bey trocknem Getreide muß dieses sechs- bey nassem wohl achtmal wiederholet werden. Je öfter aber das Schrot aufgeschüttet wird, desto mehr wird es zermalmet, und desto mehr Mehl giebt es, bis endlich nichts übrig bleibt, als die Hülsen (Kleyen.) Wird das Getreide mit einem groben Beutel gesichtet, und oft aufgeschüttet: so dringt die meiste Kleye mit durch den Beutel, und man erhält viel, aber grobes Mehl, und umgekehrt. Bey dem ersten Aufschütten giebt es nun zwar wenig, aber feines Mehl, nach und nach aber mehr, jedoch gröberes Mehl. Daher kann man grobes, mittleres und feines Mehl erhalten, wenn das zuerst gewonnene Mehl aus dem Mehlkasten genommen, und von dem letztern oder groben abgesondert wird. Doch kann man das grobe und feine Mehl auf eine doppelte Art hinter einander gewinnen, nachdem man das Getreide auf eine oder die andre Art mahlet. Entfernt nämlich der Müller, wenn er das Getreide die ersten Male aufschüttet, den Läufer von dem Bodenstein, und bringt beyde Steine nur nach und nach wieder näher zusammen: so erhält er bey dem ersten und zweyten Aufschütten ein grobes Mehl, in der Mitte das feinste und zuletzt das gröbste Mehl. Bringt er aber beyde Mühlsteine gleich anfänglich nahe beysammen: so gewinnet er sogleich das feinste, alsdann das mittlere, und zuletzt das gröbste Mehl. Doch muß er in diesem Falle die Mühle nicht überladen, oder es muß sich nicht mit einmal zu viel Getreide zwischen den Mühlsteinen zerreiben, weil sich sonst, wie man sagt, die Mühle verschmieret.

Das ungebeutelte Mehl wird **Schrot** auch **Ohs** genannt. **Staub-** oder **Flugmehl** heißt dasjenige, welches bey dem Mahlen verstäubet, und sich allenthalben anlegt; **Steinmehl** aber dasjenige, welches zwischen den Mühlsteinen zurück bleibt, oder mit welchem sandiger Staub vermischt ist, welches besonders geschieht, wenn die Mühlsteine neu geschärft sind. Vom Roggen oder Korne macht man gemeiniglich 3 Sorten, als: **weißes, Mittel-** und **schwarzes Mehl.** Das weiße heißt auch **Kernmehl.** Vom Weizen aber nur 2 Sorten, als: **Semmel-** und **Poll-** oder **Aftermehl.** Um gutes und vieles Mehl zu erhalten, soll man den Saamen vor dem Mahlen befeuchten und wohl umrühren, damit auf der Mühle nicht so viel verstiebe und verloren gehe. Ist aber das Getreide neu: so muß diese Anfeuchtung unterbleiben. Von

einem gestrichenen Scheffel Korn soll man 4 gehäufte Viertel Mehl und ein Viertel Kleye bekommen, wobey aber auch die Beschaffenheit des Getreides und des Müllers Ehrlichkeit in Erwägung zu ziehen ist. In den Preußischen Ländern ist seit langer Zeit die löbliche Ordnung eingeführt, daß in oder bey jeder königl. Mühle sich eine große Waage und Gewichte befinden, womit dem Müller alles Getreide zugewogen, und nach dem Mahlen zurück gewogen wird. Will man das Mehl lange aufbehalten: so muß selbiges auf einem luftigen, glatten, bretternen Boden zum guten Austrocknen ausgebreitet, öfters umgeschippet, und zuletzt in Fässer recht feste eingestampft werden. Will man in nicht großen Haushaltungen Mehl in Vorrath, etwa der Entlegenheit der Mühlen oder andrer Ursachen wegen, halten: so ist es am besten, das Mehl in den Säcken, wie es aus der Mühle kömmt, unausgeschüttet zu lassen, doch so, daß die Säcke auf dem Boden nicht liegen, sondern, da sie ganz voll gefüllt sind, stehen. Hier darf man nur der Luft anfangs den freyen Zutritt verstatten: so wird das Mehl in den Säcken genugsam austrocknen. Hat es so einige Wochen gestanden: so kann man die Säcke umkehren, und auf den Kopf stellen.

Mehlbahn, in der Mühle die innere Seite des Laufes mit dem darinn befindlichen Mehle. In manchen Gegenden wird dem Müller die Mehlbahn, d. i. was sich an der innern Seite des Laufes von Mehl ansetzt, gelassen.

Mehlbalken, der horizontale Balken einer Windmühle, der mit derjenigen Seite des mit Bretern verschlagenen Mühlenhauses parallel läuft, neben welcher sich die Windflügel, Segel oder Ruthen befinden, und in welchen der senkrecht stehende Hausbaum der Blockmühle eingezapft wird, der den Mehlbalken gleichsam unterstützt.

Mehlbank, bey den Mahlmühlen derjenige Theil des Mühlengerüstes (s. dieses) über der Docke, welcher oben mit einem Gesimse verzieret ist. Hinter dieser Mehlbank liegen die gespundeten Bohlen oder Dielen von 4 Z. Dicke und 15 Z. Breite. Auf derselben steht eine Stelze, welche gemeiniglich mit Gliedern der Bauordnung gezieret ist.

Mehlbaum, in der Mühle, ist ein an der Seite der Zarge oder des Laufs, gegen den Beutelkasten zu, angebrachtes Stück, in welchem das Mehlloch, wodurch das geschrotene Getreide in den Beutel läuft, befindlich ist.

Mehlbeerbaum, wird Sorbus Alpina, und vom Linnäus Crataegus Aria genannt; hat im Deutschen mancherley Namen erhalten, nämlich: **Mehlbaum**, rother **Mehlbaum**, **Weißlaub**, **Arlaß-**, **Atlaß-**, weißer **Arlsbeer-**, **Orel-**, **Oxel-**, **Meerkirschen-**, **Elßbirle-**, **Tselsbirle-**, wilder **Spier-**, **Spierlings-**, **Sperber-** oder **Speyerlingsbaum**, **Eßlein**. Haller und Scopoli vereinigen diesen Baum, wie alle übrigen, welche zum Weißdorngeschlechte vom Linnäus gerechnet werden, mit dem Mispelgeschlechte. Er wächst in Europa, in kalten Gegenden. Stamm: aufrecht, schön, gerade, groß, theilet sich aufwärts in eine ästige Krone, 30 — 40 Fuß hoch, die jungen Zweige glatt, braunroth, und mit einem wolligen Wesen bedeckt, ziehet sogar im Winter, wenn er von seinem Laube entkleidet ist, die Aufmerksamkeit auf sich,

sich, und hat dann, wegen seiner schon aufgeschwollenen Holzknospen an den Enden seiner Zweige, ein kühnes und feines Ansehen, um so mehr, da er pyramidenförmig in die Höhe schießt. Die Rinde an den ältern Stämmen ist braun oder röthlich und glatt. Das Holz ist inwendig weiß, und fast unter den Deutschen Holzarten das härteste. Blätter: wechselsweise gestellt, dem Erlenlaube ziemlich ähnlich, doch mehr länglich, ungleich gezahnt, oberwärts glänzendgrün, unterwärts gleichsam mit Mehl bestäubt, silberfarbig, wollich, und mit erhabenen Adern versehen. Ihre kurzen Stiele sind auch wollich, und erhalten sich bis in den späten Herbst. Blüthen: süßlichriechend, an den Enden der Aeste in weißen Büscheln, im May und Jun. Frucht: fleischich, rundlich, im Oct. reif, schön roth gefärbt, und enthält, nach Anzahl der Griffel, 2 bis 4 längliche Saamenkerne. Gemeiniglich gelanget nur ein Kern zur Reife. Das Fleisch der Beere ist gelb und mehlich. Der Anbau dieses Baumes erfordert nichts besonders; er wächst fast in einem jeden Boden, nur in dem ganz trocknen schmachtet er. Die Saamenkerne liegen etwas lange, ehe sie aufkeimen. Das Holz dienet zu allen Arbeiten, zu welchen ein zähes und festes Holz erfordert wird, und sonderlich zu Zähnen an die Mühlräder. In Schweden werden die Beeren gegessen, wenn sie der Frost ein wenig getroffen hat. Sie geben auch durch die Gährung einen guten Branntwein. Es schicket sich dieser Baum recht gut zu Alleen, die man nicht zu hoch und zu schattig ziehen will. Miller und dû Roi unterscheiden von diesem Baume

Den grünen schmalblättrigen **Mehlbeerbaum**, Crataegus Alpina, wird in Tyrol die Bergerle genannt. Vaterl.: Tyrol und Italien auf Bergen. Blätter: so lang, als an dem vorigen, doch nicht so rund, an beyden Enden schmal, am Rande flach gezahnt, und auf beyden Flächen dunkelgrün. Blumen: weiß, aber viel kleiner, als bey der vorigen Art; die Früchte sind dunkelbraun und im gleichen Verhältnisse. dû Roi meldet, daß der Stamm bey ihm 20 F. Höhe erreichet, und die Vermehrung auch auf Birnstämme geschehen könne.

Mehlfäßleinbaum, stachlichter Mispelbaum, immergrüner Dorn, Mespilus Pyracantha L., eine Art Mispel, welche sich von den übrigen, so Linnäus unter diesem Geschlechte begreift, durch die Stacheln leicht unterscheiden läßt. Vaterl.: Provence, Italien. Stamm: 12 — 14 F. hoch, strauchig, stachlich, oft von buschiger, jedoch nicht unlieblicher Form, die Zweige dünn und biegsam, und oft mit Dornen bewehrt, welche zwar nicht zahlreich, jedoch lang und scharf sind. Blätter: lanzettförmig-eyrund, immergrün, die Oberfläche glatt und schön leuchtendgrün, die Unterfläche aber bläßer; zieren den Baum überall in großer Menge. Blumen: auf den Enden aller Schüsse, in zahlreichen Büscheln, wie die des gemeinen Weißdorns; aber klein und nicht so rein weiß. Beeren: in großen Büscheln, schön feuerroth, bleiben den ganzen Winter, und machen ein sehr verzierendes Ansehen; können gegessen werden, wenn sie recht reif sind; haben einen zusammen ziehenden Geschmack, und wurden ehedem in den Apotheken als eine Arzney wider den Durchfall gebraucht. Man hat vorgeben wollen, dieser Baum sey derjenige Busch

gewesen, in welchem Gott zuerst dem Moses erschienen; daher auch dieser Strauch von einigen **brennender** oder **feuriger Busch** genannt wird. Münchhausen und du Roi versichern, daß dieser Strauch bey ihnen die härtesten Winter ausgehalten habe. Weil er, wegen seiner sonderbar schönen, zahlreichen, herrlich rothen, und seine Zweige im Winter bedeckenden Beerenbüschel sich außerordentlich verschönert: so muß er vorzüglich auf solche Stellen gepflanzt werden, wo er recht ins Auge fällt; weil seine Zweige sehr biegsam sind: so pflanzt man ihn auch gegen Mauern, und vor die Fronte der Häuser, damit man nicht nur seinen biegsamen Zweigen eine Unterstützung geben könne, sondern auch seine Beeren in einem größern Grade verzierend ins Auge fallen mögen; wie man denn in England wenig Städte findet, in denen nicht die Fronte eines oder zweyer Häuser mit diesem Strauche verzieret wäre. Er wird dann mit der Scheere beschnitten, und die Eigenthümer pflegen auf diese Verzierung nicht wenig stolz zu seyn; er erreicht dann auch eine größere Höhe, als wenn er frey stehet. Wegen seiner dicht beysammenstehenden Blätter schickt er sich an Häusern auch besser, als irgend ein anderer Strauch, indem er nicht nur alles bedeckt, was dem Auge unangenehm seyn könnte, sondern die Wände auch den ganzen Winter über mit seinen schwelgerischen Beeren zieret. Ohngeachtet aber seine Zweige so sehr biegsam sind: so pflegt er doch in Wildnissen stärker und holziger zu werden, und mit seinen Zweigen auf eine angenehme Art umher zu schweifen; daher er auch hochstämmig gezogen, und gleich den andern Arten in Lustgebüsche gepflanzt werden kann, woselbst man ihn, zur Bildung einer sich umher ausbreitenden Krone, der Natur überlassen muß. Die Vermehrung geschiehet aus dem Saamen. Die Beeren bleiben an dem Strauche oft zwey Jahre lang hangen, und solche alte Beeren pflegen, wenn davon gesäet wird, oft schon im ersten oder doch folgenden Jahre aufzugehen. Man kann sich auch der Ableger bedienen, da dieser Strauch fast an allen Gelenken Wurzeln schlägt, wenn auf seine nahe an der Erde liegenden Zweige nur von ohngefähr etwas Erde kömmt. Das Pfropfen und Oculiren auf gewöhnlich gemeine Weißdornstämme dienet gleichfalls zur Vermehrung dieses schönen Strauchs, auf welchen er sowohl blumen- als auch fruchtreicher zu werden pflegt.

Mehlkasten, ein großer von Brettern zusammengeschlagener Kasten, mit einem Deckel und Schloß versehen, um in der Haushaltung das Mehl darinn aufzubewahren; er ist öfters in Fächer abgetheilet, damit man die verschiedenen Mehlsorten von einander absondern könne. Um frische Luft dazu zu lassen, ist der Kasten auch wohl mit Gittern und Schiebern oberwärts versehen, welches aber doch nicht hindert, daß das unterste Mehl, wenn immer neues aufgeschüttet wird, nicht anlaufen und abschmeckend werden sollte. Wenigstens muß das Mehl, wenn der Kasten groß ist, und er nicht oft, besonders im Sommer, ausgeleeret wird, zuvor, ehe es eingeschüttet wird, auf dem Boden wohl getrocknet werden. Die Conservation des Mehls (s. dieses) wird am besten durch dessen Aufbewahrung in Säcken erreichet.

Mehlkasten, ein auf 4 Füßen vor dem **Mühlengerüste** (s. dieses) stehender Kasten. Er pflegt 6 F. lang und 4 F. breit zu seyn. Die Höhe hängt von dem jedesmaligen Raume ab. Die Oeffnung auf

auf beyden langen Seiten, die dabey angebracht ist, wird mit Tüchern verschlossen, und aus dieser Oeffnung nimmt man das Mehl aus dem Kasten. Vorne, kurz über dem Boden, ist eine runde Oeffnung, vor welcher der vierkantige Vorkasten stehet. Aus dieser runden Oeffnung läuft alles, was nicht durch den Beutel fällt, in den Vorkasten.

Mehlkastenloch, ein Loch im Beutelkasten, damit man das Mehl herausnehmen kann.

Mehlwinde. Fast alle Bäcker in großen Städten haben auf dem Boden ihrer Häuser eine Winde, womit sie das Mehl, auch das Korn, von den Fuhren bis zur Luke des Bodens hinauf winden. Die Winde besteht aus einer Katze, so ein hölzerner Schnabel, der zur Bodenlücke herausreichet, mit einem Kloben und Strick ist, an welchem letztern der Mehlsack befestiget, und mittelst einer angebrachten Windenwelle, die mit Hebeln umgedrehet wird, hoch genug hinauf, und der Sack in den Boden hinein gezogen wird. Bey großen Brauhäusern hat man gleichfalls dergleichen Winden, um das zu vermälzende Korn auf die Böden hinauf zu winden.

Meht, Meth, Meet, Melikraton, Hydromel, ein aus Wasser und Honig gekochtes Getränk, welches in Ländern, wo viel Honig zu finden ist, z. B. in Pohlen, Litthauen und Rußland, gebrauet wird. Von dem gemeinen gelben Honig wird **brauner Meht**; von dem weißen aber, der besonders in Litthauen häufig gefunden wird, und an Lieblichkeit des Geruchs und Geschmacks dem andern gemeinen vorzuziehen ist, **weißer Meht** gebrauet. Die Güte des Meths erkennet man eigentlich an seiner Farbe, dem Geruche und Geschmacke. Er muß überhaupt über Jahr und Tag liegen, wenn er gut seyn soll, damit er den Geruch und Geschmack des Honigs und des Wachses verlieren möge; wie er denn, wenn man recht damit umzugehen weiß, viele Jahre gut bleibt, und an Stärke und Lieblichkeit dem besten Spanischen u. Muskatenweine gleich kömmt, auch für gesünder als diese Weine gehalten wird.

Der Meht ist ein sehr gesundes Getränke, und dient wider den Schwindel und Schlag, bezähmt den kalten trocknen Husten, zertheilt den zähen Schleim, reinigt die Nieren, vertreibt den Stein und manche andere Unreinigkeiten des Körpers; ist auch solchen Personen, welchen die Aerzte bey gewissen Umständen den Wein untersagen, sehr dienlich. Besonders ist der Alantmeht der Brust und der Lunge ungemein dienlich, und wird bey der Schwindsucht und Auszehrung vorzüglich Dienste leisten. Zum gemeinen Gebrauch dienet der Meth zu guten Kalteschalen. Genießt man solche früh nüchtern: so wird man den ganzen Tag eine sehr merkliche und angenehme Folge davon haben. Man pflegt übrigens mancherley Gewürze und Früchtsäfte dem Meth zu zusetzen, und ihn sodann darnach zu benennen. So hat man z. B. den Zitwermeht, welcher dem Magen sehr dienlich ist; den Nelkenmeht, welcher eine gute Verdauung schafft, und die Nerven und Sehnen, besonders nach Schlagflüssen, stärket. Himbeer-Brombeer- und Kirschmeht, ingleichen Rosinen- und Malvasiermeht sind in Rußland häufig zu finden. Die mancherley Bereitungsarten des Mehts findet man in der H. M. B. IV. S. 125 ff. angegeben.

Meile, das größte Längenmaaß, wodurch man die Weite der Oerter von einander auf dem Erdboden ausmißt. Sie haben aber nicht einerley bestimmte Länge, sondern ein jedes Land hat seine eigene Maaße, die bald größer bald kleiner sind. So hat z. B. eine Deutsche Meile 4000 geometrische Schritte, derer 60000 auf einen Grad im größten Zirkel der Erdkugel gehen; dagegen eine Italienische nur 1000; eine Englische 1250, eine Französische 1500 — 2000; eine Schwedische und Dänische 5000; eine Ungarische 6000 Schritte u. s. w. Funfzehn Deutsche Meilen gehen auf einen der 360 Grade des ganzen Erdmessers.

Meiler, Mieler, Meuler, ein in einer zirkelrunden, spitzern oder kürzern, stumpfen, kegelförmigen Gestalt aufgerichteter, und zum Verkohlen regelmäßig zusammengesetzter Holzhaufen. Es giebt auch **liegende Meiler**, da man nämlich die Holzscheite der Länge nach auf die Erde und über einander legt; diese wollen Einige dem **aufgerichteten** vorziehen, Andere aber halten dergleichen für ein Werk der schlechten Köhler. Sie sind aber meistens nur in Schweden gebräuchlich.

Meilerkohlen, diejenigen Kohlen, die in Meilern geschwelet werden, und gewöhnlich auch Schmiedekohlen heißen, zum Unterschied der **Lösch-** oder auch **Grubenkohlen**, die in Gruben gebrannt werden. Die Meilerkohlen verbreiten, indem sie brennen, einen sehr schädlichen Dampf, der vermögend ist, Menschen und Thiere zu ersticken.

Meineid, falscher Eid. Wer im Processe, als Partey oder Zeuge, einen falschen Eid wissentlich leistet, der wird aller Aemter, Würden, bürgerlichen Ehre und Gewerbe für immer verlustig; soll als ein meineidiger Betrüger schimpflich ausgestellt, oder öffentlich bekannt gemacht, und außerdem, nach Verhältniß des angerichteten Schadens, mit ein- bis dreyjähriger Festungsstrafe belegt werden. Ist der Meineid um Gewinnes oder Vortheils willen begangen worden: so wird der Verbrecher noch über alles dieses um den vierfachen Werth des gesuchten Vortheils bestraft. Diese Strafen des Meineides treffen also denjenigen, welcher durch einen von dem Gegentheile zugeschobenen, oder von dem Richter abgeforderten Eid, eine Unwahrheit wissentlich bekräftigt. Es macht in dieser Strafe keinen Unterschied, ob der geforderte Eid von einer Parthey oder einem Zeugen abgeleistet worden. Mit eben dieser Strafe soll auch der belegt werden, welcher die ihm beywohnende Wissenschaft von einer Sache, oder Begebenheit, zu deren Abgabe er solchergestalt gerichtlich aufgefordert worden, eidlich ableugnet. Wer die Sorgfalt, zu welcher ihn der Eid verpflichtet, nicht angewendet, oder sonst etwas eidlich als wahr bekräftiget, oder als unwahr abgeleugnet hat, was er schon zur Zeit des abgelegten Eides anders hätte wissen können und sollen, der hat eine sechsmonathliche bis zweyjährige Festungs- oder Zuchthausstrafe verwirket. a) Hat er aber von selbst seinen Irrthum angezeigt, oder die Folgen desselben gehoben: so soll nur eine willkührliche Gefängnißstrafe gegen ihn erkannt werden. b) Auch diese Strafe fällt weg, wenn der Irrthum noch innerhalb 8 Tagen nach Ableistung des Eides angezeigt wird, und sonst keine Spuren einer vorsetzlichen Verstellung der Wahrheit vorhanden sind. Wer in Criminalsachen durch ein falsches Zeugniß

niß dazu beygetragen hat, daß ein Unschuldiger gestraft worden, gegen den wird die ordentliche Strafe des Meineides verhältnißmäßig, allenfalls bis zur Todesstrafe, geschärft. Wenn mehrere ein falsches Zeugniß unter sich verabreden, so soll die sonst verwirkte Strafe verschärft, und wenn dadurch ein Mensch ums Leben gekommen ist, die Strafe des Rades von unten an dem Urheber vollzogen werden. Wer durch Bestechungen, oder andere versprochene Vortheile, einen Andern zu einem vorsätzlichen falschen Eide verleitet, soll mit dem Meineidigen gleiche körperliche Strafe leiden, und außerdem, um den vierten Betrag des gesuchten Vortheils, an Gelde gestraft werden. Wenn jemand durch versprochene oder gegebene Belohnung, Zeugen zur Aussage der Wahrheit zu bewegen sucht: so soll auf ihr Zeugniß zu seinem Vortheile keine Rücksicht genommen werden. Zeugen, welche dergleichen Belohnung fordern oder annehmen, haben sechswöchentliche bis einjährige Gefängniß- oder Arbeitshausstrafe verwirkt. Haben sie dergleichen Belohnung unter Androhung eines falschen Zeugnisses zu erpressen gesucht, so soll ihnen eine ein- bis zweyjährige Zuchthausstrafe zuerkannt werden. Hat der Zeuge, auf Befragen des Richters, das Versprochene oder den Empfang der Belohnung eidlich abgeleugnet: so tritt die Strafe des Meineides, besage des zu Anfange dieses Artikels angeführten Gesetzes, ein. Bey der Bestrafung eines falschen Eides macht es keinen Unterschied, ob selbiger mündlich oder schriftlich, persönlich oder durch einen Bevollmächtigten, vor versammletem Gerichte, oder vor einem Abgeordneten desselben geleistet worden. Wer in Angelegenheiten seines Amts etwas Falsches oder Unwahres wider besseres Wissen, als wahr und richtig, auf seinen geleisteten Amtseid bezeugt oder versichert, der soll als ein Meineidiger gestraft werden. Mitglieder solcher Religionspartheyen, die mit dem Vorrechte, nicht schwören zu dürfen, im Staate aufgenommen worden, sind als Meineidige zu bestrafen, wenn sie die feyerliche Bekräftigungsformel, welche bey ihnen die Stelle des Eides vertritt, zur Bestätigung einer Unwahrheit mißbrauchen. Wie diejenigen bestraft werden sollen, welche in Processen Unwahrheiten gerichtlich, obschon nicht eidlich, behaupten, oder die Wahrheit dem Richter vorsätzlich verheelen, ist in der Proceßordnung vorgeschrieben: Wenn einer Parthey oder einem Zeugen gegen ihre gewissenhafte Versicherung die förmliche Eidesleistung erlassen worden, und diese Versicherung unrichtig gewesen ist: so soll der Lügner zu allen nothwendigen und Zeugeneiden für unfähig erkläret, und mit Gefängniß- oder Arbeitshausstrafe auf sechs Monathe, bis zu einem Jahre, belegt werden. Wenn aber jemand in Fällen, da die Gesetze, Statt des Zeugeneides, nur eine Versicherung auf Ehre fordern, eine Unwahrheit solchergestalt wissendlich und vorsätzlich bekräftigt: so findet gegen ihn die ordentliche Strafe des Meineides Statt. Da Schuldverschreibungen und Verzichtsleistungen durch den Eid keine größere Kraft erlangen: so soll, wegen solchen Mißbrauchs der Eide, sowohl derjenige, welcher den Eid gefordert, als der, welcher selbigen geleistet hat, mit Geldstrafe von fünf bis zehn Thalern belegt werden. Aus eben den Gründen sind alle außergerichtliche Versprechungseide bey gleicher Strafe verboten. Wer einen andern zu einer nach den Gesetzen ungültigen Handlung, durch den Eid, hat verpflichten wollen, soll diese Strafe

doppelt entrichten. Wer den andern zu einer verbotenen Handlung durch den Eid verpflichten will, gegen den wird die Strafe des durch dergleichen Verführung begangenen Verbrechens nachdrücklich geschärft. Wer durch einen außergerichtlichen Eid jemanden hintergeht, gegen den wird die Strafe des qualificirten Betrugs um die Hälfte erhöhet. Wer nach vorgängiger Bestrafung sich zum zweytenmale eines Meineides schuldig macht, soll nach Beschaffenheit des dadurch verursachten Schadens, mit sechs- bis zehnjähriger, auch, bey besonders erschwerenden Umständen, mit lebenswieriger Festungsarbeit bestraft werden. A. L. R. Th. II. Tit. XX. §. 1405 ff.

Meirich, Stellaria. Zu diesem Pflanzengeschlechte zählet Linnäus 8 Arten; sie haben alle ein schlechtes Ansehen, und verdienen wenig Achtung, daher wir nur einige anführen.

1) **Großblumichter Meirich mit gefranzten lanzettförmigen Blättern, Augentrost-, Blumen-, Jungfrauengras, Großnelkenmayer, Teufelsblume, Brustkraut, Sternpflanze**, Alsine graminea, St. Holostea L., blühet im April und Anfange des Mayes an Hecken und Büschen, die von der Sonne zeitig erwärmt werden. **Stengel:** 1 F. hoch, in viele Zweige getheilt. **Blätter:** gegen über gestellt, fast den Grasblättern ähnlich, lanzettförmig, gestreift, unterwärts am Nerven und am Rande mit zarten Haaren besetzt, oder am Rande ganz zart eingekerbt, die untersten gemeiniglich unterwärts sich biegend. An den langen, in Zweige abgetheilten Blumenstielen stehen lanzettförmige, glatte Blätter; tragen aber wenig Blumen. **Blumenblätter:** weiß, fast zweymal so groß, als die Kelchblättchen, herzförmig, bis zur Hälfte in 2 Lappen gespalten.

2) **Kleinblumichter Meirich mit vollen ganzen Blumen**, St. graminea L., wächst um die Gärten und Zäune. **Stengel:** schwach, viereckicht, 1 — 2 F. hoch. **Blumenblätter:** stehen auf langen, nackenden, in Zweige abgetheilten Stielen, weiß, kleiner als bey der ersten Art, und fast bis auf den Boden in 2 Lappen zerschnitten.

3) **Herzblätterichter Meirich, großer Vogelmeyer**, St. nemorum L. Morsus gallinae Tabern. Diese durchaus saftige Pflanze blühet im May und fast den Sommer über an den Zäunen und Hecken, im feuchten und guten Grunde, und ist in den Gärten ein gemeines Unkraut. **Stengel:** aus der faserichten Wurzel viele, unterwärts ausgestreckt, obenher aufgerichtet; haben viele Zweige, aus welchen häufige Wurzelfäserchen hervor brechen. **Blätter:** kurz gestielt, einander gegen über gestellt, ey- oder mehr herzförmig zugespitzt und glatt. Aus dem Blätterwinkel entspringen Stiele mit einzelnen Blumen. Der Kelch ist haaricht; die weißen Blumenblätter sind nicht viel länger als der Kelch, und tief in 2 Lappen gespalten. Die frische Pflanze ist den kleinen Vögeln, in Ansehung des Blattes und der Frucht, ein angenehmes Futter, ingleichen den Hühnern; sie wird ihnen auf dem Hofe, oder wenn sie zum Legen in Ställen eingesperrt sind, vorgeworfen, und dienet ihnen bey den trocknen Körnern, womit sie meistens gefüttert werden, sehr zur Veränderung und Erfrischung. Wenn die Bauerweiber ihre trockne und harte Quarkkäse bald weich, eßbar und wohlschmeckend haben wollen: so verpacken sie solche in großen Töpfen oder

höl-

hölzernen Behältnissen mit dieser frischen Pflanze dergestalt, daß eine Schicht derselben auf eine Schicht Käse folget und zugedecket wird.

Meise, ein Wort, welches richtiger **Maise** sollte geschrieben werden, weil die Alten Mase, Colmase u. s. w. schrieben. Der Name **Meese** ist Plattdeutsch und Holländisch. Die Maisen an sich sind insgesammt kleine Vögel, die unter der großen Zahl derjenigen zu stehen kommen, welche mit 3 Zehen vornen, und einem hinten versehen sind. Sie haben insgesammt etwas eckichte, gerade Schnäbel, deren Kiefern einander gleich und schneidend, auch scharf an der Spitze, und an der Wurzel borstig sind. Die bekanntesten Arten sind folgende: 1) **Kohlmaise**, (s. diese) parus maior. Sie ist die größte unter den übrigen. 2) **Blaumaise**, (s. diese) parus coeruleus, ist etwas kleiner, als die vorher gehende. Man nennt sie auch **Pimpelmaise**, **Käsemaischen**. 3) **Tannen-** oder **Waldmaise**, parus sylvaticus, ater, ist nicht viel kleiner, als die Blaumaise, hat einen schwarzen Kopf und Kehle, dunkel- und schmutzig-weiße Schläfe, und so auch Brust und Bauch. Am Nacken ist ein weißer kleiner Fleck, wodurch das Schwarze am Kopfe, und das Aschgraue auf dem Rücken getrennet wird. Flügel- und Schwanzfedern sind aschgrau, die Deckfederchen auf den Flügeln zum Theil an den Spitzen weißgetüpfelt, und so auch weiße Strichelchen über die Flügel. Das Weibchen hat die nämlichen Farben, und ist schwer zu unterscheiden. 4) **Graumaise, Platten-, Nonn-, Mönch-Asch-, Hanfmaise**, parus atricapillus, ist etwas größer als die Tannenmaise; denn sie hat höhere Füße, auch einen längern Schwanz, oben auf dem Kopfe eine schwarze Platte, Backen, Brust, Kehle, Bauch schmutzigweiß; Rücken, Flügel, Schwanz sind aschgrau. Wegen der Kappe auf dem Kopfe, und des weißgrauen Körpers, hat sie den Namen Mönchmaise; Andere nennen sie auch schwarzköpfigen Dornreich; liebet unter allem Gefräße den Hanf am meisten. 5) **Schopfmaise, Hauben-, Kobel-, Heidenmaise**, parus cristatus, hat einen schwarz- und weißbunten Schopf, davon auch ihre Benennung kömmt. **Kohelmaise** heißt sie, weil sie gern in den Köbeln der Eichhörner brütet, doch oft auch in hohlen Bäumen. Backen sind weiß; an der Kehle ist ein schwarzer Fleck, unterm Kinne und über dem Genicke schwarze Einfassungen, am **Rücken, Flügeln** und Schwanz tief aschgrau; Bauch und Brust schmutzig weiß. Männchen und Weibchen sind schwer zu unterscheiden. 6) **Schwanzmaise, Zahlmaise**, parus cristatus, eine ebenfalls sehr kleine Maise; hat unter den Vögeln den kürzesten Schnabel; Kopf, Brust, Unterleib sind weiß; Rücken und Schwanz schwarzbraun oder röthlicht; unterm Schwanze sind weiße Federn; Flügel schwarz und weißbunt. Die mittelsten Federn des Schwanzes sind länger, als die an den Seiten, welche kurz und weiß gespiegelt sind.

Alle Maisen nähren sich im Frühlinge und Sommer von kleinen Würmern und allerley Insecten, im Herbste und Winter aber von unterschiedlichem Gesäme und Körnern; zum Theil auch von Fichten- und Kiefernsaamen, von den Puppen und Eyern der Insecten in den Raupennestern, an der Rinde der Bäume, an den Gemäuern und Zäunen. Da sie nun dadurch unsrer Obstbaumzucht so großen Nutzen verschaffen: so sollte man alles Wegfangen derselben, und

die dazu dienlichen Meisenkloben und Meisenhütten, unter uns nicht mehr dulden.

Meisterwurzel. Unter diesem Namen kommen zwo ganz unterschiedene Pflanzen vor.

1) **Gemeine Meisterwurz, Kaiserswurz, Magistranz, Ostriz, Wohlstand,** Imperatoria Ostruthium L. **Vaterl.:** am Fuße der Schweizerischen, Oesterreichischen und Alvernischen Alpen. **Wurzel:** dick, fleischig, schief liegend in der Erde, braun, rauh. **Blätter:** groß, bestehen aus 3 Haupttheilen, davon ein jeder wiederum in 3 kleinere getheilt sind, sägeförmig, dunkelgrün, auf starken ausgehöhlten Stielen. **Stengel:** dick, rund, gestreift, gegliedert, theilet sich in einige wenige Zweige, 2—3 F. hoch. **Blumen:** auf den Enden der Zweige, in großen Dolden, weiß; im Jun. **Saamen:** reif im Aug. Die beste Methode, diese Pflanze zu erziehen, ist die aus dem Saamen, welcher im Herbste, so bald er reif ist, ins freye Land in feine Erde sehr dünn gesäet wird; auch läßt sie sich im Herbste durch Zertheilung vermehren. Die ganze Pflanze besitzet zwar viele wirksame Theile; man erwählet aber in den Apotheken allein die Wurzel. Diese hat einen gewürzhaften Geschmack und starken besondern Geruch, gehöret unter die hitzigen Arzneyen, und ist daher mit Vorsicht zu gebrauchen. In Krankheiten, welche von einem zähen Schleime entstehen, und überhaupt bey phlegmatischen Körpern, wird sie guten Nutzen schaffen, die stockenden schleimichten Säfte kräftig auflösen, die festen Theile reizen, den Umtrieb der Feuchtigkeiten befördern, die Absonderungen vermehren, und sonderlich den Schweiß erregen. Sie kann daher der Angelike, Bibernell, Liebstöckel und andern Wurzeln von den Doldengewächsen gleich geschätzet, und damit vereiniget werden. So wie aber diese alle den Namen eines Gegengiftes, Alexipharmaci, gar nicht verdienen, und die bösartige Materie nur unter gewissen Umständen ausführen können, eben so eingeschränket soll auch der Gebrauch der Meisterwurzel seyn, und selbst bey den Thieren, welchen die Viehärzte selbige öfters eingeben, kann leicht mehr Schaden als Nutzen bewirket werden. Man gebraucht die Wurzel selten in Pulver, gemeiniglich bereitet man daraus einen Trank, oder bedienet sich der Ess. alexipharmacae Stahlii, deren Wirksamkeit auch eines Theiles von dieser Wurzel abhänget. C. Hoffmann empfiehlt den Gebrauch derselben besonders denjenigen, welche viel mit Blähungen beschweret sind, und lange versichert, daß dadurch zuweilen Wechselfieber getilget worden, wider welche die Chinarinde nichts ausrichten können. Die getrocknete Wurzel wird leicht wurmstichich. Die frischen, mit Salz und Essig zerstoßenen Blätter sollen äußerlich bey Kröpfen nützlich zu gebrauchen seyn. Uebrigens ist noch zu gedenken, daß die Pflanze im Garten an schattichten, feuchten Oertern unterhalten werden muß.

2) Die andere Pflanze ist die Imperatoria nigra, oder Astrantia maior L., **schwarze oder falsche Meisterwurz, schwarze falsche Nießwurz, große Astrantie. Vaterl.:** die Alpen in der Schweiz, Hetrurien, Böhmen. **Wurzelblätter:** groß, umher ausgebreitet, in 5 große, breite, eyrunde, längliche, gespitzte, tief sägeförmige Lappen getheilt, auf langen starken Stielen. **Stengel:** aufrecht, rund, gestreift, steif, etwa 2 Fuß hoch, an jedem Gelenke mit einem einzelnen Blatte, welches dreylappig und scharf gespitzt

gespitzt ist. Blumen: auf den Enden der Stengel und Zweige, grünlich weiß, in zusammen gesetzten Dolden, deren kleine Dolden auf langen Stielen stehen. Sorten: mit purpurrothen und mit weißen Blumen.

3) Kleinere Astrantie, A. minor, hat mit der vorigen gleiches Vaterland. Stengel: etwa 1 F. hoch. Blätter: gefingert, aus 7—8 tief sägeförmigen Lappen zusammen gesetzt. Blumen: auf den Enden der Zweige, in zusammen gesetzten Dolden, deren Hüllen aus sehr schmalen und oft weißlichen Blättern bestehen. Die Vermehrung dieser beyden letztern Pflanzen geschiehet, wie die der Pflanze Nr. 1. Sie machen, als Verzierungspflanzen, eben kein großes Ansehen, vermehren aber die Mannichfaltigkeit, und mögen in die schlechtesten Parthien des Gartens verwiesen werden. Da sie sich mit ihren großen Wurzeln weit umher ausbreiten: so müssen sie um jedes dritte oder vierte Jahr aufgenommen, und die besten ihrer Ableger aufs neue gepflanzt, das Uebrige aber weggeworfen werden. Auf diese Weise behalten sie ein zierliches und dichtes Ansehen, da sie sonst, wie alle sich weit umher ausbreitende Blumen, bald ein wildes und schlechtes Ansehen annehmen.

Melden, Schmälen, Schrecken. Wenn ein Hirsch oder Rehbock von ohngefähr einen Menschen oder ein Raubthier bemerket, und doch nicht recht weiß, wo und was es ist, so erschrecken sie, und geben einen Laut von sich, da es denn heißt: der Hirsch hat sich gemeldet oder geschrecket; bey den Rehen aber heißt es schmälen oder bellen.

Melioration, Verbesserung einer Sache. Ist solche von einem redlichen Besitzer derselben geschehen: so muß der Eigenthümer die darauf verwendeten Kosten erstatten, wenn die Verbesserungen noch wirklich vorhanden sind. Besteht die Melioration in einer Erhöhung des Nutzungsertrages: so können die Meliorationskosten nur so weit gefordert werden, als sie den, nach diesem erhöheten Ertrage, landüblich zu bestimmenden Capitalswerth der Verbesserung nicht übersteigen. Ist aber der Ertrag nicht vermehrt, sondern nur der Kaufswerth der Substanz erhöhet worden: so muß der gemeine Werth der Substanz im Ganzen genommen, so wie derselbe vor der Verbesserung beschaffen gewesen, und zur Zeit der Abtretung wirklich beschaffen ist, ausgemittelt werden. Nur in so weit, als die Verbesserungskosten die dadurch bewirkte Erhöhung des Werths der Substanz nicht übersteigen, kann der Besitzer den Ersatz derselben fordern. Als Meliorationskosten dürfen in allen Fällen nur baare Auslagen und solche Naturalprästationen, die nicht aus der Sache selbst genommen worden, in Anschlag gebracht werden. Gewährt die mit der Sache vorgenommene Veränderung keinen eigentlichen Nutzen, sondern nur ein Vergnügen, welches den Kaufswerth nicht erhöht, und will der Eigenthümer dafür keine Vergütung leisten: so kann der Besitzer das Vorhandene bloß zurücknehmen. Aber auch diese Befugniß findet nur in so fern Statt, als bey der Zurücknahme die Sache in den Stand, worin sie sich vor der Veränderung befand, wieder gesetzt wird. In Kaufs- und Verkaufsgeschäfften muß der Wiederkäufer nach eben den Grundsätzen erstatten, nach welchen der Eigenthümer dieselben einem redlichen Be-

sitzer zur vergüten schuldig ist. Für Verbesserungen, die ohne alles Zuthun des Besitzers, bloß durch Natur oder Zufall, entstanden sind, kann der wiederkäufliche Besitzer keine Vergütung fordern. Hat aber der Besitzer durch seine Arbeit und Mühwaltung, durch seine Verwendungen bey einem Dritten, durch die von einem solchen Dritten, seiner Verdienste wegen, erhaltenen Wohlthaten, oder auch nur durch wirthschaftliche Einschränkungen in dem ihm sonst zukommenden Nutzungsrechte, eine bleibende Verbesserung der Substanz bewirkt: so muß ihm dieselbe, nach dem alsdann wirklich bestehenden Werthe dieser Verbesserung, vergütet werden. A. L. R. Th. I, Tit. VII. §. 204 ff. u. Tit. XI. §. 303 ff.

Melis, war ehedem der Name eines feinen Zuckers aus Maltha. Jetzt bedeutet es eine gute Sorte raffinirter Brodte, die wieder ihre Eintheilungen hat.

Melisse. Dieser Name ist verschiedenen Pflanzen beygelegt worden. Hier wollen wir nur anführen:

1) **Apothekermelisse mit einfachen Blumenstielen, Bienen-Immen-Mutter-Citron-Herzkraut, Honigblume, Citronmelisse, Ivenblatt,** Melissa officin L., wird überall in den Gärten unterhalten. **Stengel:** viereckig, ästig, 2 — 3 F. hoch. **Blätter:** länglich, gezähnt, gegen über gestellt, ey- oder mehr herzförmig zugespitzt, dunkelgrün, oberwärts haaricht, unterwärts mehr glatt. **Blumen:** in den Winkeln der Blätter in Trauben, welche aus Quirlen bestehen, die aus einfachen Stielchen zusammengesetzt sind, weiß. **Abart:** mit scheckigen Blättern, die in den Lustgärten eine angenehme Mannichfaltigkeit macht. Die Melisse erzieht sich aus dem Saamen, oder wird durch Theilung der Stöcke vermehret. Sie kommt fast in jedem Boden fort, und verlangt keine besondere Wartung. Das Kraut oder die Blätter allein dienen zum medicinischen Gebrauch. Sie haben einen angenehmen Geschmack, und einen durchdringenden, der Citrone gleichenden, Geruch. Man soll sie im Frühjahre sammeln, wenigstens ehe die Blüthe im Jun. oder Jul. hervortreibt. Man gebraucht, nach Verschiedenheit der Umstände, das abgezogene Wasser, oder Oel, oder auch die frischen abgetrockneten Blätter. Das abgezogene Wasser wird billig hochgeachtet, es enthält die wirksamsten Theile, besonders wenn solches etliche Mal, und wie Börhaave gethan, 14 mal auf frisches Kraut gegossen, und davon abgezogen, oder, wie die Chymisten sagen, cohobiret worden. Börhaave versichert, an sich selbst erfahren zu haben, wie kräftig ein solches Wasser stärke, wenn man alle Morgen nüchtern etwas davon trinke, und wie schwerlich ein Mittel sey, welches diesem Mittel in der Melancholie, Milzsucht, Bleichsucht, Mutterbeschwerung, Herzklopfen und der gleichen Zufällen gleichkommen dürfte, besonders, wenn diese Zufälle mehr von einer Beunruhigung der Lebensgeister, als von einer besondern schädlichen Feuchtigkeit, herrühren. Von dem in den Apotheken gewöhnlichen Wasser wird man freylich dergleichen Wirkungen nicht verlangen können, doch ist solches nicht ganz zu verachten. Man verfertiget auch zweyerley Wasser, mit und ohne Wein, und das letztere, oder Aqua Melissae vinosa ist dem andern, oder Aqua Melissae sine vino, billig vorzuziehen. Das berühmte Carmeliterwasser, Eau des Carmes, soll von der Melisse vorzüglich seine Kraft und Annehm-

nehmlichkeit erhalten; die Zubereitung desselben soll diese seyn: Nehmet frische Melissenblätter sechs Hände voll, Citronen- und Pomeranzenschalen, Muscatennuß und Coriandersaamen, von jedem 2 Loth; Gewürznelken und Angelikenwurzel, von jedem 1 Loth; weichet dieses alles in 2 Pfunden Weinbranntweins und 1 halben Pfunde Wassers, und distilliret es aus dem Marienbade. Man bereitet ferner aus der Melisse das angenehme Oel; um dieses in mehrerer Menge zu erhalten, sammelt man die Pflanze, wenn sie verblühet, und bereits Saamen trägt. Von den frischen, oder auch getrockneten Blättern pfleget man mit kochendem Wasser einen Thee zu bereiten, welcher besonders zur Beförderung der monatlichen Reinigung im Gebrauche ist. Bey dieser Krankheit kann sich die Melisse sonderlich kräftig erweisen, wenn durch krampfhafte Spannungen der Abgang des Geblütes verhindert worden; doch wird alsdann das kräftige abgezogene Wasser noch wirksamer seyn.

2) **Rauche Melisse mit langen ästigen Blumenstielen, poleyartige Melisse, Ackermünze**, Calamintha pulegii odore, Melissa Nepeta L. Vaterl.: Italien, England, Frankreich, die Schweiz, in sandichten Gegenden. Stengel: viereckig, weißgrau, aufsteigend, steifborstig. Blätter: rauch, gezähnt, von Geruche wie Poley. Blumen: in den Winkeln der Blätter, auf zweytheiligen Stielen, welche länger sind, als die Blätter, purpurroth, zuweilen auch weiß. Diese Art wird in England in den Apotheken aufbehalten, und Calamintha genannt, auch daraus ein wohlriechendes Wasser und Oel bereitet. Zerquetschet und auf die Haut geleget, soll sie Blasen ziehen. Der Schmerz in den Gliedern soll in kurzer Zeit gelindert werden, wenn man die Pflanze warm auf den leidenden Ort legt.

Moluckische Melisse, ist ein eigenes von der Melisse ganz unterschiedenes Geschlecht, und wird vom Linnäus Moluccella, von Planern aber Herzkraut genannt. Der Kelch machet diese Melisse vorzüglich kenntlich. Es ist solcher glockenförmig und weit, stehet von dem Blumenblatte ab, und zeiget am Rande stachlichte Einschnitte, welche bey den Arten einige Verschiedenheit haben.

1) **Glatte oder unbewehrte Moluckische Melisse**, M. laevis L. Vaterl.: Syrien. Wurzel, wohlriechend, fasericht. Stengel: dick, etwa 3 F. hoch. Blätter: rundlich, gekerbt, glatt, langgestielt. Blumen: weiß mit einer Mischung von roth oder purpurroth, die Kelche rachenförmig, meistens fünfzähnig, die Zähnchen gleichförmig.

2) **Moluckische Melisse mit vielstachlichtem Kelche**, M. spinosa L. Vaterl.: die Molukkischen Inseln. Stengel: glatt, purpurröthlich, 1 — 1½ F. hoch. Blätter: rundlich, glatt, gekerbt, langgestielt. Blumen: röthlich, die Kelche rachenförmig und achtzähnig, stachlicht.

3) **Moluckische Melisse mit fünfstachlichtem Kelche, strauchartige Italienische Molucke**, M. frutescens L. Vaterl.: Persien, jetzt auch Italien. Stengel: viereckig, holzicht, stachlicht, paarweise ästig, etwa 2½ F. hoch. Blätter: etwas eyrund, haarig, sägeförmig, gestielt, an jeder Seite des Stengels 2 — 3 beysammen. Blumen: in Quirlen, mäßig groß, roth, die Oberlippe mehr als gewöhnlich rauch und wollig, die Kelche trichterförmig, fünfspaltig, kürzer

als

als die Blumenkronen, im Jul. und Aug. Die beyden ersten Arten empfehlen sich weder durch Schönheit noch Nutzbarkeit. Man erzieht beyde aus Saamen auf dem Mistbeete. Die dritte verlangt einen trocknen, warmen, schattigen und sandigen Boden. Sie läßt sich durch abgeschnittene Zweige vermehren, gleichwie sie auch aus Saamen gezogen werden kann.

Melone. Von dieser sehr beliebten Frucht haben wir ungemein viele Sorten, von welchen wir nach dem Münchhausenschen Hausvater nur folgende nahmhaft machen:

1) **Kandalupmelone**, oder **Cantalupe**, le Melon de Florence, welche den Namen von einem, nicht weit von Rom gelegenen kleinen Orte führet, wo sie in Menge gebauet und auch bey uns, wie in England und andern Ländern, am meisten geachtet wird. Die Frucht stellet eine plattgedruckte Kugel, aber von unförmlicher Gestalt, vor, und ist über und über mit Warzen oder Beulen besetzt. Wächst selbige in Gesellschaft anderer: so wird man im folgenden Jahre aus den Kernen von einer platten und höckerichten Frucht andere ziehen, welche, wie die gewöhnlichen Melonen, glatt und eyförmig sind. In Ansehung der Farbe bemerkt man von der Kandaluppe vielerley Unterschied. a) Die **schwarze**, welche von außen dunkel schwarzgrün gefärbt ist, auch diese Farbe wenn sie reifet, nicht ändert. Sie gehöret unter die größten und besten Sorten, hat ein dunkelgelbes Fleisch von einem angenehmen Geschmacke, die Schale ist dicke, schwammicht, und die ganze Frucht ungestaltet; man nennet sie in Italien die Melone der Heiligen, il Melone degli Santi. b) **Orangenkandaluppe**, ist mehr länglicht, mit wenigern Warzen besetzt, gelb vom Fleische, die Schale färbt sich, wenn sie reifet, etwas gelblicht. Das Fleisch ist weniger zart und der Geschmack etwas geringer. c) **Grüne Kandaluppe**, hat eine mehr platte Gestalt und wenig Warzen, ist zuweilen etwas gerippt und die Schale bleibt grün, oder fällt nur etwas ins Gelblichte, wenn die Frucht reif ist. Das Fleisch ist dunkelgelb. Bey vieler Sonne und Wärme erhält sie einen vortrefflichen Geschmack. Sie geräth in unsern Gegenden selten, und pflegt vor der Reife aufzuspringen. d) **Weiße Kandaluppe**, ist groß, etwas gerippt, platt, warzig, auswendig grün und aus dem Weißen gefleckt, das Fleisch weiß, süße und sehr saftig; doch beträgt dieses wenig; denn die Schale ist ausserordentlich dicke. Alle Kandaluppen sind weichlicher als die gemeinen Melonen, setzen wenigere und spätere Früchte an, verlangen wegen der dickern Schale mehr Wärme und Sonne, und enthalten weniger eßbares Fleisch. Der vortreffliche Geschmack aber macht sie schätzbar.

2) **Netzmelone**, Melon brodé oder mareché, ist die gewöhnlichste bey uns. Es giebt auch von selbiger viele Nebensorten. Die besten müssen groß, lang und über und über mit einem erhabnen weißen Netze überzogen seyn. Die Fächer des Netzes sind anfangs grün und werden endlich hellgelb. Die aufgeschnittene Frucht zeiget eine dünne Schale von dunkeler, grasgrüner Farbe, und ein dunkles, orangengelbes, saftiges, dickes Fleisch, auch dergleichen eßbares Mark. Die Kerne sind klein, dick, gelb. Diese Melone pflegt leicht in allen Jahren zu gerathen, und wird von denjenigen geachtet, welche ein festes Fleisch lieben.

3) Ge-

3) Gereifelte Melone, Melon à côtes. Die Frucht ist gemeiniglich durch 12 Reifen oder Furchen getheilt, zwischen welchen sich das Fleisch merklich erhebt; die Furchen sind gemeiniglich glatt und grün, die hervor stehenden Rippen aber genetzt, und werden zwischen durch mehr gelb. Die Schale ist vom Fleische merklich unterschieden und grün, das Fleisch aber schön gelb und saftig, doch nicht wässericht. Die Frucht hat in der Mitte eine Höhlung, und das Mark ist vom Fleische gänzlich unterschieden. Das Eßbare beträgt daher weniger, als bey den vorigen Sorten. Die Frucht wird aber zeitiger reif. Zuweilen ist sie unschmackhaft, wässericht oder mehlicht.

4) Frühe Melone, Melon des Carmes, Melo saccharinus, ist nicht gar groß, und wird daher früher, als die übrigen Sorten, reif. Sie ist mehr rund als lang, etwas netzartig überzogen, ohne merkliche Reifen, und inwendig goldgelb, angenehm schmeckend, zuweilen etwas mehlicht.

5) Weiße Melone. Die Holländer nennen solche Speckmelone. Sie ist länglicht, und pflegt gegen den Stiel etwas abzulaufen, deswegen sie sich nicht leicht vom Stiele ablöset. Anfangs ist sie mit feinen Haaren besetzt, nachher aber ganz glatt, und immerfort weiß. Die Schale ist dünne, dunkelgrün, das Fleisch weißlich, das Mark gelblich, und die ziemlich großen Kerne sind weiß. Das Fleisch zerschmilzt leicht auf der Zunge, und muß sehr süße, etwas müßkirt, und gleichsam gepfeffert seyn. Diese angenehme Schärfe vermehret sich, wenn die Frucht überreif ist; und weil sich diese bey der Reife nicht verändert: muß man Acht geben, damit sie nicht überreif werde. Sie hat den Fehler, daß sie nicht viele Früchte ansetzt, und diese später reif werden. Münchhausen zog sie allen übrigen vor, und glaubte, daß sie auch gesünder sey.

6) Rothe Melone, Melon cramoisi. Die Frucht ist länglicht, weiß, glatt oder wenig genetzt, das Fleisch dunkelroth, die Kerne sehr groß und weiß. Sie wird in Italien sehr geachtet, bey uns aber wenig gebauet, weil sie hieselbst selten zur Vollkommenheit gelanget.

7) Wintermelone, Melon de Morée verd, Melon de Candie. Die Frucht ist länglich, den Gurken ähnlich, mit einer glatten, grünlichen Schale, und weißem, gar süßen Fleische. Man kann sie bis in den Winter erhalten, wenn sie an einem trocknen, luftigen Orte aufgehangen wird. Bey uns scheint es für sie zu kalt zu seyn.

8) Kleine Orangenmelone, Petit carmehatif, Cucumis Dudaim L. Man hält selbige für eine besondere wahre Art. Die ganze Pflanze, nebst der Frucht, ist mit zarten weichen Haaren besetzt, und die Frucht nicht größer, als eine Pomeranze, kugelförmig, von außen gestreift und grüngelblich gescheckt, sie hat einen starken Geruch, und ein gelbes, süßes Fleisch; wächst in Persien und Arabien, und wird bey uns nur der Seltenheit wegen gebauet; obgleich von einigen behauptet wird, daß diese, wegen des Geschmacks, allen andern vorzuziehen sey.

Weil man diese Früchte, wegen des angenehmen Geschmacks, bloß roh zu essen pflegt: so muß man sich auf die Eigenschaften einer guten Melone verstehen, indem das äußerliche Ansehen öfters sehr betrüglich ist. Die kleinsten sind öfters die besten, und die größten gemeiniglich mehlicht oder wässericht. Wenn selbige, nach

Verhältniß der Größe, schwer sind, kann man sie für gut, fleischicht, und recht ausgewachsen halten. Wenn sich die Frucht welk anfühlen läßt, ist sie nur nothreif, und wenn sie hohl klingt, sobald man mit dem Finger daran klopfet, ist sie hohl. Die übergestrickten hielt man ehedem für die besten; jetzo erhalten vielmehr die Kandalupen den ersten, hingegen die runden und gerippten den letzten Platz. Früchte, welche eine dicke Schale haben, können vorzüglich schmackhaftes Fleisch enthalten. Wenn Schale und Fleisch der Farbe nach merklich verschieden ist, kann man urtheilen, daß die Frucht nicht ausgewachsen ist. Wenn die Schale sehr ins Gelbe fällt, ist die Frucht überreif und tauget nichts. Eine gute Melone soll einen kurzen, dicken, fleischichten Stiel haben. Das Fleisch muß saftig, aber nicht wässericht, zart und schmelzend, aber nicht mehlicht, seyn; der Saft soll süße, etwas bisamartig, und einige auf die Zunge angenehm fallende Schärfe haben; deswegen pflegen Einige durch den Zucker, Andere durch Salz die natürliche Süßigkeit zu vermehren oder zu dämpfen. Der Geruch muß süße, angenehm, durchdringend, und, nach Münchhausens Angeben, ohngefähr dem Geruche vom weißen Peche ähnlich seyn. Das Mark muß einen kleinen Theil der Frucht einnehmen. Es ist gemeiniglich kein gutes Zeichen, wenn solches größtentheils aus einem trüben, gelben Wasser besteht, und welches, wenn man die Frucht aufschneidet, heraus läuft.

Die gute und schlechte Beschaffenheit aller dieser Früchte hängt vorzüglich von der rechten Reife ab. Aber auch diese läßt sich nicht genau bestimmen. In unsern Gegenden kann man vor der Mitte des Junius nicht leicht reife Früchte haben, indem die Sonnenwärme nothwendig erfordert wird, die Säfte gehörig zu zubereiten und angenehm zu machen. Werden die jungen Pflanzen einigemal auf neue warme Mistbeete verpflanzt: so werden sie in 7 bis 8 Wochen blühen, und nach der Blüthe in 40 Tagen, wenn die Witterung recht warm ist, reife Früchte liefern; oft sitzen sie aber über 2 Monathe, ehe sie diese Vollkommenheit erlangen. Der Gärtner soll täglich nachsehen, wenn die Frucht zu wachsen aufhöret. Manche Sorten verändern bey der Reife die Farbe, und werden mehr gelb; die Netzmelonen bekommen zwischen dem Netze kleine Flecken. Bey vielen, sonderlich den Netzmelonen, löset sich der Stiel durch kleine Ritze von der Frucht ab. Der merkliche Melonen-Geruch äußert sich erst bey der Reife; bey den dickschalichten ist solcher jedoch kaum merklich, und wenn man die Früchte von weiten riechen kann, sind solche schon überreif. Die sicherste Probe ist, daß man mit einem spitzigen Messer unten nicht weit vom Stiele, ein dreyeckichtes Stückchen heraus schneide, das Fleisch untersuche, und wenn solches noch nicht reif genug scheinen sollte, es wieder an seinen Ort lege, und die Melone noch einige Tage im Keller liegen lasse. Ueberhaupt ist es dienlich, eine frisch abgenommene Frucht nicht sogleich zu speisen, sondern zuvor ein Paar Tage im Keller liegen und nachreifen zu lassen. Wenn man die Zeitigung der Früchte befördern will: soll man um das ganze Beet den alten Mist wegstechen, und solches wieder mit frischem warmen Miste anheizen, wodurch die Wurzeln der Stöcke verbrannt, und der weitern Nahrung beraubet, die Reife der Frucht aber befördert wird. Doch fehlet

dergleichen Früchten etwas an ihrer Vollkommenheit, und die kleinen, an diesem Stocke ansetzenden, gehen ganz verloren.

Um gute Melonen zu erziehen, soll man vorzüglich wegen der Kerne besorgt seyn. Viele glauben, die Güte der Melonen nehme stufenweise ab, wenn sie immerfort aus solchem Saamen erzogen würden, welchen man in seinem Garten selbst erbauet hat, und verlangen daher, zuweilen fremden Saamen anzuschaffen. Es hat dieses auch einigen Grund. Die Ausartung aber des selbst erzeugten Saamens ist, wie schon angemerkt worden, leicht möglich. Denn will man eine Art Melonen unverändert erhalten: so muß keine andere, auch nicht einmal Gurken und Kürbisse, nahe dabey geduldet werden, indem durch die Zulassung des fremden Befruchtungsstaubes die Frucht und deren Saamen sich verändert und ausartet. Wer demnach nur eine Sorte in seinem Garten unterhält, wird nicht nöthig haben, um fremden Saamen besorgt zu seyn. Es ist auch schwer, von andern guten Saamen zu erhalten. Man soll den Saamen von den besten Früchten sammeln, und man kann von den nämlichen Kernen etliche Jahr hinter einander säen. Man hebt daher, wenn man Melonen speiset, von den frühesten und wohlschmeckendsten die Kerne auf, oder läßt eine Frucht, von deren Güte man überzeugt ist, an dem Stengel überreif werden, und nimmt erst, wenn sie verfaulen will, die Kerne heraus. Da auch die Kerne in einer Frucht nicht alle von einerley Güte sind, soll man solche in ein langes Glas thun, Wasser darauf gießen, dieses gelinde umrühren, und die schwimmenden mit einem Löffel heraus nehmen, und nur die auf dem Boden liegenden, als die vollkommensten, zum Gebrauche verwahren. Die frischen Kerne sind von einem Schleime umwickelt; dieser soll, nach Einiger Vorgeben, etwas zur künftigen Süßigkeit der Frucht beytragen, daher man die Kerne im Wasser nicht allzu stark schütteln, und zu lang darinnen aufbehalten soll, damit dieser Schleim nicht abgewaschen werde. Man pflegt auch den markichten Theil mit den Kernen heraus zu schaben, und diese darinn 2 oder 3 Tage liegen zu lassen, ehe man jenes auswäscht. Die Kerne legt man nachher auf Papier, läßt sie gut abtrocknen, und verwahrt sie am besten in leinenen Beuteln, welche man unter der Decke einer trocknen Kammer aufhängt. Frische Kerne soll man zur Aussaat nicht gebrauchen, sie enthalten noch zu viel Wässerichtes und Flüchtiges, und man behauptet, daß die daraus erzogenen Pflanzen zu stark in Ranken und Laub treiben, und nicht leicht Früchte ansetzen. Sollte man dergleichen zu gebrauchen genöthiget werden: so soll man solche den Winter über in einer eingeheizten Stube aufbehalten. Miller meynt, man könne die Kerne schon im dritten Jahre gebrauchen; von Münchhausen aber behauptet, daß es sicherer sey, sie 5 bis 6 Jahre alt werden zu lassen. Sie behalten ihre keimende Kraft bis in das 12 Jahr, endlich aber werden die daraus erzogenen Pflanzen zu schwach. Dyck will nicht ältere, als von 6 bis 7 Jahren gebrauchen. Es ist sonderbar, daß der Saamen, welcher von Früchten genommen worden, die bey Eis gelegen, zur Fortpflanzung nichts taugen. Die Saamen vor der Aussaat in süßen Wein oder Milch einzuweichen, ist vielleicht mehr schädlich als nützlich.

Wie nun die Aussaat geschehen müsse, und ferner die Wartung der Melonen anzustellen sey, muß noch erwähnt werden. Vor der Mitte des Märzes kann man in

unsern kältern Gegenden nicht füglich Kerne stecken, indem die jungen Pflanzen aus Mangel der Luft ersticken und verderben. Hat man frühe Mistbeete mit Gurken angelegt: so kann man die ersten Kerne nebenher an der Seite derselben stecken; es thut diesen Gurken keinen Schaden, und ehe diese sich ausbreiten, werden die Melonenpflanzen weggenommen. Machet man zu den Melonen ein eignes Beet: so ist es besser, einige kleine, als ein großes, anzulegen, damit jeder Sorte ein besonderes Beet könne eingeräumet werden. Man bringt die Kerne darauf, ehe die starke Hitze sich mindert, indem diese den Kernen nicht schadet, vielmehr solche eher zum Keimen bringt. Wenn das Beet die rechte Hitze hat, müssen die Kerne am 6ten Tage, auch bey guter Witterung schon am 5ten, aufkeimen. Um einige Monathe reife Melonen zu haben, pflegt man die Kerne zu drey verschiedenen Zeiten zu stecken. Als die ersten in der Mitte, die andern mit Ende des Märzes, und die letzten gegen die Mitte des Aprils. Die Kerne steckt man einzeln, so, daß zwischen jedem 2 Zoll Platz bleibe. Man kann nachher die jungen Pflanzen um desto leichter ausheben. Man bringt solche nur flach unter die Erde. Die jungen Pflanzen verlangen bey Zeiten Luft, sonst werden sie von der Hitze verbrennen, oder frech und weichlich aufschießen. Man wird daher, nach Beschaffenheit der Witterung, die Fenster öffnen, oder zuhalten, und sich wohl erinnern, wie der Zugang der Kälte eben sowohl Schaden bringe, als wenn die feuchteste Luft unter den Fenstern eingeschlossen bleibt, oder die Sonnenhitze allzu stark durch die Fenster auf selbige wirke. Wenn die Pflanzen etwa 14 Tage alt sind, werden sie gemeiniglich schon zum Verpflanzen stark genug seyn. Man bringt sie alsdann auf ein neues Mistbeet, welches aber die stärkste Hitze bereits verloren haben muß, und setzet solche weitläufiger und mit Vorsicht 4 bis 5 Zoll tief in die Erde, damit die Wurzeln nicht beschädiget werden. Auf dem 2ten Beete bleiben die Pflanzen etwa drey Wochen stehen; hierauf macht man das 3te frische Mistbeet, und bringt darauf etwa 4 Zoll hoch Erde. Hier werden die Pflanzen noch weiter von einander gesetzt, und wenn der Stengel wächst, wird er mit frischer trockner Erde angehäuft, welches das Wachsthum sehr befördert. Wenn nach dieser 2ten Versetzung die Pflanze das 3te, oder das so genannte rauhe Blatt zeiget, ist es Zeit, solche an den Ort zu verpflanzen, wo sie stehen bleiben soll. Man kann unter ein Fenster 2, auch, wenn diese breit sind, 3 bis 4 Pflanzen bringen; die zarten kleinen Wurzeln breiten sich mehr aus, als man glaubt, und benehmen einander die Nahrung; daher man lieber die Stöcke weit von einander entfernen soll. Diese letzten Mistbeete sollen nur viertehalb, höchstens 4 Zoll Erde haben, indem die Melonenwurzeln eben nicht viele, sondern gute Nahrung, und beständige Wärme verlangen. In mancher Erde wachsen sie zu frech, treiben viele Ranken und Laub, und lassen die zuerst hervor kommenden Früchte gemeiniglich fallen. Die viele Erde behält auch zu viele Nässe in sich, und der Mist muß dadurch zu zeitig erkalten. Miller pflegte den Beeten nur 2 Zoll hoch Erde zu geben, und in der Mitte einen Berg von 18 Zoll hoch zu machen, und darauf die Pflanzen zu setzen, auch in der Folge die Erde anzuhäufen, daß sie anderthalb Fuß hoch über den Mist liege, welches aber von Münchhausen nicht billiget. Das öftere Verpflanzen wird vornehm-

nehmlich deswegen veranstaltet, damit die Pflanzen, wenn sie der Wärme und Feuchtigkeit von 3 neuen Mistbeeten genießen, nicht so weichlich, noch hochbeinicht, aufwachsen, daß ihr Fuß bessere Wurzeln mache und stärker werde, und daß sie nicht so leicht verfaulen. Diejenigen, welchen es an Mist fehlet, oder nicht Platz zu vielen Kästen, oder wenig Fenster haben, können zu Anfange des May die Kerne auf ein Mistbeet stecken, und die Pflanzen daselbst, ohne weiteres Versetzen, aufwachsen lassen. Man wird hierbey wohl spätere Früchte erhalten, doch können solche wohl gerathen. Die Melonenpflanzen vertragen nicht viel Wasser, erfordern aber mehr Luft, als die Gurken. Das Mistbeet wird nicht leicht dergestalt austrocknen, daß ein Begießen nöthig seyn sollte. Man soll das Begießen nicht eher vornehmen, als bis die Blätter welk werden. Man soll auch das Wasser nicht an den Stengel bringen, sondern die junge Pflanze aus Vorsicht mit einem Topfe bedecken, und das Beet mit der Gießkanne durch die Spritze über und über anfeuchten. Der warme Regen erquicket die Pflanzen ungemein, öfterer Regen ist aber auch den Früchten schädlich, und man soll bey anhaltender Nässe solche mit Blumentöpfen bedecken, zumal, wenn die Pflanzen in freyer Erde stehen. Wie lange die Fenster auf dem Mistbeete beyzubehalten, wie lange und oft an dieses von außen neuer Mist zu legen, ob und wenn der Kasten vom Mistbeete in die Höhe zu heben, damit die Wurzeln und Ranken darunter wegkriechen können, und was etwa ferner zum gedeihlichen Wachsthum erforderlich seyn könnte, muß ein geschickter Gärtner nach eigner Einsicht anzuordnen und zu beobachten wissen. Will man die jungen Pflanzen mit gläsernen Glocken bedecken: so muß man auch hierbey solche zuweilen entweder auf einer Seite lüften, oder auf Ziegelsteine stellen, und dadurch die Glocken einige Zoll hoch von der Oberfläche des Beetes erhöhen, welches sonderlich nöthig ist, sobald die Pflanze mehr ausgewachsen, und die Ränder der Glocke berühret, damit die Ranken unter selbiger hervor laufen können. Damit man aber auch, wenn man keine Glocken hat, die jungen Pflanzen gehörig gegen die Kälte schützen könne, hat man geölte Papierdecken erfunden, welche man über die Pflanzen ausspannet. Man klebet einige Bogen von starkem, aber nicht zu dunkelfarbenen Papiere dicht an einander, daß man sie über die zu gebrauchenden Rähme ausbreiten könne. Diese befestiget man an dem Rande, und bestreicht sie mit Leinöl, welches bald abtrocknet. Es muß auch aller Gestank vergangen seyn, ehe man die papiernen Rähme über die Pflanzen leget, weil sie außerdem dadurch Schaden leiden. Reynold in des Robert Dossie Memoirs of agriculture Vol. II. hat, Statt der Mistbeete, Lohbeete zur Melonenzucht empfohlen. Er machet aus verbrauchter Gerberlohe ein Beet 4 Fuß tief, 6 Fuß weit und 12 Fuß lang, und versieht solches mit Rahmen und Fenstern. Das Beet richtet er einen Monath vor der Aussaat zu, und wenn sich solches erhitzet, so gemeiniglich in 20 Tagen geschieht, wirft er den Saamen in ein irdenes Gefäß, welches mit warmer Milch angefüllet ist, und setzet dieses 36 Stunden in das Lohbeet, um die Keimung zu befördern; alsdenn sollen 4 Löcher in das Beet, in gleicher Entfernung von einander, etwa 9 Zoll im Durchmesser, und 5 Zoll tief, gemacht werden; zugleich soll man eine Metze Borke, die so fein als Sägespähne zerstoßen,

zur Hand haben und damit diese Löcher 3 Zoll hoch ausfüllen; hierauf werden die Saamenkerne mit den Fingern gelinde in diese ausgefüllten Löcher gedrückt und 2 Zoll hoch mit dem Lohpulver bedeckt. Reynold lobt diese seine Erfindung ungemein. Wenn die Pflanzen in vollem Wachsthume stehen, soll man das Beschneiden nicht verabsäumen. Wenn man die unnützen Ranken wegnimmt, wird man die fruchttragenden stärken, und verursachen, daß die Früchte eher ansetzen, gewisser bleiben und vollkommener werden. Es geschiehet dieses zum erstenmale, wenn die Pflanzen nach dem letzten Umsetzen stark genug bewurzelt sind, und, nach der Sprache der Gärtner, den 2ten Knoten angesetzt haben. Man kneipet alsdann mit dem Finger und dem Nagel des Daumens den Trieb über dem 2ten Blatte, und zugleich die beyden Saamenblätter, ab. Das Abkneipen ist besser, als das Abschneiden, indem die Wunde eher verwächst. Sobald der abgekürzte Stengel Nebenzweige treibt, kneipet man auch diese über dem 2ten Auge ab, und wiederhohlt dieses bey allen neuen, sich zeigenden, Ranken, bis sich junge Früchte oder die weiblichen Blüthen zeigen. Einige kneipen über dem ersten Auge und lassen jedesmal nur ein Auge stehen, wodurch aber der Saft und dessen Bewegung leichter Schaden leidet. An dem Hauptstamme läßt man nur 2 Ranken; alle übrigen, welche hervortreiben, werden weggeschnitten, weil es nur Wasserreiser sind, und den guten Ranken die Nahrung benehmen. Sollte jedoch zwischen den beyden Hauptranken in der Mitte noch die 3te hervorbrechen: so läßt man solche stehen, indem diese, nach der Erfahrung, am ersten Frucht ansetzet. Wenn der Hauptstamm beschnitten wird: soll die Wunde der Luft und Sonne nicht ausgesetzt bleiben; steht demnach kein Blatt nahe an der Wunde, wodurch diese könnte bedeckt werden: so soll man ein abgeschnittenes Blatt darüber legen, oder eine Ranke zurückbiegen, damit deren Blätter den beschädigten Stamm beschützen. Wird eine Ranke oder Blatt schadhaft oder trocken: so soll man es gleich am gesunden Theile abkneipen, indem sich das Uebel leicht durch die ganze Pflanze verbreitet. Die kleinen an den Ranken hervortreibenden Gabeln können auch weggenommen werden. Alle ungestaltete, platte und nicht runde Ranken soll man wegnehmen. Bey dem Beschneiden soll man besonders auf den Unterschied der Wasser- und Fruchtranken Achtung geben. Die Wasserranken erkennt man an ihrem frechen Wachsthume und an ihrer Dicke. An den Fruchtranken stehen die Augen näher bey einander. Je näher diese an dem Hauptstamme hervortreiben, desto größere und schmackhaftere Früchte kann man davon erwarten. Die abgeschnittenen Ranken kann man auf ein Mistbeet stecken; es werden selbige leicht Wurzeln schlagen und neue Ranken hervortreiben; doch möchte es mit solchen Pflanzen wegen der Früchte mißlich stehen. Bey dem Beschneiden leget man auch zugleich die Ranken fein ordentlich, damit solche das ganze Beet bedecken, und wenn diese mit der Zeit den Rand des Kastens berühren, bieget man sie zurück gegen den Stamm; wobey auch Behutsamkeit nöthig, damit Zweige und Blätter nicht beschädiget werden. Damit die Früchte, welche sich zeigen, erhalten und zur Vollkommenheit gebracht werden: müssen die männlichen Blüthen nicht fehlen. Gleich nach dem ersten Beschneiden pflegen sich schon dergleichen zu zeigen, und man kann solche so lange abbrechen,

so

so lange sich noch keine Früchte oder weibliche Blüthen einfinden, damit sie nicht die besten Säfte aus der Pflanze vergebens wegnehmen; hingegen muß man jene unberührt liegen lassen, sobald diese zum Vorschein kommen. Fehlet es alsdann an männlichen Blumen: so wird der Fruchtkeim nicht gedeihen, und jemehr alsdann Männer zugegen, desto sicherer kann man gute Früchte hoffen. Wenn die ersten Fruchtblüthen sich zeigen, soll man die Ranken, woran sie sitzen, nicht verkürzen, auch die Blätter nicht abschneiden. Die Blätter bereiten den Nahrungssaft für die Frucht, und jemehr Blätter um diese sitzen, je besser ist es, und kann der Saft aus den Ranken nicht in die Blätter gehen: so wird die Frucht erstickt und fällt leicht ab. Wenn aber die junge Frucht einige Größe einer Wallnuß ungefähr erreichet, kann man die Ranken, ohne Gefahr, etwas verstutzen und die Nebenzweige wegnehmen. An jeder Ranke soll man nur eine Frucht sitzen lassen. Ja einige wollen an dem ganzen Stocke nur eine oder zwo Früchte dulden. Es kann aber ein gesunder Stock bey guter Witterung und genugsamer Nahrung 5, 6 bis 7 zur Reife bringen. Man bricht daher die schlechten und unvollkommenen immer ab, und läßt die stärksten, und welche am besten gestellt sind, stehen. Junge Früchte soll man vor der Sonne schützen, und es ist gut, wenn sie von den Blättern bedeckt werden. Wenn aber die Frucht zeitigen soll: muß sie von allen Seiten frey liegen, und alsdann kann man die herumstehenden Blätter wegnehmen. Die Früchte, wenn sie mehr herangewachsen, auf Steine zu legen, ist weder nöthig noch nützlich. Man will dadurch verhüten, daß die aus der Erde aufsteigenden Feuchtigkeiten nicht schädlich seyn möchten. Bey Mistbeeten, welche gut angelegt und warm sind, werden die aufsteigenden Dünste den Früchten mehr vortheilhaft als schädlich seyn. Die Steine kälten, und die Früchte sind da, wo sie auf den Steinen gelegen, unvollkommener, blässer von Farbe und weniger schmackhaft, hingegen pflegen sie auf der Seite, wo sie auf der Erde gelegen, eher zu reifen und ein zärteres Fleisch zu haben. Am besten ist es, wenn man die Früchte von Zeit zu Zeit umwendet, doch so, daß der Stiel nicht zu stark gedrehet werde. Wenn zur Zeit, als die Früchte reifen sollen, häufiger Regen einfällt, pflegen solche leicht aufzuberſten, und werden dadurch mehlicht, verliehren den guten Geschmack und faulen leicht. Sobald man das erste einigermaßen wahrnimmt: soll man den Stiel ein Paar Finger breit von der Frucht mit dem Nagel des Fingers etwas eindrücken, wodurch der starke Zufluß von Säften in die Frucht ein wenig gehemmet wird. Einige pflegen die Spitze der Frucht gegen Norden zu kehren, weil das Aufspringen gewöhnlich an der Spitze geschieht, und die Sonne diese nun nicht mehr bescheinen kann. Die Früchte, welche man essen will, soll man, ehe die Sonne darauf scheint, abpflücken, oder solche zuvor an einen kühlen Ort legen, indem sonst die gleichsam erwärmte Frucht viel von dem angenehmen Geschmacke verliehrt. Will man Melonen verschicken oder aufheben: so müssen sie, eben wenn sie reifen wollen, abgeschnitten, und der Stiel daran lang, mit einigen Blättern, gelassen werden.

In Italien und andern wärmern Ländern pflegt man die Melonenfrüchte unreif, wie die Gurken, mit Salz und Essig einzulegen. Bey uns werden nur die reifen roh gespeiset. Sie geben eine leichte Nahrung,

rung, dämpfen die Hitze des Blutes, können die schleimichten Säfte auflösen, und die trockenen Fibern anfeuchten und schlapp machen. Der häufige Genuß aber kann leicht schädlich seyn, Blähungen, Colikschmerzen und Durchfall verursachen, auch zu Wechselfiebern Gelegenheit geben. Den übeln Folgen vorzubauen, pflegen die Franzosen nach den Melonen Rettig zu speisen, und die Deutschen diese Früchte mit Salz und Pfeffer zu essen, und dabey ein Glas Wein zu trinken. Zucker auf das Fleisch der Melonen gestreuet wird dessen Beschaffenheit nicht verbessern.

Die Melonenkerne gehören zu den vier größern kühlenden Saamenarten, die man in der Apotheke aufbewahret. Ihr öhlichtes, und mit Wasser aufgelöstes, milchartiges, Wesen wird in allen Fällen nützen, wo Mandeln, Kürbiskerne, und dergleichen dienlich sind. An einigen Orten verfertigt man aus diesen Kernen einen Teig, um daraus auf Reisen oder in Krankheiten in der Geschwindigkeit eine kühlende Milch oder Orgeat zu machen. Man nimmt von den vier kühlenden Saamenarten, als: Gurken, Kürbissen, Angurien und Melonen, von jeden ½ Pf, wäscht und trocknet sie wieder ab, thut dazu 12 Loth süße, und 4 Loth bittere geschälte Mandeln, stößt alles wohl mit Wasser in einem steinernen Mörsel, setzet 2 Pfund auf Citronen abgeriebenen Zucker dazu, reibet alles wohl unter einander, und drücket die Masse in ein steinernes oder blechernes Gefäß feste ein. Wenn man davon Gebrauch machen will, nimmt man zu einem halben Nößel Wasser ungefähr eines Eyes groß von diesem Teige, reibet dieses mit einander, seiget es durch und setzet dazu einige Tropfen Orangenwasser. Die Bienen besuchen die Blumen häufig.

Bey den Melonen sind noch die **Wassermelonen, Angurien** oder **Citrullen** zu bemerken. Sie werden in den heißen Ländern häufiger, als in Deutschland, gebauet. Das Fleisch ist feste, gleichsam gefroren, röthlich, manchmal auch weißgelblicht, und von einem wässerichten Geschmacke. In dem mittlern schwammichten Marke liegen breite, platte, schwarze Saamenkerne. In der Erziehung muß diese Frucht, wie die Melonen, gewartet werden, nur soll man die Ranken derselben nicht beschneiden, und selbigen auch mehr Platz, sich auszubreiten, verstatten. Es darf daher unter ein Fenster nur eine Pflanze gesetzet werden, und wenn sie unter dem Rahmen keinen Platz mehr hat, muß man diesen heben und die Ranken unten weglaufen lassen, ihnen auch umher frische Erde geben. Einige Gärtner pflegen die Früchte, wenn sie bald ihre Größe erlangt haben, ganz in die Erde zu scharren, in der Meynung, daß sie davon noch größer werden sollen; es scheint aber schädlich zu seyn, die Sonnenstrahlen ganz davon abzuhalten. Die Reife der Frucht erkennt man am besten durch den Klang; man kann sie viel länger, als die Melonen, gut erhalten, wenn sie gleich schon abgenommen worden. Da aber der Frucht das Angenehme der Melone im Geruche und Geschmacke fehlet: so wird sie weit weniger geachtet. Das Fleisch kühlet sehr stark, und wenn man dergleichen zu viel speisen wollte: so möchte leicht Colik, Durchfall und Ruhr daraus entstehen. Um diese nachtheilige Wirkung desto sichrer zu verhüten, soll man Salz und Pfeffer dabey gebrauchen.

Melte oder **Melde**, auch **Melle.** Unter diesem Namen können drey Geschlechte, nämlich Atriplex, Chenopodium,

dium, und Atraphaxis, das erste Melte, das zweyte Zwittermelte, und das dritte, Strauchmelte, zusammen gestellt werden.

Die Melte, Melle oder auch Milte, begreift unter sich 12 vom Linnäus angeführte Arten, die insgesammt wegen der kleinen Blüthe kein sonderliches Ansehen haben, weshalb hier nur einige angeführet werden.

1) Hohe Gartenmelte mit dreyeckichten Blättern, Mütenkraut, Melle, Atriplex hortensis L., ist fast in allen Bauergärten anzutreffen. Die Schriftsteller haben ehedem 2 Arten angenommen, die weiße und die rothe Melte, da doch beyde nur Spielarten zu seyn scheinen. Sie wird zur Speise als eine der ersten grünen Kochkräuter angewendet, daher man sich ihrer, in Ermangelung des Spinats, des Mangolds und des Sauerampfers bedienen kann. Man säet den Saamen im Frühlinge, und noch besser, gleich nach der Reife desselben, im Herbste, weil die Pflanzen dann besser wachsen, und früher brauchbar werden. Ist der Boden fett und gut: so werden sie sehr große und schöne Blätter, als worinn ihr Werth bestehet, treiben, welche man aber nur so lange gebraucht, als sie jung sind. Fangen sie an in die Höhe zu schießen: so werden sie zum Essen untauglich. Man muß den ganzen Blüthenstengel abschneiden, so bald die ersten reifen Körner sich absondern, weil sie sonst der Wind bald verwehet, auch der Saame verschiedene Jahre in der Erde liegen, und diese verunreinigen kann, da solcher, so wie die Erde gerühret und umgegraben wird, zum Vorschein kömmt. Das Versetzen wollen diese Pflanzen nicht vertragen, daher man sie nur dünne säet, und die zu dick stehenden durch das Ausziehen der überflüßigen verdünnet. Die Aerzte halten diese Pflanze für kühlend und erweichend, und wenn man die jungen frischen Blätter, mit Fleischbrühe abgekocht, genießet, kann dadurch der Leib geöffnet, die trocknen Gedärme angefeuchtet, und die Schärfe derselben gedämpfet werden. Man kann auch äußerlich erweichende Umschläge davon bereiten. Der frische Saamen soll Stuhlgang und Erbrechen erregen.

2) Schmalblätterichte Melte mit höckerichten Saamenkelchen, wilde lang- und schmalblättrichte Miststelde, A. patula L., wächst an angebaueten Oertern und Miststellen, auch an Gräben. Blätter: lang, schmal, einigermaaßen dreyeckicht, die obersten lanzetsförmig und völlig ganz, bläulich angelaufen. Blüthähnchen: dünne, aufgerichtet stehend. Der Fruchtkelch von den weiblichen Blüthen ist auf dem gewölbten Rücken rauch anzufühlen, und gemeiniglich mit 10 kleinen Erhebungen besetzt. Diese Pflanze ist wässericht, kühlend und blähend, wie die meisten dieses Geschlechts.

3) Spießblätterichte Melte mit dreyeckichten rauhen Saamenkelchen, wilde Melte mit gezackten, spießförmigen Blättern, A. hastata L., hat mit der vorstehenden gleichen Geburtsort, und ist aus ihrem Namen kenntlich genug.

4) Strauchartige Melte mit dreyeckichten Blättern, Meerportulac, A. Halimus L. Vaterl.: Spanien, Portugal, Virginien, in Hecken am Meerstrande. Stamm: strauchig, mit zahlreichen weit umher ausgebreiteten Zweigen, 4, 5 — 6 F. hoch, bilden einen großen breiten Busch; die Rinde der jungen Zweige pflegt sich, besonders im Frühjahre, abzuschälen. Blätter: weich, silberweiß, deltaförmig, ganz, bleiben das ganze Jahr,

und machen, besonders im Winter, eine höchst sonderbare und angenehme Mannichfaltigkeit. **Blumen:** erscheinen bey uns selten, und haben keine empfehlende Schönheit.

5) **Schmalblätterichter Meerportulac, portulacartige Melte, standige Meermelte mit schmalen Blättern, insgemein Meerportulac genannt.** Vaterl.: die Ufer des nördlichen Europäischen Oceans. **Stamm:** strauchig, mit zahlreichen, weit umher ausgebreiteten grauen Zweigen, 3—4 F. hoch, sehr buchtig. **Blätter:** sehr zahlreich, umgekehrt eyrund, jedoch nicht völlig so weiß, als die der ersten Art, hingegen schmäler, geben dem Strauche keine geringe Zierde. **Blumen:** ohne Schönheit. Ohngeachtet er in England einheimisch ist, wird er dennoch wohl in den Gärten daselbst aufgenommen.

Weil diese beyden letzten Sträucher ihre Blätter den ganzen Winter behalten: so rechnet man sie zu den immergrünen Sträuchern. Sie lassen sich zu jeder Zeit im Jahre durch abgerissene oder abgeschnittene Zweige fortpflanzen. Die Sperlinge pflegen die Blätter, wenn sie solche aufgefunden, sehr abzufressen, und verschonen auch die neu wieder ausschlagenden nicht, bis die Sträucher ausgehen. Man muß sie daher in solchem Falle mit einem Netze überziehen, daß die Sperlinge nicht dazu kommen können. Bechstedt schreibt, daß beyde sehr dauerhaft sind, besonders in einem leichten und trocknen Boden, und in demselben verschiedene Jahre lang bey uns unter freyem Himmel aushalten, aber nur selten anschlagen, wenn man sie vor der Verpflanzung zu alt werden läßt. In Holland und England pflegt man von Nr. 4. die Blätter und jungen Zweige einzulegen, und Statt Sallat zu essen.

Das mit dieser Melte noch verwandte Geschlecht nennt Hr. Böhmer Zwittermelte, und ist Chenopodium, Gänsefuß, Schmerbel von einigen genannt. Blüthe und Saame kömmt mit der Melte überein, nur mangeln die weiblichen Blüthen, indem alles Zwitterblumen sind. Zwo Arten, welche zu diesem Geschlechte gehören, sind bereits unter dem Namen Botryskraut beschrieben.

1) **Pfeilblätterichte Zwittermelte, guter Heinrich, stolzer Heinrich, Schmirgel, schmierichter Mangold, Allgut, Langwurz, Hackenschar, Lämmerohren,** bonus Henricus, Lapathum unctuosum, Chenopodium bonus Henricus L., wächst überall in ungebaueten Oertern. **Stengel:** aufrecht, dick, gestreift, etwa 2 Fuß hoch. **Blätter:** dreyeckigt-pfeilförmig, weich, saftig, auf der obern Fläche klebricht, auf der untern bestäubet, glatträndig, zuweilen aber mit einigen Falten ausgebogen. **Blumen:** auf den Enden der Stengel, in zusammen gesetzten, blattlosen, dichten Aehren, gelblichgrün, im Jun. und Aug. Die Pflanze kömmt, in Ansehung der Bestandtheile, mit dem Spinat und der Gartenmelte überein. Man macht aus den Blättern Umschläge zur Erweichung der Eyterbeulen, zu Linderung der Schmerzen bey der Gicht, dem Seitenstechfieber u. dergl. Frische Blätter mit Milchrahm oder Buttermilch zerstoßen, geben eine Salbe, welche bey der schmerzhaften güldenen Ader nützlich zu gebrauchen ist. Durch die frischen Blätter, wenn man sie auf die geschwollenen Füße legt, sollen die Feuchtigkeiten ausgezogen werden. In

Upland

Upland wird die Wurzel den lungensüchtigen Schaafen gegeben.

2) **Spitzig ausgezackte rothe Zwittermelte, wilde Melte, rother Gänsefuß**, Chenop. rubrum L. Dieses Sommergewächse wächst gleichfalls an ungebaueten Oertern, und ist ein gewöhnliches Unkraut in unsern Gärten. **Stengel:** einige Fuß hoch, treibt viele Zweige, ist fast immer roth, und wenn die einjährige Pflanze sich zum Untergange neigt erhält sie in allen Theilen eine röthliche Farbe. **Blätter:** herzförmig-dreyeckicht, ziemlich stumpf, gezähnt.

3) **Spitzig ausgezackte grüne Zwittermelte**, C. murale L. **Blätter:** eyrund, glänzend, gezähnt, spitz. **Blumen:** in ästigen nackenden Trauben, röthlich.

4) **Bestäubte Zwittermelte mit verschiedenen Blättern, weißer Gänsefuß, Scheißmelte**, C. album L., wächst auf den Aeckern und in den Gärten. **Blätter:** lang gestielt, auf der untern Fläche häufig mit Mehl bestreuet, der Gestalt nach verschieden, die untersten einem geschobenen Viereck ähnlich, oder dreyeckicht, die obern länglicht, und zuletzt lanzettförmig; der Blüthkelch ist auch ganz bestäubet; wenn die Pflanze anfängt abzusterben, erscheint sie ganz weiß, zumal nach und nach die Blätter abfallen, und die Fruchtähren allein übrig bleiben. Arme Leute sammeln in manchen Gegenden im Frühjahre die Blätter, und essen sie Statt eines andern Zugemüses.

5) **Bestäubte Zwittermelde mit roth gestreiften Stengeln, grüner Gänsefuß**, C. viride L., hat mit der vorigen gleichen Geburtsort, und fast gleiches Ansehen. **Stengel:** aufgerichtet, zweigicht, grün, an den Ecken aber purpurfarbig, ist vielleicht von der vorigen Art nicht unterschieden.

6) **Stinkende Zwittermelte mit vielzackichten Blättern, unächter oder gemeiner Gänsefuß**, C. Stramonii fol. C. hybridum L., hat ihren Geburtsort mit der vorigen gemein, ist auch jährig und macht große und breite Stöcke. **Blätter:** dunkelgrün, nicht bestäubt, ey- oder herzförmig, in 7—9 große spitzige Zacken abgetheilt. **Blumen:** in ästigen, nicht ganz nackenden Trauben. Wenn der Saame reif ist, erscheinen die Knöpfchen purpurfarbig. Der Geruch der Pflanze kömmt mit dem Stechapfel überein, daher sich leicht vermuthen läßt, daß die Pflanze schädlich sey. Trajus hat schon angemerkt, daß ihr Genuß den Schweinen tödtlich sey; daher sie auch von einigen **Sautod**, oder, wegen der Blätter **Neunspitze** genannt worden. Beyde Namen erhält aber auch die dritte Art.

7) **Gestreckte, graue Zwittermelte, eisengrauer Gänsefuß**, Atriplex angustifolia laciniata, C. glaucum L., wächst vorzüglich auf Miststäten häufig, und treibt gestreckte Stengel. **Blätter:** eyrund-länglich, ausgeschweift, denen der Eiche ähnlich, eisengrau. **Blumen:** in nackenden, einfachen, knäuelförmigen Trauben, blühen fast in allen Sommermonathen.

8) **Gestreckte Zwittermelte mit ganzen eyförmigen Blättern, vielsaamiger Gänsefuß, Stauderich**, Blitum polyspermum, C. polyspermum L., ist auf den Feldern und Aeckern ein gemeines Unkraut, und besaamet sich jährlich durch den häufig ausfallenden Saamen. **Stengel:** wo nicht immer, doch mehrentheils, gestreckt. **Blätter:** eyförmig, et-

was rauch, völlig ganz. **Blumen:** in den Winkeln der Blätter, in zweytheiligen, blattlosen Trugdolden, grün. Die Fische sollen diese Pflanze gern genießen, daher sie von einigen in die Teiche gelegt wird.

9) **Stinkende gestreckte Zwittermelte, stinkende Melte, Hundsmelte, stinkende Hure, Schaam-, Mauzen-, Buhl-, Bocks-, Wühlkraut,** C. Vulvaria L., wächst an ungebaueten Oertern. **Wurzel:** jährig, fasericht. **Stengel:** gestreckt, lang, mit vielen, gleichfalls gestreckten, Zweigen besetzt. **Blätter:** einigermaaßen viereckicht geschoben, oder mehr eyförmig, meistentheils völlig ganz, zuweilen mit wenig Zähnen besetzt, und mit weißlichtem Staube gepudert. **Blumen:** in knäuelförmigen Büscheln, mit platt ansitzenden Blüthknöpfchen. Der besonders stinkende Geruch dieser Pflanze macht diese Art leicht kenntlich. Denn er ist so durchdringend, daß die Finger, welche nur die Pflanze berühren, lange Zeit damit angesteckt bleiben. Fuller hat den Gebrauch bey Mutterbeschwerungen empfohlen, und die Pflanze mag auch wohl bey Nervenkrankheiten zuträglich seyn. Man empfiehlt besonders die daraus bereiteten Clystiere; Tournefort lobet die mit Branntwein davon verfertigte Essenz in ähnlichen Krankheiten.

Außer diesen bey uns wild wachsenden Arten ist noch zu bemerken:

10) **Leinblätterichte Zwittermelte, Besenflachs, Studentenkraut, Belvedere, Sommercypresse, besenartiger Gänsefuß,** C. linifolio, C. Scoparia L. **Vaterl.:** Griechenland, Japan, Crain. **Stengel:** zahlreich, aufrecht, dicht mit Zweigen besetzt, welche von unten auf pyramidenförmig geordnet sind, eine 2—3 F. hohe Pyramide bildend, sehr reichlich belaubt. **Blätter:** sehr schmal, strichlanzettförmig, flach, glatträndig, von lieblicher lichtgrüner Farbe. **Blumen:** in Aehren, klein, grünlich. Diese schöne Pflanze hat das Ansehen eines jungen Cypressenbaumes, und ist sehr verzierend. Ihre Schönheit höret aber mit der Blüthe auf. Denn alsdann schwellen ihre Saamenkerne bald auf, beugen die Zweige mit ihrem Gewichte nieder, und benehmen ihr ihre Einförmigkeit und Schönheit. Um diese Zeit müssen also die Pflanzen ausgerissen, und nur einige derselben zum Saamen beybehalten werden.

11) **Grannichte Zwittermelte, Gänsefuß mit Grannen,** C. aristatum L. **Vaterland:** Sibirien, Virginien. **Stengel:** äsig, kaum 1 F. hoch. **Blätter:** saftig, lanzettförmig, ein wenig fleischicht, glatträndig, stumpf. **Blumen:** in zweytheiligen, runden, bärtigen Büscheln.

12) **Ausdauernde Wurmzwittermelte,** C. anthelminticum L. **Vaterl.:** Pensylvanien, Buenos Ayres. **Stengel:** etwa 1½ F. hoch. **Blätter:** eyrund-länglich, gezähnt. **Blumen:** auf den Enden der Stengel, in dichten, unblätterigen Trauben, klein. Diese Pflanze verdient Achtung. Sie ist dem Geruche nach mit dem Botryskraute verwandt, doch ist solcher bey der unsrigen mehr unangenehm, und der Saame wird in Pensylvanien den Kindern wider die Würmer mit Nutzen gegeben, und zwar, wie Kalm berichtet, also: Der Saame wird in Branntwein gelegt, nach einer Stunde wieder heraus genommen, getrocknet, und den Kindern entweder in einem durch Sy-

rup

rup versüßtem Biere, oder sonst in einem andern Getränke, gegeben.

Das dritte verwandte Geschlecht ist die **Strauchmelde**, oder **Stauderich**, Atraphaxis L. Hievon sind 2 Arten bekannt:

1) **Stachlichte Strauchmelde**, A. orientalis, A. spinosa L. **Vaterl.**: Medien, an den Flüssen; ist daran hauptsächlich kenntlich, daß die Aeste sich mit einem geraden, grauen Stachel endigen.

2) **Unbewehrte Strauchmelde**, A. inermis oder undulata L. **Vaterl.**: Vorgebirge der guten Hoffnung. **Stengel**: treibt zwar holzichte, aber schwache, eckichte, gestreifte Aeste, die angeheftet werden müssen, wenn sie nicht auf der Erde kriechen sollen. Die Aeste endigen sich mit Blumenähren, und zwischen den Blüthen sitzen ganz kleine, spitzige Deckblätter. Beyde Arten müssen im Scherbel, und den Winter über im Glashause unterhalten, und durch Zweige vermehret werden.

Menschenraub, ist vorhanden, wenn Jemand sich der Person eines andern bemächtigt, um durch deren Entfernung sich gewisse Vortheile zu verschaffen, oder ihr, oder ihren Angehörigen, wegen vermeintlich erlittener Beleidigung, Unannehmlichkeiten zu verursachen. Dahin gehört auch, wenn Jemand Kinder den Aeltern raubt, um sie in einer andern Religion zu erziehen. Ein solcher soll so lange zur gefänglichen Haft gebracht werden, bis er dieselben wieder herbey schafft. Unbefugte gewaltsame Werber, Bettler und Bettlerinnen, welche Kinder stehlen, um sich derselben zum Betteln zu bedienen, ingleichen diejenigen, welche sich der Kinder bemächtigen, um sie zu berauben, machen sich dieses Verbrechens schuldig. Wer einen Menschenraub begeht, soll so lange mit Gefängniß oder Festungsarrest belegt werden, bis der Geraubte seine Freyheit wieder erlangt hat. Wird der Geraubte wieder frey: so findet gegen den Räuber, nach Verhältniß der Zeit, während welcher der andere seiner Freyheit beraubt gewesen, und der übrigen demselben wiederfahrnen bessern oder schlechtern Behandlung, drey- bis zehnjährige Festungsstrafe Statt. Ist keine Hoffnung, daß der Geraubte wieder in Freyheit kommen werde: so muß der Räuber lebenswierige Festungsstrafe leiden. Diese Strafe wird bis auf 10 Jahre vermindert, wenn der Geraubte dennoch wieder frey, oder wenn zuverläßig bekannt wird, daß sich derselbe in keiner unglücklichen Lage befindet. Dagegen hat der Räuber die Strafe des Schwerdts verdient, wenn durch den Raub der Tod des Geraubten veranlaßt worden, und der Räuber die Todesgefahr vermuthen können. A. L. R. Th. II. Tit. XX. §. 1083 ff.

Mensur, das Zeitmaaß bey verschiedenen Künsten. 1) Beym Tanzen die Distanz von einem Fuß, Hand oder einem Gliede zu dem andern durch alle Bewegungen verhältnißmäßig hindurch. Nächst diesem heißt es auch der Zwischenraum, oder die Entfernung im Tanzen von einer Person zur andern, durch alle Glieder durch, auch wohl der Personen gegen den Tanzplatz, wie auch in den Figuren. 2) In der Fechtkunst ist Mensur die zu beobachtende gehörige Weite zweyer Fechtenden, daß man nicht zu kurz stoße. 3) In der Reitkunst das gehörige Verhältniß, welches ein Pferd in allen seinen Bewegungen, sowohl bey als über der Erde halten soll, daß seine Bewegungen in Gleichheit unterhalten werden, und daß eine von diesen

Bewegungen einmal so viel Erde fasse, als das anderemal, nicht ein Satz hoch, der andere niedrig; einer langsam, der andere geschwinde; sondern recht nach einem Ebenmaaß verrichtet werden.

Mergel, eine Erdart, welche im verschiedenen Sinne so genennet wird. Eigentlich sollte diejenige Art, welche beynahe aus gleichen Theilen Thon und Kalkerde besteht, Mergel heißen; wenn aber in der Mischung eine dergleichen Erde, der Thon oder der Kalk, die Oberhand hat, und noch dazu eine andere Erdart, z. E. Sand oder Gyps, beygemischet ist, so ist es sehr gut, wenn man eine solche Mergelart mit einem Beynamen bezeichnet, um sie recht genau von andern zu unterscheiden. So ist im H. V. B. I. S. 539. der Mergel nach seiner Zusammensetzung namentlich geordnet zu finden: 1) Eigentlicher Mergel, d. i. halb Kalk, halb Thon. 2) Thonmergel, über $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Thon, der Rest Kalk. 3) Kalkmergel, über $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Kalk, der Rest Thon. 4) Gypsichter Mergel, hiebey $\frac{1}{4}$ Gyps. 5) Gypsichter Thonmergel. 6) Sandmergel, $\frac{1}{2}$ Sand, $\frac{1}{2}$ Mergel. 7) Sandichter Mergel, wo $\frac{1}{4}$ Sand beygemischt ist. 8) Sandichter Thonmergel. 9) Sandichter Kalkmergel. Sind über drey Theile Kalk mit Thon, oder über drey Theile Thon mit Kalk vermischt: so höret der Name Mergel auf, und alsdann heißt die Vermischung entweder thonichter Kalk, oder kalkichter Thon; oder wenn der Sand über drey Theile beträgt, und das übrige aus Kalk und Thon besteht: so wird die Vermischung kalkicht-thonichter Sand genannt.

Da nun der Mergel nicht einerley Art ist: so muß, wenn er zur Düngung der Felder gebraucht werden soll, die Beschaffenheit des Bodens und die Art des Mergels gegen einander verglichen und beurtheilt werden, welche Art des Mergels anzuwenden seyn könne. Für einen lehm- oder Thonboden, der nicht viel Sand hat, wird ein Kalkmergel oder sandichter Kalkmergel; für einen sandichten Boden aber der eigentliche Mergel und Thonmergel am besten seyn. Der eigentliche Mergel, welcher aus Kalk und Thon fast zu gleichen Theilen bestehet, kann für jeden Boden gut seyn, falls das Erdreich nicht allzu fett, oder in einem andern Falle allzu lehmicht oder thonicht ist. Ein sehr starker, bindender, lehmichter Boden muß aufgelockert werden, weshalb ihm eine sandichte Mergelart am dienlichsten ist; da hingegen der sandichte Boden durch den eigentlichen Mergel oder auch Thonmergel mehr gebunden und fester gemacht werden kann.

Da aber Thon und Kalk nicht wesentlich, sondern nur werkzeuglich (s. H. V. B. 1. S. 593 ff.) zur Fruchtbarkeit des Erdbodens beytragen: so muß der Acker wechselsweise, einmal mit Mergel und darauf mit Mist; oder mit beyden zugleich, jedoch in letzterm Falle mit beyden minder reichlich, gedünget werden. Wird der gewöhnliche Viehmist ganz bey Seite gesetzet: so entstehet davon eine gänzliche Entkräftung des Ackers, welches einem solchen Verfahren bereits in den ältern Zeiten den Namen des Ausmergelns zugezogen hat; wie wohl auch der Acker durch den Gebrauch einer unrechten Mergelart zu Tode gemergelt werden kann, welches auch geschiehet, wenn zu viel auf einmal, oder zu oft hinter einander, auf den Acker geführet wird.

Die Farben des Mergels sind gar vielerley, weiß, weißlich, grau, gelblich, licht-

lichtgelb, dunkelgelb, röthlich, fleischfarben, lichtroth, roth, dunkelroth, grünlich, bläulich und schwärzlich. Um aber dem gemeinen Manne ein Kennzeichen an die Hand zu geben, woran er den Mergel, wenn er auf seinem Grund und Boden eine Art vorfinden kann, gleich erkennen muß: so ist es dieses, daß er, in Ermangelung des Scheidewassers, nur guten Essig aufgießen und sehen muß, ob sein vermeynter Mergel damit aufbrauset, weil jede Mergelart mit dem Sauern aufbrausen muß. Endlich ist noch zu wissen, daß der eigentliche Mergel, nebst einigen andern Arten, am besten anschlägt, wenn man ihn, nachdem er aus der Mergelgrube zu Tage gebracht worden, noch ein Jahr an der freyen Luft liegen und einige Mal umschüppen läßt, bevor der Acker damit bedünget wird.

Messing, ein durch Kunst aus Kupfer und Zink oder Gallmey, so eine zinkische Erde ist, bereitetes Metall. Ein guter Messing muß geschmeidig, weich und kupferreich seyn, ins Röthliche fallen, und nicht mit Gallmey übersetzt seyn, als wovon er bleich und weißgelb wird, im Feuer eher verbrennt und nicht so dauerhaft ist. Das Kupfer muß ohne Bley und Eisen seyn, daher das Schwedische und Ungarische, als das beste, zum Messingmachen genommen wird. Der aus Kupfer und Gallmey bereitete Messing ist geschmeidiger, als derjenige, so aus Kupfer und Zink gemacht worden. Der schönste und beste Messing wird aus Tutia, so ein aus Zinkblumen und halbmetallischen Zinktönern bestehender Ofenbruch ist, und aus Kupfer, gemacht, und eigentlich Aurum sophisticum genannt. Der Messing wird an vielen Orten in Deutschland gemacht.

Metalle, Metalla, sind und heißen diejenigen Körper, welche unter allen natürlichen Dingen die größte Schwere haben, im Feuer fließen, an der Luft mit einer convexen Fläche erhärten, und auf ihrer Fläche ein glänzendes Ansehen haben. Sie sind vollkommen oder unvollkommen. Vollkommene heißen, welche sich unter dem Hammer treiben und ausdehnen lassen. Zu diesen gehören Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Bley und Zinn. Auch wird das seit einigen Dekaden bekannt gewordene, und aus Amerika gebrachte Metall, das Platina genannt wird, zu den vollkommenen Metallen gerechnet. Unvollkommene Metalle heißen diejenigen, welche zwar die Eigenschaften, die die Metalle von andern natürlichen Dingen unterscheiden, an sich haben, aber von den vollkommenen darin unterschieden sind, daß sie unter dem Hammer sich nicht treiben und ausdehnen lassen, und überhaupt der Zerstörung leichter unterworfen sind; sie werden deswegen Halbmetalle genennet. Man rechnet zu selbigen Zink, Wißmuth, Spießglas, Kobolt und Queckſilber; auch kann der Arsenik, wenn er sich in metallischer Gestalt befindet, dahin gezählet werden, und nach Cronstedts Meynung wird als ein besonderes Halbmetall der Nickel betrachtet und zu dieser Classe gezählet. Die vollkommenen Metalle theilet man wieder in edle und unedle. Jene sind, welche auf der Kapelle bestehen, und überhaupt im Feuer und Luft am dauerhaftesten und unveränderlichsten bleiben; und dieses sind allein Gold und Silber. Die unedlen Metalle aber, zu welchen Kupfer, Eisen, Bley und Zinn gehören, bestehen nicht auf der Kapelle, werden von Feuer und Luft zerstöret und verwandeln sich im Feuer theils in Rauch,

theils

theils in Kalk und Erden, theils in Schlacken oder glasartige Massen. Die Metalle werden entweder gediegen oder vererzet aus der Erde gebracht. Ein vererztes Metall oder Erz ist eine Vermischung der Metalle mit andern mineralischen Körpern, wodurch sie ihres metallischen Glanzes, Klanges und Geschmeidigkeit beraubet worden. Unter den vererzenden Materien sind die vornehmsten: Schwefel und Arsenik; bisweilen Erden und auch die Metalle unter einander selbst. Bisweilen ist ein Metall durch Schwefel und Arsenik zugleich, bisweilen aber nur durch eines dieser Körper vererzet, und bisweilen finden sich auch zwey und mehrere Metalle, auch wohl unmetallische Erden in einer Vermischung mit einander verbunden. Der Schwefel wird fast bey allen dergleichen Vermischungen gefunden; doch glaubt man gemeiniglich, daß derselbe niemals mit Zinn, Wißmuth und Kobolt verbunden gefunden werde.

Metalle, edle, unter dieser Benennung ist in der Regel unverarbeitetes Gold und Silber gemeynt. A. L. R. Th. I. Tit. II. §. 19.

Metallglas, ein aus Metall, oder metallischen Körpern geschmelztes Glas, dergleichen die Fritte ist.

Metallgold, das zu feinen Blättern geschlagene Messing.

Metallmutter, die Mineralien, als: Hornstein, Feuerstein, kalk- und gypsartige Steine, Gneist, Quarz, Spath, Blende u. a. m., womit die Erze umgeben sind, und mit und unter dem Erze brechen.

Metallsilber, das aus feinem Zinn oder weißen cementirten Kupfer geschlagene Blattsilber, welches zu schlechter Arbeit, wie das Metallgold von den Vergoldern, gebraucht wird.

Metope, Griech. Zwischentiefe, heißt bey der Baukunst insgemein der Raum zwischen den Kälberzähnen, Triglyphen und Kragsteinen. Der Raum zwischen Triglyphen oder Balkenköpfen muß billig so hoch als breit seyn.

Mett, in einigen Gegenden, das reine vom Fette abgesonderte Fleisch; daher **Mettwurst,** eine aus dergleichen gehacktem Fleische verfertigte Wurst, wenn sie noch ungeräuchert ist.

Metze, der 16te Theil eines ganzen Scheffels. Da aber der Scheffel nicht überall gleich groß ist: so sind sich die Metzen gleichfalls nicht gleich.

Metzkasten, derjenige Kasten in der Mühle, worin der Müller seine Mahlmetzen, die er für das Mahlen bekommt, einschüttet; daher **Metzner,** derjenige Mühlenbursche, welcher in einer großen Mühle das Metzen verrichtet, und an einigen Orten auch der Mehlmeister genannt wird.

Meute, eine Parthie Jagdhunde bey der Parforcejagd, von ohngefähr 50 — 60 oder mehrern Stücken.

Meve, eine bekannte Art Wasservögel, wovon im Auslande gar viele Arten gefunden werden. Wir bemerken nur allein unsre gemeine Meve, die sich auf unsern Flüssen, Seen und großen Teichen findet. Sie wird gemeiniglich bey uns Fischmeve genannt. Rücken und Deckfedern sind aschgrau, an den Ohrgängen, unterm Halse, am Ende des Schnabels ist sie etwas schwarz, das übrige schneeweiß; der Schnabel ist korallenröthlich, und so auch die Füße. Sie schwebet im Flie-

gen

gen immer über dem Wasser hin und her, schnappet die Fische auf und unter dem Wasser, wie ein Pfeil, weg; daher sie auch Fischer, und Fischahrmeve, heißt. Sie verlieret sich im Herbste, und kömmt im Frühjahre zeitig wieder.

Milbe, oder **Micte**, ein kleines mit bloßen Augen kaum zu sehendes Thierchen, welches sich in der Rinde alter Käse, und in andern Speisen, aufhält. Man nennet aber auch so das ganze Geschlechte ungeflügelter Insecten, wovon Linnäus 35 Arten anführt, und wovon die meisten auch Läuse genannt werden, weil sie meistentheils in Ansehung der Lebensart, und vielmals auch der Größe, mit den eigentlichen Läusen einigermaaßen übereinkommen. Diejenige Milbe, welche man in einigen Gegenden auf Hunden und Rindern antrifft, Acarus reduvius L., hat einen röthlich grauen, oder ziegelrothen, platten, chagrinartigen, mit einigen Härchen besetzten Körper. Auch wird auf Hunden, Rindern, Schafen und einigen andern Thieren noch eine andere Art gefunden, Acarus ricinus L., die einen eyförmigen Körper und eine bräunliche oder gelbliche Farbe hat. Die **Käsemilbe**, Acarus siro L., welche mit bloßen Augen nur wie ein kleines Stäubchen aussiehet, hat einen haarigen, fast durchscheinend gelben, vorn gegen den Kopf zu spitzigen, hinter her aber dicken, runden Körper, und rauchhaarige Füße.

Unter den übrigen Milben, welche sich theils auf Pflanzen, theils auf Vögeln, Insecten und andern Thieren aufhalten, und größtentheils noch nicht hinlänglich untersucht worden sind, verdienen noch einige bemerkt zu werden, die, entweder wegen ihres Gespinstes, oder wegen ihrer schädlichen Wirkungen auf die Gesundheit der Menschen, merkwürdig sind. Diejenigen weißen, dem Spinnegewebe ähnlichen Fäden, welche gegen Ende des Sommers in der Luft herum fliegen, und im gemeinen Leben unter dem Namen des fliegenden Sommers bekannt sind, sollen nämlich von einer Milbe herrühren, die vom Linnäus dieserhalb Acarus telarius, und von Müllern **Spinner**, genannt wird. Sie ist nicht viel größer als die Käsemilbe, und hat einen röthlichen, durchsichtigen Körper, welcher hinten an beyden Seiten mit einem braunen Flecken bezeichnet ist. Diejenigen Gewächse, auf denen man dergleichen Milben antrifft, sind gemeiniglich sehr stark besponnen, und das ist die Ursache, warum man ihnen dieses Gespinnst zuschreibt.

Noch sind diejenigen kleinen Milben merkwürdig, wovon die eine Art von Linnäus Acarus dysenteriae, und von Müllern die **Ruhrmilbe**, genannt wird. Sie hat einen glasartigen Körper, und einen, mit vier langen bürstenartigen Härchen besetzten Aster. Jeder Fuß ist hinten mit zwey Härchen versehen. Diesen kleinen Milben, welche an Größe den Käsemilben gleichen, und sich gern in hölzernen Kannen und Bierfässern aufhalten, wird von einigen Schriftstellern, wie schon aus dem gedachten Namen erhellet, die Entstehung der Ruhr zugeeignet. Die andere Art Milben, von welchen Krankheiten herrühren sollen, heißt beym Linnäus Acarus exulcerans, die **Ausschlagsmilbe**. Sie ist, wie die vorhergehende, überaus klein, hat kurze Vorderfüße und lange bürstenartige Hinterfüße. Sie wird vorzüglich von einigen Aerzten für die Ursache der bösartigen Krätze gehalten.

Milch, ein weißer, ölichter, mehr oder weniger dicker oder dünner und flüßiger Körper in den Brüsten der Menschen und Eutern der Thiere. Sie besteht aus drey verschiedenen Grundstoffen, nämlich aus dem oben aufschwimmenden **Raam, Milchraum** oder **Sahne**, Cremor, ferner aus den **Molken, Schotten**, oder **Wadeke**, Serum, und endlich aus dem gröbsten Theile, oder dem **Käse**, Caseus. In der Haushaltung stehet die Kuhmilch bey uns im ersten Range, indem wir unsre Butter und Käse daraus verfertigen; sodann folgt die Schafmilch, und endlich die Ziegenmilch, welche letztere aber mehr zum Käsemachen, als zur Butter, angewendet wird. Wie aber Milch, Butter und Käse als Hauptproducte der Viehzucht zu behandeln sind, davon ist alles Wissenswerthe in der H. M. B. IV. zu finden.

Mispelbaum, Mespilus, ein Fruchtbaum, der unter einer jeden Sammlung von Fruchtbäumen seine Stelle verdienet; er wird gemeiniglich voll- oder hochstämmig, seltner spalierförmig gezogen. Wenn der Baum aus seinen Kernen erzogen werden soll: so bringt man letztere im späten Herbste 1 Z. tief in die Erde, da sie denn meistens im folgenden Frühjahre aufgehen. Man pfropft oder oculirt aber auch bekannte gute Sorten auf Birn-, Quitten- oder auch auf Weißdornstämme, wobey nicht nur jede Sorte in ihrer ächten Art verbleibet, sondern auch eher Früchte erhalten werden. Es vollenden aber die Mispeln ihr Wachsthum am Ende des Octobers, oder im Anfange des Nov. Damit sie eßbar werden, legt man sie zum Theil in feuchte Kleye, zum Theil in trocknes Stroh oder in Betten, zum Theil aber auf das gewöhnliche Obstlager. Die in Kleye gelegten pflegen dann schon in 2 — 3 Wochen, die übrigen aber nachher nach und nach mell und eßbar zu werden.

Zu dem Geschlechte dieser Bäume gehöret noch 1) der **immergrünende stachlichte Mispelbaum**, welcher unter dem Namen: Mehlfäßleinbaum, angeführet worden ist. 2) **Virginischer Mispelbaum mit Erdbeerblättern**, M. arbutifolia L., hat eine kleine, anfänglich rothe und zuletzt mehr braunrothe Frucht. 3) **Canadischer Mispelbaum mit verkehrt eyförmigen Blättern.** M. Canadensis L. 4) **Zwergmispel mit völlig ganzen Blättern, wilde Quitte, Bergquitte**, M. Cotoneaster L. Die im Aug. reifen Beeren sind unschmackhaft, roth, einer Erbse groß. 5) **Zwergmispelbaum mit eingekerbten Blättern**, heißt auch bey einigen **wilde Kutten**, Chamae-mespilus L. Die Frucht ist schwarz, aber durchaus mit weißlichen Haaren besetzt, und soll zum Essen taugen.

Mißpickel, weißer Kies, arsenikalischer Kies, ein arsenikalisches Erz, so aus Arsenik, Eisen und einer unmetallischen Erde besteht. Es fällt dasselbe in allerley, meist würflichter, Figur vor.

Mist, Viehmist, animalischer Dünger. Dieser besteht aus den Auswürfen der verschiedenen Hausthiere, welche salzige, ölichte und irdische Theile enthalten, die nebst den wässerichten Feuchtigkeiten den Grund aller Fruchtbarkeit ausmachen. Um die Auswürfe der Thiere gut zu erhalten, werden sie mit Stroh vermischt, wozu nicht jede Art von gleicher Güte seyn kann. Es sind Oerter und Gegenden,

genden, die, nach der besondern Beschaffenheit ihrer Aecker, bald mehr, bald weniger gewinnen. Es ist aber doch immer nicht einerley, das Streustroh von der am meisten vorräthigen Sorte nehmen zu wollen. Es sey der Fall z. B. daß man an diesem oder jenem Orte mehr Weizen, als Roggen, bauete, und daher mehr Weizenstroh erübrigen könnte, ersteres auch in wohlfeilerm Preise, als dieses, wäre: so würde man dennoch dem Roggenstrohe zum Mistmachen den Vorzug einräumen, und dieß lieber als Weizen- und Sommerstroh, d. i vom Sommergetreide wählen, müssen. Der Grund hiervon bestehet darinn, daß das Roggenstroh, wegen seiner festern Beschaffenheit, die salzichten und ölichten Theile der Thierauswürfe enger einschließt, und solche nicht bald wieder fahren läßt. Zwar werden alle übrige Stroharten nur gedachte Salze und Oele leichter einziehen, weil sie poröser sind; allein sie verfliegen auch dagegen desto geschwinder. Daher kommt es denn auch, daß Mist aus Weizen-, Gersten- und Haberstroh, wenn er auf dem Hofe, außerhalb des Stalles, zu liegen kommt, sich vermindert und gleichsam verschwindet. Diese Stroharten werden freylich weit geschwinder die Säfte der thierischen Auswürfe, als das Roggenstroh, einsaugen, und im Acker in der ersten Tracht ziemliche Dienste thun. Allein dieses ist gar nicht von Dauer, die salzichten und ölichten Theile verfliegen zu früh; dagegen beharren sie in dem Roggenstrohe, vertheilen sich nach und nach im Acker, so daß man die Wirkungen dieses Strohes im Miste einige Jahre hinter einander noch verspüren kann.

Wie es fehlerhaft ist, zu wenig Stroh einzustreuen: so ist es ebenfalls kein geringer Fehler, wenn zu viel eingestreuet wird. Man will nämlich durchs Einstreuen zwo Absichten erreichen; die eine ist, daß das Vieh ein reinliches Lager haben möge, als wovon ein großer Theil seines Gedeihens abhängt; die andere aber bestehet darinn, daß Mist gemacht werde, welcher die Auswürfe des Viehes, und Stroh, zu Bestandtheilen hat. Die erste Absicht wird hinlänglich erreicht, wenn nur eben so viel Stroh eingestreuet wird, als nöthig ist, daß die Thiere nicht naß, oder unreinlich liegen mögen. Es wird aber dennoch das Einstreuen zum Reinlichhalten der Thiere, nach Beschaffenheit des Futters, bald mehr, bald weniger Stroh erfordern. Im Winter, wenn das Hornvieh allein mit Heu oder Stroh unterhalten wird, bedarf es weniger Streustroh, als im Sommer, wenn es von grünem Futter leben muß. Hievon wird der Auswurf feuchter und dünner, und erfordert daher, wenn zumal die Stallfütterung eingeführet ist, leicht noch einmal so viel Stroh, als wenn es von trocknem Rauchfutter leben muß. Die zweyte Absicht des Einstreuens ist das Mistmachen. Hier muß man nicht denken, daß, jemehr Stroh eingestreuet wird, auch desto mehr Mist gemacht werde. Nach dieser Idee dürfte nur das bloße Stroh auf den Hof hingestreuet, und zu seiner Zeit zum Düngen des Ackers fortgefahren werden. In Ansehung des Mistmachens soll das Stroh dazu dienen, wie eben zuvor gesagt worden, daß es das Vehikel des thierischen Auswurfs sey. Wenn daher so viel Stroh eingestreuet wird, daß es zu dieser Absicht hinreichend ist, so entstehet daraus die rechte Güte des Mistes, welche vermindert wird, je mehr Stroh in dem Miste ist. Hiernächst soll auch der Mist in Gährung kommen, bevor er auf den Acker hingefahren wird. Allzu vieles Stroh im Miste

würde machen, daß solche Gährung zu spät oder zu schwach erfolgen würde. Eine Ausnahme machen die Schaafe, welchen man reichlicher, als den übrigen Thieren, einzustreuen pfleget. Da sie im Stalle nicht angebunden sind, u. frey umher laufen, auch gemeiniglich in den Ställen dicht beysammen sind: so treten sie mit ihren spitzigen Füssen das Stroh und ihre Auswürfe fest zusammen, daß das Stroh in Vermischung mit denselben geschwinder in Gährung kommen kann. Wo große Schäfereyen sind, und die Hämmel in besondern Ställen ohne die Schaafe allein gehalten werden, da wirft man ihnen, weil sie gute Zähne haben, und nicht so gut als tragende oder säugende Schaafe gefüttert werden dürfen, Roggenstroh reichlich in die Raufen, damit sie das Beste sich heraus suchen, besonders aber die Aehren abbeißen mögen. Was sie übrig lassen, wird von dem Schäfer im Stalle täglich umher gestreuet. Wenn die Schaafe des Sommers geweidet, oder mit Futterkräutern zu Hause gefüttert werden: so macht das grüne Futter, daß sie theils mehr Urin lassen, theils ihr Auswurf dünner ist. Dieserhalb muß ihnen in solcher Jahreszeit mehr Stroh untergestreuet werden, als wovon man auch mehrern und bessern Mist als im Winter, erlanget. Da der Schaafmist gemeiniglich für den besten gehalten wird: so sind viele Oekonomen auf dessen Vermehrung auf alle Weise bedacht. Wenn es ihnen dahero am Streustrohe nicht mangelt: so lassen sie, wo nicht täglich, doch um den andern Tag, Mistgauche über allen Mist des Schaafstalles ausprengen, worauf sofort trocknes Stroh ziemlich dicke umher gestreuet wird. Ein sehr gutes Mittel, den Dünger zu vermehren! Es werden hölzerne kleine Tröge, oder Rinnen, dergleichen bey Brauhäusern üblich sind, um von außenher das Wasser hinein zu leiten, von der Mistpfütze an bis in den Stall, gelegt, am Ende desselben aber ein großer Trog von Stein oder Holz gestellt, aus welchem das einfließende Mistwasser geschöpfet und im Stalle ausgegossen wird; als welches das ganze Geschäffte so erleichtert, daß allenfalls nur eine einzige Person zur Vollendung derselben erfordert wird. Von solcher Anlage der Viehställe, daß der Urin in der Mitte derselben zusammen fließen, und sich zum besondern fernern Gebrauch sammeln muß, dergleichen besonders von den Schweizern geschieht, will ich nichts gedenken. Ich glaube, wir erreichen eben so gut die Absicht, die Auswürfe der Thiere zum Düngen zu nutzen, als jene, wenn wir das Flüßige derselben durch ordentliches Einstreuen dem Strohe einverleiben, und auf solche Weise nichts davon verloren gehen lassen. Nur darinn sind wir größtentheils in hiesigen Ländern noch sehr zurück, daß wir den aus den Ställen ausgetragenen Mist auf dem Hofe seinem Schicksale, der Luft, Sonne und dem Regen zu seiner offenbaren Entkräftung überlassen.

Da in geringen, auch wohl großen Landwirthschaften ein Mangel an hinreichendem Streustroh seyn kann: so hat man subsidiarische Materialien zum Einstreuen und Mistmachen aufzufinden gesucht, wovon die gewöhnlichsten hier angeführt werden. Schilf und Riedgras. Man findet beydes in sumpfichten Oertern oder stillstehenden Wässern, und trocknet es auf zum Einstreuen in den Viehställen. Das Riedgras ist hart, und daher eben so dauerhaft zum Miste, als das Roggenstroh. Die größte Art des Riedgrases wird in einigen niedersächsischen Gegenden Lüsch genannt,

nannt, und ist vorzüglich gut zum Einstreuen; das eigentlich so genannte Schilf ist zwar weicher, weil es aber sehr weich und nach dem Trocknen sehr zähe ist: so behält es die eingesogenen Säfte des Thierauswurfs desto länger in sich, weshalb es eine dauernde Besserung in den Aeckern ausmacht. **Kien- oder Kiefernadeln.** Diese sollten in magern sehr sandigen Nadelhölzern nicht zusammengeharkt, und zur Streu nach Hause nicht weggefahren werden. Denn sie sind die einzige Düngung und allmählige Besserung eines von Natur dürftigen Bodens. Diese Nadeln werden nach Bedürfniß aus den Wäldern in allen Jahreszeiten, wenn kein Schnee liegt, zusammengebracht, und dem Viehe entweder untergestreuet, oder auf dem Hofe mit dem übrigen Miste vermischt, und machen einen guten dauerhaften Dünger aus; sollten aber lieber in einem festen Boden als Dünger gebraucht werden, indem sie den leichten Boden zu sehr auflockern. **Baumlaub**, oder **Blätter** von Bäumen, die im späten Herbste abfallen, gesammlet, unter Obdach verwahrt, und zum Einstreuen in den Ställen gebraucht werden. Man begreift die verschiedenen Baumblätter unter dem allgemeinen Namen **Streulaub.** **Eichenblätter** sind in Eichenwäldern häufig zu finden und zusammen zu bringen. Wenn sie recht nützlich seyn sollen, müssen sie sehr lange im Miste liegen, bevor sie, weil sie sehr hart sind, Säfte einziehen. Auch liegen sie lange Zeit, ehe sie zum Gähren kommen. In einem sauern Boden taugen sie nicht, weil sie dessen Säure vermehren. Will man daher mit diesem Streulaube sicher gehen: so muß es ein Jahr in der Luft gelegen, und so seine meiste Säure abgelegt haben, ehe es eingestreuet wird. **Blätter von Lindenbäumen, Haselnüssen und Rüstern** sind zu sehr porös, daher sie einen Mist von nicht allzu langer Wirkung abgeben. Die Blätter vom **Welschen Nußbaum** sind, wo man sie in Menge haben kann, allen übrigen vorzuziehen, und enthalten viele Salztheile; man kann sie daher mit andern sehr kraftlosen Blättern vermischen. Das Laub von **Kastanienbäumen**, hauptsächlich der sogenannten Roßkastanien, kommt dem vorhergehenden am nächsten. Hierauf folgen die Blätter von **Weiden, Birken und Obstbäumen**, die sehr gut zum Einstreuen sind. Die von **Ellern** sind im frischen Zustande an und vor sich selbst schon ein guter Dünger, weil sie Oel und Salz enthalten. Getrocknet, oder im Herbste vom Froste zum Abfallen gebracht, enthalten sie weniger, und sind im trocknem Zustande nicht zähe genug, um beym Einstreuen die eine Absicht des Streustrohes, des Reinlichhalten der Thiere, damit zu erhalten. Sie sind zu zerreiblich dazu. In einem Düngermagazine sind sie besser zu gebrauchen. **Moos** von Wiesen und aus Nadelhölzern kann in vielen Gegenden sehr häufig, und von erstern zu Verbesserung der Wiesen nützlich zusammen gebracht werden, macht auch in den kalten Wintertagen eine Streu aus, welche sehr zum Warmhalten der Thiere tauget. Es ist sehr gut, mit dem Moose, so wie auch mit dem Streulaube und dem gewöhnlichen Strohe, abzuwechseln, daß man z. B. heute oder in dieser Woche mit jenen Materialien, morgen oder in der andern Woche aber mit dem gewöhnlichen Strohe die Streu dem Viehe mache, damit kurze und lange Materialien wohl unter einander vermischt, besser zur Fäulniß gebracht, und zuletzt auch bequemer zum Verfahren auf den Acker aufgeladen werden können; als

welches letztere mit geringerer Mühe und mit wenigerem Zeitverluste geschiehet, indem man mit der Mistgabel geschwinder aufladen kann, als mit Schaufeln oder Schüppen, welche nothwendig sind, wenn der Mist zu kurz ist, und kein Stroh enthält. Die **Queckenwurzeln**, Päthen, welche an manchen Oertern von einzelnen Bauern gar oft fuderweise in trockenen Jahren aus den Aeckern heraus gebracht werden, müssen an vielen Orten auch, nachdem sie getrocknet worden, ein Streumaterial abgeben. Wenn sie nicht auf dem Felde scharf getrocknet, und zu dem Ende dünne aus einander geworfen, auch einigemal gewendet werden, schlagen sie gern wieder aus, sobald sie beym Einstreuen Feuchtigkeit gewinnen; sicherer sind sie in den Schaafställen zu gebrauchen, worin sie von der Hitze des Schaafmistes bald getödtet werden. Man könnte sie aber doch weit nützlicher gebrauchen. Nicht zu gedenken, daß man Sandplätze damit begatten und in Wiesen verwandeln kann; so hat man daran das kräftigste Viehfutter, welches, nachdem sie wohl getrocknet, in der Scheune abgedroschen, ausgeschüttelt, und damit von der anhängenden Erde befreyet worden, entweder als Häckerling auf der Häckselade kurz geschnitten, und mit Strohhäcksel vermenget oder gebrühet den Kühen gegeben werden, daß sie den Trank davon saufen, und die Wurzeln hernach allein, oder mit Häcksel, fressen mögen. Sie übertreffen sogar den Klee zur Vermehrung der Milch. Hauptsächlich befinden sich die Absetzekälber sehr wohl bey dem Tranke von Quecken, wenn sie die Milch damit verwechseln, indem er eben so süß schmeckend als nährend ist. **Farnkraut**, Filix, wächset bey uns überall und häufig in den Waldungen, und kann sowohl frisch, als getrocknet dem Viehe untergestreuet werden. Schon in grünem Zustande, Statt des Mistes auf den Acker gefahren, thut es sehr gute Dienste, und ich weiß nicht, woher es kömmt, daß in manchen armen Sandgegenden, wo Stroh und Dünger sehr knapp sind, dieses in ihren Waldungen so häufige Unkraut, wovon ein einziger Mensch, binnen weniger Zeit als eine Viertelstunde, ein großes Fuder abmähen und zusammen bringen kann, so sehr verkannt wird. Da dieses Kraut auf dem dürresten Sande wächst: so könnte es auf dem Flugsande zu dessen Befestigung auch gesäet werden, und in der Folge zu einem Streumaterial, ja in Mißwachsjahren wohl gar dem geringern Landmanne zur Fütterung des Viehes, dienen. Denn der Bischof Gunner meldet, daß die Bauern in Norwegen und Finnland von verschiedenen Farnkräutern, sonderlich auch von dem so genannten Männlein, zur Herbstzeit die Wurzeln, welche einige Fuß tief gehen, einsammeln, und mit solchen, zumal wenn das Heu mangelt, Kühe, Schaafe und Ziegen füttern, auch der getrockneten Blätter, Statt des Heues, sich bedienen. Daß aber das Farnkraut eines der besten Düngungsmittel sey, kann man schon daraus schließen, daß es, wenn es verbrannt wird, doppelt so viel Salz, als viele andere Kräuter, giebt, und daher vorzüglich zum Glasmachen gesucht wird. Wo es daher zu finden ist, da sollte es entweder unter den Kühen zur Verbesserung und Vermehrung des Düngers gestreuet, oder einen großen Theil der Materialien eines Düngermagazins ausmachen. **Heide, Heidekraut**, Erica vulgaris L., welches auf magern Fluren sehr häufig gefunden wird, kann gleich, nachdem es abgehauen worden, eingestreuet werden. Ist es aber sehr lang: so muß es

nicht

nicht an der Erde zum erstenmal, sondern von oben nach unten zu in 3 Theilen abgeschnitten werden, wozu man sich alter Grassensen bedienen kann. Es dauert länger als ein Jahr, ehe es in der Erde verfaulet, wenn es im ersten Jahre gleich als Mist auf den Acker gebracht wird. Ist dieser daher leichter Art: so wird er davon zu locker gemacht, und kann in trocknen Jahren leicht schaden. In einem Düngermagazine, wo der Mist Zeit zu faulen hat, ist das Heidekraut sehr gut zu gebrauchen. **Besenartiges Pfriemenkraut, Rehkraut, Rehheide, Hasenheide, Genist,** (Genista scoparia, Spartium scoparium L.) wird bey uns sowohl in den Heiden, als sandichten Feldern an unbebaueten Oertern häufig gefunden, und enthält viele salzichte und harzichte Theile, weshalb es sehr gut zum Einstreuen und Düngermachen ist. Es werden die Gipfel der Stengel mit einer Sichel sehr bequem abgeschnitten und gesammelt, und am vortheilhaftesten grün eingestreuet. Noch besser aber wird dieser, nach nur beschriebener Art abgekürzte, Strauch in einem Düngermagazine gebraucht.

Mistgauche. Hierunter versteht man überhaupt das Wasser, welches auf den Viehhöfen in, neben oder auf den Miststäten sich befindet, und nicht überall, wie es seyn sollte und könnte, benutzt wird, da solches Wasser gleichsam als das Extract des Mistes angesehen, und daher sehr gut zum Düngen der Aecker, wie es bey den Schweizern besonders längst üblich gewesen, gebraucht werden kann. Zum Verfahren und zur Austheilung dieser Gauche, die bey den Schweizern Gülle heißt, dienen Fässer, die auf dazu verfertigten Karren fest gemacht sind. Oben ist ein großes, mit einem Deckel verwahrtes viereckichtes Loch, zum Eingießen. (Man kann bey uns von den Materialisten die gemeinen Thranfässer nehmen, ihnen allenfalls die bereits darinn befindlichen Spundlöcher lassen, und einen hölzernen Trichter zum Einfüllen aufsetzen. So braucht man auch nur einen gemeinen Bauerwagen, der unten ein Paar starke Stangen oder Bäume hat, worauf das runde Gefäß ruhet, oberhalb aber mit 2 schwächern Stangen eingeklemmt ist, so wie unsere Bierwägen in den Städten aus den Brauhäusern die Biertonnen oder Viertel umher fahren.) Hinten im Boden ist ein großer Hahn, und unter demselben ein hölzerner, einen Schuh breiter, im Boden mit vielen Löchern durchbohrter offener Kasten, dessen Länge gerade so groß ist, als die Entfernung der hintern Räder, so daß das äußerste Wagengeleiß richtig anweiset, wie weit das Begießen gegangen ist. (Der Hahn darf nur aus Holz seyn, wie ihn die Bauern an ihren Getränkgefäßen im Keller zu haben pflegen. Der vor vielen Jahren in Trachenau verstorbene Kammerrath von Schönfeld ließ von seinem Misthofe die Gauche auf immer aufs Feld zum Düngen fahren, und Statt des durchlöcherten Kastens ward bey ihm ein Bret gegen das Zapfloch gestellt, bey dessen Oeffnung die Mistgauche dagegen anspielen, und sich so vertheilen mußte. Der durchlöcherte Kasten bey den Schweizern ist aber, weil er die Gülle genauer vertheilet, vorzuziehen, und wenn nach nur vorgeschlagener Art auf unsern Bierwägen mehr Gefäße auf einmal fortgefahren werden: so macht man mit dem hintersten den Anfang. Ist dieses leer: so wird es bis nahe an der Hälfte, daß es nicht herab fallen kann, fortgeschoben, und der Kasten dem zweyten untergehängt, welches sehr gut angehet, weil kein

Wagen-

Wagenbret, sondern nur dicke Stangen oder Bäume die Gefäße tragen. Wäre es ein sehr langer Wagen, daß mehr als 2 Tonnen oder Gefäße darauf Platz hätten: so wird in der angefangenen Ordnung fortgefahren.) Kömmt man an diesen Fleck: so wird das Zugvieh sachte angetrieben, und der Hahn zugleich eröffnet, da dann das Land, wie mit der Gießkanne des Gärtners, begossen wird. Auf dem gefrornen Acker, oder einer eben nicht sumpfichten Wiese zieht ein mittelmäßiges Pferd oder ein Ochse einen solchen beladenen Karren ohne Mühe.

Miststäte auf dem Hofe. Die Ställe werden nach Beschaffenheit der Fütterungsart und der Anhäufung des Düngers, in kürzern oder längern Fristen, ausgemistet. Bey den Pferden geschiehet es täglich; bey den andern Vieharten nicht, außer was in eigentlich sogenannten Holländereyen in den Kühställen, oder bey solchen Kühen und Ochsen zu geschehen pflegt, welche vom Branntweinstranke oder gebrühetem Futter viel uriniren. Wo man den Kühen oder Ochsen nur trocknes Futter giebt, oder wo das Vieh auf die Weide geht, und nur zur Nachtzeit eingestallet wird, da darf der Mist nur wöchentlich, oder gar nur monatlich, einmal ausgetragen werden, und es ist schon oben gesagt worden, daß der Urin sich in dem Streustrohe einziehen müsse. Nur muß hiebey mit dem täglichen Einstreuen ein Unterschied nach dem Geschlecht der Thiere gemacht werden. Den Thieren weiblichen Geschlechts wird höher hinterwärts, denen die männlichen Geschlechts sind unter dem Bauche höher gestreuet, weil diesen der Urin hieselbst, und recht auf die Streu geht. Es sind Landwirthe, die ihre Rindviehställe so eingerichtet haben, daß die Krippen an beyden Enden in Stielen eingefalzet sind, und mittelst eingebohrter Löcher in diesen, wodurch starke Pflöcke gesteckt werden, wie man etwa dergleichen an den sogenannten Holzwuchten, womit das Bauholz auf- und abgeladen wird, hat, nach Bedürfniß erhöhet und erniedriget werden, um den Mist möglichst lange liegen zu lassen. Die Raufen sind ebenfalls von der Einrichtung, daß sie höher und niedriger gestellet werden können. Wird der Stall ganz ausgemistet: so hat die Krippe nebst der Raufe den niedrigsten Stand; je mehr aber der Mist anwächset, je mehr werden beyde von Zeit zu Zeit erhöhet. Diese Einrichtung hat ihre Vortheile vor der gemeinen Weise, da der ausgetragene Mist auf den Hof hingetragen und so gelegt wird, daß Luft, Sonne und von den Dächern abschießendes Regenwasser die besten Kräfte fort führen und ihn auslaugen muß. Hierzu kommt noch, daß, wenn dergleichen Ställe, Thorwege, an Statt der Thüren, haben, und der Mist mit Wagen auf der Stelle geladen und abgefahren wird, Zeit und Menschen gespart werden. Wollte man hierbey sagen, daß die Anhäufung des Mistes im Stalle durch Vermehrung übler Gerüche dem Viehe undienlich seyn müsse: so ist solches aller Erfahrung zuwider. Ein tägliches Ausmisten erreget weit mehr Gestank, indem der an- und aufgerührte Mist übler, als der still liegende, riecht, und hiermit täglich oder öfters die Luft verunreiniget wird. Tägliches und genugsames Einstreuen, da Morgens und Abends Koth und Urin verdeckt werden, lassen den verdeckten Mist, der immer fester wird, je länger er liegt, wenig oder gar nicht stinken. Zudem muß der Stall täglich, wenn es nicht frieret, geöffnet, und ein Luftwechsel

wechsel angebracht werden, wie ohnehin die Stallthüren offen bleiben, so lange das Vieh auf dem Hofe täglich, wie es seyn muß, eine Zeit lang herumgehen und sich verlüften muß. Die Miststäte sollte so angelegt seyn, daß der Mist darauf den Anfang zur Fäulniß zwar machen, aber nicht von seinen fruchtbar machenden Theilen verliehren könnte; sie muß daher weder zu hoch, noch zu tief, zwar feucht aber nicht naß, seyn. Wäre der Platz zu hoch, so müßte er etwas abgetragen, und mit Dielen oder Mauern eingefaßt werden, damit die Mistlake nicht abfließen könne. Um dieser letzten Ursach willen müßte auch der Boden, wenn unten loser Sand ist, mit Lehm oder Letten ausgelegt werden, um das Einziehen der Lake zu verhindern, es wäre denn, daß immer im Grunde Rasen oder andere gute Erde gelegt würde, um selbige von der Lake durchziehen und sodann auf den Acker ausfahren zu lassen. So wäre es ferner dienlich, die Miststäte wider die Sonne zu sichern, welches durch ein leichtes Obdach geschehen könnte, falls nicht ein genugsam hohes Gebäude oder mit Vorsatz dazu angesetzte Bäume, die Mittagshitze abhalten. Der geringe Landmann kann sich ein sehr leichtes, und wenig kostendes Schirmdach von 4 Haupt- oder Eckpfählen, deren die beyden, gegen die Mittagsseite gerichteten, kürzer als die hintern seyn müssen, mit eigner Hand anfertigen, und die Latten oder Stangen darüber mit frischen, nicht dick gelegten Quecken, die, wenn sie recht feste zusammengepreßt worden, ein grünes Dach darstellen, belegen. Schäben oder Ageln von Flachs, Schilf, zusammengeflochtene Reiser von Weiden u. dergl. sind auch gut. Ist der Hof mit Gebäuden eingeschlossen: so werden sie zur Regenzeit Ueberschwemmung machen. Dieserhalb muß man eigne Vertiefungen anlegen, worin sich dieses Wasser sammelt, falls sich nicht bequemer eine Abtheilung anbringen läßt, um das Regenwasser fort zu schaffen. Hat man besondere Wassersammlungen auf dem Hofe, so kann damit der Mist, zumal wenn jene höher lägen, nach Nothdurft angefeuchtet werden. Leidet dieses aber die Gelegenheit nicht: so muß man von der Wassersammlung bis zur Miststäte hin auf hölzernen Pfählen Rinnen legen, um das Wasser hinein zu schöpfen und es auf die Miststäte hinzuleiten. Wenn der Mist auf die Miststäte gebracht wird: so muß er überall gleich gemacht, und nirgends Lücken gelassen werden, als woraus nur Schimmel, der dem Acker nichts nützet, entstehet. Trocknes dazwischen gestreuetes Stroh taugt auch nichts, und macht ebenfalls leicht Schimmel. Kein Misthaufen, welcher über der Erde ohne Einfassung liegt, muß über 8 Schuh hoch angelegt werden, weil er, durch seine eigne Schwere, den Saft allzu sehr auspressen würde. Und da zu große Misthaufen bey einem starken Viehstande zuweilen in der Mitte vermodern: so muß man lieber mehrere anlegen. Ist die Lage des Hofes an und für sich selbst zu niedrig: so müssen die Misthaufen über der Erde angelegt, und entweder mit Bretern oder Bohlen eingefaßt, oder mit einem Geländer von Stangen umgeben werden, damit das Hornvieh und die Schweine sie nicht aus einander werfen. Diese Einfassung kann bey dem geringen Landmanne ganz simpel also seyn: Er schlägt, nach der dem Misthaufen zu gebenden Figur, rings herum Zaunpfähle ein. Innerhalb derselben legt er eine Schicht Bohlen nach der andern, nachdem die Schichten von Mist innerhalb sich erhöhen.

höhen. Wenn innerhalb der Bohlen Lehm oder andere gute Erde, etwa 1 Fuß breit, nach und nach, wie der Mist immer höher kömmt, gelegt wird: so wird die Kraft des Düngers desto besser zusammen gehalten, und zugleich dieß bewirket, daß er desto eher faulen muß. Im Sommer kann auch ein so eingefriedeter, oberwärts offener Misthaufen von oben mit Erde belegt, hin und wieder aber Rinnen gelegt werden, um, wenn es Noth thut, Mistwasser darauf zu gießen oder zu leiten, daß sich solches hierdurch in den Mist hinein ziehe, welches um so nöthiger ist, wenn es Pferdemist, oder anderer Mist, der mit Pferdemist schichtweise vermengt worden, ist.

Man unterscheidet in der Landwirthschaft **Hofdünger** von dem **Stalldünger**. Jener ist ein solcher, welcher niemals im Stalle gewesen, sondern aus dem auf dem Viehhofe umher zerstreuten Stroh entstanden, von dem umher gehenden Viehe zertreten und zum Theil bemistet worden. Auf großen Gütern bleibt er vom Herbste bis gegen oder in den zukünftigem Sommer liegen, da er denn zusammen gebracht, und auf den Acker gefahren wird. Dieser Hofmist ist der allerschlechteste. Er sollte zu Anfange des Frühlings, wenn er nach einem Regen zusammen gebracht, und entweder vor sich allein, oder mit anderm Miste vermischt, so in Haufen aufgelegt werden, als kurz zuvor für den geringen Landmann angerathen worden, damit der Acker nicht mit einem zu magern Dünger betragen werden dürfte.

Mistel, eine Schmarotzerpflanze, und weil selbige häufig auf den Eichbäumen wächst, die **Eichenmistel**, sonst auch **heiliges Kreuzholz, Heil aller Schaden, Vogelleim, Ginster, Kinster, Kenster, Affolte, Marentocken** genannt, Viscus quernus offic. Viscum album L. Dieses überall bekannte Gewächse findet sich auf allerley Bäumen, am häufigsten aber auf den Eichen. Die Fortpflanzung geschiehet vornehmlich durch die Vögel, welche die, an ihren Federn und an dem Schnabel anklebenden, Beeren an Ort und Stelle bringen, oder auch durch die Winde im Spätherbste. Die Beere oder der Saamen klebt, wegen des dabey befindlichen leimichten Wesens, leicht an den Aesten der Bäume. Man hat von je her die auf Eichen wachsenden Misteln besonders als Arzney, und eigentlich als ein Mittel wider die fallende Sucht empfohlen; es stimmen aber nicht alle Aerzte darinn überein. Daß aber einiger Unterschied in Ansehung der Kräfte der Mistel Statt finde, nachdem selbige auf verschiedenen Bäumen wächst, kann uns deshalb wahrscheinlich seyn, da andere Schmarotzerpflanzen, wie sonderlich von der Flachsseide bekannt ist, von der Pflanze, worauf sie wachsen, Geruch und Geschmack annehmen. Die Beeren sind scharf und bitter, und man will sie für giftig halten; sie purgiren heftig; doch sollen die Ziegen die frischen Beeren gern fressen, und der Mistler, Turdus viscivorus, hat von dem Genusse derselben seinen Namen erhalten. Man gebraucht diese Beeren zu dem Vogelleim, indem man sie so lange mit Wasser kocht, bis sie aufspringen. Hernach zerstößt man sie in einem Mörsel, und wäscht sie mit Wasser wieder so lange, bis alles Leimichte von dem häutigen Wesen sich abgesondert, und im Wasser aufgelöset hat; hierauf wird dieses Wasser wieder so weit eingekocht, bis der Leim seine gehörige Dicke erhalten hat.

hat. Es kann auch Leim, nach du Hamels Berichte, aus der Rinde des Strauches erhalten werden.

Mitgabe, muß von der Ausstattung unterschieden werden. Letztere bestehet in Ansehung der Söhne, welche eine abgesonderte Wirthschaft anfangen, darinn, daß sie dasjenige bekommen, was zu deren ersten Einrichtung, und zur Anschaffung der Geräthschaften, welche zum Betriebe ihres Gewerbes unentbehrlich sind, erfordert wird. Auch den heyrathenden Töchtern gebühret dergleichen Ausstattung, so weit dieselbe zur Hochzeit und zur ersten Einrichtung ihres Hauswesens erforderlich ist. Außer solcher Ausstattung sind Kinder, vermöge der Gesetze, niemals befugt, eine Mitgabe oder Brautschatz von den Aeltern zu fordern. Auch wenn die Aeltern eine Mitgabe, ohne weitere Bestimmung einer gewissen Summe oder Sache, versprochen haben, sind sie nur zu dieser Ausstattung verpflichtet. Haben sie aber den Kindern einen Brautschatz oder Mitgabe, über die Ausstattung, aus eigener Bewegung wirklich zukommen lassen: so wird in zweifelhaften Fällen vermuthet, daß solche aus dem eigenthümlichen Vermögen der Kinder, so weit dasselbe dazu hingereicht hat, genommen worden. Haben die Kinder kein eigenthümliches Vermögen: so gilt die Vermuthung, daß der Brautschatz, oder die Mitgabe, aus dem Vermögen des Vaters gegeben sey. Ist der Vater nicht mehr am Leben: so wird der Brautschatz oder die Mitgabe aus dem Vermögen der Mutter, ohne Beytrag des Stiefvaters, genommen zu seyn geachtet, wenn gleich letzterer ausdrücklich darein gewilligt hätte. Nur bey der Gemeinschaft aller Güter wird vermuthet, daß der den Kindern gegebene, und nicht aus ihrem eigenthümlichen Vermögen geflossene Brautschatz aus dem gemeinschaftlichen Vermögen genommen worden sey. A. L. R. Th. II. Tit. II. §. 244 ff.

Mittelsalze, Salia media, neutra, salsa, enixa, werden diejenigen Salze genannt, welche einen salzichten Geschmack haben, weder mit einem Sauren, noch mit einem Alkali aufbrausen, und, wenn sie recht gesättigt sind, den Veilchensaft weder roth noch grün färben. Man theilt sie in feuerbeständige und flüchtige Mittelsalze. Feuerbeständige werden genannt, welche im Feuer zwar verändert, aber nicht in die Höhe getrieben werden können; flüchtige hingegen, welche durch einen, mehr oder weniger starken, Grad des Feuers in die Höhe getrieben werden.

Mobiliarvermögen, darunter werden alle bewegliche Sachen verstanden, welche nicht Pertinenzstücke einener unbeweglichen sind.

Mobilien, begreifen Möbeln, Hausrath und Geräthschaften unter sich.

Maulbeerbaum, Morus. Von dieser Gattung sind folgende Arten zu bemerken:

1) **Schwarzer Maulbeerbaum**, M. nigra L. Vaterl.: Italien, am Meerstrande, Persien. Stamm: aufrecht, groß, rauch, theilet sich in eine große, äßige, weit umher ausgebreitete Krone, 20 F. hoch und darüber. Blätter: herzförmig, rauch. Früchte: große, saftige, schwarze Beeren, die nicht eher erfolgen, als bis der Stamm eine gewisse Stärke und eine gute Anzahl Jahre erreicht hat. Dieser Baum ist unter den übrigen der einzige, welcher um seiner Früchte willen angepflanzt wird. Er ist aber sehr weichlich, und leidet leicht Schaden bey starkem Froste. Man pflegt ihn daher gern zwischen Gebäude zu setzen, wo er vor starken Winden Schutz hat, und doch die Sonnenstrahlen genießen kann. Die Früchte reifen zu Ende des Aug. und Anfange des Septembers, und zerquetschen sich leicht, wenn sie auf einen harten Boden herabfallen, weshalb man, um solches zu verhüten, unter dem Baume, so weit dessen Zweige reichen, Stroh ausbreiten muß, da man sie dann von selbst abfallen läßt, oder gelinde schüttelt, indem sie nicht alle zu gleicher Zeit reif werden. Sie faulen, wenn sie reif geworden sind, in wenig Tagen, und sind doch nicht eher zu genießen. König Friedrich II. war ein großer Liebhaber dieser Frucht, weshalb zur Befriedigung seines Geschmacks immer einige Bäume in dem Garten zu Sanssouci unterhalten werden mußten. Um von den Früchten längern Gebrauch zu machen, kann man den süßsäuerlichen Saft mit Zucker einkochen; dergleichen Syrup ist für Kranke ein erquickendes Mittel. Das in den Apotheken befindliche Diamorum wird aus Maulbeersaft und Honig gemacht, und dieses allein, oder mit Wasser aufgelöset, lindert den Durst, die Schärfe des Halses und der Brust. Auch wird der Saft mit rothem Weine vermischt, um selbigem eine schöne dunkle Farbe und angenehmen Geschmack zu verschaffen.

2) **Weißer Maulbeerbaum mit herzförmigen glatten Blättern**, M. alba L. Dieser Baum ist bey uns nunmehr, besonders im Preußischen, aufs häufigste überall zu finden, weil wir mit dessen Blättern die Seidenwürmer füttern. Es wird daher von Cultur dieser Art Bäume hernach die Rede seyn, und hier bemerken wir nur die Abart davon, welche purpurröthliche Früchte trägt. Dieser gemeine Maulbeerbaum verdienet aber auch als Forstbaum angepflanzt zu werden, weil sein Holz eben so lange im Wasser dauert, als das festeste Eichenholz, und von Zimmerleuten und Tischlern auf mannichfaltige Art, auch zu kleinern Arbeiten, z. E. zu Spinnrädern, Faßreifen u. s. w. genutzt werden kann. Die Beeren werden von den Kindern und Erwachsenen des gemeinen Volks, als eine der ersten Baumfrüchte im Jahre, gern gegessen. Man kann auch die gemeinen Hofhühner, Truthühner, Gänse und Enten damit erhalten, wenn sie unter die Bäume hingetrieben werden, um die abgefallenen Beeren aufzusuchen, als wovon sie, da die Beeren nach und nach reif werden und abfallen, oder durch das Schütteln der Zweige nach Nothdurft dem Hausgeflügel verschafft werden, 2 — 3 Wochen eine vortreffliche Nahrung haben, wobey man denn alle übrige sonst gewöhnliche Fütterung ersparen kann. Auch die Sperlinge und andre kleine Vögel lieben

ben diese Frucht, besonders aber die Byrole oder der Kirschvogel, welcher, wo er Maulbeeren findet, ihrentwegen noch sehr spät auf den Maulbeerbäumen zu sehen ist. Wo man aber das Hausgeflügel nicht hintreiben kann, da sollte man Tücher unter die Bäume hinbreiten, und die abgeschüttelten Beeren darauf einsammeln, um solche dem Geflügel zu Hause vorzuschütten. Die Hühnereyer, besonders aber die jungen Hühner, bekommen davon einen sehr guten und feinen Geschmack. Auch kann man den Saft der Beeren auspressen, und zu einem Syrup, welcher zur Versüßung der Speisen zu gebrauchen ist, einkochen.

3) **Papiermaulbeerbaum**, M. papyrifera L. **Vaterl.**: Japan. **Stamm**: 20 — 30 F. hoch. **Blätter**: handförmig, einige 3 — 5 lappig, schön starkgrün. **Früchte**: klein, schwarz, steifborstig. In China und Japan hat man von diesem Baume große Plantagen, und hauet die Stämme 1 F. hoch über der Erde ab, macht auch aus der Rinde der einjährigen Schüsse Papier.

4) **Virginischer, oder rother Maulbeerbaum**, M. rubra L. **Vaterl.**: Virginien. **Stamm**: 30 Fuß hoch und darüber, mit großen Zweigen, die Rinde der jungen Schüsse schwärzlich. **Blätter**: herzförmig, auf der Unterfläche zottig, größer als die des gemeinen Maulbeerbaums, und rauher, übrigens aber denselben etwas ähnlich. **Blumen**: in walzenförmigen Kätzchen, die denen der Birke ähnlich sind. **Beeren**: groß, dunkelröthlich. Dieser Baum, sagt du Roi, nimmt auch in den härtesten Wintern keinen Schaden.

Maulbeerplantage, ein mit Maulbeerbäumen bepflanzter Ort, der die Grundlage zur Betreibung des Seidenbaues ausmacht. Um Maulbeerbäume, ohne baare Ausgabe zu haben, selbst zu erziehen, wird guter Saame erfordert, welcher von solchen Bäumen, die mit dem Ablauben verschont worden, gesammelt wird. Die reifen, von selbst abfallenden, oder abgeschüttelten Beeren werden zerdrückt, und in ein Gefäß gethan, worin man sie 24 — 28 Stunden läßt, bis sie in eine kleine Gährung kommen. Hierauf werden sie in ein Tuch geschlagen, damit der Saft ablaufe, dann wieder in ein Gefäß geschüttet und ein wenig Wasser darüber gegossen, um die Saamenkerne vom Fleische zu trennen. Von diesem Wasser schöpft man, nachdem es einige Zeit gestanden, alles Unreine ab, gießt frisches Wasser hinzu, und läßt es immer wieder, indem man das Gefäß schräge hält, abfließen, bis nichts weiter als der reine Saame übrig bleibt. Ueber diesem Saamen wird alsdann wieder frisches reines Wasser gegossen, und dadurch der gute Saame von dem schlechten abgesondert; jener wird allemal, weil er schwerer ist, niedersinken, und der leichte oben schwimmende ohne Mühe abgeschöpft werden können. Der gute Saame wird hierauf aus dem Gefäße genommen, auf ein Tuch ausgebreitet und getrocknet. Ist er trocken: so wird er nochmals gereinigt, und an einem trocknen Orte verwahret; er muß aber nicht über ein Jahr alt werden, wenn er zum Säen gut seyn soll.

Die beste Zeit zur Aussaat ist die Mitte des May's, wenn kein Frost oder kalte Witterung mehr zu besorgen ist. Die Saamenbeete, welche nur von mittelmäßiger Güte und nicht frisch gedünget seyn

dürfen, werden mit dem Spaten tief umgegraben, und glatt oder fein geharket. Ein Beet darf nicht über 3 F. breit seyn, damit man bequem jäten und gießen könne. Die Länge kann willkührlich seyn. Auf die 3 F. abgetretenen Beete nun wird der Saame in Linien gesäet, wozu vorher 4 Linien nach der Schnur mit einer Harke gemacht werden, die mehr breit als tief seyn müssen, indem der Saame nur wenig Erde über sich haben muß. Er muß aber so dünne gesäet werden, daß jedes aufgehende Pflänzchen etwa 1 Z. breit von dem andern zu stehen komme. Der ausgestreuete Saame wird in den Rinnen, wenn der Boden schwer, $\frac{1}{4}$ Z., wenn er aber leicht ist, $\frac{1}{2}$ Z. dick mit klein geriebener Erde so zugedeckt, daß eine kleine Vertiefung in den Rinnen bleibe, damit das Wasser desto besser einziehen könne. Sobald der Saame auf vorbeschriebene Art gesäet ist, muß das Saatbeet mit Fluß- Regen- oder von der Sonne erwärmten Wasser so stark angegossen werden, daß sich die Erde fest setzen und sich mit dem Saamen vereinigen könne. Es muß aber nicht so stark in der Folge begossen werden, daß die Erde von den aufkeimenden Pflänzchen abgespült, und diese fortgeschwemmt werden. Man bedienet sich hierzu einer Gießkanne, die mit einem durchschlagartigen Kopfe versehen ist. Sobald die Pflanzen 2 F. hoch und einen Federkiel dick sind, versetzt man diejenigen, welche solches Maaß erreicht haben; die übrigen läßt man noch ein Jahr auf ihrer Stelle stehen und heran wachsen, da man sie dann mit einer Heckenscheere dicht über der Erde abschneidet. Die Pflanzen von obbeschriebener Größe werden bey Hunderten ausgenommen, die Erde aber ein wenig an ihre Wurzeln angedrückt, die Leinwand aber, worin sie gewickelt sind, oder die Kiste, worin man sie gelegt, und welche oben und unten mit Luftlöchern versehen seyn muß, begießt man unterweges, wenn Zeit dazu erfordert wird, um sie zur Baumschule zu bringen und einzusetzen. Man läßt vom Anfange des Apr. bis in den May das zur Baumschule bestimmte, und wie zur Saatschule zubereitete, Land umgraben, eben harken, und in 6 F. breite Quartiere zu 3 Linien, oder in $3\frac{1}{2}$ F. breite Länder zu 2 Linien, und zwischen den Ländern einen Steig von 2 F. breit, abtreten. Auf jedem so abgetheilten Lande werden 3 oder 2 Reihen Bäume, und die Bäume in jeder Reihe $2\frac{1}{2}$ F. vom Steige entfernt, gepflanzet und die dritte Reihe nimmt die Mitte des Landes ein. Die Bäume setzt man so, daß die der zweyten Reihe gegen die der ersten und dritten schräge stehen, folglich ihrer drey auf dem Felde ein gleichseitiges Dreyeck bilden, und solchergestalt auf allen Seiten in gleicher Entfernung von einander zu stehen kommen. Auf solche Weise kann kein Baum den andern mit der Wurzel zu nahe kommen und ihm die Nahrung entziehen. Die Verpflanzung in die Schule kann vom Ausgange des März, wenn eine gelinde Witterung einfällt, bis gegen die Mitte des Maymonaths geschehen. Die mit einem Spaden behutsam aus der Erde genommenen Bäumchen werden am Stamme und an den Wurzeln beschnitten. Erstere stutzet man auf 4 — 5 Augen; von letztern schneidet man das Faserichte ab; die starken und gesunden schneidet man, wenn es Seitenwurzeln sind, bis auf ein Paar Zolle ab, auch wohl, wenn sie in die Tiefe gehen, 3 — 4 Zoll, so, daß man das Bäumchen mit einem Stock, wie eine Kohlpflanze, setzen kann; setzt sie, in obbeschriebener Weite und Ordnung, etwas tiefer ein,

ein, als sie zuvor im Saamenbette standen, weil sie, wenn sich die Erde hernach sackt, doch weiter hervor kommen, tritt sie an, damit sich die Erde an die Wurzeln gut anlege, und begießt sie. Wollen einige Bäumchen nicht fort wachsen: so untersucht man ihre Wurzeln, ob sie nicht etwa hohl liegen, in welchem Falle man sie mit den Händen gut andrückt und gut begießt. Zugleich muß man die Sprößlinge, die aus den Wurzeln oder nahe an der Erde ausschlagen, wegschneiden.

Zur Ersparung der Baumpfähle zieht man die Bäume so, daß sie sich selbst halten können. Man stutzt sie nämlich alle Frühjahre im März oder April auf den vorjährigen Wuchs wie die Hecken, mit dem Unterschiede, daß man alle Jahre einige der stärksten Seitenäste wegschneidet, und formiret ihnen nicht eher die Krone, bis der Baum so stark geworden, daß er sie allein halten kann. Man nimmt ihnen aber nicht alle Seitenäste, daß der Baum auch Trieb und Zug von oben behalte, weshalb man sie so lange stehen läßt, bis eine Krone formirt werden kann. Indessen werden doch jährlich einige der stärksten Seitenäste weggeschnitten, damit der Baum nicht zu viele und große Wunden bekomme, wenn man sie bey Formirung der Krone auf einmal kappt. Die Krone stutzt man alle Frühjahr auf ein Paar Augen des vorjährigen Wuchses an jedem Aste, damit sie für den Baum nicht zu schwer werde und dieser gar zerbreche. Hat man die Bäume vier Jahre in der Baumschule stehen lassen: so hebt man die besten und stärksten aus, um sie ins Freye zu versetzen. Die Bäume müssen 28 — 30 F. weit von einander abstehen. Jedes dazu bestimmte Loch muß im Durchschnitt 6 F. weit und 3 F. tief gegraben werden. Will man die Bäume in Linien pflanzen: so kann man auch, an Statt einzelner Löcher, einen Graben, so lang als die Reihe seyn soll, 6 F. breit und 3 F. tief ziehen lassen. Das Verpflanzen kann, nach Beschaffenheit der Witterung, schon im März unternommen und bis in den May hin fortgesetzt werden. Die Wurzeln werden beschnitten, und alle Aeste und Zweige der Krone gestutzt. Jeder Baum muß von der Wurzel an bis zur Krone im Stamme 7 F. messen, davon kommen 2 F. in die Erde, und von der Erde bis zur Krone 5 F. Die Wurzeln werden in der Grube aus einander gelegt, und sogleich mit guter, an der Sonne ausgewitterter, Erde zugedeckt. Nächstdem legt man, wie solches in Italien zu geschehen pflegt, 3 Bündel kleine Reiser von beliebiger Art, in Gestalt eines Dreyecks, um den Baum, so daß derselbe in der Mitte stehe; und hierauf legt man eine Karre Mist, welches man für besser halten will, als schwarze Erde, und zuletzt wird das Loch mit der übrigen daneben liegenden Erde vollends zugeworfen. Diese ins Freye versetzten Bäume bleiben im ersten Jahre unbehackt und unbeschnitten; nur die Schößlinge entlangs dem Stamme werden von Zeit zu Zeit weggenommen. Im zweyten Jahre behackt man sie zweymal, im May und August; zugleich nimmt der Schnitt die überflüßigen Reiser hinweg, und verkürzet die 4 bleibenden bis auf 4 — 5 Augen, welche forthin frey fortgehen sollen, ohne daß sie anders als allemal im dritten Jahre beschnitten würden. Noch ehe das dritte Jahr, nach dem ersten im zweyten Jahre nach der Pflanzung verrichteten Schnitte, herankömmt, mag man von diesen jungen Bäumen, welche stark und im guten Wachsthume sind, einige Blätter ablauben, die übrigen Bäume aber

gänzlich damit verschonen. Diesem nach wird nun das Beschneiden alle 3 Jahr vorgenommen, und man befreyet hiedurch den Baum von allen queer stehenden und inwärts hinein gehenden Reisern und Zweigen, welche ihn verunstalten. Das dürre Holz wird gänzlich hinweg genommen. Alle übrigen Reiser und Zweige, welche beybehalten werden, verkürzt man dergestalt, daß nur 4 — 6 Augen über dem nächst vorher verrichteten Schnitte stehen bleiben. Die Zeit dieser Beschneidung ist am füglichsten während des Seidenbaues, wenn man das Laub davon für die Würmer gebrauchen kann. In den folgenden 2 Zwischenjahren aber belaubt man die Bäume, ohne sie zu beschneiden.

Uebrigens hat man bey der dritten und bey jeder folgenden Beschneidung, welche von 3 zu 3 Jahren, oder, wenn die Bäume keinen starken Trieb zeigen, von 4 zu 4 Jahren vorgenommen werden kann, besonders darauf zu merken, daß man die nun immer häufigern Zweige, welche aus den bey jedem Schnitte gebliebenen Augen ausgetrieben sind, so verschneide, wie es der Schönheit, Dauer und Nutzbarkeit der Bäume am meisten angemessen seyn kann. Hierzu dient vornehmlich der so genannte **Gabelschnitt**, oder der Kunstgriff, alle über dem letzten Schnitte hervor getriebenen Reiser um 4 — 5 Augen höher auf die Art zu verschneiden, daß sie insgesammt wie Gabeln über dem ältern Schnitte stehen, und der ganze Baum eine runde, oben aber platte, mehr in die Breite, als in die Höhe ausgedehnte Figur bekomme. Wollte man sich diesen Kunstgriff recht geläufig machen, und ihn unausgesetzt bey dem Beschneiden anwenden: so würden daraus viele Vortheile erwachsen: der Baum würde seine Wurzeln mehr ausbreiten und dergestalt verstärken, daß er ein viel höheres und gesünderes Alter, als andere anders behandelte Bäume, erreichen könnte; sein Stamm würde kräftiger werden; den Pflückern würde das Ablauben sehr erleichtert; sie bedürften keiner langen Leitern; dürften nicht Leitern, die leicht die Aeste beschädigen, an die Krone anlegen; wären weniger in Gefahr, herunter zu fallen; könnten mit einer 3 F. langen Baumleiter überall um und auf dem Baume umher langen, und von so wohlgestalteten Bäumen vortreffliches Laub einsammeln.

Unter den jungen Bäumen findet man zuweilen einige, die kleine schmale, tief eingeschnittene Blätter haben, welche den Seidenwürmern, besonders nach der dritten und vierten Häutung, schädlich sind. Auf diese kann man Zweige oder Augen von einem Baume, der gute, breite, runde Blätter hat, oculiren. Die Methode mit der Pfeife zu impfen, wird für die schicklichste gehalten. Man nimmt von dem Baume, dessen Art man einsetzen will, einen Zweig in der Dicke eines Schwanenkiels, schneidet ihn auf beyden Seiten so weit ab, daß er 2—3 Augen behält. Von diesem Zweige wird die Rinde durch gelindes Hin- und Herbewegen, in Form eines Pfeifchens abgelöset; den Stamm, den man impfen will, schneidet man so weit ab, daß dieses Pfeifchen auf die Stelle, wo man vorher die Rinde abgelöset hat, so genau passe, daß es darauf gewachsen zu seyn scheint; alsdann wird es mit Bast ein wenig gebunden, damit es genau an den Stamm anschließe, und dessen Saft in sich ziehe. Nach einigen Wochen muß der Bast wieder ein wenig gelöset werden, sonst schneidet er ein, und verhindert das Wachsthum. Will man aber oculiren: so geschiehet solches nach der, bey den Obstbäumen

men gewöhnlichen, bekannten Art. Es giebt aber Hr. Behneke in seinem Tractate vom Seidenbau u. der Maulbeerbaumzucht hiebey den wohlgemeynten Rath, daß man sich auf das Oculiren und Aechtmachen der Bäume nicht einlassen solle, indem die Erfahrung hinlänglich gezeigt habe, daß dergleichen Bäume sich in unsern nördlichen Gegenden nicht lange halten. Er sagt ferner, daß in den Preußischen Landen, z. B. in dem letzten Jahrzehend, viele tausend Bäume oculirt worden, wovon fast kein einziger mehr vorhanden sey; der oculirte Baum treibe ein sehr großes Blatt, welches wasserreicher, poröser und weichlicher sey, als das des wilden oder gemeinen Baumes, weil es von der Sonne in unsrer Zone nicht gehörig präpariret werden könne, und daher weniger den Würmern gedeihlich sey, als das Blatt von den gemeinen weißen Bäumen. Hr. Matteo Liverati sagt in seiner Anweisung zum Seidenbau, welche zu Potsdam 1785 auf Befehl des Königs Friedrich II. herausgegeben worden, daß er in ganz Italien nirgends so gut gewartete Maulbeerbäume, als um Verona, gesehen habe. Der Boden da herum sey meistentheils Sandland, wie im Brandenburgischen, daß also in letzterm Lande die Bäume eben so gut für die Würmer zu erziehen wären, wenn man das Verfahren der Veroneser bey der Pflege und dem Schnitte, (die Anweisung hiezu ist die eben zuvor beschriebene), nachahmte; der trockne, leichte Sandboden sey zu den Maulbeerplantagen schicklicher als jeder andere; im allzu settem, lehmichten, thonichten und harten Boden kämen die Bäume nicht so gut fort, und die Bäume in feuchte Gründe zu verpflanzen, gäbe ein Laub, welches für die Würmer unbrauchbar sey. (Laub von in feuchtem Boden stehenden Bäumen, ist, wenn nicht höchst dürre Jahre sind, den Würmern tödtlich, wie ich solches in meiner Nachbarschaft mit eigenen Augen zum öftern mit angesehen habe; die Würmer bekommen davon die Wassersucht und platzen.) Vorgedachter Hr. Liverati giebt auch den Kunstgriff an, welchen man anwenden kann, die Güte des Laubes zu prüfen: Wenn nämlich das Laub auf dem Baume 25 Tage alt geworden ist, lege man ein Blatt auf die flache Hand, und rolle es mit der andern eine Zeit lang über einander; sieht das auf- und zugerollte Blatt nun aus, als ob es zerschnitten oder zerbrochen wäre: so ist daraus abzunehmen, daß es viele feste Theile, und einen nicht sehr wässerichten Saft enthalte, und also von der brauchbarsten Art sey; wenn im Gegentheil aber ein solches Blatt nach dem Reiben nicht zerbrochen aussieht, sondern welk ist, und sich wie weiches Papier zusammen rollen läßt: so giebt dieses ein Zeichen ab, daß es sehr viel wässeriges Wesen enthalte, und folglich für die Würmer kein taugliches Futter abgeben, sondern sie krank machen würde.

Will man einen Seidenbau anlegen, und nicht so lange warten, bis die Bäume dazu in der Plantage groß geworden: so kann man Hecken anlegen. Wenn schon die Würmer von den Heckenblättern nicht so viel Seide geben, auch nicht so starke Fäden spinnen, als man durch die Blätter von alten Bäumen erlangen kann: so ersetzt doch die Menge der Blätter, welche die Hecken in wenig Jahren geben, nebst der Bequemlichkeit des Pflückens, welche die Kosten merklich vermindert, diesen Fehler reichlich. Auch brechen die Blätter von den Hecken früher aus, als alle übrigen. Diese Blätter sind zärter, weniger saftvoll, und daher der Nahrung des Seiden-

wurms in seinem ersten Alter völlig angemessen.

Die Anlage der Hecken geschiehet also: Man ziehet einen Graben 2 F. breit und 3 F. tief. Einen Fuß füllet man wieder mit der ausgeworfenen Rasenerde, und verfährt übrigens wie bey der Baumschule. Es gehöret gutes Land dazu, und zweyjährige Pflanzen aus dem Saamenbeete sind am besten zu gebrauchen. Es haben aber die Hecken den Nutzen, daß man sie zu der Zeit, da man die Blätter braucht, auf ein Paar Augen des vorjährigen Wuchses beschneidet und gar nicht pflücket; und so bekömmt man mit wenigen Kosten die meisten Blätter herunter, indem eine Person mit dem Messer mehr Blätter schafft, als 4 Personen mit Pflücken; durch jenes wird die Hecke nicht so geschwächt, als durch dieses, indem sie sogleich die Aeste, die sie behalten hat, forttreibt; sie bleibt grün, und dient zur Zierde des Gartens. Sind aber die Hecken auf solche Weise einige Jahre hindurch genutzt worden: dann ist es am besten, die Hauptstämme durch das Abschneiden einiger untern Zweige, welches alle Jahre um die Zeit geschehen kann, da man die Blätter für die Würmer braucht, zu Zwergbäumen zu machen, und je nachdem sie sich stärken und ausbreiten, die zu dichte stehenden anders wohin zu verpflanzen, die stärksten aber auf 6, 9 bis 12 F. aus einander auf ihrem Standplatze stehen zu lassen; dann werden sie sich, weil sie Luft bekommen, schnell ausbreiten, die gemachten Lücken ausfüllen, und ungleich mehrere und bessere Blätter, als die Hecke vorhin hatte, geben. Diese so genannten Stammhecken sind daher nützlicher für den Seidenbau, als die Gartenhecken, weil sie mehr Luft haben, und wenn sie zu dicht wachsen, man die Stämme, einen um den andern, heraus nehmen kann; ihre Blätter sind daher gesunder als das Laub von den dichten Gartenhecken. Noch muß man bemerken, daß man nicht zu lange den Wurm mit Heckenblättern ernähren, und das Baumblatt nur ganz zuletzt zu Hülfe nehmen müsse; die Bäume würden sehr darunter leiden, und im nächstfolgenden Jahre nur halb so viel Blätter geben, weil sie keine neue Triebe, nach erhaltenem zweyten Sommersaft, würden machen können. Man entlaube also die Hecken nur so lange, bis der Baum uns seine Blätter darbietet.

Der weiße Maulbeerbaum nimmt übrigens alle Gestalten an, die ihm ein geschickter Gärtner geben kann und will, und läßt sich zu Bogengängen, Boscagen, hohen und Brusthecken, u. s. w. ziehen. Im Frühlinge dient das erste Blatt zur Nahrung des Seidenwurms, bald aber bekleidet sich das Holz wieder mit dem zweyten Blatte, so daß diese Zierde der Gärten nur auf eine kurze Zeit ihres Grüns beraubt ist. Um dergleichen Lusthecken bedient man sich der jungen Bäumchen, so wie sie aus dem Saamenbeete kommen, und pflanzt sie auf die gewöhnliche Weise. Man zieht die Triebe und Zweige von jedem Jahre, vermittelst der Queerstäbe und Pfähle, im Spalier, wie solches bey der gewöhnlichen Charmille geschieht.

Noch kann man die Maulbeerbaumplantagen aus **Zwergmaulbeerbäumen** bestehen lassen, wozu aber eingefriedete Plätze, oder solche gehören, zu welchen kein Vieh kommen kann. Auch müßte man dabey auf die Eigenschaft und Lage des Platzes sehen. Wäre der Grund etwas tief, und das Erdreich fett und lehmicht: so würden die Bäume zwar gut gedeihen, die Blätter aber dem Seidenwur-

me

me verderblich seyn. Es müssen daher die Zwergbäume einen leichten und hohen Boden bekommen. Die ganze Pflanzung wird rautenförmig angelegt, und die Bäume werden 6 F. aus einander gesetzt. Der Stamm derselben muß nicht höher als 6 bis 7 Zoll, und dabey oculirt seyn, weil der wilde Maulbeerbaum langsamer treibt, und nach einigen Jahren weiter nichts, als ein stachlichtes Gesträuch, ein dichter Busch ohne Blätter und gutes Holz, seyn würde; zween Vortheile, auf die man bey Anpflanzung dieser Art wohl zu sehen hat!

Endlich muß man bey Anlegung der Saat- und Baumschulen, der Hecken und Pflanzungen von Zwergbäumen auf dem Lande darauf Rücksicht nehmen, daß man, falls ein Hasengehäge in der Gegend ist, solche eingezäunte oder gut verwahrte Plätze wähle, wo der Hase nicht einspringen oder zukommen kann. Denn er schälet die Rinde ab, so weit er kommen kann, wie denn noch zu Ende des vorigen Jahres viele Baumschulen bey dem tief gefallenen Schnee von den Hasen gänzlich ruiniret worden sind. Die Baumschulen wären aber doch zu retten gewesen, wenn man die Schäfte mit Stroh verbunden gehabt hätte; nur mit den Zwergbäumen hätte solches nicht wohl angehen können, da jeder niedrige Zweig eine solche Umwicklung mit Stroh nöthig gemacht hätte; da hingegen ein ganz gerader Schaft der jungen Bäume in der Baumschule zum Einbinden mit langem geraden Stroh wenig Mühe erfordert.

Zuletzt ist noch zu gedenken, daß Hr. Behneke 4 Hauptgattungen des weißen Maulbeerbaums, deren man sich zum Seidenbau bedienet, annimmt. Diese sind 1) der gemeine weiße, oder wilde, welcher aus seinem eigenen oder eines edlen Maulbeerbaums Saamen kommt; 2) Der edle Maulbeerbaum, welcher aus dem Saamen des Spanischen oder Italienischen, oder aus dem Saamen eines, auf diese beyden Arten oculirten, oder endlich aus dem Saamen eines schlechthin oculirten Maulbeerbaums entstehet; 3) Der Spanische Maulbeerbaum, giebt eine weiße Frucht, sein Blatt ist von der Größe einer Hand, und läuft spitz zu, in der Gestalt eines Herzens. Man hat vor einigen 20 Jahren eine Anzahl Stämme von Cadix nach Stettin kommen lassen; und sie sind daselbst sehr gut fort gekommen; 4) der Italienische Maulbeerbaum, trägt eine aschgraue Frucht, hat ohngefähr ein eben so großes Blatt und dieselbe Gestalt, als die vorhergehende Art, ist aber dabey hellgrüner, glänzender, dünner, zarter, und der Nahrung des Wurms in allen seinen Häutungen weit angemessener. Man hat ihn hier zu Lande verworfen, weil man vermeynet, daß er sich weder an unsern Boden noch an unser Klima gewöhnen werde.

Zu Lyon ist er in der Mitte dieses Jahrhunderts eingeführt worden, hat anfänglich dieselben Schwierigkeiten daselbst wie bey uns gefunden, in der Folge aber fast alle andere Gattungen verdrängt. Man sollte aber bey uns bedenken, daß die Provinz Lyon einen gebirgichten Boden, eine oft eben so strenge und weit abwechseludere Witterung hat, als die Mark; und daß der unvermuthete Frost, der dort weit häufiger ist als hier, dem Italienischen Maulbeerbaume eben so wenig schadet, als den übrigen Gattungen. Es ist freilich wahr, daß unsre Landsleute in außerordentlich strengen Wintern (doch mehr im späten Nach- als Vorwinter) viele Bäume einbüßen

büßen können; allein Italien selbst ist vor solchen Zufällen nicht sicher.

Die Vorzüge dieses Baums vor andern bestehen in folgenden darüber gemachten Erfahrungen: Die Würmer, mit den Blättern desselben genähret, liefern seidenreichere Cocons, als andere, die mit gemeinen Blättern gefüttert sind; denn von jenen geben 204 ein Pfund Cocons; von diesen 270 Stück ebenfalls nur ein Pfund. Hierwider könnte aber noch die verschiedene Schwere der Puppen zum Einwand dienen. Die Abhaspelung mußte daher ein entscheidenderes Resultat geben. Nach diesem gaben 10 Pf. Cocons von Italienischen Blättern Ein Pf. Seide, und im Organsin zu gebrauchen; hingegen hatte man 12½ Pf. Cocons vom wilden Maulbeerblatte nöthig, um Ein Pf. Seide von derselben Dicke und zum nämlichen Gebrauch heraus zu bringen. Die Güte beyder Seidensorten ist vollkommen gleich gefunden worden. Hieraus folgt nun: daß die Seidenwürmer, denen man das Italienische Maulbeerblatt reichet, eine eben so schöne Seide geben, als diejenigen, die mit dem wilden erzogen werden; daß die erstern besser gesponnene und seidenreichere Cocons verfertigen; und daß der Italienische Maulbeerbaum in aller Absicht diejenige Gattung ist, die man am allermeisten begünstigen sollte.

Es giebt noch mehrere Vortheile von diesem Baume. Sein Blatt läßt sich überaus leicht pflücken, weil der Baum längere und geradere Zweige hat, die sich nicht durchkreuzen, so daß man 10 Säcke Blätter von dieser Art hat, ehe man nur Einen von dem wilde Maulbeerbaume abgelesen haben kann. Dabey ist dieses Blatt nahrhafter; denn man darf den Würmern zur Zeit, wenn sie die meiste Nahrung verlangen, nur 3 — 4mal in 24 Stunden streuen; dagegen ihnen 6 mal frische Blätter von der gemeinen Gattung gegeben werden müssen. Ferner dienet sein zweytes Blatt zur Stallfütterung. Man wartet nämlich nur den ersten Frost und den Herbstnebel ab; alsdann fällt das Laub von selbst ab, und das bisweilen in einer einzigen Nacht. Man kann diesen Blätterfall, wenn man will, durch ein leichtes Schütteln der Bäume befördern; alsdann sammeln Frauen und Kinder die Blätter; man läßt sie hernach 1 — 2 Tage im Freyen trocknen, bringt sie sodann ein, vermischt sie sogleich mit Weizen- oder Roggenstroh, da sie dann weder faulen noch sich erhitzen, und dem Hornviehe eine gute Nahrung darbieten. Hätte man endlich tausend Maulbeerbäume von 18 — 20 Jahren: so würde, durch das jährliche Beschneiden, das nöthige Brennholz für eine ansehnliche Wirthschaft erlanget werden können.

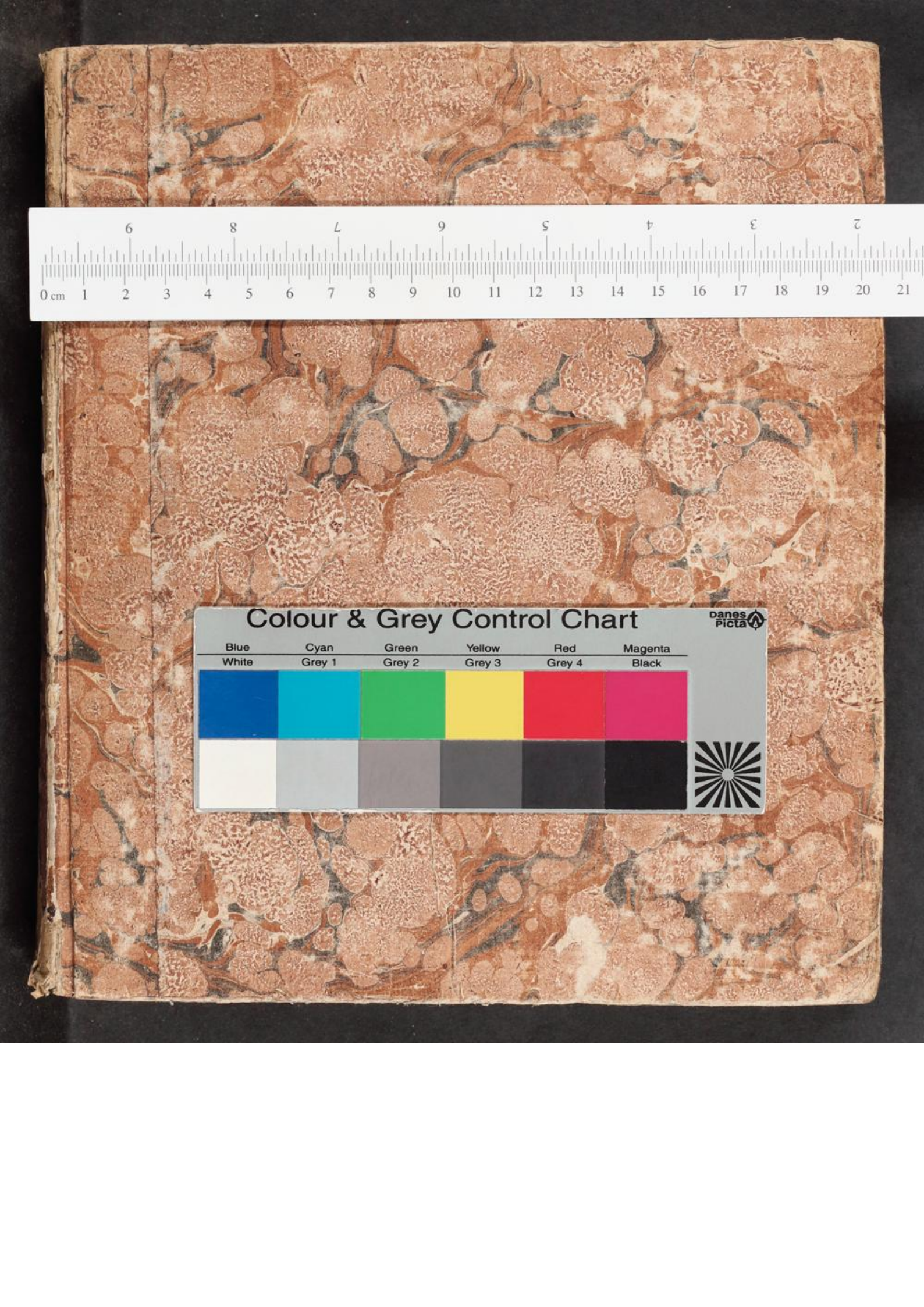
Ende des dritten Theils.

Germershausens
ökonomisches
Lexikon
G — M

628.






Colour & Grey Control Chart
Danes Picta
Blue
Cyan
Green
Yellow
Red
Magenta
White
Grey 1
Grey 2
Grey 3
Grey 4
Black